UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Gerhart
B5

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXXII.

(Juli — August — September 1882.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

3/4296
2. 5. 35

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyri. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchh. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchh. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capetown**, J. H. Rose. — **Capstadt**, Herrmann Michaelis. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchh. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Lima**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm** Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 32

Inhalts-Verzeichniß

zum

Zweiunddreißigsten Bande (Juli — September 1882).

		Seite
I.	Chambord. Von Karl Frenzel. I.	1
II.	Indische Reisebriefe. Von Ernst Haeckel. IV. Kaduwella. — Peradenia. — Kandy	41
III.	Arthur Schopenhauer: Der Zusammenhang seiner Philosophie mit seiner Persönlichkeit. Von Professor F. Paulsen in Berlin	61
IV.	Der Unterschied zwischen Thier und Pflanze. Von Eduard Strasburger	79
V.	Wereschagin's Katalog. Ein Gespräch von Heinrich Homberger	92
VI.	Polnische Belletristik in den letzten zwanzig Jahren. Von Otto Hausner, Mitglied des österreichischen Reichsraths	102
VII.	Schiffer Worse. Erzählung von Alexander Kielland. I.	119
VIII.	Zur deutschen Culturgeschichte	153
IX.	Literarische Notizen	156
X.	Literarische Neuigkeiten	159
XI.	Chambord. Von Karl Frenzel. II. (Schluß)	161
XII.	Indische Reisebriefe. Von Ernst Haeckel. V. Die Galla-Colombo-Straße. — Punto-Galla	201
XIII.	Polnische Belletristik in den letzten zwanzig Jahren. Von Otto Hausner, Mitglied des österreichischen Reichsraths. II. (Schluß)	225
XIV.	Aus der Pfalz und aus Baden, 1849. Briefe eines preußischen Generalstabsofficiers. I.	246
XV.	Schiffer Worse. Erzählung von Alexander Kielland. II.	267
XVI.	Nürnberg und die bayrische Landesausstellung. Von Julius Rodenberg	301

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVII. Deutsche Geschichte 313
XVIII. Neue Literatur über Rußland 315
XIX. Literarische Notizen 317
XX. Literarische Neuigkeiten 319
XXI. Schiffer Worse. Erzählung von Alexander Kielland. III. (Schluß) 321
XXII. Indische Reisebriefe. Von Ernst Haeckel. VI. Belligemma. — Ein zoologisches Laboratorium in Ceylon. — Sechs Wochen unter den Singhalesen. — Basamuna und Miriffa. — Kogalla und Borale. — Matura und Dondera 368
XXIII. Venantius Fortunatus, der letzte römische Dichter. Von Prof. Friedrich Leo in Kiel 414
XXIV. Aus der Pfalz und aus Baden, 1849. Briefe eines preußischen Generalstabsofficiers. II. (Schluß) 427
XXV. Wagner's Parsifal. Von Louis Ehlert 446
XXVI. Zur Lage in Aegypten. Von Gerhard Rohlfs 460
XXVII. Stieler's Atlas. Von Prof. Georg Gerland 466
XXVIII. Caroline und ihre Freunde 473
XXIX. Fontane's Wanderungen 474
XXX. Literarische Notizen 478
XXXI. Literarische Neuigkeiten 479

Chambord.

Von

Karl Frenzel.

I.

Vor dem stattlichen Gasthofe zum „Schwarzen Haupte“ in Blois — über dem Portal ist ein grimmig aussehender, glänzendschwarzer Mohrenkopf angebracht — in der breiten gewölbten Einfahrt wie auf dem ungepflasterten Hofe gab es ein fröhliches Treiben. Von Menschen und Pferden, von Reisenden, Bauern und Dienern des Hauses, von Wagen und Karren und jenen wunderlichen, einem aufgerichteten Korbe ähnlichen, mit grauer Leinwand überzogenen, auf zwei großen Rädern ruhenden, beständig schaukelnden Fuhrwerken, wie sie der Landmann der Touraine benutzt. Linker Hand zu, ein paar dutzend Schritte vom Hause, spannt sich nach der Mitte zu ansteigend und dann sich wieder zum jenseitigen Ufer senkend eine steinerne Brücke über die langsam strömende, zu dieser Maienzeit noch wasserreiche Loire. Auf dem mittelsten Bogen der Brücke erhebt sich eine nach oben zu immer schmäler werdende pyramidalische Säule von grauem Sandstein, deren Spitze eine vergoldete, gerade jetzt in der fünften Nachmittagsstunde von der Sonne hell beschienene Windfahne krönt. Vor dem Gasthofe war es schon schattig, während die weißgrauen kleinen Häuser der Vorstadt Vienne, die Baumgruppen, die Gärtchen und die das Bild abschließenden dunkleren Waldlinien gegen den Horizont im Osten hin von dem mälig aus Gold in Purpur übergehenden Wiederschein der Sonne noch umstrahlt und überflammt waren.

Ein wenig abseits von dem Einfahrtsthor, die Hände auf dem Rücken, betrachtete ein junger Mann, auf der Scheide zwischen den Zwanzigern und den Dreißigern, mit der Ueberraschung und Aufmerksamkeit eines, der dies Schauspiel zum ersten Male sah, die Landschaft, die Gruppen vor dem Hause, das lebendige Hinüber und Herüber auf der Brücke. Die hohen schwarzen Stulpstiefel, mit silbernen Sporen daran, der lang herabfallende Ueberrock von dunkelblauem Tuch mit breiter schwarzer Sammetstickerei an den Aermel- und Taschenaufschlägen, die langschößige, bis zu den Knieen reichende graue Sammetweste, die schwarze

breite, militärisch steife Cravatte, statt des lose geschlungenen Spitzentuchs, verriethen den Reisenden. Eine Weile gingen seine Blicke, unbekümmert um das, was hinter und neben ihm geschah, den stillen breiten Fluß hinauf und hinab und blieben an dem Waldsaum des andern Ufers mit einem wie fragenden und sehnsüchtigen Ausdruck hängen, als suchten sie in jenem Dunkel ein noch nicht zu erkennendes, nur geahntes Ziel. Ein lautes Rufen und Gläserklingen, eine tiefe Baßstimme: „Fontenoy, Raucoux, Laufelt — Respect, Ihr Alle, ich war dabei, ich Jean Mouret, es lebe der Marschall von Sachsen!" und Andere, zwischen Lachen und Schreien, im Chorus darauf: „Es lebe der Marschall von Sachsen und Jean Mouret, der Kastellan von Chambord!" ... das Alles, aus dem offenen Fenster der Schenkstube im Erdgeschoß dringend, ließ den Reisenden sich hastig umkehren und zu dem Fenster schreiten. „Seid Ihr es wirklich, Jean Mouret, mein Braver von Laufelt?" rief er, den Kopf neigend, um besser hinein sehen zu können, in die Stube. Aller Augen richteten sich wie mit einem Schlage auf ihn, Jean Mouret hatte sich von dem Holzschemel erhoben, sein Glas mit dem röthlichen Landwein in der Hand. Eine Secunde schaute er den Fremden ungewiß, in seinem Gedächtniß suchend, an, als dieser aber fragte: „Kennt Ihr mich nicht mehr?" unterbrach er ihn schon: „Ob ich Sie erkenne, mein Capitän! Alle Hüte ab!" und er riß zuerst mit der freien linken Hand den seinigen von dem grau gepuderten Haar, im militärischen Commandoton, als stände er an der Spitze vor einem Gliede Soldaten. „Das ist ein tapferer englischer Capitän, der Herr Baron Hugo von dem Bosquet" — „Busche," verbesserte der Andere, „es geht noch immer nicht mit dem schlimmen Namen, mein Braver. Aber was liegt am Namen, wenn nur die Herzen sich wieder erkennen!"

Gleich darauf stand er im Zimmer, hochaufgerichtet, Alle überragend und zugleich in ein ungemessenes Erstaunen über seine Herablassung versetzend, indem er Mouret die Hand schüttelte, ein Glas auf sein und der ganzen Gesellschaft Wohl leerte und sagte: „Ja, meine Freunde, dieser Jean Mouret ist ein Held, er stand in der vordersten Reihe seines Bataillons, er hat mir mit seinem Bajonett einen Stich in das Bein versetzt, seine Kameraden haben mein Pferd erschossen, und so haben sie mich gefangen genommen" ... er sprach langsamer, als die französische Lebhaftigkeit es liebt, hier und dort mit fremdländischer Betonung, aber mit bestem Anstand und gewinnendstem Ausdruck.... „Sie haben Ihre eigenen Heldenthaten vergessen," rief Mouret und die Worte stürzten ihm nur so aus dem Munde. „Mit seinen hannöver'schen Dragonern hatte er unsere Ulanen aus dem Felde gejagt und den Marschall bei einem Haar gefaßt, zwei Bataillone übergeritten und stürmte wie der Teufel gegen das unsrige vor. Da freilich" — er machte eine Bewegung, die Achsel zuckend und den Arm erhebend, die andeuten sollte, daß zuletzt Jeder einen Stärkeren findet, und der Baron beendete lachend den Satz: „Da freilich war es mit dem Glück des Herzogs von Cumberland und dem meinen zu Ende und Jean Mouret gewann die Schlacht bei Laufelt, die letzte des Krieges!"

Während die Gesellschaft in der Schenkstube noch Mund und Nase über diese Erzählung aufsperrte und das verlorene Gleichgewicht des Phlegma's wieder zu gewinnen suchte, verließ der Baron das Gemach, mit einem Augenwink gegen

Mouret, daß er ihm folgen solle. Ehe dieser aber der Aufforderung nachkam, konnte er nicht umhin, mit der Miene eines Triumphators, die Linke in die Seite gestemmt, sich im Kreise umzuschauen. Hab' ich euch zu viel von meiner Tapferkeit und meinem Ruhm gesagt? Lasse ich mich nicht tief herab, wenn ich mit euch trinke und rede? Das und noch mehr lag in diesem Blick und in der huldvollen, abschiednehmenden Bewegung seiner Rechten, mit der er über die Schwelle schritt.

Draußen, am Ufer auf- und abgehend, fand er den Baron. Er war in freudiger Erregung über das unerwartete Zusammentreffen, es erschien ihm wie ein glückliches Vorzeichen, daß sich seine Absichten erfüllen würden. „Welch' ein Wiedersehen!" sagte er darum. „Denn, staunt nur, wie Ihr mich hier sehet, bin ich auf dem Wege nach dem Schlosse Chambord und sann eben nach, ob ich heute noch oder erst morgen dahin aufbrechen sollte."

Mouret schlug die Hände zusammen: „Nach Chambord wollen Sie! Auf eine Einladung des Herrn Marschalls?"

„Ich komme im Auftrage des Herzogs von Cumberland, und nicht mit leeren Händen. Dort im Hofe die Kisten" — und er zeigte durch den Thorbogen des Hauses. „Ihr rathet nicht, was darin ist! Kacheln zu einem deutschen Ofen, von Meißener Porzellan. Der Marschall hat sich bei seiner jüngsten Anwesenheit in Dresden gegen die Königin von Sachsen über die Kälte in den hohen Zimmern von Chambord beklagt, und daß die französischen Kamine sie nicht erwärmen könnten. Von der Königin hat es der Herzog erfahren und will nun seinem berühmten Gegner im Felde mit Meißener Ofenkacheln eine Ueberraschung bereiten. Es fragt sich nur, ob Eure Töpfer nach der Zeichnung den Ofen werden aufrichten können."

„Warum sollten sie es nicht?" warf sich Mouret in die Brust. „Leute aus Blois haben Chambord gebaut, sie werden auch einen Ofen herstellen können."

„Wir wollen es hoffen," antwortete lachend der Deutsche. „Und da ich Lust hatte, einmal Euer schönes Frankreich, Euer altes Schloß und den Herrn Marschall, der sich meiner nach der Schlacht gerade so freundlich wie Ihr angenommen, zu besuchen, erfülle ich gern die Sendung, mit der mich der Herzog zu beauftragen so gnädig war."

„Den Herrn Marschall treffen Sie heute nicht in Chambord, er wird erst morgen Abend von seinem Schlosse Du Piple zurück erwartet, aber dafür ist hier Jean Mouret, dem es die größte Ehre ist, den erlauchten Gast seines gnädigen Herrn schon an der Loirebrücke begrüßen zu dürfen! Obenein hat er einen Packwagen dem Herrn Baron für seine Kisten anzubieten und zwei Ulanen zur Bedeckung. Seit vorgestern lagern hier in Blois nämlich allerlei Kisten und Kasten für das Schloß aus Paris, auch hübsche Sächelchen in Spitzen und Juwelen für Damen," setzte er leiser mit zwinkernden Augen und einer Miene, die zugleich seine Kenntniß von den Heimlichkeiten Chambord's und die Ueberlegenheit eines Weltmannes ausdrücken sollte, hinzu.

In dem Gesicht des Deutschen zuckte es bei dieser Anspielung auf, seine Lippen öffneten sich schon zu einem Ausruf oder einer Frage, aber eben so schnell

schloß er sie wieder in der Sorge, durch seine Voreiligkeit den Verdacht des Kastellans zu erwecken.

Auf den Kirchthürmen von Blois schlug es sechs Uhr, als der Zug nach Chambord, ein schwer beladener Wagen von vier voreinander gespannten starken normännischen Pferden gezogen, rechts und links ein Ulan des Marschalls, von dem Regiment, das in dem Park des Schlosses lagerte, in phantastischer Tracht, nach Tatarenweise mit blauem Dolman, auf dem Kopfe eine Art Helm aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, der ringsum mit Seehundsfell besetzt war, so daß nur an der blinkenden Spitze das Metall sichtbar wurde, einen Säbel an der Seite, zwei Pistolen im Gürtel, eine Lanze mit rothem Fähnlein in der Hand schwingend, dahinter ein leichter Jagdwagen, auf dem die Schloßbedienten und die zwei Diener des Barons Platz genommen, zuletzt Jean Mouret und Hugo zu Pferde, sich über die Brücke in Bewegung setzte. Unter dem allgemeinen Aufsehen und Nachsehen der Bewohner, die aus den Fenstern schauten oder vor der Thüre standen, und Aller, die des Weges kamen. Einmal aus der Vorstadt, hielt Jean Mouret die langsam feierliche Fortbewegung nicht mehr für nöthig: er nahm mit dem Baron die Spitze des Zuges. Die gemeinsamen Erinnerungen aus dem Kriegsleben milderten im Verein mit der angeborenen Freundlichkeit Hugo's den Unterschied des Standes und der Bildung. Dazu kam, daß der Baron hier in der Fremde war und Ursache genug hatte, seinen Begleiter bei guter Laune zu erhalten. Von den Geheimnissen Chambords konnte ihn Keiner besser als der Kastellan des Schlosses unterrichten. Und für Hugo gab es nach der Aeußerung, die Mouret vorhin hatte fallen lassen, kein Geheimniß in jenem Schlosse — ein Geheimniß, das ihn viel mächtiger als die Unterbringung von Meißener Porzellankacheln und die Hoffnung, den berühmten Marschall, dessen Feldherrnruhm dem des Königs Friedrich von Preußen das Gleichgewicht hielt, hierher gezogen ... wenigstens seitdem er mit seinen Kisten und dem Briefe des Herzogs von Cumberland Straßburg verlassen hatte. ...

Die Einleitung, Mouret zum Plaudern zu bringen, machte sich von selbst. Die entgegenkommende Freundlichkeit des Barons, eines ehemaligen Rittmeisters von den Dragonern Seiner britischen Majestät und kurfürstlichen Gnaden von Hannover, hatte seinem Stolze zu sehr geschmeichelt, um sich nicht in Allem seinem Begleiter dienstwillig zu erweisen. Ueberdies fühlte er sich verpflichtet, in dieser Landschaft, wo er seit zwei Jahren zu Hause war, den gefälligen Führer für den deutschen Herrn abzugeben. Er nannte die Dörfer, durch die sie ritten, den Heiligen, dem die Kapelle unter den Silberpappeln, unweit des Teiches, die Besitzer der einzeln gelegenen größeren Häuser und Gutshöfe, an denen sie gemächlichen Schrittes vorüberkamen. Von dem Einen wußte er diese, von dem Andern jene Geschichte. Auch von sich selbst zu erzählen vergaß er dabei nicht, als ein Mann, der sein Emporsteigen nicht dem Glücke, sondern dem eigenen Werthe zu verdanken glaubt. In den flandrischen Feldzügen hatte der Zufall den Corporal Jean Mouret vom Regiment des Königs, das sich bei Fontenoy mit Ruhm bedeckt, mehrmals mit dem Marschall zusammengeführt. Die Tüchtigkeit, das anstellige Wesen des Mannes, ein zwanzigjähriges Dienstalter und zwei Narben im Gesicht empfahlen ihn. Der Marschall liebte an

seinen Leuten ein kriegerisches Aussehen. Als ihm darum nach der Schlacht bei Fontenoy der König Ludwig XV. das Schloß und den Park von Chambord zur Belohnung seines Sieges, der Frankreich gerettet hatte, schenkte, machte er den Corporal kurz vor dem Aachener Friedensschlusse zum Kastellan des Hauses. „Ein guter Posten, ein ehrenvoller Posten für einen alten Soldaten," sagte jetzt Jean Mouret und rückte sich im Sattel zurecht, das Reiten war seine schwache Seite, „Vorsicht, Verschwiegenheit sind dazu erforderlich, man ist immer wie auf der Schildwacht, mein Capitän!"

„Doch nicht ganz so schlimm, Corporal Mouret," scherzte Hugo. „Nicht so gefährlich, als wo Ihr uns gegenüber standet und wir uns gegenseitig zu überfallen suchten. Wer sollte Euch jetzt in der Nacht oder in der Morgenfrühe etwas anhaben wollen? Räuber, Diebe, wo Ihr tausend Ulanen im Park habt?"

„Diebe, Räuber — wie man es nimmt, mein Capitän!" Und Mouret schmunzelte und strich sich den starren grauen Schnurrbart. „Bei uns ist ein beständiges Kommen und Gehen, große Herren, vornehme Damen, die der Herr Marschall zu seinen Jagden einlädt, aber auch zweideutiges Gesindel. Der Marschall liebt das Theater und die Theaterprinzessinnen. Was wollen Sie, mein Capitän? Der Mensch muß leben und lieben. Und der Marschall versteht beides. Am Morgen die Soldaten, am Abend die Komödie. Ganz wie in Flandern. Ich war am Abend vor der Schlacht bei Raucoux in der Komödie, die Obersten, die Officiere, wir Corporale ahnten nichts von einer unmittelbar bevorstehenden Schlacht. Da hüpft plötzlich ein allerliebstes Persönchen vor den Vorhang und singt: morgen spielen wir nicht! morgen ist Schlacht! Das war ein Lärm, das gab ein Geschrei, die Officiere zogen ihre Degen, die Schildwachen an der Pforte pflanzten ihre Bajonette auf. Ohne Ihren Verbündeten, den Herren Oesterreichern zu nahe zu treten, mein Capitän — wenn wir in der Stunde darauf losgegangen wären! In die Maas hätten wir sie geworfen, in die Maas!" Im kriegerischen Feuer funkelten die Augen des alten Soldaten und unbewußt drückte er dem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es einen Satz machte und eine Strecke im Galopp dahin schoß. Der Corporal hatte die größte Mühe und Sorge, sich fest im Sattel zu halten, und spielte mit den eingezogenen Knien und den krampfhaft mit beiden Händen erfaßten Zügeln im Vergleich zu seiner Kampfeswuth eine doppelt komische Figur.

„Glaub's wohl," sagte darum unter herzlichem Lachen Hugo, als er ihn eingeholt und das Pferd des Kastellans sich beruhigt hatte, auf seine letzte Aeußerung hin, „daß Ihr den Oesterreichern noch einen derberen Denkzettel in der Nacht, als am Tage darauf, gegeben haben würdet. Ist nur ein Marschall von Sachsen und ein Corporal Mouret vorhanden! Aber den Damen braucht Ihr doch kein so grimmiges Gesicht zu zeigen, wie damals uns, oder gefallt Ihr Euch in der Rolle des Cerberus so sehr?"

Obgleich Mouret als Kastellan eines Schlosses, das von Franz' I., Heinrich's II. und Ludwig's XIV. Tagen her mit Frescogemälden und mythologischen Figuren und Bildwerken in Stein überreich geschmückt war, einige verworrene Vorstellungen über den Olymp und die Unterwelt der alten Heiden hatte, war er doch über Amt und Wesen des Cerberus nicht im Klaren. Indeß verstand

er es, die Augen halb zukneifend, mit einem pfiffigen Zuge um den Mund seine Unwissenheit zu verbergen. „Cerberus, warum nicht?“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Es sind gar leichtfertige Vögel, diese Sängerinnen und Tänzerinnen und Schauspielerinnen, girren wie die Tauben und stolziren wie die Pfauen. Man ist nie vor einem Schabernack ihrerseits sicher.“

„Ihr, oder der Marschall?“ fragte Hugo spottend.

Darüber wollte sich der Corporal vor Lachen ausschütten und schlug sich auf den Schenkel. „Ich oder der Marschall! Sie haben es gut getroffen, mein Capitän! Besser, als Sie glauben.“

„Sagtet Ihr mir nicht, daß Ihr verheirathet wäret? Ich will doch nicht hoffen . . .“

„Nichts von Liebe, meinerseits! Obwohl — wir sind allein und Madame Mouret hört uns nicht — wenn man wollte . . . aber das ist nichts für Corporalshände, zu dünn, zu zerbrechlich, zu viel Farbe und Schminke. Nein, durch ihre Treulosigkeiten, ihre Launenhaftigkeit und Verschwendung ärgern sie mich nicht — dies Glück ist das Vorrecht des Marschalls, etwas müssen die großen Herren doch vor uns voraus haben! Aber bald heißt es: Jean Mouret, habe Acht auf Mademoiselle Gogo, da ist der Marquis Soundso, der ein Auge auf sie hat, daß es kein Aergerniß in Chambord gibt; bald soll man aufpassen, daß Mademoiselle Justine . . .“

„Wer?“ rief Hugo sich vergessend aus. Er hatte bisher, ohne durch einen Einwurf oder eine Miene seine Ungeduld zu verrathen, dem hin- und herfahrenden Geschwätz Mouret's in der stillen Hoffnung zugehört, daß irgend ein Schimmer, der seine Sehnsucht zu ihrem Ziele leiten könne, darin auftauchen würde. Jetzt raubte ihm die unerwartete Nennung eines Namens, der ihm vor andern theuer war und sein Herz in getheilter Empfindung des Schmerzes und Glücks höher schlagen ließ, die Besonnenheit und riß ihn zu dem unbedachten Ausruf hin. Denn Mouret hatte in seiner doppelten Eigenschaft als Corporal und Schloßwächter ein zu feines Ohr, um an der Bewegung und dem Rufe des Barons nicht mit dem Instinct der Wachsamkeit zu merken, daß seine Zunge eine Voreiligkeit begangen, und es half nichts, daß Hugo einlenkend sagte: „Justine! Ich habe eine Verwandte daheim, die Justine heißt, eine junge Verwandte!“ Der Andere entgegnete trocken: „Ein sehr hübscher Name!“ und wandte erst den Kopf und dann das Pferd und sprengte zurück, als müsse er sich durchaus nach dem Verbleib der Wagen erkundigen.

Durch das Silbergrau der Dämmerung zuckte zuweilen noch der purpurne Schimmer des Abendroths, als sie die Steinmauer und die Hecken erreichten, welche in meilenweiter Umkreisung den Park von Chambord umschließen. Wachen empfingen sie am Thore. Zwischen Gebüschen und Unterholz lief der Reitweg entlang. Wie sehr Hugo's Gemüth auch mit leidenschaftlichen Erinnerungen beschäftigt war, die natürliche Neugierde des Reisenden wollte auch ihre Befriedigung haben. Mit den alten stattlichen Eichen- und Buchenwäldern seiner Heimath hielt dieser Park, dieses berühmte Jagdgehege französischer Könige keinen Vergleich aus. Selten fiel seinem Blick eine schönere und höhere Baumgruppe auf, Buschwerk und Bäume von mittlerem Wuchse bildeten auf dem sandigen, von

röthlichem Haidekraut und Ginster überzogenen Boden den eigentlichen Kern des Waldes. Um so malerischer und eigenthümlicher wirkte dann, abseits vom Wege, um ein dunkles unheimlich in der fahlen Beleuchtung glitzerndes Gewässer, ein Erlenstand oder auf einer Lichtung eine einsam stehende, wundersam mit knorrigen Aesten sich ausbreitende, nur erst noch mit spärlichem Frühlingslaube bedeckte Eiche, ein Paar Dutzend Birken mit weißen Stämmen, die wie dünne Säulchen aussahen, eine weite kahle Haidestrecke, von deren Kraut und Blüthe ein starker würziger Duft ausströmte. Aus dem Dunkel des inneren Waldes traten hier und dort die Rehe hervor und sprangen auf den Lockruf Mouret's in zierlichen Sätzen fast bis an den Weg heran. Langsam wallten aus der feuchten Niederung, nach dem Untergang der Sonne, die Nebel auf und fingen ihren Schleier um die Landschaft zu weben an. Um so märchenhafter wirkte es da, als plötzlich Mouret von dem schmalen Wege, dem sie bisher gefolgt, in eine breite Pappelallee einlenkte und vor Hugo's überraschten Augen, jenseits eines ausgedehnten Rasenplatzes ein mächtiges, scheinbar unabsehbares Gebäude mit Thürmen und Thürmchen, mit Kuppeln und zackigen Spitzen, mit seltsam geformten Schornsteinen, mit einer Alles überragenden offenen, von einer Kuppel überwölbten, mit einer riesigen steinernen Wappenlilie gekrönten Laterne — das Alles hoch oben auf dem Dache, wie in der Luft schwebend, ein verzauberter, grau vom Stein und bläulich vom Schiefer wieder schimmernder Garten —, unbegreiflich, phantastisch emporstieg. „Das ist Chambord," sagte der Kastellan, die Rechte mit einem gewissen Stolze ausstreckend, als ob ihm der Wunderbau gehöre, und weidete sich an der Ueberraschung und dem Erstaunen in Hugo's Zügen, der sein Pferd angehalten hatte. Wie zur Erhöhung des Eindrucks war darüber im Osten über dem stillen Walde der Mond aufgestiegen und sein bleicher Glanz bestrahlte die Riesenlilie auf der obersten Kuppel.

Nur wenige Augenblicke dauerte die Verzauberung Hugo's: der Lärm der Dienerschaft vor den langgestreckten Communs, die Ablösung der Schildwachen am Thor — eben hatte die Schloßuhr die achte Stunde verkündigt — zwei Frauen, ein junges Ding, das flink, mit fliegenden braunen Locken, über den Rasen flog, und eine ältere, mit klapperndem Schlüsselbund am Gürtel, die ihm in würdiger Gemessenheit folgte, unterbrachen sie. Mouret war schon vom Pferde gestiegen, hatte die Aeltere an der Hand gefaßt und sagte: „Herr Baron von dem Bosquet, ich habe die Ehre, Ihnen Madame Mouret vorzustellen." Darauf nahm Hugo seinen kleinen dreispitzigen, mit einer breiten Borte besetzten und einer Cocarde aus weißem und gelbem Seidenband geschmückten Hut artig ab und erwiderte: „Es ist mir ein Vergnügen, Madame, an der Pforte von Chambord die Frau des wackersten Corporals, der je in dem Heere des Herrn Marschalls von Sachsen gedient hat, begrüßen zu können." Während Madame Mouret in ihrem breiten Reifrock eine Verneigung machte, wie sie dem Stande des Fremden und seiner Höflichkeit entsprach, erscholl neben ihr ein silbernes, mühsam unterdrücktes Gelächter, dessen Urheberin sich aber, als sich Hugo, dem ein herbeigeeilter Diener bei dem Absteigen vom Pferde behilflich war, nach ihr umsah, geschickt hinter der stattlich aufgeputzten Dame duckte und davoneilte, so daß er nichts als die braunen Locken und einen dunkeln Augenstern, der hastig während der Flucht

nach ihm zurückschaute, von ihr gewahr wurde. Er verweilte noch im Austausch artiger Redensarten mit Madame Mouret auf dem Rasenplatze, bis, von dem Kastellan benachrichtigt, der Haushofmeister des Marschalls ihm entgegen kam. Die Zimmer des Herrn Baron, dessen Ankunft dem Marschall von Paris aus gemeldet worden, ständen bereit; ob er die Güte haben wollte, ihm zu folgen. Freundlich verabschiedete sich Hugo von dem Kastellan und seiner Ehehälfte, bat, seine Diener, wenn sie mit dem Gepäck ankämen, zu ihm zu weisen, blickte noch einmal in die Höhe zu all' den Kuppeln und Thürmen, den in Stein gehauenen Salamandern und Halbmonden, guckte unwillkürlich nach der Kleinen sich um, deren Gegenwart er merkte, obgleich sie unsichtbar für ihn blieb, und schloß sich dann dem gefälligen Haushofmeister an. „Für einen Engländer ist er ein sehr artiger Mann," sagte Madame Mouret zu ihrem Gatten. „Gewiß," bestätigte dieser, „und Du hättest sehen und hören sollen, wie er mich geehrt hat" — und er begann, indem sich ein Kreis von Dienern und Stallknechten, von Mägden und Soldaten um ihn sammelte, seine Begegnung mit dem deutschen Baron und englischen Capitän zu erzählen.

Hugo hatte abgespeist und der freundliche Haushofmeister, ein Herr von Cossé, der ihm dabei Gesellschaft geleistet, ihn mit dem Wunsche verlassen, daß er eine gute Nachtruhe in Chambord haben möge. Im Nebenzimmer packte sein Diener das Felleisen aus und betrachtete dazwischen, mit halb unterdrückten Ausrufen der Verwunderung, das breite, in der Mitte des Gemachs auf einer drei Stufen hohen Estrade stehende Himmelbett. Den Kopf auf den Arm gestützt, sann Hugo vor sich hin. Zerstreut schweiften seine Blicke über die kostbaren, etwas verblichenen Gobelins, mit denen die Wände von der Holztäfelung bis fast zur Decke bedeckt waren. Die zwei dreiarmigen Leuchter — der eine auf dem Tisch vor ihm, der andere auf einer geschweiften Commode mit glänzenden Messingbeschlägen, Schlössern und Griffen — vermochten das hohe, weite Gemach nicht völlig zu erleuchten, überall kämpften Licht und Schatten. Aber dieses Halbdunkel und der weiche Frühlingshauch, der durch das offene Fenster drang und die Flammen der Wachskerzen in zitternder Bewegung hielt, wiegten gleichsam Hugo noch mehr in die Stimmung sanfter Träumerei ein. Welch' ein Zufall, welch' ein Glück — wie waren sie nur auszudenken! Wohl war er der Hoffnung gewesen, daß er auf dieser Reise den Aufenthalt einer theueren, ihm entschwundenen Freundin entdecken, daß er ihn, wenn alle andern Nachforschungen vergeblich bleiben sollten, von dem Marschall selbst, ein Edelmann vom andern, erfragen würde, diese Gunst des Schicksals jedoch hatte er nicht erwartet. Er war unter einem Dache mit ihr. Denn jene Mademoiselle Justine, von der Mouret so geheimnißvoll geredet, deren Anwesenheit in Chambord offenbar nicht bekannt werden sollte — kein Zweifel, sie war es! Und hier, in der Hand des Marschalls! Freiwillig oder als Gefangene? Nein, nicht freiwillig! rief es in seinem Herzen. Durch List hierher gelockt, durch Versprechungen, vielleicht gar durch Gewalt festgehalten! Wohin er blickte, glaubte er ihr geliebtes Bild zu sehen. Es schaute ihn von der Decke herab an, es lächelte ihm aus den Gobelins zu. Nicht mit jenem verführerischen, munteren, zwischen Trotz und Zärtlichkeit schwebenden Lächeln, dessen Unwiderstehlichkeit er nur zu gut

kannte, sondern mit einem süß traurigen, wehmüthigen, als ob sie sagen wollte: Da sieh, was aus deiner Prinzessin, deiner Zauberin geworden! Hugo war nicht umsonst ein Edelmann und ein tapferer Soldat, in seiner Seele regte sich ein herrisches Gefühl. Sollte es unmöglich, ihm unmöglich sein, sie aus unwürdigen Banden zu befreien? Er zog ein kleines goldenes Medaillon, das er auf der Brust trug, hervor, öffnete die Kapsel und küßte das Miniaturbildniß auf Email, das darin verborgen war. Strömte eine Kraft von dem Talisman aus, die ihn mit Entschlüssen und Entwürfen erfüllte? Es litt ihn nicht auf dem Stuhle, er trat an das Fenster. Allein die Aussicht fesselte ihn nicht. Ein weit in den Hof hineinspringender runder Eckthurm beengte sie. In einem Seitenflügel des Schlosses einquartiert, war er von dem Park durch den Thurm und von dem Haupttheil durch mehrere schmale Höfe und Gebäudefluchten getrennt. Ein paar Schornsteine hinderten den Anblick des Daches. Nur die Lilie auf der Kuppel der Laterne vom Mondlicht versilbert war vollkommen sichtbar. Darüber ein Stück des Himmels mit funkelnden Sternen. So schön war die anbrechende Nacht, so stürmisch bewegt seine Brust — Hugo warf seinen Mantel um, stülpte den Hut auf und eilte hinaus.

Auf den Treppen, in den Höfen, draußen vor den Portalen lief die zahlreiche Dienerschaft noch plaudernd und geschäftig hin und her. Die vornehmeren Beamten des fürstlichen Hausstandes lustwandelten auf den Rasenplätzen oder auf dem ebenen Dache des Mittelgebäudes, hinter der Steinbalustrade, die es einfaßt. Nach einer Unterhaltung gelüstete es Hugo nicht, er suchte eine einsamere Stelle auf. Jenseits der Rasenplätze, der Straßen und der Kieswege, dem Schlosse gegenüber war eine steinerne Brücke über den Cosson-Bach geschlagen, der von Osten nach Westen mit klarem Wasser und sanftem Fluß den Park durchströmt. Dorthin schritt Hugo. Auf die Brüstung der Brücke gelehnt, konnte er die ihm zugekehrte Front des Schlosses von der Spitze bis zum Boden übersehen. Ein dreistöckiges, vielfach durch Rundthürme und offene Arkaden gegliedertes Gebäude, dessen mittlerer Theil, sieben durch Pilaster von einander getrennte Fenster in jedem Stockwerk enthaltend, durch die seltsame Dachconstruction und die riesige Laterne, das Mittelstück derselben, — drei aus einander wie in pyramidalischer Zuspitzung emporwachsende, von Säulen getragene Kuppeln, mit einer zum Theil offen liegenden Wendeltreppe darin — gekrönt wird. Was an dem Schlosse entweder nicht ausgeführt worden war, um alle Theile in künstlerische Uebereinstimmung zu bringen, oder was in den sechzig Jahren, seitdem kein französischer König es mehr bewohnt, hier und dort schon in Verfall gerathen, fiel dem Auge in der Dämmerung der Nacht nicht auf. In dem Nebelglanze des Mondes erhoben sich die Dome, die Zinnen und Thurmspitzen, bald nach oben, bald nach unten sich im Halbdunkel verlierend, wie ein Werk von Geisterhänden. Aus dem einen und dem andern Fenster strahlte der gelbe Schein einer Kerze. In dem offen stehenden Thor brannten mehrere Lampen und Ampeln und ihr grelles Licht vermählte sich auf dem Rasen mit dem Schimmer des himmlischen Gestirns. Der Lustwandelnden auf dem Dache — die Einzelnen zu erkennen, war Hugo zu entfernt — wurden allmälig weniger. Ein lustiges Lachen, ein lautes Gute Nacht! ein paar abgebrochene Töne von einer kräftigen Männerstimme ge-

sungen klangen noch zu ihm hinüber. Dann wurde es ringsum feierlicher und stiller. Schwarzgrün, von dünnen Nebeln, die sich zu wunderlichen Formen zusammenballten, aufstiegen und zerflatterten, um neuen Platz zu machen, umflogen und durchzogen, lagen in weitem Umkreis die Massen des Waldes. Zuweilen drang der Ruf eines Hirsches aus ihrer Tiefe. Im Nordwesten war der Himmel leicht geröthet, von den Bivouacfeuern der Ulanen, die in jenem Theile des Parkes ihr Lager hatten. Welchen Eindruck aber auch die Natur und die wunderbare Architektur mitten in der Haide auf ihn ausübten, immer wieder kehrten seine Gedanken zu der Geliebten, zu den Fragen nach ihrem Schicksal zurück. Seine Augen durchforschten die dunklen und die erleuchteten Fenster, als könnten sie durch eine magische Kraft dasjenige erkennen, hinter dem sie weilte . . .

Manches Abenteuer, manche Gefahr hatte Hugo schon bestanden, ein bewegtes Leben seinen Willen entwickelt. Mit ihrer reizenden Erscheinung jedoch war ein phantastisches Element in sein Dasein getreten und zur Herrschaft über sein Sinnen und Trachten gelangt. Nicht so völlig, daß nicht ein Rest von Besonnenheit, ein Gefühl dessen, was er sich selbst, seiner Ehre und seinem Stande schulde, in seiner Seele zurückgeblieben wäre, aber doch stark genug, seine Einbildung in einem süßen Rausche zu erhalten. Ein Rausch und eine Sehnsucht, die nie stärker gewesen waren, als zu dieser Stunde, obgleich — oder vielmehr weil er so Vieles wußte, was seinem Herzen zur Entsagung rathen wollte.

Vor neun Jahren war Hugo gerade im Begriff gewesen, als der jüngere Sohn eines alten Hauses zum Studium der Rechtswissenschaft nach Jena zu gehen, um später die Laufbahn eines kurfürstlich hannöverischen Beamten einzuschlagen, als der große Krieg um die österreichische Erbschaft ausbrach. Da schien es dem muthigen und kräftigen Jüngling besser, im Waffendienst sein Glück zu versuchen. In der Schlacht bei Dettingen, die sein Kurfürst, König Georg II. von England, für Maria Theresia gewann, zeichnete er sich rühmlich aus und hatte seitdem alle Geschicke der hannöverischen Truppen getheilt. Er hatte Fontenoy und den schottischen Feldzug des Herzogs Wilhelm von Cumberland gegen den Prinzen Karl Eduard Stuart mitgemacht. Bei Laufelt war er verwundet und, dicht vor den Reihen des französischen Fußvolks vom Pferde gestürzt, von dem Corporal Mouret und seinen Kameraden gefangen genommen worden. Der Marschall von Sachsen schickte den schwer Verwundeten nach Brüssel, wo er lange zwischen Leben und Tod in einem Lazareth lag, das unter dem besonderen Schutz der Herzogin von Chevreuse stand. Seine Wunde, sein Gesicht empfahlen ihn ebenso der Güte der Dame, wie sein Rang in der Armee und ein Brief des Herzogs, der sich unmittelbar nach der Schlacht bei dem Marschall nach dem Verbleib des Capitäns Hugo von der Busche erkundigt. Mit der Herzogin erschien zuweilen an dem Bette des Kranken eine junge, kaum zwanzigjährige Person, von zierlichem Wuchse, den schönsten Händen und den zugleich lebhaftesten und mitleidigsten Augen. Sie nahm sich Hugo's — sei es nun, daß sie die Herzogin auf ihn aufmerksam gemacht oder daß ein Etwas in seinen Zügen oder in seiner Lage es ihr angethan — mit schwesterlich zärtlicher Theilnahme an. Jeden Wunsch, den sie bei ihren Besuchen in seinem Gesichte lesen konnte, erfüllte sie und diese Besuche wurden immer häufiger und währten

immer länger. Hugo wußte nur, daß sie Justine hieß; er nannte sie, zuerst in den Phantasien des Fiebers, dann mit vollem Bewußtsein in seinem Gemüth und zuletzt laut, ihre Hände mit Küssen bedeckend, seinen Engel. Nach dreimonatlichem Krankenlager war er genesen, die Herzogin lud ihn ein, in ihrem Hause zu wohnen, da über die Auslieferung der Gefangenen zwischen den obersten Heerführern noch Verhandlungen schwebten.

Einen milderen Herbst, einen glücklicheren Winter glaubte Hugo noch nicht erlebt zu haben. Mit dem Wohlgefühl der wiederhergestellten Gesundheit genoß er die Freuden einer liebenswürdigen Geselligkeit. Aus dem wüsten und kriegerischen Treiben war er in die Ruhe und Behaglichkeit eines friedlichen Zustandes versetzt. Niemand zweifelte mehr, daß bald ein allgemeiner Friede zu Stande kommen werde, und Jeder suchte nach Kräften die Süßigkeiten desselben schon im Voraus zu kosten. In Brüssel waren alle kriegerischen Pläne und Gedanken verbannt, man beschäftigte sich nur mit Spazierfahrten und Jagden, mit Festen, Bällen und dem Vergnügen, welches das Theater gewährte. Eine Gesellschaft, welche sich die Schauspielergesellschaft des Herrn Marschalls von Sachsen nannte, spielte in dem großen Theater bei der Münze kleine Lustspiele und komische Opern. Der Director der Truppe, Simon Favart, Dichter, Leiter und Regisseur zugleich, weilte mit einem Theil seiner Künstler im Hauptquartiere des Marschalls vor Mastricht, allein der Stern und der Magnet des ganzen Unternehmens befand sich in Brüssel. Und dieser Stern war Mademoiselle Justine de Chantilly — der Engel, der Hugo gepflegt und ihn nach seiner Ueberzeugung vom Tode gerettet hatte. Welche Ueberraschung war es für ihn, als er dies erfuhr, als er diejenige, der sein Herz schon in Dankbarkeit geweiht war, es immer von Neuem und in immer holderen Gestalten bestürmen, entzücken und besiegen sah! Wie hätte er entscheiden können, in welcher Erscheinung sie verführerischer war, ob als Krankenpflegerin an seinem Lager, oder als Amor verkleidet, als neckischer und übermüthiger Pierrot oder als zarte Schäferin mit Blumen und Bändern auf dem koketten Strohhut und dem Hirtenstab in der Hand! Alle Talente schienen in ihr vereinigt, sie spielte und tanzte mit der natürlichsten Anmuth und dem lebendigsten Ausdruck und ihre liebliche Stimme schmeichelte sich mit dem Vortrag kleiner, bald scherzender, bald sentimentaler Lieder in die Herzen der Zuhörer. Gab es eine Möglichkeit für einen jungen Mann, der Vereinigung so vieler Vorzüge mit so großen und so gerechtfertigten Ansprüchen auf seine Hingebung und Huldigung zu widerstehen? Auch versuchte es Hugo nicht. Es war zu angenehm, sich von diesen zärtlichen Gefühlen, wie von den sanften Wellen eines Baches dahintragen zu lassen. Eine Gestalt wie die Justinens war nie vorher in sein Leben getreten, er hatte sie nicht einmal geträumt. War es trotz ihrer Jugend die reifere Welterfahrung der Schauspielerin, war es ihr Wesen, das bei aller Gefallsucht und Liebenswürdigkeit ihren Verehrern doch Zurückhaltung auferlegte, war es seine eigene Blödigkeit und Schwärmerei — Hugo kam ihr gegenüber aus der Rolle des bescheidenen Liebhabers und Ritters nicht hinaus. Einen Anlaß zur Eifersucht gab sie ihm nicht. Von all' den jungen und alten Herren, die ihr huldigten, durfte er sich noch für den bevorzugtesten halten. Ihm gehörte ihr freundlichstes Lächeln, länger und inniger

sprach sie mit ihm, als mit den Andern. Es machte ihr Vergnügen, seiner Unbeholfenheit im Gebrauch der französischen Sprache aufzuhelfen, sein Stocken, seine Irrthümer erheiterten sie. Zärtlich erwiederte sie den Druck seiner Hand und es dünkte ihn zuweilen, als wolle aus ihren schmachtenden braunen Augen, aus einem Seufzer, der über ihre Lippen schlüpfte, ein Geständniß aufblühen. Und schließlich — ob ihre Empfindungen für ihn in Wahrheit so beschaffen waren, wie sein Wunsch und seine Selbstgefälligkeit sie ihm ausmalten, ob er nur, von seiner eigenen Leidenschaft getäuscht, freundschaftliche Güte für Liebe nahm: war nicht der Reiz ihrer Person, der Zauber ihrer Gegenwart derselbe? Ein Geheimniß, das ihm die Herzogin von Chevreuse anvertraut, bestärkte ihn noch in seiner guten Meinung für die Künstlerin und in der Bescheidenheit seines Auftretens. Um den Huldigungen und Nachstellungen des Marschalls von Sachsen zu entgehen, der eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt, hatte Mademoiselle Chantilly das Hauptquartier in einer Nacht flüchtend verlassen und sich in den Schutz der Herzogin begeben. Eine Sprödigkeit ohne Gleichen, einem Helden gegenüber, dem Mars und Venus sich in gleicher Weise zum Liebling erwählt. Wie hätte ein armer Capitän von den hannöverischen Dragonern daran denken können, ein Herz zu rühren und eine Tugend zu besiegen, die den Millionen, dem Kriegsruhm und der Rücksichtslosigkeit des Marschalls widerstanden!

Aber ein anmuthiges, zierliches Persönchen, von so großem Muthe, von solcher Festigkeit und Ehrenhaftigkeit der Grundsätze, in der Verklärung, womit die Kunst es umgab, war nur zu geeignet, nicht allein das Herz, sondern auch den Kopf eines jungen Mannes zu verwirren. Hin und her sann Hugo, wie er sich das liebenswürdige Geschöpf ganz zu eigen machen könne. Wenn er im Stande gewesen wäre, ihr ein glänzendes Loos anzubieten — eine Zukunft, die derjenigen, welche ihr die Bühne versprach, wenigstens in der Behaglichkeit des Lebens gleichgekommen — er würde nicht einen Augenblick in seiner Stimmung gezögert haben, ihr seine Hand und sein Vermögen anzutragen. Da gefiel es dem Schicksal seinen Vorsatz und seine Liebe auf die Probe zu stellen. Zugleich mit der Nachricht, daß er gegen einen französischen Officier ausgewechselt worden sei, erhielt er im März des Jahres 1748 einen Brief aus der Heimath, in dem sein Vater ihm den Tod seines Bruders meldete: der Unglückliche hatte bei einem Sturze vom Pferde das Genick gebrochen. Der Bruder war kinderlos gestorben und Hugo der einzige Erbe eines bedeutenden Grundbesitzes, noch mehr, er war der Letzte seines alten Geschlechts. In den dringendsten Ausdrücken beschwor ihn der Vater, so wie es seine Ehre irgend erlaubte, aus dem Kriegsdienste zu scheiden und zu ihm zurückzukehren. Schmerzlich griffen diese Worte an Hugo's Herz. Sie forderten nicht nur den Verzicht auf eine ihm liebgewordene Beschäftigung, sie forderten auch den Verzicht auf die Geliebte von ihm. Der Vater wußte nicht, daß außer den Banden der Ehre und der Pflicht die stärkeren einer zärtlichen Neigung den Sohn in der Fremde gefesselt hielten. Auf einmal sollte er nun von den Kameraden, von dem Lärm und Pomp des Krieges, von allen Genüssen der Geselligkeit und der Kunst, von der Theuersten Abschied nehmen! Die Liebe wie die Gewissenhaftigkeit verboten es ihm, seinem Vater,

einem würdigen, aber in engen Standesvorurtheilen erzogenen und mit ihnen verwachsenen Landedelmann, der nie die Weite und Mannigfaltigkeit der Welt kennen gelernt, eine französische Schauspielerin als Schwiegertochter in das Haus zu führen — jetzt, wo es noch von der Klage um den Verstorbenen wiederhallte. Und doch — von der Einzigen zu gehen, ohne zu wissen, was ihr Herz für ihn empfand, ohne den Trost der Hoffnung, sie in derselben Gesinnung wiederzufinden, wie er sie verlassen, in eine graue Oede hinauszuziehen, ohne ihr Bild als Talisman mit sich nehmen, ohne die Seele an einem leise geflüsterten Komme zurück! in Widerwärtigkeiten und Schmerzen erheben zu können: es war zu viel! Wenn Hugo noch Bedenken gehabt, ihr von seiner Liebe, von seiner Absicht, sie zu heirathen, zu sprechen — die Gespanntheit und Ungewöhnlichkeit seiner Lage trug ihn darüber hinweg.

Es war ein unvergeßlicher Tag für ihn, als er Justine zum letzten Mal gesehen, jener fünfzehnte März. Jeder kleinste Umstand seiner Unterredung mit ihr erwachte wieder in seinem Gedächtnisse — hier, dem Hause gegenüber, in dem sie wohnte, in dem Wehen der Frühlingsnacht. Vielleicht stand sie an ihrem Fenster und sah verwundert, ohne ihn zu erkennen, auf den Träumer herab, der über das Brückengeländer gelehnt in die leise dahingleitenden, im Mondschein glitzernden Wellen des Cosson starrte, als könnten sie mit ihrem Fließen und Verschwinden in der Dunkelheit auch den ungestümen Drang seines Herzens verrinnen lassen.

Justine war durch die Herzogin schon von seiner Auswechselung unterrichtet, sie empfing ihn wie einen, der Abschied zu nehmen kommt, und vermochte ihre Erregung und ihre Betrübniß darüber nicht zu verbergen. „Aber ich lebe der Hoffnung," hatte sie durch ein paar Thränchen, die an ihren Wimpern hingen, lächelnd gesagt, „daß all' die Herren Engländer und Deutsche, die mich hier haben spielen sehen, nach dem Frieden meinem ersten Auftreten in Paris beiwohnen werden — alle, ausgenommen den Herrn Capitän von der Busche, der mich schon am Tage vorher in meinem Hause aufgesucht hat!" Wie rasch hatte freilich diese Munterkeit, die sich selbst und den Andern freundlich über die Bedeutung der Trennung hinwegzutäuschen bemühte, einer ernsten und traurigen Stimmung den Platz räumen müssen, als ihr Hugo den Tod des Bruders, den Brief seines Vaters, seinen Entschluß, nach der Heimath zu reisen, mitgetheilt. Sie sah nun wohl ein, daß dies ein Abschied für lange Zeit, wenn nicht für immer sein würde und der Freund an dem Anfange eines neuen Lebens stünde. Diese Gewißheit verlieh ihrer Stimme, ohne daß sie sich desselben recht bewußt wurde, einen Ton zärtlichster Theilnahme und verbreitete über ihr ganzes Wesen einen solchen Hauch und Duft rührender Melancholie, daß Hugo daraus und aus ihren Thränen, die sie nicht mehr zu verbergen oder wegzulächeln suchte, den Muth schöpfte, ihr Alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Daß er sie liebe, daß er sich ein Leben ohne sie nicht denken könne, daß er sich, seinen Namen und sein Vermögen ihr zu Füßen lege, daß er wohl wisse, welch' ungeheueres Opfer er in der Aufgabe ihrer Künstlerlaufbahn von ihr beanspruche, daß er in diesem Augenblicke keine Entscheidung von ihr verlange, sondern zufrieden sei, wenn sie ihm nur gestatte, nach der Ordnung seiner Angelegenheiten,

sobald er die Zustimmung seines Vaters gewonnen, zu ihr zurückzukehren und sie noch einmal zu bitten, die Seine zu werden. Ohne Ordnung, in Sätzen, die sich überstürzten, deren Folge von leidenschaftlichen Betheuerungen seiner Liebe, von Ausrufen über ihre Schönheit und Holdseligkeit unterbrochen waren, hatte er geredet — er durfte sich nicht wundern, daß Justine eine Minute lang diesem Ausbruche, seinem Antrage und noch mehr seiner Beredtsamkeit gegenüber stumm und verlegen, im raschen Wechsel ihrer Gesichtsfarbe, bald roth, bald blaß, dasaß. „Sie wollen mich heirathen?" sagte sie endlich und drückte ihre Hände auf ihren Busen. „Sie, ein deutscher Baron, eine arme kleine Schauspielerin? Nicht einmal eine Prinzessin von der französischen Komödie nur eine Nymphe von der komischen Oper! Das ist hochherzig, das ist rührend zum Weinen, das ist Liebe, aber es ist lächerlich, mein Freund! Es ist eine Thorheit, vor der ich Sie bewahren muß!" Und ein Streit der Zärtlichkeit und der Klugheit, des Herzens und der Vernunft hatte zwischen ihnen begonnen, dessen Ende nicht abzusehen war, in dessen Verlauf Hugo nur immer mehr ihren Verstand, ihre Uneigennützigkeit, ihre Sorge für seine Ehre und ihre Freundschaft anerkennen, schätzen, verehren lernte. Plötzlich war sie, immer zwischen Lachen und Schluchzen, vom Sopha aufgestanden und nach einem Entschluß ringend durch das Zimmer gegangen. „Lieben Sie mich wahrhaft, Hugo?" hatte sie ihn darauf gefragt, seine beiden Hände ergreifend. „Darf ich Ihnen vertrauen? Nicht wie einem Liebhaber, der sich nach meinem Geständnisse gekränkt und voll Eifersucht zurückzieht, sondern wie einem Freunde, der mir auch dann noch treu und wohlgesinnt bleibt, dessen Zärtlichkeit seine getäuschte Hoffnung überlebt?" „O, Justine!" hatte er im wildesten Sturm seines schmerzzerrissenen Herzens ausgerufen, „Sie wollen mir sagen, daß Sie einen Andern lieben!" „Viel Schlimmeres als das," hatte sie ihm erwiedert, „aber das ist ein Geheimniß, das Sie Niemand verrathen werden — ich bin seit länger als zwei Jahren verheirathet, mit einem Manne verheirathet, den ich liebe und achte!" Er mußte ein so verwundertes, blödes Gesicht gemacht haben, daß sie in einem tollen Ausbruch der Heiterkeit darüber den Ernst des Gesprächs, ihre Bangigkeit, wie er ihre Enthüllung aufnehmen würde, und ihren Kummer über seine Abreise vergaß. Justine de Chantilly verheirathet, diese verführerische Armida, wie sie der Marschall nannte, eine treue Gattin! Hugo hatte eine Weile gebraucht, um sich nur so weit von seinem Staunen erholen zu können, daß er ihrer Erzählung zu folgen vermochte.

Seit dem December des Jahres 1745 war Justine mit dem Director der Komischen Oper, mit Simon Favart verheirathet. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatten sie dieselbe geheim gehalten, weil Justinens Vater, ein wunderlicher alter Musikus, seine Zustimmung nicht dazu gegeben hatte; seinetwegen hatte sie auch nicht unter ihrem wirklichen Namen Duronceray, sondern als Mademoiselle de Chantilly auf der Bühne erscheinen dürfen. Ihre Mutter dagegen hatte sie aus Luneville, wo sie mit ihrem Manne bei der Kapelle des Königs Stanislaus von Polen angestellt war, nach Paris geführt, sie dem Director vorgestellt und in der Verheirathung desselben mit ihrer Tochter sowohl deren Glück als Erfolg auf der Bühne gesehen. Bald darauf hatte der Marschall von Sachsen die Truppe Favart's und ihn selbst in seinen Dienst genommen,

ihn nach Brüssel gerufen und bald mit diesen, bald mit jenen Mitgliedern nach seinen wechselnden Hauptquartieren geführt. Jetzt auf einige Wochen vereint, dann wieder auf Monate getrennt, in dem Drang und Sturm der Geschäfte und des Krieges hatten die Gatten klug zu handeln geglaubt, wenn sie das Geheimniß ihrer Ehe und ihrer Liebe für sich behielten. Nicht zu ihrem Heil, hatte Hugo gedacht. Denn vielleicht war die Leidenschaft des Marschalls für die Schöne gerade wie seine eigene Liebe aus derselben Hoffnung entsprungen, daß ihr Herz noch frei sei.

Die Frau eines Andern zu lieben, zu begehren — leidenschaftlicher nach ihrem Geständnisse, in jener Stunde des Abschiedes, als je zuvor: es war für Hugo's Seele, der bisher jeder härtere Zusammenstoß zwischen Pflicht und Neigung, jedes tiefere und schmerzlichere Selbstzerwürfniß erspart geblieben war, etwas Ungeheueres, eine Offenbarung des eigenen Wesens, die ihn zugleich mit Grauen und wildem Feuer erfüllt hatte. Niemals hatte sie so lieblich und schön ausgesehen, niemals ein holderer Zauber in ihren Augen, eine liebenswürdigere Schelmerei in den Grübchen ihrer Wangen gelegen. Seine Leidenschaft, die mit seinem bisherigen Betragen ihr gegenüber so gar nicht zusammen stimmen wollte, hatte sie erschreckt, fast gewaltsam hatte sie sich aus seinen Armen gerissen. „Leben Sie wohl, auf immer, Hugo! Erscheine ich Ihnen begehrenswerther, weil ich einem Andern gehöre mit Leib und Seele? Gehen Sie, wenn ich Ihrer noch mit der alten Freundschaft gedenken soll!" Das waren ihre letzten, thränenerstickten Worte gewesen. Mit sich selbst unzufrieden, zornig und beschämt, war er von ihr geschieden. Was Pflicht und Ehre und Nothwendigkeit ihm geboten — wie hätte er darüber im Zweifel sein können! Und wenn es ihm nicht gelingen wollte, ihre zärtliche Gestalt, ihre Munterkeit, ihre Kunst, sich immer neu und gefällig zu erweisen, zu vergessen, so mußte er doch die Schranke, die sie in der Wirklichkeit trennte, in seinem Gewissen zu einer unübersteiglichen machen, die Gattin eines Andern mußte ihm auch in seinen Gedanken heilig sein. Die Reise, das Wiedersehen der Heimath und seines Vaters, die mannigfachen Geschäfte der Gutsverwaltung, der Verkehr mit den Nachbarn, die Bemühung, sich in die Verhältnisse des Friedens, denen er in sieben Kriegsjahren entfremdet worden war, wieder einzuleben, hatten in der ersten Zeit nach seiner Entfernung aus Brüssel Justinens Bild in den Hintergrund gedrängt. Aber diese scheinbare Beruhigung seines Gemüths dauerte nicht lange. Es war nur wie ein leichter Schleier, der sich über das geliebte Bild gesenkt. Als nach einigen Monaten Alles wieder den alten Gang in dem Hause derer von der Busche ging — welch' besseren Zeitvertreib hätte Hugo in der Einsamkeit und Muße des Landlebens, wenn er langsam über das Feld ritt oder die Flinte im Arm den Wald durchstrich, sich bereiten können, als die bunte, glänzende Vergangenheit wieder in seiner Erinnerung wachzurufen? Verdrossen und schwermüthig verglich er sein jetziges Dasein, in dem ein Tag farblos dem andern glich, mit der Unruhe, dem Wechsel und der Spannung des kriegerischen Treibens, mit jenen erregten, so schmerzlichen und süßen Monaten, die er in Brüssel zugebracht. Wie hätte er auf dem Lande, in der kleinen Stadt Celle, in deren Nähe seine Besitzungen lagen, selbst in Hannover, wenn der König von England herübergekommen oder der Herzog

Wilhelm von Cumberland dort im alten Stadtschlosse residirten und im Garten zu Herrenhausen Feste feierten, auch nur einen schwachen Abglanz der feinen und geistreichen französisch-belgischen Geselligkeit, so heitere Vergnügungen, solche Spazierfahrten, ein Theater wie das Favart'sche in Brüssel zu finden hoffen dürfen! Eine Weile wollte er es sich verbergen, daß nur sie es war, die ihm fehlte, deren Verlust er nicht zu verschmerzen vermochte, und seine Unlust auf andere Dinge schieben. Aber zuletzt drängte sich ihm doch Justinens Bild übermächtig wieder auf. Die Abwesenheit und die Ferne malten jeden ihrer Reize in doppelt lichten Farben. Fort und fort wiederholte er sich, daß sie ihm auf immer verloren sei, daß es für ihn keine Möglichkeit gäbe, sich ihr wieder zu nähern und ihr früheres Verhältniß von Neuem anzuknüpfen. Allein sein Verstand schien diese Einwürfe und Bedenken nur zu erheben, um sie vor seinem Herzen widerlegen zu lassen. Während er den Verlust einer Geliebten, die er doch nie besessen hatte, beklagte, wiegte er sich in abenteuerlichen Glückshoffnungen, daß er sie dennoch einmal die Seine nennen würde.

Etwas über ein Jahr war seit seiner Rückkehr aus Flandern verflossen, als sein Vater starb. Dieser Todesfall machte ihn zum Herrn seiner Güter und seiner Handlungen; nach seinem Belieben konnte er seine Zukunft gestalten. Allmälig wären vielleicht die Zeit, die Entfernung, die Rücksicht auf seinen Vater Herrin über seine Leidenschaft geworden, jetzt schien sich das Schicksal selber mit derselben zu verbinden. Mit einem Sprunge wurden von ihr die geringen Fortschritte, die er auf der Bahn der Entsagung gethan, überholt: er dachte nur daran, nach der Ordnung seiner wichtigsten Angelegenheiten, sich zu einer Reise nach Paris anzuschicken. Die Abwickelung der Geschäfte, ein langwieriger Proceß, den er vor seiner Abreise durch einen Vergleich beendigt zu sehen wünschte, die Vorbereitungen zu der Fahrt dehnten sich für seine Ungeduld in's Endlose aus. Um seinem Ziele wenigstens im Geiste etwas näher zu kommen, seine Unruhe zu beschäftigen, schrieb er an Justine. Ihre Antwort sollte gleichsam seinem Entschlusse das Siegel aufdrücken. Mit welchen Entzückungen empfing er dieselbe! Wie viel hundert Male überlas er diese Zeilen und drückte sie an seine Lippen! Justine schrieb in der heitersten Laune, aus überquellendem Herzen: sie war am 5. August 1749 in der italienischen Komödie in einem Lustspiel von Marivaux „Die Probe" als sentimentale Liebhaberin Angelika mit größtem Beifalle aufgetreten, ganz Paris, sagte sie dem Freunde, ist mir nachgelaufen. Die Truppe ihres Mannes hatte sich, nach dem Frieden, wieder aufgelöst, er selbst hatte Paris verlassen: sie schrieb nicht, wohin er gegangen. Dieses Schweigen erfüllte Hugo mit einer tollen Freude, vergebens wollte die Ehre Einspruch dagegen erheben. Der Ton, in dem Justine in diesem Briefe von ihrem Gatten redete, dünkte ihn viel kälter und gleichgültiger, als jener, mit dem sie in Brüssel seine Güte, seine Talente, seine Treue gerühmt. Hatten sich Mißverständnisse, Entfernungen, Zwiespalt zwischen ihnen erhoben? Was half es, daß Hugo seine Hoffnungen verbrecherische schalt! Nichts desto weniger keimten und sproßten sie üppig aus jenem vermutheten Zerwürfnisse hervor. Er befand sich in Herrenhausen, bei dem Herzoge von Cumberland, als er Justinens Brief erhielt, und sprach ihm von seinem Plane, im Winter nach Paris zu reisen. Damals hatte

der Herzog zuerst des lustigen Geschenks erwähnt, daß er und die Königin von Sachsen dem Marschall Moritz bestimmt hätten: des Ofens, dessen einzelne Kacheln auf das Gefälligste mit Wappenschildern und Ansichten der Städte, die der Marschall in Flandern erobert hatte, von geschickten Malern in Dresden geziert wurden. Ob Hugo der Ueberbringer dieses Geschenks sein wolle? Er würde sich dadurch nicht nur die günstigste Aufnahme bei dem Marschall sichern, sondern auch eines gnädigen Empfanges bei dem Könige und der Dauphine in Versailles gewärtig sein dürfen. Obgleich Hugo eine Verzögerung seiner Abreise in diesem Vorschlage voraussah, war er doch zu höflich, um dem Prinzen, seinem ehemaligen General, die Erfüllung einer Bitte zu weigern. War doch überdies der Auftrag ebenso vortheilhaft wie ehrenvoll für ihn.

Und diese Vortheile sollten sich bald viel größer und wichtiger zeigen, als er es auch nur zu ahnen im Stande gewesen wäre. In ihrem Briefe, der so recht eine Herzensausschüttung gegen den Freund gewesen, hatte Justine im halb scherzhaften Tone auch von ihrem alten und hartnäckigen Anbeter, dem Marschall von Sachsen, gesprochen, den keine Strenge ihrerseits von seinen Anträgen und Huldigungen abzubringen vermöge, und neckisch hatte sie gefragt, ob sie bei ihm eine gleiche Standhaftigkeit voraussetzen dürfe? Diese Worte, denen er zuerst keine besondere Bedeutung beigelegt, erschienen ihm bald nachher von dem schwersten Gewicht. Denn auf ein erstes, ein zweites und ein drittes Schreiben an Mademoiselle de Chantilly hatte er bis Weihnachten keine Antwort erhalten. Wollte sie ihm nicht schreiben? War sie krank, unglücklich, todt? Und die verwünschten Kacheln von Meißener Porzellan wurden nicht fertig! In seiner Sorge und Noth fiel ihm der Name einer Freundin und Collegin Justinens ein, auf gutes Glück hin schrieb er an diese und erfuhr von ihr, daß Mademoiselle de Chantilly seit dem 7. October aus Paris verschwunden sei, Niemand, nicht einmal ihre Schwiegermutter, mit der sie im besten Einverständniß gelebt, wisse, wo sie geblieben, was man sich einander heimlich zuflüstere, getraue sie sich dem Papier nicht anzuvertrauen. Der Schmerz und die Eifersucht, die sonst betäuben, machten in diesem Falle Hugo hellsichtig. Ihm war es kein Zweifel, daß der Marschall, durch Justinens tugendhaften Widerstand gereizt, sie nach einem seiner Schlösser habe entführen lassen. Jetzt pries er den Auftrag des Herzogs von Cumberland, dessen Annahme er wie oft schon im Stillen beklagt hatte! Er bot ihm die günstigste Gelegenheit, den Lieblingssitz des Marschalls aufzusuchen und sich bei ihm in einer Weise einzuführen, die nicht wohl anders, als durch eine Einladung, mehrere Tage in Chambord zu verweilen, erwiedert werden konnte.

Endlich im April waren die Maler in Dresden mit ihrem Meisterwerk fertig geworden. Anfang Mai trafen die wohlverpackten Kacheln in Straßburg, wo Hugo schon einige Tage lang sich aufhielt, sie voll Ungeduld erwartend, ein. Hier in Straßburg hatte er ein seltsames Begegniß gehabt. Unter den merkwürdigsten Umständen hatte er den Gatten Justinens, Simon Favart, kennen gelernt. Er lebte dort bei einem Freunde, in tiefster Verborgenheit, von einem Verhaftsbefehl verfolgt, der ihn aus Paris verscheucht. Wessen man ihn beschuldigte, wer die Lettre de cachet gegen ihn erwirkt? Er wußte es nicht

oder wagte es nicht zu sagen. Es war ihm nur klar, daß er, wenn man ihn fände, für immer in einem Kerker der Bastille verschwinden würde. Eine schändliche Verschwörung war, um sie von einander zu trennen, gegen die beiden unglücklichen Gatten angestiftet worden. Bis zur Weihnachtszeit hatte der bedauernswerthe Favart wenigstens durch seine Mutter Kunde von dem Verbleib Justinens erhalten: sie lebte damals in strenger Haft in einem Nonnenkloster in Angers, angeblich auf Befehl ihres Vaters, wegen ihrer Ehe mit Favart, die sie gegen seinen Willen eingegangen. Was seitdem aus ihr geworden, vermochte er nicht zu sagen. Sein Freund hatte ihn von der Ankunft des Herrn von der Busche, von seiner Sendung an den Marschall von Sachsen unterrichtet; von seiner Gattin hätte er früher so viel Rühmliches und Gutes über den jungen Edelmann gehört, daß er sich ein Herz gefaßt, seinen Zufluchtsort verlassen und ihn aufgesucht habe, in der Ueberzeugung, daß er sich seiner und Justinens annehmen und sein Fürwort bei dem Marschall für sie einlegen würde. Aus Allem, was Favart vorbrachte, sprach ein solches Gefühl der Unschuld, eine solche Wahrheit, trotz seiner verzweifelten Lage ein so fester und kluger Muth, daß sich Hugo theilnahmsvoll und mitleidig berührt fühlte und ganz vergaß, daß der Mann, der seine Hilfe und seinen Schutz erbat, sein gefährlichster Nebenbuhler, Justinens Gatte, war. Sein großmüthiges Herz empörte sich gegen die Ungerechtigkeit und Tyrannei des Mächtigen, dem, um sein Gelüsten zu befriedigen, kein Mittel zu niedrig und zu ehrlos erschien; er schämte sich gleichsam in die Seele des Marschalls hinein, daß ein so großer Held auf so unwürdige Gewaltthat verfallen konnte. Mit dem Versprechen, ihm die Gattin zurückzuführen, sie aus den Klostermauern oder wo immer man sie verborgen hielte, zu befreien, war er von Favart geschieden. Diese Aussicht hatte nicht nur einen verklärenden Schimmer auf seine Reise geworfen und ihr einen edleren Zweck gegeben: sie hatte auch seine Leidenschaft für Justine, wenigstens glaubte er es, von aller Begehrlichkeit gereinigt. Er gelobte es sich, fortan in ihr nur die zärtlich, die schwesterlich geliebte Freundin zu sehen, und nichts zu verlangen und zu erstreben, als den Ruhm, die verfolgte Unschuld gerettet zu haben.

Freilich — so hatte sich leicht träumen und sinnen lassen, als er noch von ihr fern war. Aber jetzt, hier auf der Brücke, vielleicht ihrem Fenster gegenüber, in der Frühlingsnacht, wie stürmisch bewegt von den sich widersprechendsten Empfindungen war seine Seele, wie erwartungsvoll schlug sein Herz! Würde er in ihrer Gegenwart seinen Gleichmuth bewahren? Ja, war dies Wiedersehen nur gewiß? Wohl lag das Ziel seiner Sehnsucht vor ihm, es schien, als brauche er bloß die Hand danach auszustrecken, um es zu ergreifen — und doch, dachte er schärfer darüber nach, welche Hindernisse thürmten sich noch zwischen ihr und ihm auf! So unbewacht würde sie der Marschall schwerlich gelassen haben, daß ein Fremder leicht Zutritt zu ihr erlangen und unbelauscht mit ihr verkehren könnte.

„Muth!“ rief er sich mit halblauter Stimme zu und richtete sich aus seiner gebückten Stellung von dem Brückengeländer auf. „Muth! Die Liebe wird mir beistehen!“

Wie als Antwort darauf erklang dicht hinter ihm ein munteres Gekicher.

Sich umwendend erkannte er das junge Mädchen, das er bei seiner Ankunft in der Begleitung der würdigen Frau Mouret gesehen. Vor seinem erstaunten Blick, der zu fragen schien, wie sie hierher gekommen, fuhr sie ein wenig zurück und sagte, zwischen Keckheit und schüchterner Warnung: „Herr Capitän, die Nachtnebel in unserm Walde sind gefährlich und der Coffon hat einen kalten Athem."

„Läßt mir das Ihr Vater sagen?" entgegnete Hugo scherzend.

„Der Kastellan Mouret ist nicht mein Vater, ich bin eine Waise, eine entfernte Verwandte seiner Frau, allein ich bin im Park von Chambord geboren."

„Und halten sich darum für verpflichtet, die Fremden zu warnen? Ich danke Ihnen, Mademoiselle . . ."

„Ich heiße Jeanne la Royale" — und da sie bemerkte, daß der Name ihm auffiel, fuhr sie mit halb noch kindlichem, halb ernsthaftem Stolz, der dem zierlichen Geschöpf allerliebst zu Gesicht stand, fort: „Ich bin das letzte Pathenkind Seiner polnischen Majestät, des Königs Stanislaus, im Park von Chambord; er hat mich selbst auf seinen Armen gehalten, dort drüben in der Kirche auf dem Hügel, den Tag darauf ist er aus Chambord nach Luneville abgereist."

„Da hab' ich also die Ehre, mit einem vornehmen Fräulein zu reden," antwortete Hugo lachend, „gestatten Sie mir, Mademoiselle Jeanne la Royale, den Capitän Hugo von der Busche Ihrem Wohlwollen zu empfehlen."

Sie erwiderte seinen Gruß mit einer gar nicht üblen Verneigung, die natürliche Anmuth und Nachahmungstalent zeigte: offenbar hatte sie nicht umsonst den Theaterproben im Schlosse zugeschaut. „Sie necken mich, Herr Capitän, aber wer weiß," fuhr sie mit pfiffigem Ausdruck fort, „vielleicht bedürfen Sie doch einmal meiner Hilfe."

Hatten die Worte einen geheimen Sinn? Ganz in der Gewalt der Erinnerung an Justine hemmte Hugo seine Schritte und betrachtete sich zum ersten Male das Mädchen an seiner Seite mit unverhohlener Neugier. Sie waren jenseits der Brücke, auf dem großen Platz vor dem Hauptportal, wo sechs Kanonen aus der englisch-holländischen Kriegsbeute als Trophäen aufgestellt waren. Das Mondlicht streifte das von einem schwarzen, über den Kopf gezogenen Flortuch eingerahmte jugendlich runde Gesicht Jeanne's. Die dunklen Augen und die goldbraunen, gelockten Haare, die sich aus der Umhüllung hervorstahlen, waren das Schönste daran. Flink und gewandt war ihr Gang, jede ihrer Bewegungen, es sprühte Alles von Lebendigkeit und Muthwillen an ihr.

„Ich werde mich wohl hüten, die liebenswürdige Fee dieses Waldes zu necken," entgegnete er auf ihre letzte Bemerkung.

„Eine Fee bin ich nicht, sie nennen mich den Irrwisch von Chambord."

„Irrwische locken in die Sümpfe, da muß man sich doppelt mit Ihnen vorsehen."

„Oder in die Gräben. Auf der andern Seite des Schlosses sind die Gräben noch nicht zugeschüttet, wie hier, wo der König Stanislaus Alles hat ebnen und mit Rasen und Blumen bepflanzen lassen. Und die Gräben von Chambord haben eine Geschichte. Schon manche schöne und tapfere Herren wie Sie haben dort die Degen gegen einander gezogen."

„Sie wünschen mir doch nicht ein solches Abenteuer?"

„Fürchten Sie sich?" lachte sie auf. „Aber nein, der Kastellan hat seiner Frau und mir erzählt, daß Sie einer der Tapfersten der Herren Engländer in der letzten grausamen Schlacht gewesen sind — das hat mich neugierig gemacht, ich habe noch nie einen Engländer gesehen."

Den Unterschied zwischen einem Engländer und einem Hannoveraner ihr genauer aufzuklären, hielt Hugo nicht für nöthig. „Ei, sieh," sagte er, „ich glaubte, der Corporal Mouret sei ein verschwiegener Mann."

„Seiner Frau und mir gegenüber? Haha! Dazu ist er viel zu gutmüthig. Wir wissen nun, weshalb Sie hierher gekommen sind, Herr Capitän."

„Da bin ich ja verrathen und verkauft."

„Und wir wissen auch" — und dabei erhob sie sich auf ihre Zehen, als ob sie so sein Ohr erreichen könnte und flüsterte — „daß Sie eine schöne Verwandte haben, die Justine heißt, gerade wie die Dame im Thurm."

„In welchem Thurm?" entfuhr es ihm und ungestüm faßte er ihre beiden Hände.

„Dort," und sie zeigte mit einem Augenwink nach dem Rundthurm mit spitzem Dach, der in der Mitte der ihnen gegenüberliegenden Front rechter Hand hervortrat. „Aber was haben Sie? Sollten Sie unsere Mademoiselle Justine kennen?"

„Wie wäre das möglich! Es ist so natürlich, daß es mich überrascht, hier in der Fremde einen Namen zu hören ..."

„Ach!" meinte sie verständnißvoll und warf ihr Näschen auf, als spüre sie etwas in der Luft, „Ihre Braut heißt Justine!"

„So ungefähr! Und Sie begreifen, Jeanne, daß ich sehr gern die Namensschwester meiner Verwandten sehen möchte."

„Wünschen Sie das nicht, Herr Capitän, wenn Sie Ihre Braut lieben. Unsere Dame verdreht allen Männern die Köpfe, die in ihre Nähe kommen, sie hat Augen, die Alle bezaubern."

„Das gälte doch noch die Probe!"

„Bleiben Sie fern — es gibt ein Unglück!" Und sie hob halb schelmisch, halb warnend den Finger in die Höhe.

„Es wird nur Höflichkeit sein, wenn ich sie als Gast im Schlosse bitten lasse, mich ihr vorstellen zu dürfen."

„Mademoiselle Justine liebt die Einsamkeit und empfängt keine Besuche."

„Nun, vielleicht ist sie neugierig, wie Sie, kleine Jeanne, und hat ebenfalls noch keinen englischen Dragoner-Capitän gesehen. Wollte ihr nur Jemand sagen, daß ein solches Meerwunder in Chambord wäre ... Sie haben doch Zugang zu ihr?"

„Sie läßt sich von mir allerlei alte Geschichten erzählen, von den Königen, die hier Hof und Jagden und Feste gehalten."

„Wenn Sie ihr auch ein wenig von mir erzählten? Sie wird spazieren gehen, spazieren fahren ..."

„O, Sie sind listig und fein, Herr Capitän? Da hab' ich mich schön hineingeredet. Ich habe die Engländer nicht für so klug gehalten."

„Sie sind auch großmüthig, Jeanne!"

„Treu sollten sie sein," unterbrach sie ihn mit funkelnden Augen, „treu ihren Bräuten, Herr Capitän, besonders wenn sie Justine heißen! Gute Nacht!" Und fort sprang sie und verschwand in einer Seitenpforte des Schlosses. War sie ein Elfe, der die Liebenden beschützt, oder ein muthwilliger Kobold, der ihn nur necken und betrügen wollte? So in Gedanken schritt Hugo durch das Portal und fand nach einigem Suchen und Fragen sein Zimmer.

II.

Mademoiselle Justine war eine Langschläferin. Weder die Strahlen der Morgensonne noch das lustige Gezwitscher der Vögel weckten sie aus ihrem Schlummer. Hugo hatte sich schon auf ein Pferd geworfen und war mit einem der Officiere nach dem Lager der Ulanen auf der Waldlichtung geritten, ehe sie nur den seidenen Vorhang ihres Himmelbettes aufgezogen. Erst, als sie ihre Chocolade trank, hörte sie darum von der Anwesenheit des jungen Edelmannes. Nicht seinen Namen, denn die Zofe, die ihr davon erzählte, hatte denselben entweder nicht gehört oder nicht behalten. Sie wußte nur zu sagen, daß es ein hübscher junger Mann sei, groß und schlank und steif, wie alle Engländer, der aus weiter Ferne herkomme und dem Marschall ein merkwürdiges Geschenk überbrächte — etwas, was in Frankreich nie gesehen worden sei. In der Abwesenheit des Marschalls, ohne Gäste und Feste, ohne Jagden und Komödien war Schloß Chambord für eine junge, lebhafte und an die beständige Unruhe und Aufregung des Theaters gewöhnte Frau wie Justine ein trauriger Aufenthalt, und die Erscheinung eines Fremden in diesem gleichsam verzauberten Walde, aus dem es für sie keinen Ausgang gab, eine willkommene Unterbrechung ihres eintönigen Daseins. Wußte ihr die Zofe auch nichts Genaueres von ihm mitzutheilen, als was die Dienerschaft über ihn sprach, daß er gestern Abend mit dem Kastellan von Blois her angekommen und noch um Mitternacht auf dem steinernen Geländer der Brücke gesessen habe, im Anblick des Schlosses versunken, daß sie selbst ihn heute in der Frühe zu Pferde gesehen — es war genug, Justinens Phantasie zu beschäftigen und sie in unbewußter Eitelkeit mehr Sorgfalt auf ihren Anzug, als all' diese Tage über, verwenden zu lassen. In halbem Zorn über ihre Launenhaftigkeit hatte sich Moritz von Sachsen von ihr getrennt, so daß sie kaum hoffen durfte, daß sein Unwille bei seiner Rückkehr schon verraucht sein würde. Und wenn er ihr den Fremden nicht vorstellte, wie gering war die Aussicht, daß der Zufall sie mit ihm zusammenführte! Ja, wenn der „englische Mylord", wie ihn das Kammermädchen nannte, in Paris durch eine Laune des Glücks sogar von dem räthselhaften Verschwinden der beliebten Schauspielerin Mademoiselle de Chantilly gehört haben sollte — was nutzte es ihr? In dem Schlosse des Marschalls war sie nur als Mademoiselle Justine bekannt. Dennoch wählte sie länger und unentschlossener als sonst in ihren Kleidern, Spitzentüchern und Schmucksachen und ihren Kopfputz konnte die Zofe ihr heute mit Blumen, Federn und Bändern nicht zu Danke vollenden.

Die Vielgequälte athmete auf, als durch die halbgeöffnete Thür Jeanne den braunumlockten Kopf steckte und mit einem „Darf ich?" ohne die Antwort ab-

zuwarten, in das Gemach huschte. Justine vergaß ihre Haarfrisur, ihre Schönpflästerchen und ihren Spiegel und achtete nicht sonderlich darauf, daß in der heftigen Umarmung des Irrwischs die Falbeln ihres Rockes ein wenig litten. „Wie schön sind Sie, Mademoiselle Justine!" rief der Wildfang dann und betrachtete sie mit neidloser Bewunderung, „wie hübsch Sie diese rothe Sammetschleife im Haar kleidet! Sie sind geputzt wie eine Königin!" So verwöhnt Justine auch durch Schmeicheleien war, ein solches Wort mußte wohl den Weg zu ihrem Herzen finden, das ungeheuchelte Entzücken des jungen Mädchens verbürgte ihr gleichsam den Eindruck, den sie machen würde . . . ja, auf wen denn? Waren ihre Gedanken, ihr selber kaum erkennbar, um den Unbekannten hingegangen und hatten ihre Handlungen beeinflußt? Sie überhäufte Jeanne mit Liebkosungen und Zuckerwerk und beeilte ihre Toilette, nur um die Dienerin fortschicken zu können. Etwas in Jeanne's Benehmen verrieth ihr, daß dieselbe mit ihr allein zu sein wünsche. Als nämlich, wie es nicht anders sein konnte, die Rede auf den Fremden gefallen war und die Zofe mit einem gewissen Spotte gefragt hatte: ob Mademoiselle Jeanne, die Alles wisse, was in Chambord vorgehe, auch schon mit dem Mylord geredet habe? hatte diese sich lachend zusammengeduckt und Justine mit ihren dunklen Augen so eigenthümlich angeschaut, daß sie stutzig wurde. Kaum hatte darum die Dienerin das Gemach verlassen, als Justine das Mädchen zu sich heranzog, es auf einen kleinen Schemel vor ihr niederdrückte und eindringlich fragte: „Nun, Fräulein Wildfang, die Wahrheit! Du erhältst nicht eher die Freiheit, bis Du mir Alles gestanden. Was ist es mit diesem Fremden? Warum thust Du so geheimnißvoll? Gerade, als ob noch nie ein Engländer in Chambord gewesen wäre."

„So ein richtiger Engländer von der Insel ist er nicht, das hat mir der Kastellan gesagt. Der englische König hat irgendwo in Deutschland ein Land im Besitz, aus dem stammt der Capitän."

„Aus Deutschland?" fragte Justine. Und eine Ahnung wollte in ihr aufsteigen. „Aber nein, nein, das ist unmöglich!" beruhigte sie sich wieder.

„Was ist unmöglich?" rief Jeanne, welche die Veränderung in Justinens Gesicht wohl bemerkte. „O meine schöne Dame, ist das nicht wunderbar, daß dieser Capitän eine Verlobte in seiner Heimath hat, die Justine heißt, und daß Sie ebenso erschrecken, wenn von ihm gesprochen wird, wie er gestern erschrak, als ich ihm von Ihnen erzählte?"

„Du hast mit ihm geredet?"

„Eine halbe Stunde lang, auf der Brücke und am Bache. Ach, über den Schelm!" Und sie schlug sich vor die Stirn, riß sich von Justinen los und sprang auf. „Wie hat er mich überlistet! Sie hat er gemeint, Sie sind seine Justine!"

„Geh, Du bist eine Thörin," runzelte Justine die Stirn.

„Sie kennen ihn also nicht? Hugo von dem Bosquet, nicht? Und Sie erbleichen doch? Sie sind die verzauberte Prinzeß aus dem Märchen und er ist der irrende Ritter — und ich soll ihm den Weg zu Ihnen zeigen!" Und die Locken schüttelnd, lachend, mit den Fingern knallend, tollte sie durch das Zimmer. Justine hatte sich in ihrem Sessel zurückgelehnt und das Gesicht mit

ihren zarten, schlanken Händen bedeckt. Zärtlich zog Jeanne sie weg und fuhr zurück, denn statt auf rosige Wangen und glänzende Augen sah sie in ein thränenüberströmtes Antlitz.

„Er ist es! Er hat mich aufgefunden!" schluchzte sie. „Aber nie, nie soll er mich sehen! Unvorsichtige, welchen Schmerz hast Du mir bereitet!"

„Ich?" erwiederte Jeanne bestürzt. „O wenn Sie Zeugin seines Entzückens gewesen wären! Wie er sich auf dies Wiedersehen freute! Und nun schelten Sie mich, daß ich es ihm verschaffen will. Ja, hassen Sie ihn denn? Was hat er Ihnen gethan? Er redete nicht wie einer, der sich irgend einer Schuld bewußt ist."

„Er nicht, aber ich!" rief Justine aus und rang die Hände. „Schau mich nicht mit so großen Augen an. Du weißt es nicht und wirst es zu Deinem Glücke nie wissen, was in meinem Herzen vorgeht. Genug, es ist mir eine Verlegenheit, eine Schande, ihm hier zu begegnen."

In so leidenschaftlicher Erregung hatte Jeanne die schöne Dame noch nicht gesehen, sie fand in der That in ihrem Kopfe keinen Erklärungsgrund dafür. Verwirrt war sie zur Seite getreten und betrachtete mit ihren schwarzen unschuldigen siebzehnjährigen Augen die schmerzverstörte Justine. Wenn der Ritter nach langen Irrfahrten zu der geliebten Prinzessin im Zauberthurm kömmt, ist es all ein Glück und eine Wonne; warum sollte es diesmal das Gegentheil sein? Freilich — und der Gedanke, der plötzlich in dem Geiste des Waldkindes auftauchte, lief als Schatten über ihr Gesicht und ließ sie die Augenbrauen beinahe finster zusammenziehen — was machte denn die Dame in diesem Schlosse? Komödie spielte sie nicht und auf dem großen Feste, das der Marschall neulich gegeben und zu dem er die vornehmsten Damen aus der Umgegend eingeladen hatte, war sie nicht erschienen. Zum ersten Male legte sich Jeanne jetzt die Frage vor: weswegen war Mademoiselle Justine hier? Nur um unter dem Schutz des Marschalls vor den Nachstellungen grausamer Verwandten sicher zu sein, wie ihr der Kastellan gesagt? Wie hätte sie sich dann über die Ankunft des Capitäns freuen müssen! Dies nachdenkliche Schweigen der sonst so Geschwätzigen, die dunkle Linie der gerunzelten Brauen, dieser verwunderte, schüchterne und unruhige Unschuldsblick des Mädchens, in dessen Seele sich etwas noch Unbegreifliches, noch Namenloses zu regen beginnt, vor dem ein Schleier zu zerreißen droht, ängstigten Justine. Sie lief zu ihr hin, umfaßte sie, bedeckte ihren Mund mit Küssen und bat dazwischen: „Rede doch, kleine Jeanne! Du bist so klug. Tröste mich, Dein Schweigen macht mich so traurig!"

Jeanne hatte die stürmischen Küsse geduldet, aber sie nicht erwiedert. „Wenn Sie wollen, Mademoiselle," sagte sie noch immer in dem Bann ihres Sinnens und Träumens, „werde ich dem Herrn Capitän mittheilen, daß Sie ihn nicht sehen können, daß Sie unpaß seien."

„Du hast Deine Freude daran, mich zu quälen," und Justine stampfte ärgerlich mit dem rothen Hacken ihres Schuh's auf den parquettirten Fußboden. „Was hülfe es mir, ihn abzuweisen? Da er einmal weiß, daß ich hier bin, würde er nur um so hartnäckiger darauf bestehen, mich zu sehn. Er wäre im Stande, den Marschall darum zu bitten. Mein Leben ist so mit Bitternissen erfüllt, daß ich auch diesen Kelch werde leeren müssen." Und nun gewannen wieder die

Thränen über ihren Unwillen, die Betrübniß in ihrem beweglichen Herzen die Oberhand. Ihr Weinen, ihre Seufzer rührten Jeanne, der Schatten, der forschende Ausdruck verschwand aus ihren Zügen, sie warf sich der schönen Frau zu Füßen und bat: „Zürnen Sie mir nicht, Mademoiselle Justine, vergeben Sie mir! Es war nicht meine Absicht, Sie zu kränken. Was kümmert uns der Fremde! Er soll Sie nicht beunruhigen, ich werde ihn schön heimführen! Wozu hieße ich der Irrwisch, wenn ich nicht einmal einen Engländer in die Irre locken könnte!“ Obgleich die Eine jedoch von dem Capitän nicht mehr reden wollte und die Andere einen traurig-zärtlichen Seufzer nach dem andern, in der Erinnerung an ihn, ausstieß, kehrte das Gespräch trotz alledem immer wieder zu ihm zurück. Justine wurde nicht müde, nach Dem und Jenem, was ihn betraf, zu fragen, und der Eindruck, den er auf Jeanne ausgeübt, war zu stark, als daß ihr Seelchen ihn schweigend hätte in sich verschließen können . . .

Und auch Hugo's Gedanken, wie sehr seine Aufmerksamkeit und Theilnahme auch von der Außenwelt in Anspruch genommen war, kehrten oft genug von dem Lager und den Pferden, von den Uebungen und der wunderlich-phantastischen Tracht der Ulanen, und den Gesprächen mit den Officieren über ihre Lebensweise in dem einsamen Walde, zu dem Thurmgemach Justinens zurück. Wird sie sich bei Jeanne's Eröffnungen verrathen? wird sie an sich halten? Es wird kein anderes Mittel, sie aus der Gewalt des Marschalls zu reißen, geben, als Flucht und Entführung. Die abenteuerlichsten Pläne erhoben und verdrängten sich in seinem Sinne. Bei seinem Ritte durch den Wald ward er wieder der Officier, der zur Beobachtung des Feindes, um die Gegend auszukundschaften, ausgesandt wird. Er ließ sich von seinem Begleiter die großen Straßen und die engeren Reitwege durch den Park, ihre Verbindungen, ihre Kreuzungspunkte zeigen, er erfragte, wie man bei den Wachen an den äußersten Eingangsthoren vorbeikäme, und die Ordnungen des Lagers. Der Ulanenoffizier fand diese Erkundigungen, dies lebhafte Interesse bei einem früheren Dragonerrittmeister ebenso natürlich wie schmeichelhaft für sich selbst und sein Regiment. In bereitwilligster Weise ertheilte er seine Auskunft. Auf das Freundlichste im Lager empfangen, als Kriegskamerad begrüßt, konnte Hugo nicht umhin, der Einladung der Officiere, an ihrem Mittagsmahl theilzunehmen, Folge zu leisten. Gern würden sie ihn noch länger in ihrer Mitte festgehalten haben, aber die Ungewißheit, zu welcher Stunde der Marschall in Chambord eintreffen würde, und die Nothwendigkeit für Hugo, dann zur Stelle zu sein, nöthigten zum Aufbruch. Wieder, wie gestern in der Abenddämmerung und nachher im Mondschein, ergriff ihn der Anblick des Schlosses im Glanz der Nachmittagssonne, in dem der graue Sandstein und der bläuliche Schiefer auf den Pfeilern und Rauchfängen, den Thürmchen und Kuppeln des Daches zu einem eigenthümlichen Farbenschimmer verschmolzen. Der Kastellan erwartete ihn schon, er war ungeduldig, dem Gaste die Herrlichkeiten und Merkwürdigkeiten Chambord's noch vor der Ankunft des Marschalls zu zeigen. „Jetzt oder nie!“ sagte er. „Der Herr Marschall kömmt in der siebenten Stunde mit seinen Freunden, dem Marschall Löwendal und dem Marquis von Valfons, an — und dann wird es mit Ihrer Freiheit und Muße aus sein, mein Herr Capitän!“

„Immer schlagfertig, den Augenblick zu benutzen, daran erkenn' ich meinen Corporal Mouret," hatte Hugo entgegnet.

Denn außer der Neugierde, den alten viel bewunderten Königssitz kennen zu lernen, trieb ihn das Verlangen nach Justinen, die Hoffnung, ihr auf dieser Wanderung zu begegnen. Weder auf dem Rasenplatz noch in der weiten Eintrittshalle des Schlosses, in der eine merkwürdige, von unten nach oben offen liegende, durch die drei Stockwerke des Mittelbaues geführte breite Wendeltreppe in zwei übereinander sich windenden Schraubenlinien emporsteigt, hatte er seine Freundin Jeanne gesehen. So aufmerksam er scheinbar die an den Pfeilern aufgehängten, sturmzerrissenen, kugeldurchlöcherten Fahnen — Siegestrophäen aus den flandrischen Feldzügen des Marschalls, vermischt mit viel älteren, nur noch in Fetzen vorhandenen Bannern und Standarten aus den Tagen Franz' I. und Ludwig's XIII. — und die Waffen und Hirschgeweihe und Eberköpfe an den Wänden musterte; so willig er den Erklärungen Mouret's sein Ohr schenkte, so überrascht er von dem „Wunder" der Treppe war, auf der zu gleicher Zeit zwei Personen, die eine hinauf, die andere hinunter steigen können, ohne sich je zu begegnen, ja ohne sich anders als flüchtig durch die Oeffnungen zwischen den Pfeilern zu sehen — sein Geist war doch nur halb bei alledem. Unruhig gingen seine Augen hin und her, nicht nach dem gothischen F und dem Salamander Franz' I. in den kassettirten Decken der großen Säle, nicht nach den Statuen und den Bildern — sie suchten den Irrwisch, der ihm in der Nacht seine Hülfe versprochen hatte und ihn nun treulos im Stiche ließ.

Wäre der Kastellan nicht gar zu eifrig in seinen Geschichten und Nachweisungen gewesen, er würde die Zerstreutheit und die Gleichgültigkeit seines Begleiters, trotz der Spannung in seinen Zügen bemerkt haben. So aber waren sie auf das flache, mit Fliesen gedeckte Dach des mittleren Baues gekommen, das von einer durchbrochenen Balustrade eingefaßt, rings nach allen vier Seiten herumgeht, um die in der Mitte hundert Fuß hoch sich in drei Absätzen grad über der großen Treppe, gleichsam als ihr Abschluß, erhebende Laterne, ohne daß der Eine Verdacht geschöpft oder der Andere sich eine Blöße gegeben. Hier gönnte Mouret seiner Beredtsamkeit eine Ruhepause und Hugo konnte nach dem Ausruf: „Wie herrlich! wie wunderbar! Ein versteinerter Garten in der Luft!" in jenes Träumen der Betrachtung versinken, hinter dem sich der Gedanke an sie so gut verbarg. In dem Nachmittagssonnenschein flimmerte Alles umher in einem goldigen Ton. Unter ihm lag das Schloß mit seinen Höfen, mit den niedrigen Dächern seiner Nebengebäude, mit dem lauten geschäftigen Treiben der Dienerschaft, darüber dehnte sich weithin der Park aus: über alle Wipfel schaute er hinweg; hier war die Brücke über den Cosson, dort in der Ferne flatterten auf einem künstlichen Erdhügel inmitten der Waldlichtung die Standarten der Ulanen. Mit dem Wald- und Wiesengeruch stieg die Kühle von dem Wasser des Baches zu ihm auf. Das frühlingsfrische Grün der Bäume und Gebüsche war wie durchglüht von dem Gold der Sonnenstrahlen. Selbst die dichteren und schattigeren Massen des in größerer Ferne sich hinziehenden Waldes waren von einem Goldhauch überflogen. Während Hugo sein Schauen und sein Bewundern zwischen der Landschaft und der seltsamen, reichen und malerischen Architektur, die mit

all' ihren Verzierungen, Arabesken, ihren Statuen und Wappen, ihren Schieferrauten und Medaillons, ihren wunderlichen Kuppeln und Pilastern mehr einem Märchen als der Wirklichkeit anzugehören schien, noch theilte und der Kastellan ihn eben einlud, die zierliche Wendeltreppe zu dem Belvedere der Laterne — unter der Riesenlilie — hinanzusteigen, rauschte ein seidenes Gewand über die Steine der Stiege. Eine Dame kam von dem Belvedere herab. Mouret, der am Eingang desselben stand, die geöffnete Thür in der Hand, sah und erkannte sie darum eher als Hugo, dessen Blick noch verloren in die Weite irrte, als die Dame schon den kleinen Fuß auf die Schwelle der Thür setzte. Das leise Geknitter und Geraschel der Seide, ein halb unterdrückter Laut, der dem Kastellan entfuhr, ließen ihn den Kopf umwenden — und so trafen seine Augen und ihre Blicke, nach einer so langen Trennung, wieder zum erste Male auf- und ineinander, die ihrigen trauriger, schmachtender als je, die seinen blau und sanft und treu wie immer. Auf dem Dache von Chambord, in dem Rahmen der phantastischen Architektur, unter dem tiefblauen Himmel, in dem Duft der Blumen und des Haidekrauts, den der Wind emportrug, hatte ihre Erscheinung in dem rothseidenen, mit bunten Blumen guirlandenartig bestickten, vielfalbeligen Kleide, mit dem leicht gepuderten Haar, wie sie eine Sekunde fest und schlank und anmuthig in ihren Schuhen mit den hohen Absätzen ihm gegenüberstand, etwas von einem lieblichen Wunder . . Und so wie ein Wunder entschwand sie ihm auch, rechter Hand eine lange Galerie entlang gehend, die in einen der vier Rundthürme des Mittelgebäudes führte. Wohl hatte er schon die Hand ausgestreckt, wohl schon einen Ruf der Liebe auf den Lippen, aber mit der Geistesgegenwart und der Selbstbeherrschung einer klugen Schauspielerin hatte sie ihn durch den Ausdruck ihres Gesichts zur Vorsicht und zu der Ruhe, die sie selbst erkünstelte, gemahnt und so vermochte Mouret nichts zu gewahren, als eine Schöne und einen jungen Cavalier, die mit höflicher Verneigung aneinander vorübergehen, und auch das war ohne Bedeutung, weil es sich nach Mouret's Ansicht von selbst verstand, daß der Cavalier der Dame nachsah, bis eine Thür, die sich vor ihr öffnete und hinter ihr schloß, sie seinen Blicken entzog.

Dennoch, obgleich nichts vorgefallen war, würden beide in nicht geringe Verlegenheit gerathen sein, wenn sie unmittelbar nach Justinens Vorübergehen hätten die Unterhaltung fortsetzen sollen: Hugo, weil er besorgt, daß jedes seiner Worte zum Verräther seiner Empfindungen werden könnte, der Kastellan in der Furcht, daß der Capitän ihm wegen der Dame mit peinlichen Fragen zusetzen würde. Da brachte ihnen Jeanne die willkommene Erlösung, athemlos kam sie die Treppe heraufgestürmt: Herr von Cossé, der Haushofmeister des Marschalls, verlangte dringend den Kastellan zu sprechen, ob die Gemächer des Marschalls Löwendal auch genau so hergerichtet wären, wie der eigensinnige Herr es wünsche? Ueber die Launen der großen Herren brummend, aber im Herzen doch froh, kein Verhör bestehen zu müssen, empfahl sich Mouret: „Wie ungerecht ist diese Welt! Dieser Marschall Löwendal hat bei Fontenoy nicht mehr gethan, als der Corporal Mouret," sagte er, „und nun muß doch der Corporal seinetwegen die Treppe herunterspringen und auf die Ehre verzichten, Sie weiter zu führen,

Herr Capitän. Wird es je anders werden auf Erden? Aber ich lasse Sie in den besten Händen, der Springinsfeld da kennt jeden Stein in Chambord ...."

Der Kastellan mochte die Hälfte der Wendeltreppe hinabgestiegen sein und noch hatten sich Hugo und Jeanne nicht vom Flecke gerührt, auch kein Wort mit einander gewechselt. Sie sah ihn mit ihrer lustigen, spitzbübischen Miene an, als erwarte sie eine Thorheit von ihm zu hören. Als aber die Schritte Mouret's immer mehr verklangen und nichts als das Gezwitscher der rastlos hin- und herfliegenden Schwalben, die überall an Zinnen und Vorsprüngen ihre Nester hingehängt hatten, um sie her laut war und er noch entschlußlos vor sich hin oder der Erscheinung Justinens nachträumte, rümpfte sie ihr Stumpfnäschen und sagte: „Will der Herr Capitän mir voran nach dem Belvedere hinaufgehen? Es ist eine schöne weite Aussicht und die Kirchthürme von Blois ragen am Horizont auf." Und mit einem Ton, der den Spott in ihren Worten noch verdoppelte: es war der Funke, der in ein Pulverfaß fliegt. „Ich verzichte darauf, Mademoiselle Jeanne," erwiederte Hugo und schritt der Galerie zu, die vorher Justine entlang gewandelt war. Lachend überholte sie ihn: „Sachte, mein Herr Capitän!" rief sie. „Unangemeldet tritt man nicht in das Zimmer einer französischen Dame, auch wenn man aussieht, als könnte man die ganze Welt erobern." Rasch öffnete sie eine Thür, flog durch das kleine Vorzimmer, klopfte an die gegenüberliegende und fragte: „Mademoiselle Justine, darf Ihnen der Capitän Hugo von dem Bosquet seine Aufwartung machen?" Das Alles geschah blitzschnell, in einer Mischung von herzlicher Güte und kindlicher Neckerei, deren ganzen Reiz freilich Hugo in seiner Voreingenommenheit nicht empfand.

Mit einem halb erstickten Schrei, doch mehr der Freude als der Pein, hatte sich Justine an sein Herz gestürzt. Alle Furcht, alle Scham hatte der glückliche Augenblick überwunden. Aber wie entzückend er es sich auch ausgemalt, die Geliebte so in seinen Armen zu halten, den Hauch ihres Mundes auf dem seinen zu fühlen: die Wirklichkeit blieb nun doch hinter der Phantasie zurück. Ein Tropfen Wermuth war in den Becher der Freude gefallen. Diese Frau — wohl liebte er sie noch, allein mit einer schwärmerischen entsagenden Liebe, sie war die Gattin eines Anderen, eine unglückliche Gefangene obendrein. Zwar hatten die Leiden, die sie ausgestanden, die Beraubung ihrer Freiheit den Glanz ihres Gesichtes nicht getrübt: er schimmerte durch den leichten Thränenschleier nur doppelt verführerisch, dennoch war in dem Sturm der Gefühle, der Hugo's Brust durchschütterte, das des Mitleids stärker als das der Lust.

„Welch' ein Wiedersehen, theuerste Justine!" Und er führte sie zu einem Sessel. „Indeß ich halte Sie, ich kenne den Räuber ..."

„Nicht so laut!" warnte sie. „Sie wissen mein Unglück? Wer hat es Ihnen mitgetheilt, wer gesagt, daß die arme, unselige Justine hier in Chambord ihre Tage verseufzt?"

„Was mich nach Chambord geführt, hat man Ihnen schon erzählt. Das ganze Schloß ist voll von dem Kachelofen des Herzogs von Cumberland. Wer mich aber von den Nachstellungen und Verfolgungen unterrichtete, denen Sie ausgesetzt sind — fassen Sie sich, meine Freundin, es ist eine freudige Nachricht"

— und ihrer Warnung gemäß, dämpfte er seine Stimme: „Ich habe Favart in Straßburg gesprochen."

„Favart!" schrie sie auf. „Er lebt, er ist frei — er weiß!" In halber Ohnmacht sank sie in den Armstuhl, aus dem sie sich hatte aufrichten wollen, wieder zurück. Sorglich war Hugo um sie bemüht: ihre Erregung machte ihn betreten. Denn obgleich der Ohnmachtsanfall vorüberging, schien eine Wolke auf ihren Gedanken liegen zu bleiben. Wie abwesend starrte sie vor sich hin und wiederholte nur in herzzerreißendem Tone: „Er weiß — o, ich Unglückselige!"

„Ihren jetzigen Aufenthalt kennt er nicht, auch für ihn waren Sie seit Monaten verschwunden. Seine Mutter hatte ihm zu Ende des vorigen Jahres geschrieben, daß Sie in einem Kloster zu Angers wären. Denken Sie sich seine Sorge, seine Unruhe, da er seitdem nichts mehr von Ihnen gehört!"

„Wohl ihm! Wohl ihm!" murmelte sie leise und bat dann, da Hugo auf ihr Geflüster geschwiegen: „Kehren Sie sich nicht an meine Verwirrung, sprechen Sie, erzählen Sie mir Alles, Sie wissen, wie theuer er mir ist! Meine erste, meine letzte Liebe!"

„Welch' ein Mann! So klug und ungebeugt in seinem Mißgeschick! Er ist kein Soldat, aber er hat die härtesten Stöße des Unglücks wie ein Held ertragen," entgegnete Hugo; in der Lebhaftigkeit seines Mitgefühls dachte er nicht daran, daß er sein Lob seinem Nebenbuhler spendete. „Die Freiheit, sagte er mir, ist die letzte Planke, die ich aus dem Schiffbruch meines Lebens gerettet habe; bewahre ich sie, so hoffe ich auch den Hafen zu erreichen. Die Ungewißheit über Ihr Schicksal, meine Freundin, hatte sich in der letzten Zeit als schärfster Stachel zu seinen anderen Widerwärtigkeiten gesellt, sie war es gewesen, die ihn aus seiner Verborgenheit zu mir geführt."

„Was sprach er von mir? War er sehr leidend und niedergeschlagen?"

„Die Noth um das Leben, die Furcht, entdeckt zu werden, der Aufenthalt in traurigen Wohnungen, das Alles stand in seinem abgezehrten Gesicht. Wie aber leuchteten seine Augen auf, wenn er des Tages gedachte, wo Sie ihm zurückgegeben sein würden, wo er, von Ihnen begeistert, sich wieder der Dichtkunst und dem heiteren Spiele der Musen widmen könnte, wo — doch ich will der Ordnung nach erzählen. Wider meinen Willen wurde ich einige Tage in Straßburg zurückgehalten und kam öfters in das Haus eines Wechslers, den man mir empfohlen hatte. Dort lernte ich einen Advocaten Herrn Conegliano kennen, der mich einmal bei Seite nahm und mich fragte: ob ich einem Unglücklichen einen großen Dienst leisten wollte? Einem Unschuldigen jeden, der in meiner Macht steht, erwiederte ich. Gut, ich vertraue Ihnen meine und seine Sicherheit an, sagte er darauf und lud mich ein, spät Abends in der zehnten Stunde in sein Haus zu kommen, aber Niemand, weder dem Gastwirthe noch meinen Dienern zu sagen, wohin ich ginge. Meine Neugierde wurde noch höher gereizt, als mir der Advocat selbst die Thür seines Hauses öffnete und mir mittheilte, er habe seine Dienerschaft zu einem Feste auf einem Dorfe in der Umgegend geschickt, um keinen Horcher in seinen vier Wänden zu haben. In einem abgelegenen Zimmer, wohin er mich führte, fand ich einen Mann, unruhig auf-

und abgehend, mit allen Zeichen der Spannung und Erwartung in seinen abgemagerten, aber fein geschnittenen Zügen. Es war Favart, es war Ihr Gatte, Justine! Mit einem Blicke gewann er meine Sympathie, ich sein Vertrauen. Conegliano machte uns miteinander bekannt. Zu ihm war Favart geflüchtet, als er vor jenem Verhaftsbefehl Paris verlassen. Straßburg, so nahe der Grenze, ermöglichte ihm im äußersten Falle die Flucht nach Deutschland. Eine Weile hatte er unbehelligt in Conegliano's Hause gelebt: auch Ihnen, auch seiner Mutter gegenüber hatte er den Namen seines großmüthigen Freundes verschwiegen. Als er sich dann aber auf den Weg gemacht, um mit Ihnen in Luneville zusammenzutreffen, und in Commercy, im Wirthshause, von einem Reisenden Ihre Verhaftung in jener Stadt als Tagesneuigkeit vernommen hatte, glaubte er sich auch in Straßburg nicht mehr sicher. Er führte ein Wanderleben in den lothringischen und elsässischen Dörfern, heute hier, morgen dort. Zuletzt hatte er sich einem lutherischen Dorfpfarrer in der Nähe von Straßburg entdeckt, einem verwittweten kinderlosen Mann, dessen Herz sein unverschuldetes Unglück und seine Standhaftigkeit im Leiden rührte. Bei ihm wohnte er in einem halbdunklen Keller, um den Dorfbewohnern nicht aufzufallen, und fristete sein Leben, indem er bei dem Schein einer trüben Lampe Fächer malte."

„O schweigen Sie! Der Unglückliche! Wie zerreißen Sie mein Herz!"

„Ich sagte Ihnen ja, sein Muth war ungebrochen, meine Anwesenheit erhöhte seine Zuversicht, sein Geist erging sich in hoffnungsvollen Plänen. So oft er es unbemerkt thun konnte, besuchte ihn Conegliano in dem Dorfe und verkaufte unter der Hand die Fächer. Bei ihrer letzten Begegnung hatte er Ihrem Gatten von meiner Anwesenheit in Straßburg, von meiner Sendung an den Marschall von Sachsen erzählt: Favart hatte mich zu sehen gewünscht und Conegliano, dem mein Gesicht Bürgschaft meiner Verschwiegenheit sein mochte, unsere Zusammenkunft veranstaltet. Wir schieden als Freunde, ich mit dem Gelöbniß, daß ich Sie auffinden, daß ich Sie zu ihm führen und Sie beide, wenn es nicht anders sein könnte, nach Deutschland hinüber retten würde . . ."

„Sie sind ein Ritter, Hugo, ein Held! Welch' eine Freundschaft, welche Uneigennützigkeit!" Und sie blickte ihn mit Bewunderung halb und halb mit Bestürzung an.

„Ach, meine Freundin, Sie beschämen mich! Wie oft hatte ich gewünscht und gehofft, denjenigen, den Sie liebten, Ihrer Liebe und Achtung unwerth zu finden; wie oft mir gesagt, daß Sie Niemand so treu, so hingebend lieben könne, wie ich. Erst von Ihrem Gatten erfuhr ich, was wahre Liebe, welcher Opfer sie fähig ist. So klein kam ich mir ihm gegenüber vor, daß nur eine gute That mich in meinen eigenen Augen wieder herzustellen vermag. Nein, ich will nicht umsonst den Anblick des edlen Mannes im Kampf mit dem Geschick gehabt haben! Ihm schlossen Dankbarkeit und Sorge um Sie den Mund, daß er den Marschall nicht laut und öffentlich anzuklagen wagte — ich habe solche Rücksichten nicht zu nehmen, ich bin ein Edelmann so gut wie der Marschall von Sachsen, ich führe meinen Degen wie er —"

„Um Gottes Willen, Ungestümer, was wollen Sie thun?"

„Verzeihung," bat er, „die Hitze hat mich hingerissen. Vielleicht würde es mir schwerer werden, mich mit einem französischen Herrn auszusprechen, aber der Marschall ist ein Deutscher, seine Mutter war mit meinem Vater befreundet, es ist unmöglich, daß er nicht verstehen sollte, was mein Herz bewegt, wenn ich in diesem Falle von seiner Leidenschaft an seine Ehre und seine Gerechtigkeit appellire; ich bin sicher, nicht ohne Sie werde ich Chambord verlassen."

Wenn er geahnt, daß, während er so sprach, es durch Justinens Seele unbestimmt und verworren wie eine Anklage gegen den Zufall ging: warum ist er gekommen, gerade er! Daß die erste Freude des Wiedersehens durch peinliche Betrachtungen und durch ein Gefühl tiefster Beschämung, das sich ihrer plötzlich bemächtigt hatte, getrübt wurde! Wider ihren Willen drängten sich ihr all' die Verwirrungen und Kränkungen auf, denen sein unbesonnener Eifer sie auszusetzen drohte, und sie suchte umsonst nach einem Mittel, denselben zu zügeln. Wohl gab es ein Wort, daß seine Leidenschaft in Kälte, sein Feuer in Eis verwandeln würde, aber wie hätte sie es sprechen können! In diesem Augenblicke, sagte sie sich, nicht um mein Leben! Eins nur war ihr klar, daß sie ihn in dieser Erregung nicht vor den Marschall durfte treten lassen, sowohl um seinet- wie um ihretwillen nicht.

„Ja, Sie werden mit dem Marschall sprechen, Sie werden ihn bitten, mich freizugeben," sagte sie mit ihrem einschmeichelndsten Ton und ihrem freundlichsten Blick, „aber nicht heute, mein Freund, nicht morgen. Sie sind sein Gast, es stände Ihnen schlecht an, Ihren Wirth ohne ersichtlichen Grund wegen einer Handlung, die Sie nicht berührt, zur Rechenschaft ziehen zu wollen. Und wenn er sie fragt: was geht Sie diese Schauspielerin, diese Madame Favart an? Was können Sie ihm antworten? Daß Sie mich lieben, daß Sie der Freund meines Gatten sind? Aber Sie begreifen, daß er Sie entweder auslachen oder in einen wilden Zorn gerathen würde, den ich oder Favart büßen müßte! Kann er mich nicht noch in dieser Nacht fortschaffen lassen? Wieder in das schreckliche Kloster nach Angers? Sie kennen solch' ein Kloster nicht, voll von Heuchlerinnen und Betschwestern, eine kahle nackte Zelle mit einem elenden Holzschemel und einem häßlichen Kruzifix an der Wand. Nein" — und ihr unbewußt brach die Lebenslust, die Freude an schönem Tand, der Leichtsinn der Schauspielerin aus — „da zieh' ich es vor, noch einige Tage geduldig hier auszuharren; es ist ein Gefängniß, aber wenigstens ist es ein lustiges!"

Darin hatte sie Recht, durch das halboffene Fenster strömte Sonnenschein und Frühlingsduft. Nicht in einen traurigen Klosterhof, grad auf den grünenden Wald sah sie hinaus. Und wie reich, wie zierlich war das Gemach eingerichtet. Hugo sah es erst jetzt, nicht ohne Erstaunen. Die Gobelins an den Wänden, bis zu dem Weiß und Gold des Deckenansatzes hinaufreichend, stellten zärtliche Schäferscenen aus d'Urfé's Asträa oder heroische Thathandlungen aus der Clelia des Fräuleins von Scudery dar. Ein kleines Klavier, eine Uhr in Leierform darüber schienen ebenso zum Gebrauch wie zur Huldigung der Bewohnerin bestimmt zu sein. Auf dem Kamin standen Vasen und Tassen von chinesischem, allerlei lustige Figuren von Meißener Porzellan. Ein Tisch mit einer Florentiner Mosaikplatte, Armstühle, niedrige Sessel ohne Lehnen mit

großblumigem Seidenzeug bezogen, ein Rundspiegel in silbernem Rahmen auf einer Commode . . . wie sich das Alles in Hugo's Augen spiegelte und seine Augen dann zwischen Verwunderung und Frage die ihrigen und darin eine Antwort suchten, kam sie mit einem Lächeln der Frage zuvor: „Nicht wahr, ich bin gut einquartiert? In einem goldenen Käfig! Kann ich dafür, daß er mir ein wenig gefällt? Wenn Sie wie ich zwei Monate bei den Carmeliterinnen in Angers gesessen hätten, Sie würden mir verzeihen, daß ich keine Sehnsucht habe, zu ihnen zurückzukehren. Mein Gatte ist frei, er gedenkt meiner, ich habe Sie — nein, mein Freund, es wäre thöricht, wollten Sie das Alles tollkühn auf das Spiel setzen!"

Wohl that eine geheime Stimme in Hugo's Gewissen Einspruch dagegen, aber die Lebensklugheit, die Schicklichkeit, die Möglichkeit, daß der Marschall Justine in der Nacht aus Chambord entfernte, nach einem Orte, wo sie für ihn unerreichbar war, standen auf ihrer Seite. „Ich füge mich schon," sagte er. „Leider ist er der Stärkere und wir sind in seiner Gewalt. Seien Sie ruhig, Justine, ich werde an mich halten und die günstige Gelegenheit abwarten, entweder Sie von ihm zu fordern oder mit Ihnen zu entfliehen."

Es war ein harter Kopf, mit dem sie zu thun hatte. „Entfliehen!" sagte sie, „das ist schön zum Träumen, allein nicht möglich auszuführen. Selbst wenn wir durch ein Wunder den Ulanen des Marschalls entkämen, jeder Gerichtsdiener könnte mich im Namen des Königs wieder verhaften. Die Lettre de cachet, die mich nach Angers schickte, ist noch nicht aufgehoben!"

„So sagen Sie mir, wer bedroht, wer verfolgt Sie mit solcher Erbitterung, welche Feinde können Sie haben?"

„Weiß ich es selbst? Dies ist ein undurchdringliches Geheimniß! Es ist so natürlich, daß Sie, daß Favart hinter dem Allen die Hand des Marschalls vermuthen, ich selber denke es zuweilen! Und dennoch thun wir ihm vielleicht Unrecht. Er behauptet, daß eine Verschwörung von frommen Heuchlern, die bis zum Herzog von Orleans und dem Bischof von Mirepoix hinaufreiche, mich und meinen Gatten zu verderben beschlossen habe . . Wollen Sie Geduld haben und nicht aufbrausen und mir nicht grollen, wenn ich nicht immer so gehandelt habe, wie Ihre deutsche strenge Tugend es verlangt, so erzähle ich Ihnen, wie Alles sich zugetragen, wie ich nach Chambord gekommen bin."

„Ich bin ganz Ohr, Theuerste."

„Das hörten Sie schon in Brüssel, daß mich der Marschall ein Jahr lang mit seinen Schmeicheleien und Anträgen bestürmte" —

„Und bewunderte Ihren Widerstand."

„Was nützt uns die Tugend hienieden? Ach, mein Freund, wäre ich ein wenig freundlicher zu ihm gewesen, säße ich jetzt nicht hier als seine Gefangene. Aber damals wollt' ich wie Sie mit dem Kopfe durch die Wand und glaubte, daß der Himmel die Treue beschützen und belohnen müsse!"

„Und er thut es auch, wenn wir uns nur selber treu bleiben!" bekräftigte Hugo mit dem Tone der Ueberzeugung.

„Was sind wir denn? Mehr als eine Blüthenflocke, die der Wind nach

seinem Belieben hierhin und dorthin treibt? Haben wir einen stärkeren Willen als sie? Lächeln Sie nur, die lustige Justine ist eine trübsinnige Philosophin geworden. Um mich den Nachstellungen des Marschalls zu entziehen, hatte ich kurz vor der Schlacht bei Laufelt das Hauptquartier verlassen: das hat er mir und Favart nicht verziehen. Er hielt sich für den Schöpfer von Favart's Glück, er hatte ihn zu sich eingeladen, ihm das Theater zu Brüssel verschafft und besoldete ihn reichlich für die Vorstellungen, die wir im Hauptquartier gaben. Als er nun erfuhr, daß ich mit Favart heimlich verheirathet wäre, daß mein Gatte um meine Entfernung gewußt, schalt er ihn einen Undankbaren, einen Verräther. Was sind wir gegen einen so mächtigen Mann, einen solchen Helden? Ist es nicht tief unter seiner Würde, uns absichtlich zu schaden? Ein Marschall von Frankreich, der eine kleine Komödiantin, einen armen Vaudevillendichter zu vernichten sucht! Verargen Sie es mir, daß ich noch immer daran zweifle?"

„Geht es mir anders? Alle rühmen seine Großmuth, seine Herzhaftigkeit, aber warum hält er Sie hier wider Ihren Willen fest? Warum hat er Sie von Favart getrennt?"

„Trägt er allein die Schuld daran? Hören Sie nur weiter! Um meinem Manne zu schaden, genügte es schon, daß er ihm seine Gunst und seinen Schutz entzog. Mit der Einnahme von Mastricht hatten die Theatervorstellungen im Lager ein Ende. Die österreichischen Behörden kehrten nach Brüssel zurück und die Besitzerinnen des dortigen Theaters, zwei Schwestern Myesses, strengten einen Prozeß gegen Favart an: er hätte während des Krieges eine zu geringe Miethe bezahlt, der Saal bedürfe einer völligen Wiederherstellung — kurz, die belgischen Gerichte verurtheilten ihn zur Zahlung einer Summe von 26,000 Francs, im Falle der Nichtbezahlung sollte er in das Schuldgefängniß abgeführt werden. All' unsere Habe in Brüssel wurde mit Beschlag belegt. Aermer, als wir ausgezogen waren, kehrten wir nach Paris zurück. Favart's Gesellschaft hatte sich zerstreut, eine neue zusammenzubringen, fehlten ihm die Mittel. So bitter es ihm wurde, es half nichts, er mußte sich bittend an den Marschall wenden, der eben noch unser letzter Freund und Beschützer war. Welch' ein Freund freilich! Ein erzürnter Löwe! Seit meiner Flucht hatte er sich mir offen nicht mehr genähert, seine Briefe wie seine Geschenke hatten aufgehört. Ich war so leichtsinnig und der Zukunft wegen so unbesorgt, daß ich mich darüber freute. Was lag mir daran, seine kleine Fee zu sein? Nicht so viel!" Und sie schnippte mit ihren schlanken Fingern. „Ich liebte meinen Mann und meine Kunst, meinetwegen mochten die Leute mich gefallsüchtig nennen, wenn mich nur Keiner beschuldigen konnte, meine Pflicht übertreten zu haben. Und mit welchem Rechte wollte denn dieser Marschall mehr von mir haben, als die Andern? Mein Spiel, mein Gesang, mein Lachen war für ihn so gut da, wie für Alle. Weil er die Schlacht von Fontenoy gewonnen, hatte er damit auch das Herz aller Französinnen gewonnen? Mich gelüstete es gar nicht nach seinem Flatterherzen, mein Name sollte die lange Liste seiner Eroberungen nicht vermehren, und ich hoffte, daß auch er es aufgegeben habe, nach dem Besitze einer Frau zu trachten, deren Herz er nicht gerührt. Wie schlecht kannte ich die Leidenschaft! die verletzte

Eitelkeit, die sich nicht eingestehen will, daß eine Frau sie im Ernste fliehen und hassen könne! Bald genug merkte ich denn auch, daß die Zurückhaltung des Marschalls nur eine scheinbare sei; daß alle meine Schritte beobachtet würden. Mein Argwohn wuchs, als der Marschall in seiner Antwort auf Favart's Bitte um Schutz und Hilfe ihm den Vorschlag machte, nach Dresden zu gehen, wohin er ihm Empfehlungsbriefe an seinen Bruder, den König von Sachsen, und den Grafen Brühl mitgeben wolle: gar viele Franzosen hätten am sächsischen Hofe schon Stellung und Wohlhabenheit gefunden, säße er einmal in Dresden fest, könne er mich nachkommen lassen. Offenbar hatte er die Absicht, meinen Gatten von mir zu trennen, aber dennoch war sein Rath der klügste. Er widerholte ihn, als Favart ihm persönlich aufwartete: bleibt keinen Augenblick länger in Paris, falls euch eure Freiheit werth ist, sagte er ihm. Ihr habt Feinde am Hofe, die Damen Myesses haben von dem Minister einen Verhaftungsbefehl gegen euch erwirkt: ich reise morgen nach Dresden, habt ihr Lust, so kommt mir nach. In unbeschreiblicher Bestürzung kehrte Favart von dieser Unterredung zu mir zurück, ich beschwor ihn, die Warnung des Marschalls nicht in den Wind zu schlagen und keine Minute länger in Paris zu verlieren; seine Mutter und seine Schwester vereinigten ihre Bitten mit den meinigen — wir nahmen einen herzbrechenden Abschied von einander, ach! keiner von uns Allen ahnte, wie lange diese Trennung dauern sollte, daß sie vielleicht eine ewige sein wird!"

„Nein, nein," tröstete Hugo. „So ungerecht und unbarmherzig kann das Schicksal nicht sein, Sie werden wieder mit ihm vereinigt werden und den Lohn Ihrer Beständigkeit finden!"

„Werd' ich?" fragte sie träumerisch. „Ist es nur die Einsamkeit und der Kummer, die mir von allen Dingen die Farbe und den Schmelz fortgewischt haben? Bin ich noch, die ich war? Aendern wir uns nicht, wie die Jahreszeiten wechseln? Sieht man sich mit denselben Empfindungen wieder, mit denen man von einander ging? Ein entschwundenes Glück ist wie ein entschwundener Tag, man holt sie nie wieder ein. Aber," und sie schüttelte sich, wie unter einem kühlen Hauch, „das sind traurige Gedanken, die nichts bessern. Leben ist zuletzt Alles und die einzige Sache, die uns kümmern sollte. Das hat mich auch damals aufrecht erhalten. Am 10. Juni des vorigen Jahres war Favart geflüchtet, er wollte über Luneville nach Straßburg gehen und dort die Entscheidung abwarten. Am nächsten Tage erschienen in der That die Häscher, die ihn suchten: wir erfuhren, daß es sich nicht nur um jene Schuldforderung handle, sondern daß er auf ausdrücklichen Befehl des Königs in die Bastille geführt werden sollte. Der Marschall war gut unterrichtet gewesen. Wir drei armen Frauen dankten Gott, daß Favart entkommen. Da ich ihn in Sicherheit wußte und die Reise des Marschalls nach Sachsen mir die Freiheit meiner Bewegung verbürgte, beschloß ich mein Handwerk wieder zu ergreifen und meine Zukunft, wie vor diesem Sturm, auf der Bühne zu versuchen. Das Glück lächelte mir, die Musen liebten mich noch. Das Publicum empfing mich auf der Bühne der italienischen Komödie mit lautem Beifall; obgleich es den Italienern verboten ist, französische Schauspieler in ihre Gesellschaft aufzunehmen, hieß es doch von allen Seiten: meinetwegen müsse man eine Ausnahme machen. Und mitten unter

all' den Zeichen der Anerkennung, der Neigung und der Theilnahme erhielt ich das rührendste, meinem Herzen theuerste, Ihren Brief! Ich vergoß Thränen, als ich Ihre Schrift erkannte, Ihren Namen las. In der Tiefe Deutschlands gab es einen jungen Helden, der meiner gedachte, dessen Seele mein Bild, die Bilder glücklicher, gemeinsam verbrachter Tage vorschwebten, ich war närrisch vor Freude. Lachend und weinend und singend durcheinander wiederholte ich nur immer Ihren Namen, Hugo. Ihre Absicht, nach Paris zu kommen, war mir, ich weiß nicht, warum, wenn diese Auslegung nicht der unbewußte Ausdruck meiner Freundschaft war, das Vorzeichen einer freundlichen Zukunft. Etwas von meinem Rausch muß in den Brief hinübergeströmt sein, den ich Ihnen schrieb. Wie gut ist es, daß wir nicht hinter den Schleier der Zukunft sehen können! Ich hatte wenigstens eine Reihe fröhlicher Tage. Nur zu bald verdunkelten sie sich. Nach der Rückkehr des Marschalls fingen auch meine Sorgen und Bekümmernisse wieder an. Meine Schritte wurden überwacht; wo ich ging und stand, hatte ich die Empfindung, von Spähern umgeben zu sein. Nirgends fand ich unter dieser geheimen Aufsicht Ruhe, allerlei Gerüchte verdoppelten meine Furcht, bald hatte dieser, bald jener von meinen Collegen gehört, daß ich in großer Gefahr schwebe; mein armer alter Vater, der seit zwei Jahren in einem Hospital in Senlis lebte — sein Verstand hatte unter seinen musikalischen Arbeiten, Uebungen und Entwürfen gelitten — sollte in Paris erschienen sein und die heftigsten Drohungen gegen mich, gegen Favart und unsere Ehe ausgestoßen haben. Als ich unter diesen Umständen, in der Aufregung meines ganzen Wesens einen Brief des Marschalls empfing, in dem er mich von Neuem seiner Liebe versicherte und mir eins seiner Schlösser als Asyl gegen die Widerwärtigkeiten, die meiner harrten, anbot, sah ich nur einen Ausweg vor mir, mich in die Arme meines Mannes zu stürzen und mit ihm vereint zu leben oder zu sterben . . ."

„Sie sind bewunderungswürdig, Justine!" rief Hugo hingerissen. Wieder wie in Brüssel umstrahlte ein Glorienschein, wundersam aus Tugend und romantischer Liebe-Glanz zusammengeflossen, das Haupt der schönen Frau.

„Ja, es war der Weg der Ehre und der Tugend, und wohin hat er mich geführt! Die Gesellschaft der italienischen Komödie sollte während des Monats October in Fontainebleau, wo sich der Hof aufhielt, einige Vorstellungen in dem Theater des Schlosses geben und ich konnte die Vorbereitungen zu der Reise, die ich beabsichtigte, treffen, ohne beargwöhnt zu werden. Durch die Vermittelung hilfreicher Freunde stand ich mit meinem Manne in geheimem Briefwechsel, wir verabredeten, uns am 9. oder 10. October in Luneville zu treffen; im äußersten Falle hoffte ich dort an dem König Stanislaus, in dessen Diensten meine Eltern gestanden, der mich hatte erziehen lassen, eine Stütze zu finden. In der Frühe des 7. October reiste ich mit Favart's Schwester Margarethe, einem beherzten und entschlossenen Mädchen, von Paris ab. Müde und erschöpft, aber unbehelligt kamen wir in Luneville im Gasthause zur Polnischen Krone an; Favart war noch nicht da. Voll froher Erwartung, ihn im Laufe des nächsten Tages zu sehen, legten wir uns nieder. Es war die letzte ruhige Nacht, die ich im Arm des Schlafes zubringen sollte. Am nächsten Morgen

werden wir durch einen dumpfen Lärm im Hause aufgeschreckt, an allen Gliedern zitternd, leichenblaß, stürzt eine Magd in unser Zimmer: Soldaten seien vor dem Hause, die Einlaß begehrten, die mich zu sehen und zu sprechen verlangten. Margarethe verriegelt und verschließt unsere Thür, sie will an die Unglücksnachricht nicht glauben, wenigstens nicht glauben, daß man uns sucht, Favart vielleicht, aber er ist zum Glück nicht im Hause. Zwischen den Vorhängen des Fensters gucken wir auf die Straße hinaus: ein Dutzend Soldaten zu Fuß und zu Pferde sperrt sie, ein Gerichtsbote in der Amtstracht, mit dem Stab in der Hand, verhandelt als ihr Führer vor der Schwelle des Hauses mit der Wirthin. Auf den Ausgang der Unterredung brauchten wir nicht lange zu warten, schwere Schritte poltern die Treppe herauf, Gewehrkolben stoßen auf den Boden, schlagen an unsere Thür: „Oeffnet! im Namen des Königs und des Gesetzes! aufgemacht!“ ruft eine unangenehme, gebieterische Stimme. Was bleibt uns übrig, als zu gehorchen? Der Gerichtsbote, ein offenes Papier mit Siegel und Unterschrift in der Hand, tritt ein, ohne auch nur an seinen Hut zu rühren, das häßlichste und boshafteste Gesicht, das ich noch gesehen: „Madame Favart, genannt de Chantilly, Mitglied der italienischen Komödie, ich habe den Befehl, Sie zu verhaften,“ sagte er, „ich, Meusnier der Gerichtsbote, wo ich Sie treffe, bei Nacht oder bei Tage, in eigner oder in fremder Behausung, in der Straße oder auf dem Felde; Flucht oder Widerstand ist vergeblich, folgen Sie mir!“ Ich starre ihn, ich starre das entsetzliche Papier an, ich begreife von dem Allen nichts. Ich die Gefangene dieses abscheulichen rohen Menschen! Wessen bin ich angeklagt, was will man von mir? Auf meine Fragen, mein Geschrei zuckt er nur die Schultern und drängt mich, meinen Koffer zu schließen, unten hält schon der Wagen. Umsonst beschwört ihn Margarethe, uns Rede zu stehen, wer den Verhaftungsbefehl erwirkt, wohin wir geführt werden sollen? „Von Ihnen, Mademoiselle,“ verhöhnt er sie, „sagt dies Papier kein Wort, Sie können gehen oder bleiben, nach Ihrem Gefallen.“ Auch das noch, wir sollen uns trennen! Wir müssen uns auf das Weinen, das Bitten und Schmeicheln legen, um von dem Boshaften nur so viel zu erlangen, daß wir beide zusammen bis nach Meaux fahren dürfen. Unter seiner Begleitung steigen wir in den Wagen, wir im Fond, er mit seinem Bruder auf der Bank uns gegenüber, Wachen zu Pferde vor und hinter uns und zu beiden Seiten des Wagens, als ob es sich um die Fortschaffung des schlimmsten und gefährlichsten Hochverräthers handelte: so fahren wir aus Luneville und haben nur die eine Hoffnung und den einen Wunsch, daß Favart den Häschern entgangen sein möge ...

„In Meaux halfen uns weder Bitten noch Thränen, Meusnier weigerte sich hartnäckig, meine Schwägerin noch länger bei mir zu lassen. Gewaltsam riß er uns auseinander und schleppte sie nach einem bereitstehenden Wagen, der sie nach Paris zurückbringen sollte. Alles war vorausgesehen, ich begriff es nun, und von langer Hand her vorbereitet worden; meine Reise nach Luneville hatte man nur gestattet, um Favart in die Falle zu locken. List denn gegen List, dachte ich und stellte mich ruhiger und nachgiebiger, wie eine, die das Zwecklose ihres Widerstandes zu erkennen anfängt und sich in das Unvermeidliche fügt. Dabei waren meine Kräfte durch die langen Wagenfahrten und durch so

viele und so schreckliche Gemüthsaufregungen bis auf das Aeußerste erschöpft, ohne Gefahr für meine Gesundheit konnte man mich nicht weiter fortschleppen. So rasteten wir gezwungen einige Tage in Meaux. Vielleicht erwartete Meusnier indessen auch fernere Befehle, wenigstens überraschte ich ihn wiederholt bei dem Schreiben eines Berichts über meine Gefangennahme. Durch verstellte Freundlichkeit zähmte ich seine Rohheit; da ich keinen Versuch machte, zu entfliehen oder ihm sein Wächteramt zu erschweren, schläferte ich seinen Argwohn ein. Entlockte ich ihm die Wahrheit oder betrog er mich mit der größeren Hinterlist eines abgefeimten Spitzbuben? Genug, ich erfuhr von ihm, daß mein Vater wirklich Klage gegen mich erhoben habe. Er war aus dem Hospital in Senlis entlassen worden, nach Paris gekommen und dort in die Hände der Frommen gefallen, wenigstens hatte man ihn häufig in der Gesellschaft von Priestern und Jesuiten gesehen. Eines Abends hatte er die italienische Komödie besucht, gerade, als ich spielte. Schon im Parterre und noch lauter und heftiger draußen auf der Straße und in einem Kaffeehause hatte er gegen mich gescholten, mein Spiel schamlos genannt und die Hilfe der Gesetze und der Polizei zur Bestrafung einer so ungehorsamen und pflicht- und ehrvergessenen Tochter angerufen; er war es denn auch, der nach Meusnier's Versicherung meine Einschließung in ein Kloster beantragt hatte. Eine Weile ließ er mich in Zweifel, ob dies in der That mein Loos sein würde. Voll scheinbaren Antheils fragte er mich nach meinen Verbindungen und Freunden, gäbe es keinen mächtigen Mann unter ihnen, dessen Einfluß den Ränken der Tartüffe's, die offenbar an meinem Spiel und meiner leichtsinnig geschlossenen Ehe Anstoß genommen, entgegen wirken könnte? Wohl kannte ich einen solchen Mann, aber ich war noch nicht so tief gedemüthigt, ich fühlte mich noch nicht so gebrochen, seinen Schutz anzuflehen. Ich wollte den Marschall von Sachsen weder zum Liebhaber noch zum Ritter und sagte zu Meusnier: ich müßte mich auf meine Unschuld verlassen und würde meine Schwiegermutter bitten, alle Documente meiner Ehe dem Minister einzureichen, damit der ungerechte Spruch gegen mich für nichtig erklärt werde; mein Spiel hätte ganz Paris, ganz Brüssel und das siegreiche Heer Frankreichs in Flandern zum Zeugen gehabt, die würden für mich einstehen. „Das wird eine Geschichte von langer Dauer, Madame", entgegnete mir Meusnier, „trauen Sie einem alten Gerichtsfuchs, das verschleppt sich Jahre hindurch und inzwischen verkümmern Sie in einem Kloster. Denken Sie nur genauer nach, vielleicht fällt Ihnen dennoch ein Freund ein." Und wie um mein Gedächtniß zu schärfen, wurde ich von dem bösen Manne am 17. October nach den Grands-Andelys zu den Ursulinerinnen geführt: es war der Wille meines Vaters, der mir dies Kloster zum Aufenthalt bestimmte. Im Vorhofe nahm Meusnier mit der Miene eines falschen Biedermannes von mir Abschied: „Ich wünsche Ihnen, Madame, daß Sie bald einen guten Gedanken hinsichtlich des Freundes haben mögen, nur er wird Ihnen die Pforte schnell und mühelos öffnen, die Einsamkeit und die Betrachtung bessern unsern Charakter und machen auch die Zornigsten sanftmüthig!"

„Nein, trotz alledem nein! schrie etwas in mir. Ich eine unschuldig Verfolgte, ein lustiges, fröhliches Geschöpf, das Niemand beleidigt und gekränkt, das Tausenden Stunden des Vergnügens und der Heiterkeit bereitet hat, ich sollte

mich so weit wegwerfen, um der Haft im Kloster zu entgehen, mich einem verschmähten Liebhaber auf Gnade und Ungnade zu ergeben? Ein Kloster ist keine Hölle mit ewigen Strafen, einer Schauspielerin kann es nicht schaden, einmal die Nonnen auf ihrem eigenen Boden kennen zu lernen. Und was mir der Uebermuth, der Trotz, das Gefühl meiner Selbstachtung und Schuldlosigkeit und ach! die Unbekanntschaft mit dem Orte von heldenmüthigen Vorsätzen eingab. Bei den Ursulinerinnen hatte es mit der Besserung meines Charakters, die mir Meusnier prophezeit, gute Weile. Die Priorin war die liebenswürdigste Wirthin, die ich mir wünschen konnte, alle Nonnen sahen mir an den Augen ab, was sie mir Freundliches anthun konnten. Ich erschien ihnen wie der buntschillernde Vogel Phönix aus dem Paradiese: eine Schauspielerin aus Paris, die am Abend vor der Schlacht bei Raucoux den Officieren und Soldaten im Feldtheater zugerufen, daß am nächsten Tage eine Schlacht geliefert werden würde und daß sie siegen müßten — das war für die Ursulinerinnen ein Wunder, das es mit allen Wundern ihrer Legendenbücher aufnehmen konnte. Wir schwatzten und sangen und musicirten nach Herzenslust, ich durfte an meine Schwiegermutter und meine Schwägerin schreiben und der gute Freund, der auf meine Unterwerfung wartete, hatte das Nachsehen. Wurde ihm die Zeit zu lang oder erfuhren die Tartüffe's, denen mein armer Vater zum Werkzeug diente, wie lustig ich mir die Einsamkeit meiner Haft vertrieb, indem ich das Kloster auf den Kopf stellte? Nach einigen Wochen wurde ich von Meusnier und seinen Leuten in ein Carmeliterinnenkloster zu Angers geschleppt, diesmal war all' meine Kunst vergeblich, seine bärbeißige Laune zu erheitern, und ich merkte, daß jetzt erst die Prüfung für mich beginne."

„Aber gibt es denn hier zu Lande keine Gerechtigkeit, kein Gesetz, keinen König, welche die Unschuld beschirmen?" rief Hugo entrüstet aus, er hatte nicht umsonst mit seinem Regiment in England im Lager gestanden und den Luftzug der Freiheit auf seinen Wangen und in seinem Herzen verspürt.

„Es gibt wohl einen König — wer nur zu ihm gelangen könnte!" antwortete Justine. „Ach! Sie fühlen mir nach, wie mir in dem kaltgründigen Kloster, unter den stummen Nonnen, die mir wie Gespenster vorkamen, von deren Lippen kein freundliches Wort des Bedauerns fiel, in dem regnerischen, trüben November zu Muthe wurde. Mit einem Schlage war meine Heiterkeit dahin. Ich kann nicht in der Mitte von Menschen weilen, deren Gesicht, deren Rede einen beständigen Vorwurf, eine tiefe Verachtung für meinen Stand, für meine Art zu sein ausdrückt: es schnürt mir den Hals zu. Ist eine Schauspielerin in Gottes Augen geringer als eine Nonne? Hat er sie nicht beide geschaffen? Ist ein leichtsinniges Weltkind nicht mehr werth, als eine andächtige Heuchlerin? Hier, im Frühlingssonnenschein, Ihnen gegenüber ist das ein witziges Geplauder —, in dem Kloster zu Angers, unter einem Novemberhimmel, peinigten und verzehrten mich diese Betrachtungen bei Tag und Nacht. Der Verkehr mit meinen Verwandten war mir so gut wie abgeschnitten, ich empfing keinen Brief von ihnen und jeder, den ich schrieb, mußte der Oberin vorgelegt werden. Und rings um mich Gebete, Litaneien, Bußübungen und Geißelungen. Die eine wollte mich bereden, ein härenes Bußhemd anzuziehen und auf der nackten Diele

zu schlafen, die andere mir ihre Geißel leihen. Nicht wahr, es ist lächerlich? Ich mich geißeln! Wofür? Daß mir Gott ein hübsches Gesicht und eine fröhliche Stimme gegeben hat, daß die mich lieben, die mich sehen und hören? Wäre es nur nicht so düster und traurig in dem Kreuzgange und in den kahlen, feuchten Zellen gewesen! Meine einzige Unterhaltung waren die schönen Verse, in die Corneille die Nachfolge Christi übersetzt hat; aber je mehr ich mich darin vertiefte, desto stärker wurde meine Ueberzeugung, daß ich nicht geschaffen sei, auf diesem Wege der Entsagung und Abtödtung dem Herrn nachzufolgen. Es gehen ja auch nicht alle Sterne denselben Weg und doch sollen sie zusammen die herrlichste Sphärenmusik machen. Leider hielt der Trost vor dem Ungemach, das mich unmittelbar niederdrückte, nicht Stand. Außer den Entbehrungen all' der Dinge, an die ich gewöhnt war, dem Mangel an Freiheit und Bewegung quälten mich die Sorgen um das Schicksal meines Mannes, von dem ich nun seit zwei Monaten schon nichts erfahren. Wenn er frei war, wo irrte er verfolgt und armselig umher? War er gefangen, in welchem Kerker seufzte er? Ja — woher wußte ich denn, daß er überhaupt noch lebte? Der Gedanke wollte nicht mehr von mir weichen; er ging hinter mir einher, er verfolgte mich in meine Träume. Bald glaubte ich, die Noth und die Verzweiflung hätten ihn getödtet, bald, er habe seinem Leben und seinem Elend zugleich ein Ende gemacht. Darüber erhob sich eine anklagende Stimme in meinem Innern und wurde immer lauter. Du hast dies Unglück heraufbeschworen, sagte sie, deine unbedachte Heirath, deine Gefallsucht, es steht bei dir, mit einem Worte deine, deines Gatten, deiner Familie Lage zu ändern und du kannst zögern, es auszusprechen? Weil es deinem Stolze, deinem übertriebenen Ehrgefühl schwer wird! Dürfen Arme und Schwache wie du stolz sein! Was wird dir geschehen, wenn du an den Marschall schreibst" — „Und Sie schrieben?" unterbrach sie Hugo, er vermochte es nicht zu verhindern, daß in dem Ton seiner Stimme ein leiser Vorwurf, etwas wie der Schmerz über die Hinfälligkeit der menschlichen Natur ausklang.

„Wollen Sie mich verurtheilen?" rief sie mit einer gewissen Heftigkeit dagegen. „Rathlos, verlassen, eine Beute der Traurigkeit und des Zweifels, in der Gefangenschaft, die mir die Tage endlos und qualvoll ausdehnte, schrie ich zu dem Einzigen auf, der vielleicht nicht ohne Schuld an meinem Loose war, der aber sicherlich allein die Macht hatte, ihm eine Wendung zum Besseren zu geben. Ich schrieb dem Marschall, ich schilderte ihm meine Verzweiflung, meine Ungewißheit über Favart's Schicksal, ich bat ihn um Verzeihung, wenn ich jemals seinen Zorn gereizt, ich fragte ihn, wodurch ich mir den Unwillen und die Rache eines Helden hätte zuziehen können, dessen Großmuth selbst seine erbittertsten Feinde erfahren hätten? Schelten, verdammen Sie mich! Ueber die hochmüthigen Männer, die unsere Schwäche belächeln und zugleich voll Strenge richten! Ein Lamm in dem Rachen des Wolfes soll nicht um Gnade schreien dürfen!"

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, meine Freundin, welches Recht hätte ich dazu? Aber welch' eine Welt ist dies, wo die Ungerechtigkeit so schamlos triumphirt. Sind wir nicht in Frankreich, sondern in der Barbarei?" Erregt

ging er durch das Gemach hin und her. „Und der Marschall, was that er?“ fragte er dann, seinen Unwillen niederkämpfend. „Befreite er Sie wenigstens auf der Stelle aus der unwürdigen Haft?“

„Er konnte es nicht thun,“ antwortete sie, „und das scheint mir ein Beweis, daß er an dem ganzen schlimmen Handel doch nicht als Anstifter betheiligt ist. Er erwiederte meinen Brief und beruhigte mich über Favart's Lage: er sei nicht todt, man wolle ihn sogar in Paris gesehen haben, und nicht verhaftet; was die Schuldforderung der Damen Myesses beträfe, so sei er, der Marschall, bereit, die Klägerinnen zu befriedigen, meine Sache habe er in die Hand genommen, allein ich müsse mich gedulden, man habe dem Könige von dem Falle gesprochen und mein Betragen gegen meinen Vater in so schwarzen Farben gemalt, daß Seine Majestät meine Bestrafung für durchaus gerechtfertigt halte. Und so saß ich zwischen Hangen und Bangen im Kloster, den Decembermonat hindurch, jedes Klopfen und Klingeln an der Außenpforte, jeden Ruf nach der Oberin in den Sprechsaal zu kommen, in fieberhafter Spannung vernehmend und in Dumpfheit und Ermattung zurückfallend, wenn meine Hoffnung auf Erlösung getäuscht wurde. Der Briefwechsel mit dem Marschall war meine einzige Zerstreuung und Sie glauben mir, daß ich ihm keine ruhige Stunde ließ. Ich klagte, ich schmeichelte, ich drohte zu entfliehen oder mir ein Leid anzuthun, Hungers zu sterben oder den Schleier zu nehmen — Alles, was Zorn und Ungeduld, die bis auf das Aeußerste gereizte Verstimmung meines Gemüths mir eingaben. Hätte es einzig von ihm abgehangen, schon, um nicht länger von meinen Quälereien belästigt zu werden, würde er mir die Pforte meines Gefängnisses geöffnet haben. Indessen es gelang ihm nicht, den Einfluß meiner geheimen Feinde völlig zu brechen. Zwar erhielt ich am letzten December des vergangenen Jahres die Erlaubniß, das Kloster in Angers zu verlassen, aber zugleich wurde mir ein Landstädtchen Issoudun zum Aufenthalt angewiesen, mit dem Verbot, nach Paris zurückzukehren und die Bühne zu betreten. Dort besuchte mich der Marschall mit seinem Freunde, dem Grafen Loewendal. Er war betroffen über die traurige Lage, in der er mich fand; mit dem Reste meines Geldes hatte ich in einem kleinen Hause ein Stübchen gemiethet und war auf der Suche nach Hand- und Putzarbeiten, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. In einer Weise, die keinen Widerspruch duldete, lud er mich ein, in Chambord zu wohnen, bis die Verhaftsbefehle gegen mich und meinen Gatten endgültig aufgehoben wären, er wolle dem Minister und dem Polizeilieutenant von Paris gegenüber den Wechsel meines Aufenthaltes auf sich nehmen und Bürgschaft für mich leisten. Sollte ich durch meine Weigerung den kaum Besänftigten auf's Neue und diesmal tödtlich beleidigen? Ach! hätten Sie mich damals gesehen, mein Freund, Sie hätten Ihre heitere, Ihre strahlende und siegreiche Justine nicht wieder erkannt. Ich war ein flügellahmes Vögelchen, das man mit der Hand fangen konnte. Vor dem Kloster schauderte ich zurück, wie vor dem Grabe. Man brauchte mich nur daran zu erinnern, um mich gehorsam zu finden. So bin ich hierher gekommen, ich athme wenigstens Luft und Licht, ich singe und lache und starre in die Wolken .. Was sind wir armseligen Menschenkinder? Was ist das Glück? Daß Sie mich hier aufgefunden, daß Sie mir Ihre Treue und Freund-

schaft bewahrt, daß Sie mir Nachrichten von Favart gebracht haben —, ist das nicht ein großes, ein unerwartetes Glück? Und ich kann noch fragen!"

Eine Antwort wurde Hugo erspart: er hätte in diesem Augenblick keine verständige zu geben vermocht. Von dem Hofe herauf erscholl das lärmende Geräusch von Soldaten, die mit ihren Waffen antraten, der Ruf der Führer. „Der Marschall kömmt," sagte Justine, „Sie haben gerade noch Zeit, ihn unter dem Portal zu begrüßen. Und keine Uebereilung, mein Freund! Sie haben mir versprochen, geduldig zu sein, und kennen nun meine Geschichte, Gewalt und List vermögen hier nichts. Nur wenn der König seinen Befehl zurückgenommen und den Bann aufgehoben hat, bin ich frei —, und ob ich dann fliegen werde? O die Schwungfedern sind mir nicht umsonst wieder in Chambord gewachsen! Ob ich fliegen werde!" Und mit einer entzückenden Bewegung voll kecker Anmuth und Lebensübermuth war sie aufgesprungen. Wie wäre es möglich gewesen, einem so liebenswürdigen Geschöpfe zu zürnen oder ihm auch nur heimlich ein anderes Denken und Fühlen zu wünschen — ihm, dessen Daseinsäußerungen alle so harmonisch zu einander stimmten, wie die Töne, aus denen sich die lieblichste Melodie zusammensetzt. Was auch immer unausgesprochen auf dem Grunde seiner Seele lag — Hugo bedeckte ihre Hände mit seinen Küssen. „Ich gehorche Ihnen, Justine!" und schritt zur Thüre. Er hatte schon den Griff derselben erfaßt, als er sich an etwas, das er in dem Eifer des Gesprächs vergessen, erinnerte . . „Verzeihen Sie, daß ich es Ihnen erst jetzt gebe," sagte er sich umwendend und zog aus seiner Tasche einen kleinen Fächer. „Von Favart, für Sie gemalt! Er sollte mir als Zauberstab dienen, wenn ich auf keine andere Weise den Zugang zu Ihnen erhalten könnte." Sie breitete ihn auseinander. Auf Sandelholzstäbchen war eine Schäferscene in Watteau's Stil gemalt, aber in die Blumenarabeske, die sie umrahmte, waren zierlich verschnörkelte Buchstaben eingefügt, welche sich zu den Worten zusammenfügten: Justinen, der Immergeliebten . .

Während Justinens Augen sich bei diesem Anblick mit Thränen füllten, erneute und verdoppelte sich unten der Waffenlärm, aus der Ferne klang Hörner- und Trompetenklang. „Fort! Fort!" drängte sie, „oder Sie versäumen den Marschall!" Und sie legte den Finger auf den Mund, so noch einmal ihm Schweigen gebietend und zugleich ihm zärtlich Abschied zuwinkend. Jetzt trat die Wache in's Gewehr . . wie schmerzlich rissen sich Hugo's Blicke von ihrer reizenden Gestalt los und stürmisch eilte er aus dem Zimmer.

(Schluß im nächsten Heft.)

Indische Reisebriefe.

Von

Ernst Haeckel.

V. Kaduwella.

Die Fülle von neuen, herrlichen und großartigen Eindrücken, welche die erste Woche meines Aufenthalts auf Ceylon mir brachte, wurde gekrönt durch eine reizende Excursion, welche meine Freunde am 27. November nach Kaduwella veranstalteten. Es war mein erster Sonntag auf der Insel, und obgleich die mannigfaltigen Naturgenüsse der vorhergegangenen Wochentage mir jeden derselben als einen Festtag erscheinen ließen, so wurde doch meine festliche Stimmung durch die Erlebnisse dieses ersten Feiertags noch ganz besonders gesteigert. Der Ausflug nach Kaduwella war zugleich die erste größere Excursion in die weitere Umgebung von Colombo, und da die Scenerie, die ich hier zum ersten Male sah, sich in wesentlich gleich bleibendem Charakter im größten Theile des Flachlandes der Südwestküste wiederholt, so will ich gleich hier dieselbe kurz zu schildern versuchen.

Kaduwella ist ein singhalesisches Dorf, welches am linken (südlichen) Ufer des Kelanyflusses liegt, zehn englische Meilen von Whist-Bungalow entfernt. Der schöne Fahrweg (der sich weiterhin nach Awisawella und bis zum Fort Ruanwella fortsetzt), führt bald unmittelbar an dem waldigen Flußufer hin, bald nur in geringer Entfernung von demselben, die mannigfaltigen Biegungen des Flusses abschneidend. Gleich allen Fahrwegen auf der Insel, welche viel benutzt werden, befindet sich auch dieser in ausgezeichnetem Zustande; und das ist doppelt anzuerkennen, da die heftigen und häufigen Regengüsse beständig viel Erde anschwemmen und die gute Instandhaltung der Wege sehr erschweren. Die englische Regierung betrachtet aber hier, wie in allen Colonien, die Einrichtung und Erhaltung guter Communicationsmittel mit Recht als eine ihrer ersten und wichtigsten Aufgaben; und es spricht für ihr unvergleichliches Colonisationstalent, daß sie keine Mühe und keine Kosten scheut, um dieser Anforderung, selbst den schwierigsten Hindernissen der Terrainformation und des Tropenklimas gegenüber, gerecht zu werden.

Meine Gastfreunde von Whist-Bungalow und einige andere deutsche Landsleute, welche damals in dem benachbarten schönen (auch von Sir Emmerson Tennent lange Zeit inne gehabten) Eliehaus wohnten, hatten alle Vorbereitungen getroffen, um unsere Excursion auch in gastronomischer Beziehung möglichst angenehm zu gestalten. Alle festen und flüssigen Körper, welche für ein opulentes Gabelfrühstück erforderlich sind, sowie unsere Jagdgewehre mit Munition, Gläser und Blechbüchsen zum Sammeln ꝛc. waren in den kleinen offenen, einspännigen Kaleschen verpackt, die hier fast jeder Europäer besitzt und die gewöhnlich von einem munteren Pony birmanischer Abkunft oder auch von einem stärkeren Pferde australischer Rasse gezogen werden; fast alle Reit- und Kutschpferde der Insel werden vom indischen Festlande oder von Australien eingeführt, da die Pferdezucht auf Ceylon selbst nicht gedeiht, europäische Pferde aber das Klima sehr schlecht vertragen und bald unbrauchbar werden. Die kleinen Ponies von Birma laufen vortrefflich, wenn sie auch nicht lange aushalten; mit zehn englischen Meilen (2—3 Fahrstunden) ist ihre Leistungsfähigkeit in der Regel erschöpft. Die Kutscher sind gewöhnlich schwarze Tamils (Malabaren), in weiße Jacken gekleidet, mit rothem Turban; sie laufen mit erstaunlicher Ausdauer hinter dem Wagen her oder stehen nur zeitweise auf dessen Trittbrett; sie müssen außerdem beständig laut ausrufen, da sowohl die Singhalesen (besonders die alten Leute) als auch ihre Ochsen und Hunde eine ausgeprägte Neigung besitzen, den rasch fahrenden Wagen nicht aus dem Wege zu gehen und sich überfahren zu lassen. —

Schon vor Sonnenaufgang verließen wir Whist-Bungalow und rollten durch die letzten Häuser der Vorstadt Mutwal und den darauf folgenden Grandpaß in das lachende, grüne Gartenland hinaus, welches abwechselnd mit Buschwald (Djungle), Reisfeldern und parkartigem Wiesenland meilenweit bis gegen den Fuß des Gebirges hinzieht. Die Vorstädte von Colombo, wie von allen Städten der Insel, gehen unmerklich in langgestreckte, oft stundenlange Dörfer über, und da in diesen die einzelnen Hütten der Eingebornen meist durch weite Zwischenräume getrennt sind, jede von einem zugehörigen Stück Garten-, Feld- oder Waldland umgeben, so sind die Grenzen der einzelnen Dörfer oft schwer oder nur ganz künstlich zu ziehen. In dem dicht bevölkerten und gut cultivirten südwestlichen Theile des flachen Küstenlandes existirt sogar nirgends eine größere Unterbrechung, und man kann sagen, daß die ganze lange Küstenstrecke von Colombo bis Matura, bis zur Südspitze, von einem einzigen weitläufigen großen Dorfe mit indischen Hütten und Fruchtgärten, Djungeln und Cocoswald, eingenommen wird. Ueberall kehren in diesem paradiesischen Dorfgarten dieselben landschaftlichen Elemente wieder: niedrige braune Erdhütten, beschattet von Brodfrucht- und Mangobäumen, von Cocos- und Arecapalmen, und umkränzt von Pisanggebüschen; verziert mit den Riesenblättern der Caladien und Ricinus, den zierlichen Papayabäumen, Manihotstauden und anderen Nutzpflanzen. Auf Bänken vor den offenen Hütten liegen die faulen Singhalesen in süßem Nichtsthun, im träumenden Dolce-far-niente ausgestreckt und betrachten sich ihre ewig grüne Umgebung, oder beschäftigen sich mit Ablesen kleiner weißer Insecten von ihren langen schwarzen Haaren. Nackte Kinder spielen überall am Wege oder

haschen nach den bunten Schmetterlingen und Eidechsen, die denselben beleben. Zu gewissen Tageszeiten begegnet man auf den vielbefahrenen Wegen zahlreichen Ochsenkarren, kleineren einspännigen und größeren zweispännigen; sie bilden das wichtigste — ja fast das einzige — Transport- und Communicationsmittel der Eingebornen. Die Ochsen gehören alle zu der Art des Zebu oder indischen Buckelochsen (Bos indicus), ausgezeichnet durch den Höcker hinten auf dem Nacken. Der Zebu tritt aber, ähnlich wie unser europäisches Rind, in vielen verschiedenen Rassen auf; eine kleine Rasse läuft recht schnell und flink. Pferde gebrauchen die Eingebornen nur selten und Esel fehlen auf der Insel ganz. Dagegen sind allenthalben vor den Hütten Hunde („Pariah-Dogs" genannt) zu finden, alle von derselben Rasse, häßliche und struppige braungelbe Thiere, welche durch Form, Farbe und Benehmen ihre Abstammung vom wilden Schakal zu verrathen scheinen. Ueberall sind ferner die kleinen schwarzen Schweine (Sus indicus), daneben oft auch hochbeinige magere Ziegen, seltener Schafe anzutreffen; stets findet man vor den Häusern viele Hühner, seltener Enten und Gänse. Das sind die einfachen und stets wiederkehrenden Elemente, aus welchen sich die Dorfscenerie von Südwest-Ceylon zusammensetzt. Aber diese Elemente finden sich in so reizender malerischer Unordnung und in so unendlicher individueller Abwechslung vor; sie sind so wundervoll vom Glanze der tropischen Sonne beleuchtet und gefärbt; und der nahe Meeresstrand oder das Flußufer verleiht ihnen so viel frischen Reiz, der waldige Hintergrund, oder auch darüber noch das blaue Gebirgsland der Ferne so viel Poesie, daß man nicht müde wird, sich daran zu ergötzen, und daß sowohl der Landschafts- als der Genremaler hier eine unendliche Fülle der schönsten Motive finden würde — Motive, die auf unseren Gemäldeausstellungen der Gegenwart fast noch unbekannt sind.

Von ganz besonders schöner Wirkung ist in dieser ceylonesischen Niederlandschaft die Mittelstellung, welche sie zwischen Garten- und Waldlandschaft, zwischen Natur und Cultur einnimmt. Oft glaubt man mitten im schönsten wilden Walde zu sein, rings umgeben von hohen prächtigen Bäumen, die mit Schlingpflanzen behangen und überwuchert sind. Aber eine Hütte, die ganz im Schatten eines Brotfruchtbaumes versteckt ist, ein Hund oder ein Schwein, das aus dem Gebüsch hervorkommt, spielende Kinder, die unter Caladiumblättern sich verbergen, belehren uns, daß wir nur in einem ceylonesischen Garten uns befinden. Und umgekehrt bietet der wirkliche Wald, der an letzteren anstößt, mit seiner mannigfaltigen Zusammensetzung aus den verschiedensten tropischen Bäumen, mit den Orchideen, Gewürznelken, Lilien, Malvaceen und anderen prächtigen Blüthenpflanzen, soviel Abwechslung, daß wir in einem schönen Baumgarten zu sein glauben. Diese eigenthümliche Harmonie zwischen Natur und Cultur spricht sich auch in der menschlichen Staffage dieser Waldgärten aus; denn die Einfachheit der Kleidung und Wohnung der Singhalesen in denselben ist so groß, daß sie ganz den bekannten Beschreibungen von echten „Wilden" entsprechen, obwohl sie einem alten Culturvolk entstammen.

Doppelt anziehend und malerisch erscheint das Alles in der kühlen Morgenfrühe, wenn die Strahlen der Sonne noch unter kleinen Winkeln in das Baumwerk fallen, lange Schatten der schlanken Stämme werfen und in den gefieder-

ten Kronen der Palmen, auf den zerspaltenen Riesenblättern des Pisang mit tausend glänzenden Lichtern spielen. Während meiner Anwesenheit, zur Zeit des Südwest-Monsun, waren die klaren Morgenstunden bei wolkenlosem Himmel und kühlender Seebrise fast immer köstlich frisch und glanzvoll, wenn auch das Thermometer meist nicht unter 20° R., selten bis 18° sank; erst zwischen 9 und 10 Uhr begann die Hitze drückend zu werden und sammelten sich die Wolken, die dann meistens Nachmittags in einem heftigen Regen sich entluden. War dieser um 4 oder 5 Uhr vorüber, so erschienen dann wieder die letzten Abendstunden doppelt herrlich und erquickend, um so mehr, als gewöhnlich die sinkende Sonne das westliche Firmament mit einem Glanze vergoldete und die Abendwolken mit einer Farbengluth übergoß, die jeder Beschreibung spotten. Jedoch war gerade in diesem Jahre die Witterung keineswegs so regelmäßig wie gewöhnlich und bot vielfach Abweichungen von der Norm. Im Ganzen blieb meine Reise vom Wetter sehr begünstigt und nur an wenigen Tagen vereitelte anhaltender, schon früh beginnender Regen die Tagesordnung der Arbeit oder der Excursion, die ich mir vorgesetzt hatte.

Nach einer zweistündigen, sehr unterhaltenden Fahrt langten wir in dem Dorfe Kaduwella an, welches an einer starken Biegung des Kelanyflusses sehr malerisch gelegen ist. Ganz besonders hübsch präsentirt sich auf einem erhöhten Vorsprung am Flusse, unter dem Schatten der schönsten Bäume, das Rasthaus, in dem wir abstiegen und ausspannten. „Rasthäuser" oder „Resthäuser" (Rest-houses) nennt man in Ceylon, wie in Indien, die Häuser, welche die Regierung in Ermangelung von Hôtels zur Unterkunft der Reisenden hat errichten lassen und welche unter ihrer Aufsicht stehen. In ganz Ceylon existiren nur in drei Städten Hôtels, in Colombo, Galla und Kandy. Der Eingeborne bedarf solcher nicht. Der europäische Reisende ist daher entweder ganz auf die Gastfreundschaft europäischer Ansiedler (wo solche vorhanden sind!), oder auf die Regierungs-Rasthäuser angewiesen, und letztere erfüllen in der That eins der größten Bedürfnisse. Der Wirth derselben, der von der Regierung angestellte und beaufsichtigte „Resthous-Keeper" ist verpflichtet, dem Reisenden gegen eine geringe (an die Regierung auszuzahlende) Entschädigung ein Zimmer mit Bett (meistens für eine Rupie = zwei Mark) zu überlassen, sowie auch auf Verlangen die nöthigsten Nahrungsmittel zu liefern. Preise und Qualität der letztern sind sehr verschieden; ebensowie auch die Beschaffenheit der Rasthäuser selbst. In dem südwestlichen Theile der Insel, wo ich hauptsächlich reiste, fand ich sie im Allgemeinen gut und preiswürdig, so namentlich in Belligamma, wo ich später für sechs Wochen im Rasthause mein Laboratorium aufschlug. Dagegen sind die Rasthäuser in einem großen Theile des Innern, und namentlich im Norden und Osten der Insel, meistens schlecht und sehr theuer; in Newera Ellya mußte ich z. B. später für jedes Hühnerei einen halben, für jede Tasse Thee einen ganzen Schilling (= 1 Mark) zahlen! Das Rasthaus von Kaduwella, das erste, welches ich sah und benutzte, gehörte zu den bescheideneren und kleineren, und da wir unsern sämmtlichen Proviant mitgebracht hatten, lieferte es uns nur Stühle zum Sitzen, Wasser und Feuer zum Kochen, und in seiner offenen

luftigen Veranda ein angenehmes Schutzdach gegen Sonne und Regen; auch dafür wird nach der Taxe bezahlt. (Umsonst ist in Indien nur der Tod!)

Wir brachen gleich nach unserer Ankunft mit unseren Gewehren auf, um die herrlichen Morgenstunden möglichst auszunutzen. Südlich an den Kelany-Ganga stößt gleich hinter dem Dorfe ein wellenförmiges Hügelland, über welches sich die Jagdgesellschaft zerstreute. Die tiefer gelegenen Theile desselben sind mit Graswiesen und Reisfeldern bedeckt, vielfach von Wassergräben und Canälen durchschnitten und mit kleinen Seen geschmückt, in welche letztere münden. Die höheren Theile hingegen, meistens sanft gewölbte Hügel von 100—300 Fuß Höhe, sind mit dichtem Buschwald oder dem hier allgemein so genannten „Djungle" bewachsen. Ich lernte hier zuerst diese charakteristische Form der Landschaft kennen, die auf der ganzen Insel, soweit sie nicht cultivirt ist, eine sehr große Rolle spielt. Das Djungle ist zwar nicht eigentlicher „Urwald", d. h. uralter, nie von Menschen betretener Wald (solcher existirt in Ceylon nur noch an sehr wenigen Stellen und in sehr geringer Ausdehnung); allein es entspricht doch unserer Vorstellung von demselben insofern, als es, bei hoher Entwickelung, eine Waldform darstellt, die aus einem dichten und undurchdringlichen Geflecht der verschiedensten Bäume besteht; diese sind ohne alle Ordnung und frei von allem menschlichen Einfluß emporgeschossen und dergestalt wild durcheinander gewachsen, von den mannigfaltigsten Schling- und Kletterpflanzen überwuchert und bedeckt, mit parasitischen Farnen, Orchideen und anderen Schmarotzern überhäuft, ihre Lücken dergestalt mit einem bunten Gewirre der verschiedensten anderen Pflanzen ausgefüllt, daß es ganz unmöglich hält, den dichten Knäuel zu entwirren und die einzelnen durcheinander geflochtenen Gestalten von einander abzulösen. Daß ein solches Djungle, gut ausgebildet, ohne Axt und Feuer wirklich undurchdringlich ist, davon überzeugte ich mich schon beim ersten Versuche, in dasselbe einzudringen. Eine gute Stunde hatte ich gebraucht, um mich nur wenige Schritte in das Dickicht hinein zu arbeiten; dann aber stand ich völlig entmuthigt von weiteren Versuchen ab; zerstochen von Moskitos, zerbissen von Ameisen, mit zerrissenen Kleidern, blutenden Armen und Beinen, verwundet von tausend Stacheln und Dornen, mit denen die Kletterpalmen (Calamus), die Klettermalven (Hibiscus), die Euphorbien, Lantanen und eine Menge anderer Djunglepflanzen jeden Versuch abwehren, in ihr geheimnißvolles Labyrinth einzudringen. Aber umsonst war dieser Versuch doch nicht, denn ich lernte bei dieser Gelegenheit nicht allein den Charakter des Djungle im Ganzen, und besonders die Pracht seiner Bäume und Lianen kennen, sondern ich sah auch viele einzelne Pflanzengestalten und Thierformen, die für mich von höchstem Interesse waren; ich sah die prächtige Gloriosa superba, die giftige Kletterlilie von Ceylon mit ihrer goldrothen Krone; den stacheligen Hibiscus radiatus mit großen, schwefelgelben, im Grunde violetten Blumenkelchen; umflattert von riesigen schwarzen Schmetterlingen mit blutrothen Flecken auf ihren schwanzförmigen Flügelanhängen, von metallglänzenden Prachtkäfern u. s. w. Was mich aber am meisten freute, ich stieß hier gleich im ersten Djungle, das ich auf Ceylon betrat, auf die beiden meist charakteristischen Bewohner desselben aus den beiden höchsten Thierclassen, auf Papageien und

Affen. Ein Schwarm grüner Papageien flog kreischend von einem hohen, weit über das Djungle vorragenden Baume auf, als er meiner Flinte ansichtig wurde; und ebenso sprang eine Heerde großer schwarzer Affen unter knurrendem Geschrei eiligst in das Dickicht; weder von jenen noch von diesen gelang es mir, einen zu schießen; sie schienen die Wirkung des Feuergewehrs sehr gut zu kennen. Ich tröstete mich aber damit, daß der erste Schuß, den ich heute that, mir eine colossale, über sechs Fuß lange Riesen-Eidechse lieferte, den merkwürdigen, von den abergläubischen Eingeborenen sehr gefürchteten Hydrosaurus salvator. Das gewaltige, krokodilähnliche Thier sonnte sich auf dem Rande eines nahen Wassergrabens und der erste Schuß traf so glücklich in den Kopf, daß es augenblicklich verendete; trifft der Schuß andere Körpertheile, so springen die zähllebigen Thiere gewöhnlich rasch in das Wasser und verschwinden; mit ihrem mächtigen, hart gepanzerten und scharf schneidenden Schwanze können sie sich so gut vertheidigen, daß ein Schlag desselben bisweilen eine gefährliche Wunde verursachen oder selbst ein Bein zerschmettern soll.

Nachdem wir mehrere Gräben durchwatet hatten, wanderten wir durch lichtes Gehölz auf einem reizenden Pfade aufwärts zu einem bewaldeten Hügel, der durch einen Buddha-Tempel berühmt ist, den Gegenstand vieler Wallfahrten. Wir trafen dabei auf mehrere Hüttengruppen, welche im dichten Waldesschatten unter den säulengleichen Stämmen riesiger Bäume (Terminalien und Lorbern) wie Kinderspielzeuge aussahen. Weiterhin kamen wir auf eine sonnigere Lichtung, in der bunte Schmetterlinge und Vögel in großer Zahl umherflogen, besonders schöne Spechte und Waldtauben. Endlich führte uns eine Treppe zwischen Talipotpalmen aufwärts zu dem Tempel. Dieser liegt ungemein malerisch mitten in hohem Walde, unter dem Schutze eines gewaltigen Granitfelsens verborgen. Eine weite natürliche Grotte, die wahrscheinlich künstlich erweitert ist, geht tief in die Unterseite der überhängenden Felsmasse hinein. Die Säulenhalle des Tempels (mit sechs Rundbogen an der Frontseite, drei an der schmalen Giebelseite) ist so in die Grotte hineingebaut, daß der nackte Felsen nicht allein die hintere Wand des Tempels bildet, sondern auch das Material für die liegende, an letztere angelehnte Colossalstatue des Buddha selbst. Die Figur des Gottes ist in allen Buddhatempeln, welche ich auf Ceylon besucht habe, stereotyp dieselbe, ebenso wie die monotone Wandmalerei, welche an den inneren Tempelwänden Scenen aus seiner irdischen Lebensgeschichte darstellt. Dieselbe erinnert in ihrer steifen Zeichnung und den einfachen grellen (vorzugsweise gelben, braunen und rothen) Farben vielfach an die altägyptischen Wandmalereien, obwohl sie im Einzelnen sehr verschieden ist. Die liegende Colossalfigur des Buddha, die auf dem rechten Arme ruht und in ein gelbes Gewand gekleidet ist, zeigt stets den gleichen starren und indifferenten Ausdruck und erinnert an das starre Lächeln der alten Aegineten-Statuen. Neben den meisten Buddhatempeln findet sich eine sogenannte Dagoba, eine glockenförmige Kuppel ohne Oeffnung, deren Inneres angeblich stets eine Reliquie des Gottes einschließt. Ihre Größe ist sehr verschieden, von der einer großen Kirchenglocke bis zum Umfange der Peterskuppel in Rom. In der Nähe der Dagoba steht gewöhnlich ein großer alter Bo-Ga oder heiliger Feigenbaum (Ficus religiosa). An

vielen Orten von Ceylon gehören diese „Buddhabäume“ mit ihren mächtigen Stämmen, dem phantastisch verzweigten Wurzelwerk und der colossalen Laubkrone zu den größten Zierden der malerischen Tempelumgebung; ihre herzförmigen langgestielten Blätter sind beständig in lispelnder Bewegung, gleich unserm zitternden Espenlaube.

Eine Felsentreppe hinter dem Tempel führt auf die obere Fläche des Felsens hinauf, von der man eine hübsche Aussicht über das benachbarte waldige Hügelland und weiterhin über die Ebene bis zum Flusse hat. Die nächste Umgebung des Tempels ist mit schönen Palmen- und Bananengruppen verziert, und hinter diesen bildet undurchdringliches Walddickicht mit Lianengeflecht einen geheimnißvollen Hintergrund, der Weihe des heiligen Ortes wohl entsprechend. Vorn kauerte auf einem Felsen an der Treppe als charakteristische Staffage ein alter, kahlköpfiger Buddhapriester in gelbem Talar. Während ich eine Aquarell-Skizze aufnahm, kletterte ein singhalesischer Knabe auf eine nahe Cocospalme und holte mir einige goldgelbe Früchte derselben herab. Ich fand das säuerlich-süße kühle Wasser in ihrem Innern, die sogenannte „Cocos-Milch“, die ich hier zum ersten Male kostete, bei der drückenden Mittagshitze außerordentlich erquickend.

Der Rückweg vom Felsentempel nach Kaduwella führte uns durch einen anderen Theil des Waldes, der wieder eine Anzahl neuer Insecten, Vögel und Pflanzen zeigte; unter Anderen den berühmten Teak-Baum (Tectonia grandis), sowie einige Riesen-Exemplare der cactusförmigen Wolfsmilch (Euphorbia antiquorum) mit nackten blaugrünen prismatischen Aesten. Der letzte Theil des Weges, durch sumpfige Wiesenflächen, war tüchtig heiß, und nach der Rückkehr in das Rasthaus war unser Erstes ein Schwimmbad im Flusse, eine herrliche Erquickung, auf welche das nachfolgende fröhliche Frühstück doppelt mundete. Am Nachmittage setzte ich mit Einigen aus der Gesellschaft auf einer Fähre über den Fluß und machte einen Streifzug in den Wald auf dem rechten (nördlichen) Ufer desselben. Hier lernte ich wieder eine Anzahl anderer, mir bis dahin unbekannter Pflanzenformen (namentlich Aroideen und Cannaceen) kennen und bewunderte auf's Neue den außerordentlichen Reichthum der Flora, die hier auf engem Raume eine Fülle ihrer schönsten und mannigfaltigsten Producte vereint. An den Ufern des Flusses selbst bilden herrliche Bambus-Gruppen, abwechselnd mit Terminalien, Cedrelen und Mangroven, den vorwiegenden Waldbestand. Ich schoß einige grüne Waldtauben und große Eisvögel, doppelt so groß und so glänzend als unsere einheimischen.

Spät am Abend kehrten wir reich beladen mit zoologischen, botanischen und artistischen Schätzen nach Colombo zurück. Ich habe nachher noch viele genußreiche Tage im Djungle und an den Flußufern von Ceylon verlebt (und zum Theil an viel schöneren als das von Kaduwella war). Wie aber so oft im Leben die *ersten* Eindrücke von neuen und fremdartigen Gegenständen weitaus die tiefsten und bleibendsten sind, und von späteren, stärkeren derselben Art nicht verdunkelt werden, so wird mir auch der erste Tag im Djungle von Kaduwella immer unvergeßlich sein.

VI. Peradenia.

In der Centralprovinz von Ceylon liegt 1500 Fuß über dem Meere deren Hauptstadt, die frühere Königsstadt der Insel, das berühmte Kandy, und nur wenige Meilen davon entfernt ein kleiner Ort, Peradenia, welcher vor 500 Jahren ebenfalls für kurze Zeit Residenz eines alten Königs war. In diesem Orte wurde 1819 von der englischen Regierung ein botanischer Garten angelegt und Dr. Gardner mit dessen Direction betraut. Sein Nachfolger, Dr. Thwaites, der verdienstvolle Verfasser einer ersten „Flora ceylanica", that während 30 Jahren Alles, um diesen Garten seinen besonderen klimatischen und localen Vorzügen entsprechend auszubauen und zu heben. Als er vor wenigen Jahren zurücktrat, wurde Dr. Henry Trimen zum Director ernannt, und von diesem erhielt ich, kurz nach meiner Ankunft auf Ceylon, eine überaus freundliche Einladung. Ich folgte derselben um so lieber, als ich von der seltenen Pflanzenpracht Peradenia's schon in Europa viel gelesen und gehört hatte. Und meine hohen Erwartungen wurden nicht getäuscht. Wenn Ceylon in Wahrheit für den Botaniker wie für jeden Pflanzenfreund ein Paradies ist, so darf Peradenia wieder das Herz dieses botanischen Paradieses genannt werden.

Peradenia und Kandy sind durch eine Eisenbahn (die erste in Ceylon) mit Colombo verbunden. Die Fahrzeit zwischen beiden Endpunkten beträgt 4—5 Stunden. Ich fuhr am 4. December Morgens 7 Uhr von der Central-Station Colombo's ab und war um 11 Uhr in Peradenia. Gleich allen echten „Europäern" in Ceylon mußte ich erster Classe fahren („Couleur blanche oblige"). Zweiter Classe fahren nur die gelben und gelbbraunen „Burgers und Half-Casts", die Nachkommen und Mischlinge der Portugiesen und Holländer. Und dritter Classe fahren natürlich die „Natives", die braunen Singhalesen und die schwarzbraunen Tamils. Mich wundert nur, daß man für die letzteren nicht noch eine vierte, und für die niedersten, am meisten verachteten Kasten, die „Low-Casts", eine fünfte Wagenclasse eingerichtet hat. Die Natives sind übrigens große Freunde des Eisenbahnfahrens, des einzigen Vergnügens, für das sie viel Geld ausgeben; um so mehr als es billig ist. Gleich nach Eröffnung der Eisenbahn und bis auf den heutigen Tag fahren viele Eingeborene tagtäglich auf der wunderbaren Bahn hin und her, bloß des Vergnügens halber! Die Wagen sind luftig und leicht, diejenigen erster Classe mit guten Schutzmaßregeln gegen das heiße Klima, breiten Schutzdächern und Jalousien. Die Zugführer und die weißgekleideten, durch Sonnenhelme geschützten Schaffner sind Engländer. Gute Ordnung und Pünktlichkeit herrscht, wie auf allen englischen Bahnen.

Die ersten beiden Stunden der Eisenbahnfahrt von Colombo nach Peradenia führen durch Flachland, das großentheils mit sumpfigem Djungle, abwechselnd mit Reisfeldern und Sumpfwiesen, bedeckt ist. Auf letzteren liegen zahlreiche schwarze Büffel, halb im Wasser; zierliche weiße Reiher lesen ihnen die Insecten ab. Weiterhin tritt die Bahn allmälig näher an das Gebirge heran, und bei der Station Rambukkana beginnt sie dasselbe zu erklimmen. Die einstündige Strecke zwischen dieser und der nächstfolgenden Station, Kadugannawa, gehört in landschaftlicher Beziehung zu den schönsten, welche ich kenne. Die Bahn

windet sich in vielen Krümmungen an dem steilen nördlichen Felsengehänge einer mächtigen weiten Thalmulde aufwärts. Anfänglich wird der Blick noch vorzugsweise durch den mannigfaltigen Wechsel des nahen Vordergrundes gefesselt; mächtige graue Gneißblöcke erheben sich mitten aus den üppigen Massen dichtesten Waldes, welcher die engen Seitenschluchten erfüllt; Lianen in den zierlichsten Formen verschlingen die Wipfel der hoch daraus hervorragenden Bäume; reizende kleine Wasserfälle stürzen von den Höhen herab; und in der Nähe der Bahnlinie ist oft die schöne, jetzt selten besuchte, früher dicht befahrene Landstraße sichtbar, welche die englische Regierung von Colombo nach Kandy anlegte und welche ihr die dauernde Herrschaft über letzteres erst ermöglichte. Weiterhin schweift aber der Blick bald über den weiten grünen Thalkessel, welcher zu unseren Füßen sich immer großartiger öffnet, bald zu den hohen blauen Bergketten, die sich an seiner jenseitigen, südlichen Wand stolz und starr erheben. Obwohl im Ganzen die Gestalten der Hochlandberge einförmig und nicht sehr malerisch sind (meistens flachgewölbte Kuppen von Granit und Gneiß), so machen sich doch einzelne hervorragende Höhen besonders bemerkbar, so hier der abgestutzte Tafelberg, der den Namen des Bibelfelsen führt (Bible-Rock). Eine der großartigsten und überraschendsten Ansichten bietet aber der „Sensation-Rock". Hier läuft die Bahn, nachdem sie durch mehrere Tunnels hindurchgetreten, unter überhängenden Felsen unmittelbar am Rande eines Abgrundes hin, der fast senkrecht 1200—1400 Fuß in die grüne Tiefe hinabstürzt. Brausende Wasserfälle, die links von der hohen Felsenwand herabschäumen, gehen unter Brücken des Bahnkörpers hindurch und lösen sich rechts, mit gewaltigem Sprunge, in nebelhafte Staubbäche auf, ehe sie den Fuß des Abgrundes erreichen; im auffallenden Sonnenschein bilden sie schimmernde Irisbogen.

Der grüne Thalgrund tief zu unseren Füßen ist theils mit Djungle, theils mit Culturland bedeckt, in welchem sich viele zerstreute Hütten, Gärten und terrassenförmig abgestufte Reisfelder erkennen lassen. Ueber dem niederen Gebüsch ragen allenthalben die Riesenstämme der mächtigen Talipot-Palme hervor, der stolzen Königin unter den Palmen von Ceylon (Corypha umbraculifera). Ihr ganz gerader weißer Stamm gleicht einer schlanken Marmorsäule und erreicht über 100 Fuß Höhe. Jedes einzelne von den fächerförmigen Blättern der mächtigen Gipfelkrone bedeckt einen Halbkreis von 16 Fuß Durchmesser, einen Flächenraum von 200 Quadratfuß; sie finden gleich allen Theilen der Pflanze vielfache Verwendung, namentlich als Schutzdach, sind aber besonders berühmt, weil sie bei den Singhalesen früher die Stelle des Papieres ausschließlich vertraten und auch jetzt noch vielfach als solches dienen. Die alten „Puskola"-Manuscripte in den Buddha-Klöstern sind alle mit eisernen Griffeln auf solches „Ola"-Papier geschrieben, auf schmale Streifen von Talipot-Blättern, welche gekocht und getrocknet wurden. Die stolze Talipot-Palme blüht nur einmal in ihrem Leben, gewöhnlich zwischen dem 50. und 80. Lebensjahre; der stattliche pyramidenförmige Blüthenbusch, auf dem Gipfel unmittelbar oberhalb des Blätterschopfes, erreicht die Länge von 30—40 Fuß und setzt sich aus Millionen kleiner weißgelber Blüthen zusammen; sind die Nüsse derselben gereift, so stirbt der Baum ab. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß gerade während meiner Anwesenheit

eine seltene Menge von Talipot-Palmen in Blüthe standen; zwischen Rambukkana und Kadugannawa zählte ich deren über 60, auf der ganzen Bahnstrecke über 100. Viele Excursionen wurden von Colombo hierher gemacht, um das seltene und großartige Schauspiel zu betrachten.

Auf dem Passe von Kadugannawa, nahezu 2000 Fuß über dem Meere, hat die Eisenbahn sowohl, wie die benachbarte Landstraße ihren höchsten Punkt erreicht; zu Ehren des Erbauers der letzteren, Capitän Dawson, steht hier eine leuchtthurmartige Denksäule. Wir befinden uns hier zugleich auf einer Wasserscheide. Die zahlreichen Bäche, die wir vorher gleich Silberfäden den grünen Sammetgrund des Thales durchziehen sahen, laufen sämmtlich entweder zum Kelany-Ganga oder zum Maha-Oya, die beide auf der Westküste münden. Die Bäche hingegen an dem östlichen Sattel des Kadugannawa ergießen sich alle in den unweit südlich entspringenden Mahawelli-Ganga, den größten Fluß der Insel, welcher 134 englische Meilen lang ist und an der Ostküste bei Trinkomalie mündet. Längs der Ufer des letzteren, neben denen sich Pflanzungen von Zuckerrohr ausdehnen, führte uns die Bahn in einer Viertelstunde nach Peradenia hinab, der letzten Station vor Kandy.

Als ich um 11 Uhr in Peradenia anlangte, fand ich auf dem Bahnhofe bereits Dr. Trimen vor, welcher mich auf das Freundlichste bewillkommnete und in seiner Kalesche nach dem eine englische Meile entfernten botanischen Garten führte. Unmittelbar vor letzterem überschreitet die Straße den schäumenden Fluß auf einer schönen Brücke von Satin-Wood, deren einziger Bogen über 200 Fuß Spannweite hat. Bei gewöhnlichem Wasserstande liegt dessen höchste Spannung etwa 70 Fuß über dem Flusse. Man bekommt aber eine Vorstellung von den ungeheuren Wassermassen, die nach heftigen Regengüssen in die Flüsse von Ceylon herabstürzen, wenn man erfährt, daß dann bisweilen der Wasserstand des Stromes um 50—60 Fuß steigt und der Spiegel desselben nur 10—20 Fuß unter der Brücke liegt.

Zum Eingang in den Garten führt eine Allee von prachtvollen alten Gummibäumen (Ficus elastica). Das ist derselbe indische Baum, dessen eingedickter Milchsaft das Kautschuk liefert und von welchem man bei uns im kalten Norden sehr häufig junge Pflanzen im geheizten Zimmer sieht, um an dem üppigen Saftgrün des dicken lederartigen eiförmigen Blattes sich zu erfreuen. Während aber bei uns solche Gummibäume, wenn ihre fingerdicken Stämme die Decke des Zimmers erreichen und einige fünfzig Blätter auf ihren paar Aesten tragen, bereits bewundert werden, entwickelt sich hier im heißen Vaterlande dieselbe Pflanze zu einer riesigen Baumgestalt ersten Ranges, welche mit unseren stolzesten Eichen wetteifert. Eine ungeheuere Krone von vielen tausend Blättern bedeckt mit ihren mächtigen 40—50 Fuß langen und horizontal ausgestreckten Zweigen den Flächenraum eines stattlichen Palastes, und von der Basis des dicken Stammes geht unten eine Wurzelkrone aus, welche oft zwischen 100 und 200 Fuß Durchmesser hat, weit mehr als die Höhe des ganzen Baumes beträgt. Diese erstaunliche Wurzelkrone besteht meistens aus 20—30 Hauptwurzeln, welche von ebensovielen vortretenden Rippen des unteren Stammendes abgehen und gleich kriechenden Riesenschlangen sich über den Boden ausbreiten; der Gummi-

baum heißt daher auch bei den Eingeborenen „Schlangenbaum" und ist von Dichtern mit dem von Schlangen umwundenen Laokoon verglichen worden. Häufig erheben sich dabei zugleich die Wurzeln über den Boden gleich starken, senkrecht stehenden Brettern und bilden so mächtige Stützpfeiler, auf denen der Riesenstamm unbewegt dem Sturm Trotz bietet. Die Zwischenräume zwischen den Stützpfeilern bilden förmliche Kammern oder Schilderhäuser, in denen sich ein aufrecht stehender Mann verstecken kann. Aehnliche Pfeilerwurzeln entwickeln sich übrigens hier auch bei anderen Riesenbäumen aus verschiedenen Familien.

Kaum hatte ich meinem Erstaunen über diese Allee von Schlangenbäumen Ausdruck gegeben, als bereits, unmittelbar nach dem Eintritt in das Gartenthor, ein anderer wunderbarer Anblick das Auge fesselte. Da stand zur Begrüßung des Ankömmlings ein riesiges Palmenbouquet, in welchem neben allen einheimischen Palmen der Insel auch eine Anzahl ausländischer Vertreter dieser edelsten Tropenbäume versammelt waren; alle bekränzt mit blumenreichen Schlingpflanzen und den Stamm geschmückt mit den zierlichsten Farn-Parasiten. Eine zweite, ähnliche, aber noch schönere und größere Palmengruppe stand weiterhin am Ende der Eingangsallee und war zudem noch mit einem herrlichen Kranze von Blüthenpflanzen umgeben. Unser Fahrweg bog hier nach beiden Seiten ab und führte links eine kleine Anhöhe zum Bungalow des Directors hinauf. Das beneidenswerthe Daheim desselben ist gleich den meisten Villen in Ceylon ein niedriges einstöckiges Gebäude, von einer luftigen Veranda umgeben, deren weit vorspringendes Schutzdach von einer weißen Säulenreihe getragen wird. Säulen und Dach sind mit einer Fülle der schönsten Kletterpflanzen, großblüthigen Orchideen, duftenden Vanillen, prächtigen Fuchsien und anderen bunten Blumen geschmückt; und eine auserlesene Sammlung der schönsten blühenden Prachtpflanzen und Farne ziert die Beete, die das Haus umgeben. Darüber erheben sich die schattenspendenden Kronen der edelsten indischen Bäume. Zahlreiche bunte Schmetterlinge und Käfer, Eidechsen und Vögel beleben das reizende Bild. Besonders niedlich nehmen sich darin aber die zierlichen kleinen dreistreifigen Eichhörnchen aus, welche in den Gärten von Ceylon überaus häufig und sehr zutraulich sind (Sciurus tristriatus).

Da die Villa auf dem höchsten Hügel des Gartens liegt und unmittelbar unter derselben ein weiter sammetgrüner Rasenteppich sich herabsenkt, so umfaßt der Blick von der offenen Säulenhalle einen großen Theil des flacheren Gartens, mit einigen der schönsten Baumgruppen und mit einem Kranze hoher Bäume, welcher den Wiesengrund einschließt. Ueber diesen Parkwald erheben sich die bewaldeten Häupter der Bergkette, von welcher der Thalkessel von Peradenia umgeben ist. Der reißende Mahawelli-Fluß strömt in weitem halbkreisförmigen Bogen um den ganzen Garten und trennt ihn von jener Bergkette. Der Garten liegt demnach eigentlich auf einer hufeisenförmigen Halbinsel; auf der Landseite, wo er an den Thalgrund von Kandy anstößt, ist er durch eine hohe und undurchdringliche Hecke von dichtem Bambusgestrüpp, bewaffnet mit der dornigen Rotang-Palme und anderen Kletterpflanzen, vollständig geschützt. Da nun auch das Klima (bei 1500 Fuß Meereshöhe) außerordentlich günstig ist, und die tropische Hitze des eingeschlossenen Thalkessels im Verein mit großer Regenmenge,

welche sich an den benachbarten Bergen niederschlägt, aus dem Peradenia-Garten ein natürliches Riesentreibhaus ersten Ranges macht, so läßt sich begreifen, daß hier die Tropen-Flora ihre wunderbare Schöpfungskraft im allerhöchsten Maße entfaltet.

Schon die erste Wanderung durch den Garten an der Hand des kenntnißreichen Directors überzeugte mich davon, daß das in der That der Fall sei; und obschon ich soviel von allen besonderen Reizen der üppigsten tropischen Vegetation gelesen und gehört, so lange ihren Anblick ersehnt und herbeigewünscht hatte, so übertraf doch jetzt der unmittelbare Genuß der fabelhaften Wirklichkeit in der That meine höchsten Erwartungen — und zwar, nachdem ich bereits in Bombay und in Colombo, sowie in der Umgebung dieser beiden Städte, die wichtigsten Formen der Tropenflora hatte kennen lernen! In den vier Tagen, welche ich jetzt in Peradenia verleben durfte, gewann ich für meine Anschauungen vom Leben und Wesen der Pflanzenwelt mehr, als durch das eifrigste botanische Studium zu Hause in eben so vielen Monaten. Ja, als ich zwei Monate später den Garten von Peradenia zum zweiten (und leider letzten!) Male betrat, und als ich noch drei glückliche Tage in diesem Paradiese verweilen durfte, da empfand ich beim endlichen Scheiden zuletzt noch dasselbe hohe Entzücken, wie damals beim ersten Anblick desselben — nur mit ungleich tieferem Verständniß und gereifter Erkenntniß. Ich kann daher meinem lieben Freunde Dr. Trimen für seine gütige Gastfreundschaft und seine reiche Belehrung nicht dankbar genug sein; die sieben Tage in seinem reizenden Bungalow waren für mich sieben wahre Schöpfungstage!

Zur Zeit war in Peradenia auch noch ein anderer englischer Botaniker anwesend, Dr. Marshall Ward, der größtentheils in Deutschland seine Studien vollendet hatte, mit seinem officiellen Titel: „Royal Cryptogamist". Die englische Regierung hatte ihn vor zwei Jahren hierher geschickt, um die „Coffee-Leaf-Disease" zu studiren, die furchtbare Pilzkrankheit der Blätter des Kaffeebaumes, welche seit einer Reihe von Jahren mit zunehmender Heftigkeit in den Kaffeepflanzungen von Ceylon wüthet, einen großen Theil dieser kostbarsten Culturpflanze der Insel zerstörte und ungeheure Summen von Nationalvermögen vernichtete. Dr. Ward hatte eine Reihe vortrefflicher Beobachtungen und Experimental-Untersuchungen über dieselbe angestellt und die Naturgeschichte des mikroskopischen rostähnlichen Pilzes (Hemileja vastatrix) vollständig bearbeitet; es war ihm aber leider nicht gelungen, irgend ein radicales Heilmittel dagegen zu finden. Zum Dank für seine mühseligen Arbeiten wurde er daher in der Presse — insbesondere von vielen Kaffeepflanzern — scharf angegriffen! Als ob es den Hunderten von Naturforschern, welche in Europa bei derartigen Pilzepidemien mit den genauesten Untersuchungen beschäftigt sind, jedesmal gelungen wäre, auch gleich nach der genauen Erkenntniß der Krankheit ein Heilmittel für dieselbe zu finden! Bekanntlich ist das nur höchst selten der Fall. Ueberhaupt ist unter den vielen albernen Vorstellungen, welchen man in unsern „gebildeten Kreisen" alltäglich begegnet, sicherlich eine der thörichtsten die, daß es „gegen jede Krankheit auch ein Mittel geben müsse"! Der erfahrene Arzt und Naturforscher, der die thatsächlichen Verhältnisse kennt, weiß, daß das nur sehr selten

vorkommt und wundert sich im Gegentheil eher darüber, daß überhaupt radicale Mittel gegen einzelne Krankheiten existiren (wie z. B. Chinin gegen Fieber).

Es würde natürlich viel zu weit führen und den geneigten Leser nur ermüden, wenn ich hier den vergeblichen Versuch wagen wollte, ihm ohne Beihilfe von Abbildungen eine ungefähre Vorstellung von dem botanischen Paradiese in Peradenia zu geben; selbst die zahlreichen Aquarell-Skizzen und Zeichnungen, die ich dort entworfen, würden dafür keine genügende Aushilfe liefern. Ich muß mich daher hier auf einige allgemeine Bemerkungen und Hervorhebung von einigen der wichtigsten Hauptformen beschränken. Weit entfernt davon, gleich den meisten unserer botanischen Gärten die Pflanzen in steifen Beeten, gleich Soldaten in Reihe und Glied, dem Besucher vorzuführen, ist die ganze Anlage des Gartens (der einen Flächenraum von mehr als 150 Acres umfaßt) vielmehr parkartig und ebenso auf ästhetische und physiognomische Wirkung, wie auf wissenschaftliche und systematische Belehrung berechnet. Die Hauptgruppen der Bäume, sowie der zusammengehörigen Pflanzenfamilien sind sehr anmuthig auf schönen Rasenflächen vertheilt und gute Fahrwege führen von einer zur andern. In einem mehr versteckten Theile des Parks finden sich die weniger anziehenden Zuchtbeete und Pflanzschulen für die nützlichen Gewächse. Fast alle die zahlreichen Nutzpflanzen der Tropenzone (beider Hemisphären) sind hier vertreten und von vielen werden Samen, Früchte und Ableger an die Pflanzer und Gärtner der Insel vertheilt. Der Garten hat dadurch seit vielen Jahren auch eine sehr bedeutende praktische Wirksamkeit entfaltet, und sowohl als Versuchsstation wie als Acclimatisations-Garten sehr großen Nutzen gestiftet.

Die überaus günstigen klimatischen und topographischen Verhältnisse, unter denen der Garten gedeiht, würden ihn aber auch ganz vorzüglich zu einer weiteren, rein wissenschaftlichen Verwerthung eignen, zu einer botanischen Station. In ähnlicher Weise, wie unsere jungen Zoologen gegenwärtig in den neuerdings eingerichteten zoologischen Stationen an der Meeresküste (in Neapel, Roscoff, Brighton, Triest ꝛc.) unschätzbare Hilfsquellen für ihre tiefere wissenschaftliche Ausbildung und Thätigkeit finden, würde auch ein junger Botaniker in der „botanischen Station" zu Peradenia in einem Jahre mehr lernen und arbeiten können, als daheim unter viel ungünstigeren Verhältnissen in zehn Jahren! Bis jetzt ist gerade in der Tropen-Zone, der reichsten von allen, für solche Unterrichts- und Arbeits-Anstalten noch gar nichts gethan. Wenn die englische Regierung in Peradenia eine botanische Station und in Galla (z. B. in dem reizenden, vorzüglich geeigneten Bungalow von Capitän Bayley) eine zoologische Station errichten und unterhalten wollte, so würde sie damit, wie mit der Challenger-Expedition und mit ähnlichen großen wissenschaftlichen Unternehmungen, der Naturwissenschaft einen wichtigen Dienst leisten; sie würde damit auf's Neue die Continental-Staaten von Europa beschämen, die ihr Geld nur für Hinterlader und Kanonen verwenden!

Soll ich nun unter den vielen botanischen Wunderdingen von Peradenia wenigstens einige der wichtigsten kurz hervorheben, so muß ich wohl mit dem berühmten Riesen-Bambus beginnen, dem allgemeinen Erstaunen aller Besucher. Wandern wir vom Eingang des Gartens links nach dem Flusse hin und weiter

an dessen reizendem Ufer entlang, so erblicken wir schon von Fern ungeheure grüne Büsche von mehr als 100 Fuß Höhe und eben so viel Breite, welche ihr gewaltiges Haupt, — gleich dem wallenden Federbusche eines Giganten — hoch über den Fluß und über den benachbarten Weg hinüber neigen, Schatten und Kühlung über Beide verbreitend. Nähern wir uns, so sehen wir, daß jeder dieser Büsche aus zahlreichen (80—120) cylindrischen schlanken Stämmen von 1—2 Fuß Dicke besteht. Unten dicht neben einander gedrängt und aus gemeinsamer Wurzel als Ausläufer eines kriechenden Stammes entsprossen, strahlen sie oben büschelförmig auseinander und tragen auf zarten nickenden Seitenzweigen eine dichte Fülle der zierlichsten Laubblätter. Und diese Riesenbäume sind nichts Andres als Gräser! Gleich allen Grashalmen ist der mächtige hohle Rohrstamm in Knoten gegliedert; aber die Blattscheide, die bei unseren zarten Gräsern ein dünnes kleines Schüppchen am Grunde des Blattes darstellt, ist hier beim Riesen-Bambus eine feste holzartige vertiefte Platte, die ohne weitere Zubereitung als fester Panzer die ganze Brust eines starken Mannes decken kann. In einem einzelnen Stengelgliede kann ein dreijähriges Kind sich verstecken! Bekanntlich gehört der Bambus zu den nützlichsten Pflanzen der Tropen-Zone und über die Anwendung, welche alle einzelnen Theile dieser Baumgräser bei den Eingebornen finden, ließe sich eben so wie über diejenige der Palmen in der That ein ganzes Buch schreiben!

Nächst den Bambusen — oder auch vor diesen! — sind es natürlich wieder die Palmen, die unser Interesse vor Allem fesseln. Außer den einheimischen Arten der Insel — die alle in Pracht-Exemplaren vertreten sind — finden wir da noch eine Menge von anderen Palmen-Species, welche theils dem Festlande von Indien, theils den Sunda-Inseln und Australien, theils Afrika oder dem tropischen Amerika angehören; so z. B. die Livistonia chinensis mit ihrer riesigen Krone von Fächerblättern, die berühmte Laodicea von den Seychellen mit ihren colossalen Blattfächern, die Elaeis oder Oel-Palme von Guinea mit außerordentlich langen Fiederblättern, die berühmten Mauritia von Brasilien, die stolze Oreodoxa oder Königspalme von der Havanna ꝛc. Von der letzteren hatte ich 1866 auf Teneriffa ein prachtvolles Riesen-Exemplar bewundert und gezeichnet, und war daher nicht wenig überrascht, hier in eine ganze stattliche Allee derselben einzutreten. Nicht minder interessant waren herrliche Gruppen von stacheligen Kletterpalmen oder Rotangs (Calamus) mit zierlich geschwungenen Fiederblättern; ihr dünner, aber sehr fester und elastischer, fingersdicker Stamm klettert hoch in die Gipfel der höchsten Bäume hinauf und kann 300—400 Fuß Länge erreichen; sie gehören zu den längsten aller Pflanzen!

Aber der Mensch soll bekanntlich „nicht ungestraft unter Palmen wandeln!“ Während ich entzückt im hohen Grase am Flußufer unter der Riesenkrone einer Oelpalme umherwandelte und die Verschlingungen einer rankenden Kletterpalme aufmerksam verfolgte, fühlte ich plötzlich einige Stiche an den Beinen; beim Entblößen entdeckte ich ein paar kleine Blutegel, die sich an denselben festgebissen hatten, und zugleich über ein halbes Dutzend flinker Genossen, die mit erstaunlicher Schnelligkeit gleich Spannraupen an den Stiefeln emporkrochen. Ich hatte hier zum ersten Male die persönliche Bekanntschaft des berüchtigten

Landblutegels von Ceylon gemacht, jener schrecklichen Landplage der schönen Insel, die unter den zahlreichen Plagen derselben eine der größten bildet und von der ich später noch so viel leiden sollte. Diese Blutegel-Art (Hirudo ceylanica) gehört zu den kleinsten ihres Geschlechts, aber zugleich zu den unangenehmsten. Mit Ausnahme der Seeküste und des höheren Gebirgslandes sind sie überall auf der Insel in Busch und Wald milliarden-weise verbreitet und in manchen Wäldern (besonders an den Flußufern, und im feuchten Djungle der Hügellandschaft und der niederen Berge) kann man keinen Schritt thun, ohne von ihnen angefallen zu werden. Sie kriechen nicht allein auf dem Boden allenthalben beutegierig umher, sondern auch auf Gesträuch und Bäumen; von da lassen sie sich häufig auf Kopf und Nacken des Wanderers herabfallen, während sie gewöhnlich allerdings an den Beinen heraufklettern; sie können sogar im Sprunge ihre Beute erreichen! Vollgesogen erreichen sie die Größe eines kleinen medicinischen Blutegels; in nüchternem Zustande hingegen sind sie fadendünn, kaum $^1/_2$ Zoll lang, und bohren sich mit großer Geschwindigkeit durch die Maschen der Strümpfe hindurch. Oft fühlt man den Biß sofort, oft aber auch nicht; einmal in einer Abendgesellschaft bemerkte ich ihre Anwesenheit erst an den rothen Blutstreifen, die an den weißen Beinkleidern herunterliefen.

Um sich der Blutegel zu entledigen, genügt ein Tropfen Citronensaft, weshalb man auf Spaziergängen im Unterlande stets eine kleine Citrone in die Tasche steckt. Statt dessen wandte ich eben so oft einen Tropfen Carbolsäure oder Spiritus an, welchen ich zum Sammeln kleiner Thiere stets bei mir führte. Die Folgen des Bisses sind sehr verschieden. Personen mit sehr empfindlicher Haut (— zu welchen ich leider auch gehöre! —) haben noch mehrere Tage nach dem Bisse an heftigem Jucken der Wunde zu leiden, und nicht selten folgt eine mehr oder weniger unangenehme Entzündung der betreffenden Hautstelle. Da nun gerade an solchen entzündeten und erhitzten Stellen nachfolgende Blutegel gern wieder von Neuem anbeißen, verschlimmert sich die beständig gereizte Wunde oft so, daß sie gefährlich werden kann. Als die Engländer 1815 Kandy eroberten, mußten sie sich vorher wochenlang durch das dichte Djungle des vorliegenden feuchten Hügellands hindurcharbeiten und verloren dabei eine große Anzahl Soldaten durch die unaufhörlichen Angriffe zahlloser Blutegel. In Gegenden, wo sie besonders häufig sind, tragen die Europäer zum Schutze besondere „Leach-gaiters", Strümpfe oder Gamaschen von Gummi oder von sehr dichtem Zeug, die unten über den Schuhen und oben über den Knien festgebunden werden. Ich schützte mich im Djungle dadurch, daß ich vor dem Ausgehen um meine hohen Jagdstiefeln oben einen Ring von Carbolsäure strich, den die Blutegel niemals überschritten. In einigen Theilen der Insel machen sie aber durch ihre Masse — ebenso wie in anderen Theilen die Zecken oder Holzböcke (Ixodes) — den längeren Aufenthalt fast unmöglich.

Andere kleine Plagegeister im Garten von Peradenia (wie an allen wasserreichen Orten der Insel!) sind die Scharen der Moskitos und Stechfliegen; Moskito-Netze über den Betten sind daher allgemein gebräuchlich. Viel gefährlicher aber als diese lästigen Insecten sind die giftigen Skorpione und Tausendfüßler, von denen ich hier Pracht-Exemplare sammelte.

Zu den schönsten Theilen von Peradenia gehört der Farn-Garten. Unter dem dichten Schatten hoher Baumkronen und am kühlen Ufer eines rieselnden Baches findet sich da eine Gesellschaft von kleinen und großen, zarten und mächtigen, krautartigen und baumartigen Farnen versammelt, wie man sie nicht zierlicher und anmuthiger denken kann. Der ganze Reiz der Gestaltung, welcher die zierlichen gefiederten Wedel unserer heimischen Farnkräuter auszeichnet, findet sich hier in einer unendlichen Mannigfaltigkeit verschiedener Arten variirt vor, von den einfachsten bis zu den höchst zusammengesetzten; und während einige niedliche Zwerg-Farnkräuter fast mit einem zierlichen kleinen Moose zu verwechseln sind, erreichen die riesigen Baumfarne, deren schlanke schwarze Stämme eine schöne Fiederkrone am Gipfel tragen, den stolzen Wuchs der Palme.

Gleich den Farnen sind auch die Farnpalmen oder Cycadeae, und nicht minder die zierlichen Selaginellen und Lycopodien, in Peradenia durch eine reiche Auswahl der interessantesten Arten vertreten, von sehr zarten moosähnlichen Formen an bis zu robusten strauchartigen Riesen-Arten, die fast an die ausgestorbenen Baum-Lycopodien der Steinkohlen-Periode erinnern. Ueberhaupt riefen mir viele Pflanzen-Gruppen in diesem Garten die fossile Flora der Vorwelt in's Gedächtniß, wie sie Unger in seinen Bildern aus der Urwelt so trefflich dargestellt hat. Der Botaniker kann hier überhaupt fast alle charakteristischen Familien der Tropen-Flora in ihren wichtigsten Repräsentanten beobachten.

Soll ich schließlich noch zwei Erscheinungen hervorheben, die mir ganz besonders imponirten, so sind es erstens die Lianen und zweitens die Banyanen. Obgleich Kletter- und Schlingpflanzen auf der Insel überall in größter Fülle und Mannigfaltigkeit zu finden sind, so enthält doch der Peradenia-Garten einzelne Pracht-Exemplare, wie sie sonst wohl selten vorkommen; so z. B. ganz colossale Stämme von Vitis, Cissus, Purtada, Bignonia, Ficus ꝛc. Ebenso gehören einige Banyanen mit ungeheuren Luftwurzeln und einige verwandte Arten der Feigenbäume (Ficus galaxifera ꝛc.) zu den gewaltigsten und schönsten Baumgestalten, die ich in Ceylon sah.

Einer der ältesten Banyanenbäume, dessen mächtige Krone auf zahlreichen Pfeiler-Stämmen ruhte, bot einen ganz merkwürdigen Anblick; er war seines grünen Blattschmucks großentheils beraubt und seine kahlen Aeste schienen mit großen braunen Früchten behängt zu sein. Wie erstaunte ich aber, als ich mich ihm näherte und als einzelne dieser Früchte sich ablösten und flatternd davonflogen! Es waren riesige Fledermäuse (Pteropus), aus jener merkwürdigen Gruppe der früchtefressenden Fledermäuse, die auf die Tropenzone der alten Welt (Asien und Afrika) beschränkt sind. Einige wohlgezielte Schüsse brachten ein halbes Dutzend derselben herab, worauf der ganze Schwarm (einige hundert Stück) sich auflöste und unter lautem Kreischen davon flog. Diejenigen herabgefallenen Thiere, welche nicht tödtlich getroffen waren, wehrten sich auf das Heftigste mit ihrem scharfen Gebiß und den spitzen Krallen, und es kostete einige Mühe, ehe ich sie mit Hilfe meines Jagdmessers vollständig bewältigt hatte. Der Körper dieser „fliegenden Hunde" oder „fliegenden Füchse" hat in Bezug auf Gestalt, Größe und Farbe viel Aehnlichkeit mit einem Fuchse, namentlich auch der Kopf. Aber die Gliedmaßen sind, wie bei allen Fleder-

mäusen, durch eine große Flughaut verbunden, mittelst deren sie sehr geschickt und schnell umher fliegen. Der Flug ist sehr verschieden von demjenigen unserer Fledermäuse und gleicht vielmehr dem der Krähen. Die Flederfüchse nähren sich von Früchten und werden dadurch sehr schädlich; mit besonderer Vorliebe trinken sie den süßen Palmwein, und in den Gefäßen, welche die Singhalesen zum Sammeln desselben oben in den Palm-Kronen aufhängen, finden sie Morgens beim Einsammeln nicht selten betrunkene Flederfüchse. Diese Neigung erklärt sich hinlänglich aus der nahen Blutsverwandtschaft, welche der phylogenetische Stammbaum der Säugethiere zwischen ihnen und den Affen, — also auch dem Menschen — nachweist.

In dem fuchsrothen Pelze der Flederfüchse fand ich große parasitische Insecten (Nycteribia) von seltsam spinnenähnlicher Form aus der Gruppe der Pupipara oder „Puppengebärer". Das sind (gleich den Flöhen) Dipteren oder Fliegen, welche in Folge ihrer parasitischen Lebensweise sich das Fliegen abgewöhnt und durch Nichtgebrauch ihre Flügel eingebüßt haben. Ihre Larven (oder Maden) entwickeln sich innerhalb des mütterlichen Körpers so weit, daß sie gleich nach der Geburt sich verpuppen und bald darauf ausschlüpfen. Die großen Nycteribien der Flederhunde liefen sehr behende auf dem Körper ihrer Wirthe umher, und auch auf meine Hand herüber, als ich sie zu fangen versuchte; sie verkrochen sich dann rasch in den Kleidern oder hakten sich mit ihren großen Krallen fest an der Haut an.

Aber auch noch eine interessante zoologische Bekanntschaft gefährlicherer Art sollte ich an demselben Tage machen. Als am Nachmittage ein heftiger Regen losbrach und ich eben beschäftigt war, einen riesigen schwarzen Tausendfuß in die Spiritus-Büchse zu stecken, kroch eine große Brillenschlange, die gefürchtete „Cobra di capello" (Naja tripudians) durch die offene Gartenthür in mein Schlafzimmer. Ich hatte sie nicht bemerkt, obgleich sie kaum einen Fuß von mir entfernt war und wurde erst aufmerksam, als mein Diener mit dem lauten Geschrei: „Cobra, Cobra!" hereinstürzte. Mit seiner Hilfe wurde ich der stattlichen Giftschlange (von mehr als einem Meter Länge) bald Herr; und sie wanderte in dieselbe Spiritus-Büchse, in der vorher eines der merkwürdigen schlangenähnlichen Amphibien, die Blindwühle (Caecilia) Platz genommen hatte.

VII. Kandy.

Unter den wenigen Städten, welche Ceylon besitzt, genießt das kleine Kandy, obwohl es kaum als „Stadt" bezeichnet werden kann, eines besonderen Rufes; theils als die gegenwärtige „Hauptstadt" der gebirgigen Central-Provinz, theils als die frühere Residenz der eingeborenen Kandy-Könige, theils aber — und ganz besonders — weil ein alter Tempel in Kandy den sogenannten „heiligen Zahn" des Buddha enthält, eine der berühmtesten Reliquien dieser Religion. Abgesehen hiervon, hatte ich in dem trefflichen Hauptwerke über Ceylon von Emerson Tennent eine überschwengliche Beschreibung von der unvergleichlich schönen Lage und Umgebung von Kandy gelesen; und auch die späteren Reisenden, welche in ihren Beschreibungen meistens Tennent copiren, wiederholen dieses enthusiastische Lob. Ich war daher nicht wenig auf Kandy gespannt, als ich am sonnigen

Morgen des 6. December von dem drei englische Meilen entfernten Peradenia aus dasselbe zum ersten Male besuchte.

Nun habe ich aber schon oft auf meinen vielen Reisen die Erfahrung gemacht, daß weltberühmte Punkte, die seit langer Zeit „Mode" sind, und deren Lob ein Reisender dem andern nachzusingen sich verpflichtet fühlt, in der That kaum des Besuchs werth sind; während dicht daneben oft reizend schöne aber unbekannte Stellen sich finden, an denen Jeder — schon weil sie nicht im „Reisehandbuch" stehen! — ahnungslos vorübergeht. So ging es mir denn auch hier in Ceylon mit dem hochberühmten Kandy, und ich will nur gleich gestehen, daß mir der Besuch desselben von Anfang bis zu Ende eine große Enttäuschung brachte!

Die „stolze Königsstadt" Kandy könnte eigentlich besser als ein „bescheidenes Dorf" bezeichnet werden, dessen wenige Straßen mehr singhalesische Erdhütten als europäische Bungalow's enthalten; beide sind nicht einmal auf eine „weiße Stadt" (Fort) und eine „schwarze Stadt" (Petta) vertheilt, wie es in Colombo, Galle, Matura und den anderen Städten der Insel der Fall ist. Zwei lange parallele Hauptstraßen sind gleich den wenigen Nebenstraßen, mit denen sie sich unter rechtem Winkel kreuzen, schnurgrade; der „reizende See" aber, der vor der Stadt liegt und als ihre besondere Zierde gepriesen wird, ist ein kleiner künstlicher Teich, von rechteckiger Form, dessen Ufer mit steifen, ebenfalls ganz geradlinigen Baum-Alleen bepflanzt sind. Wenn man daher über den kleinen Thalkessel, welcher Stadt und See umschließt, sich erhebt und auf einem der vielen künstlichen Promenaden-Wege einen der umgebenden Hügel besteigt, so ist der Anblick des Ganzen überaus steif und künstlich, aber nichts weniger als malerisch. Ganz besonders wird die Scenerie außerdem durch ein neuerbautes großes Gefängniß mit hohen nackten Umfassungsmauern verunstaltet, viel zu groß und massig für die verhältnißmäßig kleine Umgebung. Auch die grünen, theils cultivirten, theils bewaldeten Hügel, welche den Thalkessel rings einschließen, und über welche sich auf einigen Seiten höhere Berge erheben, bieten weder in Beziehung auf schöne Form, noch auf malerische Gruppirung irgend einen Reiz. So kam es denn, daß mein Skizzenbuch, welches ich mit den hoffnungsvollsten Absichten nach Kandy mitgenommen hatte, hier ganz leer blieb, und daß ich auch beim besten Willen hier nicht einen einzigen Punkt finden konnte, welcher eines Aquarells würdig gewesen wäre.

Das Hübscheste, was Kandy nach meinem Geschmacke aufzuweisen hat, ist der reizende Garten, welcher den modernen Palast des Gouverneurs umgibt. Er ist am Abhange eines Hügels geschmackvoll angelegt und enthält neben vielen prächtigen Bäumen eine Anzahl schöner Zierpflanzen, steht aber natürlich hinter dem Reichthum des benachbarten Peradenia weit zurück. Den Palast selbst, in welchem ich später, einer freundlichen Einladung des Gouverneurs folgend, einen sehr angenehmen Abend zubrachte, enthält nur wenige, aber sehr weite und luftige, elegant ausgestattete Säle, umgeben von anmuthigen Säulenhallen und Veranden. Zahlreiche Schlangen, Scorpione und anderes derartiges Tropen-Gesindel sollen den Aufenthalt darin jedoch etwas ungemüthlich machen.

Der sogenannte „Palast der alten Kandy-Könige", welcher in einiger Ent-

fernung vor der Stadt nahe dem See-Ufer steht, ist ein ebenerdiges düsteres Gebäude, dessen dunkle modrige Räume weder innerlich noch äußerlich irgend etwas Bemerkenswerthes darbieten, mit Ausnahme der dichten Massen von Pilzen und anderen Kryptogamen, welche die dicken feuchten Steinmauern innen und außen überziehen. Eine in der Nähe befindliche offene, von Säulen getragene, „Königliche Audienz-Halle" wird gegenwärtig für die öffentlichen Verhandlungen des District-Gerichtshofes benutzt.

Auch der berühmte Buddha-Tempel von Kandy, der mit dem benachbarten Königs-Palaste durch eine Mauer in Verbindung steht und von einem Wassergraben umgeben ist, erfüllt nicht die an seinen großen Ruf geknüpften Erwartungen. Er ist von geringem Umfang, schlecht erhalten, ohne jeden besonderen Kunstwerth. Die primitiven Wandmalereien desselben und die geschnitzten Verzierungen aus Holz und Elfenbein sind dieselben, welche auch in anderen Buddha-Tempeln wiederkehren. Da Kandy erst zu Ende des 16. Jahrhunderts zur Residenz der eingeborenen Könige von Ceylon erhoben und der Palast derselben sowohl als der zugehörige Tempel erst um das Jahr 1600 erbaut wurden, so knüpft sich daran nicht einmal das Interesse hohen Alters. Ebensowenig reales Interesse besitzt der weltberühmte „Buddha-Zahn", welcher unter einer silbernen Glocke in einem achteckigen, mit spitzem Dache gedeckten Thurme des Tempels verborgen gehalten wird. Obgleich dieser Zahn seit mehr als zwei Jahrtausenden für viele Millionen von abergläubischen Menschen Gegenstand andächtigster Verehrung und Anbetung bis auf den heutigen Tag geblieben ist, und obgleich derselbe sogar in der Geschichte von Ceylon (von Emerson Tennent ausführlich beschrieben) eine große Rolle spielt, so ist er doch in Wirklichkeit nichts Anderes, als ein einfaches, roh geschnitztes, fingerförmiges Stück Elfenbein von zwei Zoll Länge und ein Zoll Dicke. Der „echte Buddha-Zahn" existirt sogar in mehreren Exemplaren; doch thut dies seiner Heiligkeit natürlich keinen Abbruch.

Von Kandy aus unternahm ich in Gesellschaft meiner beiden botanischen Freunde Trimen und Ward einen Ausflug nach dem einige Meilen entfernten Fairyland, um dort den Vorgänger von Trimen, Dr. Thwaites, zu besuchen. Derselbe führte die Direction des botanischen Gartens von Peradenia 30 Jahre hindurch und zog sich dann vor einigen Jahren, als er in den wohlverdienten Ruhestand trat, in die stille Einsamkeit des Hochlandes zurück. Sein kleines Bungalow liegt ganz versteckt in einer hohen Gebirgsschlucht, etwa acht englische Meilen südlich von Kandy entfernt, rings umgeben von Kaffee-Pflanzungen. Es waren die ersten, welche ich betrat; da ich jedoch später im Hochlande tagelang durch Kaffee-Pflanzungen wanderte, will ich hier nicht bei ihrer Schilderung verweilen.

Dr. Thwaites ist der verdienstvolle Verfasser einer ersten Flora von Ceylon, welche unter dem Titel „Enumeratio Plantarum Zeylaniae" 1864 in London erschien. Er hat darin gegen 3000 verschiedene Gefäß-Pflanzen beschrieben, also etwa den dreißigsten Theil aller Pflanzen-Arten, die damals von der ganzen Erde bekannt waren. Allein seitdem sind noch viele neue Arten auf der Insel entdeckt worden, und nach der Schätzung von Dr.

Gardner dürfte dieselbe gegen 5000 Species besitzen; jedenfalls bedeutend mehr, als ganz Deutschland aufzuweisen hat.

Das Exemplar der Flora von Ceylon, welches ich selbst bei mir führte, gehörte früher einem deutschen Botaniker aus Potsdam, Nietner. Derselbe war als junger Gärtner auf die Insel gekommen, hatte sich durch fleißige und umsichtige Thätigkeit später eine bedeutende Kaffee-Plantage erworben und war während eines Viertel-Jahrhunderts auch für die Naturgeschichte von Ceylon (insbesondere durch Entdeckung neuer Insecten) vielfach thätig; leider starb er kurz vor der Rückkehr in die deutsche Heimath. Seine Wittwe, die gegenwärtig wieder in Potsdam lebt, und von der ich vor Antritt meiner Reise viele werthvolle Mittheilungen und Instructionen erhielt, hatte in freundlichster Weise mir neben anderen Büchern ihres verstorbenen Gatten auch die Flora von Thwaites zum Geschenk gemacht, welche der Verfasser selbst Letzterem dedicirt hatte. Es war nun keine geringe Freude für den trefflichen alten Herrn, als ich ihm dieses Exemplar der Flora mit seiner eigenhändigen Dedication zeigte; jedenfalls war es das erste Exemplar seines Werkes, welches ein Botaniker von Ceylon nach Deutschland gebracht hatte, und welches nun in der Hand eines Zoologen nach der Insel zurückkehrte!

Arthur Schopenhauer:

Der Zusammenhang seiner Philosophie mit seiner Persönlichkeit.

Von

Prof. **F. Paulsen** in Berlin.

Die philosophischen Systeme, welche von ihren Verfassern für andere erfunden und als Feigenblätter oder des Zanks oder der Schau wegen aufgestellt werden, gehen vernünftige Leute eigentlich gar nichts an. Die Philosophen aber, die nach Licht und Wahrheit forschten für eigenes Bedürfniß und um sich den Stein der Unwahrheit, der sie drückte, vom Herzen zu schaffen, gehen andere Menschen eigentlich und sehr nahe an.

M. Claudius.

Zwei Tage vor seinem Tode sah Schopenhauer zum letzten Male einen befreundeten Menschen, seinen nachherigen Biographen Gwinner. Es war die Rede vom Tode gewesen; beim Abschied sagte er: es gehe, wie es wolle, ich habe zum wenigsten ein reines intellectuelles Gewissen.

Das ist die positive Hälfte von Schopenhauer's Urtheil über sich selbst. Die negative, welche hinzuzufügen freilich jene Wendung selbst auffordert, läßt sich aus einer Aeußerung gegen Frauenstädt ergänzen: so sehr ihm selber seine intellectuelle Physiognomie gefalle, wie sie in Auge und Stirn erscheine, so wenig sage ihm seine moralische Physiognomie zu, die in der unteren Partie des Gesichts, und vorzüglich im Munde sich ausdrücke[1]). Schopenhauer hielt etwas auf Physiognomie, er wußte, was er damit sagte: daß er seinen Verstand für besser halte, als seinen Charakter. Er unterscheidet gelegentlich zwei Arten der Freundschaft: solche, die auf dem Willen, und solche, die auf dem Intellect begründet sind. Er stand mit sich selber in einer Freundschaft von der letzteren, nicht von der ersteren Art; er bewunderte seinen Intellect und unterhielt sich lieber mit sich selbst, als mit irgend einem andern Menschen. Seinem Willen mißtraute er selber.

Er hatte Ursache, von seinem Willen nicht allzu vortheilhaft zu denken. Es war ein wilder und ungestümer Geselle, der ihm sein Leben lang hart zu schaffen machte.

Drei Dinge nennt Spinoza, auf welche der Wille der Menschen von Natur gerichtet sei: Reichthum, Ehre, Wollust. Auch er habe sie begehrt. Aber nach-

[1]) J. Frauenstädt und E. O. Lindner, Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. 1863. S. 280. — W. Gwinner, Schopenhauer's Leben. Zweite, sehr vermehrte Auflage. 1878. S. 615.

dem er angefangen an der Hand der Erfahrung über die Sache nachzudenken, sei ihm endlich gewiß geworden, daß jene Dinge nicht nur nicht sichere Güter, sondern vielmehr gewisse Uebel seien, indem sie den Geist von sich selbst abziehen und so seiner Selbsterhaltung hinderlich werden. Nun sei sein Entschluß gefaßt: jene Nichtigkeiten fahren zu lassen und nach einem ewigen und unvergänglichen Gut zu streben, dessen Besitz mit ewiger und unvergänglicher Seligkeit erfülle. Die anschauende Erkenntniß Gottes oder des Weltalls ist ihm dieses Gut. Es ist dieselbe Weisheit, welche in seiner Sprache der Mönch ausspricht: durch die dreifache Verneinung des Willens im dreifachen Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams geht der Weg zur ewigen Seligkeit in der Anschauung Gottes. Ob dem Spinoza ohne die Unterstützung durch eine gleichgestimmte Umgebung und die äußere Zucht der Regel völlig gelungen ist, die Einsicht in die Praxis zu übersetzen, ist, bei der Dürftigkeit unserer Kenntniß seines Lebens schwer auszumachen; die einzelnen Züge, welche uns mitgetheilt werden, sprechen nicht dagegen. Schopenhauer bekennt sich, mit tiefster Ueberzeugung, zu derselben Einsicht; aber die Zähmung des Willens unter die Einsicht ist ihm lange gar nicht, und nie ganz gelungen. Sein Wille blieb auf jene drei Dinge, die er als Philosoph mit dem Weisen und Heiligen geringschätzte, in heftigem Drang gerichtet. Ein paar Züge aus dem von den Biographen dargebotenen glaubhaften Material mögen dies zeigen.

Vielleicht der hervorstechendste Zug in Schopenhauer's moralischer Physiognomie ist ein sehr starkes Selbstgefühl. Ohne Zweifel war dies Gefühl kein unberechtigtes. Auch wird man nicht wünschen können, daß es in seinem Charakter fehle: es bewahrte ihn auf der schlüpfrigen literarisch-akademischen Laufbahn vor Schritten, die seiner unwürdig waren; es half ihm später die Einsamkeit, die freilich zum großen Theil eine Wirkung derselben war, mit Würde tragen. Ueberhaupt, wünschen, daß Schopenhauer in irgend einem wesentlichen Stück anders war, als er war, heißt wünschen, daß die deutsche Literatur keinen Schopenhauer besitze. Daß aber ihm selber und Andern aus jenem Charakterzug manche Angst und Noth erwachsen, daß sein Verhalten in vielen Fällen nicht löblich und noch weniger nachahmungswerth sei, soll damit gar nicht geleugnet werden. Als petulanter Hochmuth tritt jenes unbändige Selbstgefühl in seinen Jünglingsjahren hervor. In Gotha, wo er, eben vom Joch der Kaufmannschaft befreit, in ein freies Verhältniß zum Gymnasium getreten war, machte er sich durch Spottverse gegen einen der Lehrer unmöglich. Das Vorkommniß selbst ist vielleicht noch nicht so ungewöhnlich, als daß er, 13 Jahre nachher, in dem Lebenslauf, welchen er der Berliner Facultät bei der Habilitation einsendete, es ziemlich ausführlich erzählt. Selten dürften solche Schriftstücke zum Ort für solche Mittheilungen gemacht worden sein.

Offenbar ist es dieselbe Seite seines Naturells, wodurch das Verhältniß zu seiner Mutter gestört und schließlich unheilbar zerstört wurde. Schopenhauer ist wegen seines Verhaltens gegen die Mutter oft getadelt worden und ich will es nicht rechtfertigen. Sagen muß man doch, daß dieser Mutter mit kindlicher Verehrung ergeben zu sein eine Aufgabe war, an welcher vermuthlich auch Andere gescheitert wären. Sie war durch und durch Bildungsdame. Nach dem

Tode des Mannes etablirte sie sich in Weimar als interessante Wittwe; Mittelpunkt ihres Lebens scheinen die Theeabende gewesen zu sein, auf welchen sie zweimal wöchentlich die schönen Geister Weimars um sich sammelte. Wenigstens spielen dieselben auch bei der Absteckung ihres Verhältnisses zum Sohn eine wesentliche Rolle. Nach jenem Gothaischen Unfall ließ sie ihn nach Weimar kommen, aber nahm ihn nicht in's Haus: er darf als Gast zu Mittag kommen und zu den beiden Gesellschaftsabenden, die ihm, fürchtet sie freilich, „nicht immer so angenehm erscheinen werden wie denen, die älter und bedeutender, als er bis jetzt noch sein könne, thätigen Antheil daran nehmen können". In einem etwas späteren Brief werden die Bedingungen der Theilnahme an den Abenden dahin präcisirt: „An meinen Gesellschaftsabenden kannst Du bei mir essen, wenn Du Dich dabei des leidigen Disputirens, das mich verdrießlich macht, wie auch alles Lamentirens über die dumme Welt und das menschliche Elend enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte Nacht und üble Träume macht und ich gerne gut schlafe" (Gwinner 67 ff.). Man kann sich denken, wie solche Briefe, und sie scheint ihrer sehr viele und langwierige geschrieben zu haben, ehe sie in der Romanschriftstellerei größeren Raum fand, auf den Sohn wirkten. Seiner ungemeinen Penetration für menschliche Schwächen entging natürlich nicht, wie mütterliche Eitelkeit und egoistische Bildungsphilisterei darin einen lächerlichen Kampf führen, und es wird an sarkastischen Bemerkungen darüber seinen Antworten nicht gefehlt haben. Es ist Schade, daß nicht der ganze Briefwechsel vorliegt; viel Erfreuliches würde er vermuthlich nicht bieten, aber für die Psychologie hätte es nicht gemeines Interesse, das Thema von der gebildeten Mutter und dem überlegenen Sohn durch diese beiden Persönlichkeiten durchgespielt zu sehen.

Es mag noch ein Vorfall erwähnt werden, der ihn von derselben Seite zeigt. Bei seinem römischen Aufenthalt lud er die heftigste Erbitterung der deutschen Künstlercolonie auf sich, indem er gegen die herrschende Richtung auf das Nationale und Religiöse die äußerste Geringschätzung zur Schau trug. Die deutsche Nation, äußerte er einmal im Kreise des Café greco, sei von allen die dümmste, habe aber ein Uebergewicht dadurch erlangt, daß sie keine Religion besitze. Man muß gestehen, er verstand es sich unmöglich zu machen. Sein Leben lang konnte er dieser Neigung nicht widerstehen, das, was eben in allgemeiner Geltung war, wegwerfend zu behandeln. Paradoxie ist das Element, worin ihm wohl wird. Mögen Andere ihrer Sache gewiß werden durch Anlehnung an die recipirten Ansichten, er wird es durch Widerspruch. Den Vielen kommt vieles vor, ist ein von ihm gerne gebrauchtes Citat des gleichgestimmten Plato. Uebrigens ist er in diesem Stück unverkennbar ein Sohn seines literarischen Zeitalters. Er ist wenigstens hierin Fichte und Schelling und Hegel viel näher verwandt als den von ihm hin und wieder jenen gegenüber gerühmten Philosophen des 18. Jahrhunderts. Uebereinstimmung mit den Ansichten des gesunden Menschenverstandes ist in dieser ganzen literarischen Gruppe unter dem Namen der Seichtigkeit der äußerste und wegwerfendste Vorwurf, der einem Philosophen gemacht werden kann. Bei Schopenhauer aber durchdringt das eifersüchtigste Halten auf individuelle Selbständigkeit das ganze Leben. Es gibt nichts, was seiner Natur fremder und mehr entgegen ist als Corpsgeist in welcher

Form immer: weder als Glied einer Familie, noch eines Standes, noch eines Volkes, noch endlich der Menschheit selbst besitzt er die geringste Spur davon. Er lacht, als man ihn auf das ähnliche, aber wenig schmeichelhafte Porträt seiner Mutter in Feuerbach's veröffentlichten Erinnerungen aufmerksam macht; er verhöhnt seine Standesgenossen, er verhöhnt die Deutschen, er verhöhnt die Menschen, die bipedes. Er will nichts sein, als er selbst, er will nichts gelten, als durch sich selbst. Die Aseität ist ihm die Krone seines Daseins.

Dasselbe Selbstgefühl reagirte gegen Kränkungen, wirkliche oder vermeintliche, mit heftig aufwallendem Zorn. Manche Widerwärtigkeit mag er sich dadurch zugezogen haben. Ueber eine sind wir sehr ausführlich unterrichtet: jenen unangenehmen Vorfall mit einer Nähmamsell, die er beim Nachhausekommen auf dem Flur vor seiner Wohnung sitzend fand und eigenhändig zweimal gewaltsam entfernte. Die Person behauptete dabei zu Schaden gekommen zu sein und setzte in jahrelangem Proceß ihre Alimentationsansprüche durch. Ob dem Philosophen Unrecht geschah, mag dahin gestellt bleiben; daß es eine überaus bittere Erfahrung für ihn war, ist gewiß. Man hört das Zähneknirschen des, wie er empfindet, dem Unrecht auf dem Wege Rechtens Unterliegenden aus den bei Gwinner mitgetheilten Vertheidigungsschriften heraus. Er mag manches Aehnliche erlebt haben. Als Sachkundiger spricht er darüber in dem an treffenden Beobachtungen reichen Capitel vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein (Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II C. 19): wie der Wille das Gebiß, welches der Intellect ihm anlegt, zwischen die Zähne nimmt und zufährt, um nachher die kopflose Uebereilung mit Reue zu büßen. Aus denselben Erfahrungen sind die gelegentlichen Reflexionen erwachsen, worin die Technik der Rache behandelt wird: schweigen und abwarten, um dann mit klarem Kopf und sicherer Hand zu treffen: die kaltblütigen Thiere sind die giftigen. Schopenhauer besaß diese Technik nicht, eben darum fühlte er ihren Werth.

Allmälig gewann er statt ihrer die Klugheit, Kränkungen aus dem Wege zu gehen, indem er sich von dem Verkehr mit Menschen zurückzog: so entging er zugleich dem Zorn und dem Schmerz über das Unvermögen, ihn geschickt zu befriedigen. Selbst literarische Reibungen in Form persönlicher Rencontres vermied er. Das Begegniß mit Beneke, worin sich übrigens seine ganze rücksichtslose Heftigkeit und Unversöhnlichkeit offenbart, ist wohl das einzige derartige Vorkommniß. Schopenhauer erlangte mit der Zeit, was er selbst erworbenen Charakter nennt, und erklärt als methodische Durchführung der der Anlage gemäßen Lebensführung auf Grund der durch Erfahrung allmälig erlangten Kenntniß der eigenen Individualität, besonders auch der eigenen Kräfte und Schwächen. „Wer dahin gelangt ist, wird alsdann oft der Freude theilhaft werden, seine Stärke zu fühlen und selten den Schmerz erfahren, an seine Schwächen erinnert zu werden, welches letztere Demüthigung ist, die vielleicht den größten Geistesschmerz verursacht" (W. a. W. u. V. I § 55, gegen Schluß). Er sah, daß er *mit* den Menschen nicht leben könne, weder im Guten, dazu war er zu hochmüthig und zu reizbar, noch im Bösen, dazu fehlte ihm kaltblütige Ueberlegtheit: so entschloß er sich, *ohne* Menschen zu leben. Es war das ihm gemäße Leben und dieses hat er mit einer Vollendung durchgeführt, welche ästhetische Theilnahme erweckt.

Es hat nicht an solchen gefehlt, welche ihn wegen seiner durchgeführten Isolirung getadelt haben. Vor allem wird ihm vorgehalten, daß er die Universitätslaufbahn, nachdem er sie kaum versucht, wieder aufgegeben habe. Die Stellung an der Universität, meint Haym, der hier gebotene Wettkampf hätte eine heilsame Cur an ihm vollbringen, die Ichsucht und die verhärtete Einseitigkeit brechen können. Ein heilsamer Einfluß der Universitätsluft auf seine Philosophie soll sich sogar während des kurzen Docententhums bemerklich machen. Ich glaube, Schopenhauer verstand seine Natur besser. Die Verwaltung eines Lehramts, die damit gegebene Nothwendigkeit, mit Collegen sich zu schlagen und zu vertragen, Vorlesungs- und Examinationsnöthe, diese Natur hätten sie aufgerieben. Dasselbe gilt von seiner Familienlosigkeit. Alle die kleinen Conflicte, die bei so enger Lebensgemeinschaft unausweichlich sind, die tausendfältige Abhängigkeit von der Gesellschaft, in welche der Familienhafte geräth, sie wären ihm bei seinem Temperament eine beständig rinnende Quelle von Peinigungen gewesen, an welchen er innerlich zu Grunde gegangen wäre. Ohne Beruf und ohne Familie lebend, frei, so weit es Menschen möglich ist, von jeder Abhängigkeit, hat er seiner Natur das bestmögliche Leben abgewonnen. Wenn Aristoteles mit Recht sagt, der beste Schuhmacher sei, welcher aus dem vorhandenen Leder die besten Schuhe mache, so darf Schopenhauer den Ruhm, ein guter Lebenskünstler gewesen zu sein, wohl für sich in Anspruch nehmen.

Das starke Selbstgefühl war bei Schopenhauer von einer nicht minder starken Begierde nach Anerkennung begleitet. Es war ursprünglich nicht gemeiner Ehrgeiz, der auf äußere Auszeichnung und Stellung oder collegialisches Lob geht, er hätte alles dies haben mögen, wenn er die geeigneten Schritte hierzu hätte thun wollen; sondern ein brennendes Verlangen, seine Gedanken als die wahre Philosophie und sich als den Urheber derselben anerkannt zu sehen. So sehr er seine literarischen Zeitgenossen geringschätzte, so wenig war er doch gegen ihr Urtheil gleichgültig. Das mag ein widerspruchsvolles Verhalten sein. Aber vielleicht ist niemals jemand in der Verachtung des Urtheils der Welt so consequent gewesen, daß er es, nach dem Wort jenes Alten, gar nicht beachtet hätte, nicht beachtet zu werden. Schopenhauer ertrug dieses Begegniß durchaus nicht mit Gleichmuth. Daß der erwartete literarische Ruhm ausblieb, daß er nicht einmal bekämpft und wenigstens auf dem Papier verfolgt wurde, wie Spinoza oder Hume, daß man nach ein paar Recensionen seines Hauptwerkes, wie er es selbst zu nennen pflegt, einfach zur Tagesordnung überging, als ob nichts vorgefallen wäre, hat ihm vielleicht die bittersten Stunden seines an Bitterkeit nicht armen Lebens verursacht. Man mag es aus der Bitterkeit der Beschuldigungen und Schmähreden entnehmen, womit er später die Nichtachtung an denen rächt, deren Schuldigkeit, nach seiner Anschauung, die Verbreitung seines Ruhmes war. Wie es scheint, wirkte das seit der Mitte der dreißiger Jahre in allen seinen Schriften stattfindende Aussprechen des Zornes schmerzstillend. Zugleich richtete sein Blick sich mehr und mehr aus der Gegenwart in die Zukunft; in hohem und stolzem Ton appellirt er über die Häupter der lebenden Generation an die gerechtere Nachwelt. So scheint er auch hier allmälig eine Gleichgewichtslage des Gemüths gefunden zu haben, der Würde und Ruhe nicht fehlte. Leider

vermochte der gealterte Mann diese Gemüthsruhe gegenüber dem Lob der spät sich einstellenden ersten Bewunderer nicht zu bewahren. Er gerieth dadurch in eine Aufregung, die ihm alle Fassung und Würde raubte. Es hat etwas Lächerliches, Verletzendes und Betrübendes zugleich, zu sehen, wie derselbe Mann, der in den stärksten Ausdrücken auf den Beifall der Zeitgenossen verzichtet, der einer dauernden Wirkung und des ewigen Nachruhms durchaus gewiß zu sein so oft behauptet hatte, in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens auf jedes geringfügigste Beifallszeichen des geringfügigsten Zeitgenossen Acht gibt. Die Briefe an seine sogenannten Apostel, Frauenstädt, Lindner und besonders die an Asher, sind wirklich beschämende Zeugnisse der menschlichen Schwachheit. Ihr Inhalt besteht wesentlich aus Mittheilungen über allerlei ehrenvolle Erwähnungen seiner Philosophie in Zeitungen, Büchern, Briefen, Besuchen, und aus dringenden Aufforderungen, was ihm selbst an ähnlichen Anzeichen des kommenden Ruhms entgehe, den in Berlin und Leipzig Wohnenden aber zu Gesicht komme, zu berichten, „unfrankirt, denn es ist meine Sache".

Als ein zweiter Grundzug seines Naturells erscheint eine sehr starke Empfänglichkeit für sinnliches Wohlleben und die Kehrseite, eine sehr entwickelte Sensibilität für sinnliches Leiden, daher ein starker Trieb dieses zu fliehen und jenes zu suchen. Was den Sokrates in den Augen der Stoiker zum Urbild des Philosophen machte, eine gewisse Härte und Unempfindlichkeit gegen alle sinnlichen Gefühle, fehlt bei Schopenhauer ganz und gar. Er machte aus dem Behagen ein Studium. Als er, nach dem Aufgeben der akademischen Lehrthätigkeit, nach einem Aufenthaltsort sich umthat, stachen ihm Frankfurt und Mannheim besonders in die Augen. Bei Gwinner wird ein Blatt mitgetheilt (S. 391), auf welchem er die Annehmlichkeiten beider Städte einander gegenüberstellt: Wetter, Gegend, Wasser, Bäder, Zahn- und andere Aerzte, Kaffeehäuser, Concerte, Theater, Mittag- und Abendtisch bilden mit Büchergelegenheiten und Sammlungen die wesentlichen Punkte, die in Betracht gezogen werden. Die Buridanische Wahl fiel, nach gemachter Probe, zu Gunsten Frankfurts aus. Die Kunst zu leben, welche er dort fast 30 Jahre lang ausübte, ist durch hinlänglich detaillirte Darstellungen bekannt genug geworden. Daß die Sorgfalt, womit die kleinsten Angelegenheiten des leiblichen Wohlseins geregelt werden, ein wenig überrascht bei einem Mann, der eine so über die Maßen wichtige Lebensaufgabe als die Erfindung der definitiven Philosophie überkommen zu haben so nachdrücklich behauptete, läßt sich wohl nicht leugnen. Uebrigens mag man doch auch in dieser Hinsicht von ihm sagen, daß er aus seiner Anlage das Bestmögliche gemacht habe. Heftigere Begierden, die sein Jugendalter agitirten, sind in dem reiferen Alter sicher eingedämmt durch Grundsätze der Diätetik und Oekonomik, so daß auch in diesem Punkt Reue und Angst seinem späteren Leben so ziemlich erspart geblieben zu sein scheinen. Daß er früher beides erlebt hat, daß er namentlich durch einen heftigen Geschlechtstrieb dem von ihm gepriesenen Grundsatz des Aristoteles, nicht Lust zu suchen, sondern Schmerzlosigkeit, zu eigenem Schaden untreu gemacht worden ist, dafür bedarf es nicht der Zeugnisse der Biographen. Seine Schriften, die so oft auf das Problem des Geschlechtslebens zurückkommen, bezeugen es hinlänglich: Schopen-

hauer philosophirt nur über Selbsterlebtes. Der Geschlechtstrieb erscheint ihm überall vom Gesichtspunkt des Individuallebens als Störung. Mit Plato preist er das Alter glücklich, welches von diesem Treiber erlöst sei. — Uebrigens hat er sich aus der Thatsache seiner individuellen Constitution hier, wie überall, ein Theorem gemacht: eine starke intellectuelle Begabung finde allein in einer kräftig entwickelten Natur mit heftigen Trieben den Boden, wo sie entstehen und gedeihen könne. Ebenso schien ihm gesteigerte Sensibilität und ein starkes, anspruchsvolles und reizbares Selbstgefühl nothwendige Beigabe des Genies zu sein.

Die Möglichkeit des Wohllebens hängt ab vom Besitz. Schopenhauer weiß es, nicht bloß durch Ueberlegung, sondern durch Instinct. Der Besitztrieb wurzelt tief in seiner Natur. Derselbe erscheint nicht so sehr als Erwerbstrieb, dazu ist er zu sehr Genie, aber als Erhaltungs- und Verbergungstrieb. Mit ganz außerordentlicher Geschicklichkeit und Zähigkeit weiß er das vom Vater hinterlassene Erbtheil festzuhalten. Charakteristisch ist besonders sein Verhalten bei Gelegenheit einer Krisis. Ein Theil seines Vermögens, wie das der Mutter und Schwester, war bei einem Danziger Handlungshaus angelegt. Als jenes Haus im Jahre 1819 insolvent wurde, verloren alle Gläubiger 70 Procent ihres Guthabens, Schopenhauer allein rettete sein ganzes Capital sammt Zinsen. Die höchst interessante Correspondenz, worin er den Kampf um sein Eigenthum führt, ist bei Gwinner mitgetheilt. Mit einer Geschicktheit, die einem Advocaten Ehre gemacht hätte, weiß er von der Gesammtheit der Gläubiger, die auf einen Ausgleich einging, sich zu trennen, und durch rechtzeitiges Zögern und Drängen in wenig Jahren die geängstigte Firma zur vollen Zahlung zu bringen. Ob die Art, wie er sein Recht zur Geltung brachte, den geschäftlichen Anstandsregeln entspricht, vermag ich nicht zu beurtheilen. Aber sehr begreiflich würde ich es finden, wenn jenes Handlungshaus zum Namen Schopenhauer die Bemerkung gefügt hätte: er sei ein Mann, mit dem man sich in Acht nehmen müsse, er lasse seinen Vortheil nicht unbenutzt.

Dieselbe Angelegenheit führte übrigens zum Bruch mit der Schwester. In der ersten Aufregung über die Nachricht von dem drohenden Verlust, wobei er nur mit einem Dritttheil (ca. 9000 Thlrn.) seines Erbes betheiligt war, die Schwester dagegen mit dem Ganzen, hatte er ihr geschrieben: er werde immer bereit sein mit ihnen zu theilen. Später ist davon nicht mehr die Rede, dagegen scheint er ihr angedeutet zu haben, daß sie ihren Vortheil bei der Regelung jener Sache mehr im Auge habe als den seinigen. Das Mißtrauen führte zu einer Entfremdung, die, wenn auch nach 11 Jahren ein Briefwechsel wieder sich anspann, niemals ganz überwunden wurde.

Damit ist eine Seite des Charakters berührt, welche auf die Lebensstimmung Schopenhauer's den entscheidendsten Einfluß gehabt hat: das Mißtrauen. Er glaubte an keinen Menschen, ohne Ausnahme an keinen, nicht einmal die allergemeinste Ehrlichkeit traute er irgend jemand zu. „Zugeknöpft" ist sein Motto für den Verkehr mit Menschen; es gilt im engsten Sinn wie im weitesten: zunächst Hand auf die Tasche, dann auf Mund und Herz. Wie er von Mutter und Schwester fürchtet übervortheilt zu werden, so von allen Freunden. Ein Jugendfreund, ein Franzose, der ihm freundschaftliche Anhänglichkeit bewahrt

hatte, war von ihm um Rath über eine Capitalanlegung bei einer französischen Lebensversicherung angegangen worden (um 1835). Der Freund rieth ab und bot zugleich an, einen Theil des Vermögens für ihn im eigenen Geschäft anzulegen. Schopenhauer gab hierauf keine Antwort mehr, schrieb sich aber auf den Brief ein „merkst Du was" (Gwinner 443)? Eine über die Maßen peinliche Abfertigung hatte er bei ähnlichem Anlaß von seinem Verleger Brockhaus sich zugezogen. Nachdem er ihm das Manuscript zur ersten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung" übergeben, konnte er des Verdachts sich nicht erwehren, daß jener ihm das Honorar veruntreuen möchte. Er schrieb in diesem Sinn einen ziemlich groben Brief und fügte hinzu: er höre, daß Brockhaus auch sonst mit dem Honorar unsicher sei. Dieser erwiderte mit der Aufforderung, ihm einen einzigen Autor, gegen den er seine Verpflichtungen nicht erfüllt habe, zu nennen, widrigenfalls er ihn für keinen Ehrenmann halte. Schopenhauer mußte den Vorwurf auf sich sitzen lassen und die herbe Pille verschlucken, daß Brockhaus hierauf jeden weiteren brieflichen oder mündlichen Verkehr mit ihm ablehnte (Gw. 170 ff.). Auch beim Druck der Parerga hatte er ähnliche Angst auszustehen (Frauenstädt, 509). „Seine Werthsachen hielt er dergestalt versteckt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, Einzelnes nur mit Mühe aufzufinden war. Seit seiner zweiten italienischen Reise führte er sein Rechnungsbuch englisch und bediente sich bei wichtigen Geschäftsnotizen des Lateinischen und Griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften, verwahrte seine Werthpapiere als arcana medica, die Zinsabschnitte besonders in alten Briefen und Notenheften und schwere Goldstücke als Nothpfennige unter dem Tintenfaß im Schreibpult (Gwinner 401)."

Die Furcht bestohlen zu werden ist aber nur eine specielle Form einer ganz allgemeinen unbestimmten immerwährenden Angst vor irgend welchen Fährlichkeiten. „Als Jüngling quälten ihn eingebildete Krankheiten und Streithändel. Beim Ausbruch des Krieges (1813) bildete er sich ein, zum Kriegsdienst gepreßt zu werden. Aus Neapel vertrieb ihn die Angst vor den Blattern, aus Berlin die Cholera. In Verona ergriff ihn die fixe Idee, vergifteten Schnupftabak genommen zu haben. Als er 1833 im Begriff war Mannheim zu verlassen, überkam ihn ohne alle äußere Veranlassung ein unsägliches Angstgefühl. Jahrelang verfolgte ihn die Furcht vor einem Criminalproceß. Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bette auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Nie vertraute er sich dem Scheermesser eines Barbiers an; auch führte er stets ein ledernes Becherchen bei sich, um beim Wassertrinken in öffentlichen Localen keiner Ansteckung preisgegeben zu sein" (Gw. 400). Frauenstädt erzählt (S. 332) nach seiner eigenen Aeußerung: so oft der Briefträger einen Brief brachte, erschrak er; „wenn ich nichts habe, was mich ängstiget, so beängstigt mich eben das, indem es mir ist, als müßte doch etwas da sein, das mir nur eben verborgen blieb."

Nach Allem: Schopenhauer ist ziemlich genau das Gegentheil einer liebenswürdigen und glücklichen Natur. Ein starker, durch Instincte sicher geleiteter Selbsterhaltungstrieb schützt ihn wie gegen fremde Angriffe so gegen die eigenen Passionen. Aber trotzdem bleibt das Gefühl der Zuversicht und Freudig-

keit ihm fremd. Mit beständig wachem Argwohn steht er gegen alle Menschen und alle Dinge auf der Lauer, und stets bevölkert die lebhafte Phantasie den Gesichtskreis mit drohenden Schreckbildern. Das ist seine Gesellschaft in der menschenleeren Wüste, welche er durch Argwohn und Hochmuth um sich herum geschaffen hat. Eine peinvolle Lage, die dadurch nicht minder peinigend wird, daß er eine Philosophie darauf macht und als Lebensweisheit preist. „Alle recht frappanten Beispiele von Schlechtigkeit, Bosheit, Verrath, Niederträchtigkeit, Dummheit und Verkehrtheit, die man erlebt und erduldet habe, keineswegs in den Wind zu schlagen, vielmehr als alimenta misanthropiae zu benutzen, sie sich stets von Neuem zurückzurufen und vergegenwärtigen, um danach die reelle Beschaffenheit der Menschen stets vor Augen zu haben und sich nicht mit ihnen irgendwie zu compromittiren" (Gwinner 424).

Das ist die eine Seite seines Lebens. Aber „ein durch höhere geistige Begabung bevorzugter Mensch führt neben seinem persönlichen Leben noch ein zweites, nämlich ein intellectuelles, welches ihm allmälig zum eigentlichen Zweck wird" (Parerga I, 357). Es ist von ihm selbst gesagt. Von dem Leben des Individuums, das mit solchen Ansprüchen und Nöthen seine irdische Zeit erfüllt, löst sich das Leben des unpersönlichen Intellects als eine andere Welt ab.

Der Leser hat Dürer's herrliche Zeichnung in der Erinnerung. Der heilige Hieronymus sitzt einsam in sonnendurchglänztem Gemach. Tiefste Stille ist ringsum. Seine Begleiter, Löwe und Hund, schlafen, man hört ihren ruhigen Athem. Sinnend saß der Heilige zurückgelehnt. Eben fällt ihm etwas ein, er beugt sich vorüber, und befestigt den Gedanken mit einigen Zügen auf das Blatt Papier, welches auf einem kleinen Schreibpult vor ihm liegt. Dann lehnt er sich wieder zurück, dem Spiel der Gedanken zuzusehen.

Man mag Schopenhauer in diesem Bilde erblicken. Es ist Vormittag, der Sonnenschein fällt über den Main her in sein Zimmer. Er ist allein mit sich selbst und seinen Gedanken. Die Thiere, die wilden und unreinen Begierden, Zornmuth und Lüste, schlafen. Hin und wieder schreibt er einen Einfall in das vor ihm liegende Heft. Ohne systematischen Zusammenhang reihen sich Aphorismen an einander. Die aphoristische Schreibart ist Schopenhauer wesentlich: er läßt die Dinge auf sich wirken und spricht aus, was sie ihm sagen. Er arbeitet nicht nach überlegtem Plan, er macht kein System, sondern es wird, es concrescirt in ihm, nach seinem eigenen Ausdruck, wie das Kind im Mutterleibe.

Den Frieden und die Seligkeit solcher Gedankenstille hat Schopenhauer tief empfunden, vielleicht tiefer als irgend ein Mensch des 19. Jahrhunderts. Es liegt etwas unbeschreiblich Liebenswürdiges in der Schilderung dieser Stunden, wie sie in seinen Werken hin und wieder vorkommt. Einen beredteren und überzeugenderen, einen mehr von und zum Herzen sprechenden Lobredner hat Einsamkeit und Schweigen niemals gehabt, es sei denn unter den Malern.

Aber es waren nur Stunden. Dann erwachten wieder die leidenschaftlichen Begierden und zerrten ihn hierhin und dorthin. Er hatte wohl gehofft und versucht sie zu zähmen. Vergeblich. „Es ist eine verwunderliche Thatsache, daß Jeder sich a priori für ganz frei, auch in seinen einzelnen Handlungen, hält und meint er könne jeden Augenblick einen andern Lebenswandel anfangen, welches

hieße ein Anderer werden. Allein a posteriori, durch die Erfahrung, findet er zu seinem Erstaunen, daß er nicht frei ist, sondern der Nothwendigkeit unterworfen, daß er, aller Vorsätze und Reflexionen ungeachtet, sein Thun nicht ändert und vom Anfang seines Lebens bis zum Ende denselben von ihm mißbilligten Charakter durchführen und gleichsam die übernommene Rolle bis zu Ende durchspielen muß" (W. a. W. u. V. I, 135).

Diese Zwiespältigkeit des eigenen Wesens, deren Schopenhauer sich mit erstaunlicher Objectivität und Klarheit bewußt war, ist das Grundthema seiner ganzen Philosophie. Vielleicht gibt es nicht einen zweiten Denker, bei dem der Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Philosophie so durchdringend und zugleich so durchsichtig ist. Wenn ich mich nicht täusche, ist es aber dieser Umstand, der Schopenhauer's Schriften überall so anziehend macht. Er räsonnirt nie über weithergeholte Themata, über allerlei Doctorfragen, wie sie aus dem gelehrten Schulbetrieb erwachsen, über Streitpunkte der Systematik; er wird nicht durch die Widersprüche in den Gedanken anderer Leute zum Nachdenken aufgeregt, sondern, wie Sokrates im Platonischen Prädrus von sich sagt, daß nur eines ihm anliege: sich selbst zu erkennen, von welcher Natur er sei, ob ein Thier, complicirter und vulkanischer als Typhon, oder ein zahmeres und einfacheres Wesen, von göttlicher und nicht vulkanischer Bildung: so kann man auch von Schopenhauer sagen, er selbst und seine eigene Natur ist das Räthsel, das seine Gedanken immerfort beschäftigt. Daher ist ihm das Philosophiren stets eine sehr ernste und dringliche Angelegenheit; er denkt nach, nicht um ein Buch oder ein System zu verfertigen, nicht um auf Andere Eindruck zu machen, sondern um für sich selbst Klarheit zu erlangen über sich selbst. Ohne Umschweife, ohne Rücksichten geht er gerade auf die Lösung seines Problems los, durchaus ehrlich und durchaus sachlich. Seine schriftstellerische Wahrhaftigkeit und Sincerität, von welcher die persönliche wohl zu unterscheiden ist, ist innerhalb der modernen Philosophie fast ohne Gleichen. Er ist dadurch den Griechischen Philosophen verwandt, welche, in glücklicher Unschuld lebend, keiner Beurtheilung ihrer Metaphysik als durch die Prädicate wahr und unwahr entgegen zu sehen hatten. Die modernen Philosophen schreiben unter dem Druck des Bewußtseins, daß man ihre Gedanken auch nach den Kategorien gut und böse classificiren wird. Schopenhauer hat für seine Person den Stand der Unschuld durch die völlige Verzichtleistung auf Gunst wieder hergestellt.

Am unmittelbarsten tritt jener Zusammenhang in der praktischen Philosophie hervor. Was man Schopenhauer's Pessimismus nennt und worin seine Ethik ihre Wurzeln hat, ist einigermaßen die Theorie zu seinen persönlichen Empfindungen. Des Menschen Urtheil über den Werth der Welt wird von seinem Urtheil über den Werth der Menschen abhangen: der Mensch ist, wenigstens für menschliches Urtheil, der einzige Gegenstand, der absoluten Werth hat; alle übrigen Dinge haben Werth für ihn und durch ihn, er braucht sie, d. h. er bezieht sie auf sich als Zweck. Er allein ist, in Kant's Ausdruck, Selbstzweck. Schopenhauer's Empfindung gegen die Menschen, d. h. gegen die durchschnittlichen Menschen, ist Geringschätzung. Was seinem eigenen Leben Werth gibt, ist Erkenntniß. Dem Gros der Menschheit

fehlt diese Function, nach seiner Auffassung; ein theoretischer Mensch, ein Genie, ist ein Naturspiel, das alle Jahrhunderte ein paar Mal vorkommt. Die Massen leben nur nach dem Willen, Nahrung und Fortpflanzung sind die einzigen wirklich ernsthaften Angelegenheiten ihres Lebens. Der Intellect ist ihnen nichts als ein Organ der Selbsterhaltung, er dient wesentlich dazu, den Willen im Kampf um die Lebensbedingungen den Mitgeschöpfen überlegen zu machen d. h. sich auf Kosten aller übrigen durchzusetzen. Eine Wirklichkeit, die in solchen Geschöpfen ihren Höhepunkt erreicht, hat keinen Werth. — Sie selbst spricht dies abstracte Urtheil durch das Gefühl eben jener Geschöpfe in concreto aus: Schmerz und Angst bilden den ständigen Gefühlshintergrund des Lebens der Menschen, augenblickliche Erleichterungen werden als Lust empfunden. Befriedigung als dauernder Zustand ist unmöglich, zwischen Noth und Langeweile pendelt der Wille, seiner Natur nach, hin und her: erreicht er sein Ziel, so tritt letztere ein, erreicht er es nicht, so bleibt erstere, um die Last der Enttäuschung vermehrt. Von diesem Gesetz ist auch das Genie nicht ausgenommen. Der Vortheil, den es durch Stunden rein intellectuellen Daseins hat, wird ausgeglichen durch die größere Intensität der Leidempfindung in den übrigen, eine Folge des stärkeren Willens und der vermehrten Sensibilität.

Es ist nicht anzunehmen, daß diesen theoretischen Ausführungen der Empfindungszustand des Philosophen stets entsprach. Aber sie drücken in allgemeinen Formeln und mit dem Anspruch der Allgemeingültigkeit aus, was er zu Zeiten gegen die Menschen und das Leben empfand. Insofern haben sie zunächst die Bedeutung einer individuellen Lebensanschauung, nicht einer anthropologischen Theorie. Da aber ähnliche Empfindungen und Stimmungen wohl keinem Leben ganz fremd bleiben, so kann auch jenen allgemeinen Formeln theoretische Bedeutung in einem gewissen Sinne nicht streitig gemacht werden. Der Pessimismus kann angesehen werden als ein mit Begriffen angestelltes Experiment. Wenn bloß diese und diese Tendenzen in der menschlichen Natur wirksam wären, wie würde sich dann das Leben gestalten und wie das Urtheil über das Leben und über die Welt? Alle Wissenschaften machen ähnliche Experimente. Die politische Oekonomie entwickelt in allgemeinen Formeln, wie sich das wirthschaftliche Leben gestaltet, wenn angenommen wird, daß alle wirthschaftlichen Handlungen aller Menschen durch das individuelle Interesse bestimmt werden. Die physikalischen Gesetze sind Formeln von ganz ähnlicher Natur: sie sagen, wie sich die Körper verhalten würden, wenn sie dieser oder jener in ihnen liegenden Tendenz ausschließlich folgten: der Gravitation, der Trägheit u. s. f. Ueberall drücken diese Formeln nicht das wirkliche Verhalten der Wirklichkeit an irgend einem Punkte aus: es gibt keinen Körper, der durch seine wirkliche Bewegung die Formel des Gravitationsgesetzes unmittelbar darstellt, sondern jede wirkliche Bewegung ist eine Resultante mehrerer Tendenzen. So jede wirthschaftliche Handlung; Gewohnheit, Bequemlichkeit, Rücksicht auf die Meinung, Wohlwollen u. s. f. compliciren das Phänomen.

Dasselbe scheint nun von jenen Formeln Schopenhauer's zu gelten; sie sind nicht unmittelbar Ausdruck für die Wirklichkeit, aber sie sind Ausdruck für die Wirksamkeit gewisser Tendenzen, die an der Gestaltung der Wirklichkeit Antheil

haben. Sie haben den Werth, den solche einseitige Formeln überhaupt haben: sie erleichtern die analysirende Betrachtung eines vorhandenen Thatbestandes. Ich glaube in der That, daß Schopenhauer's Formeln sich in diesem Sinne als nützliche Handhaben zur Auffassung und Beurtheilung menschlicher Dinge erweisen.

Schopenhauer wollte freilich die Sache nicht so angesehen wissen; er nimmt für seine Formeln in Anspruch, daß sie unmittelbar Darstellung der vollen Wirklichkeit seien. Ich glaube doch, die Correctur liegt innerhalb seines eigenen Anschauungskreises. Er selbst hat in dem schönen und tiefsinnigen 17. Capitel des zweiten Bandes nachgewiesen, daß die Theorie gar nicht allein Sache einiger Bevorzugten, sondern vielmehr in Gestalt des metaphysischen Bedürfnisses eine Angelegenheit des ganzen Menschengeschlechts und jedes Gliedes desselben sei. Alle Menschen sind Genies, verglichen mit den Thieren. Und wie ernsthaft die theoretischen Angelegenheiten sie beschäftigen, das zeigt die Geschichte auf jedem Blatt. Es ließe sich wohl die Behauptung wagen, alle großen Bewegungen im Völkerleben seien im letzten Grunde durch Impulse bestimmt, welche in der Metaphysik entspringen. Hunger und Liebe haben allein nie eine Revolution gemacht; alle großen Kämpfe sind im letzten Grunde Gewissenskämpfe. — Wie die Metaphysik oder Religion, so ist auch die Kunst nicht Erfindung und Beschäftigung einiger müßiger Köpfe, sondern Schöpfung und Erbtheil des ganzen Volks. Es mag Zeiten geben, wo die Kunst, dem Gesammtleben fremd, weder aus ihm schöpft, noch für es schafft, sondern für das Prunkbedürfniß Einzelner durch Nachahmung und Willkür Beliebiges hervorbringt. Jede wahre und echte Kunst ist volksthümlich. Sie befriedigt das tiefe Verlangen des Volksgeistes, sich gegenständlich zu machen, was ihn im Innersten bewegt. — Endlich ist es eine gröbliche Verkennung der Menschennatur, wenn man wirklich meint, auf individualegoistische Antriebe die Handlungen wenigstens der Mehrzahl ableiten zu können. Dies mag einigermaßen gelten für das Gebiet der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen: zwischen den auf dem Markt und im Salon sich gelegentlich begegnenden Individuen findet ein Verhältniß statt, das sich vielleicht nicht unpassend als ein Krieg Aller gegen Alle beschreiben läßt. Dagegen gilt in den tieferen Lebensverhältnissen, die doch auch extensiv betrachtet die wichtigeren sind, ein anderes Gesetz: das principium individuationis ist hier überhaupt gar nicht durchgeführt. Der Mensch kommt nicht als isolirtes Individuum auf die Welt, sondern wächst als Glied an einem Körper, daher ist in ihm das Gesammtgefühl nicht weniger ursprünglich und natürlich als das Ichgefühl.

Schopenhauer ist für diese Dinge, man möchte sagen farbenblind. Er weiß, daß sie vorhanden sind, aber sie machen auf seine Empfindung keinen Eindruck. Er ist volkslos, durch Abstammung und Erziehung. Den Namen Arthur erhielt er, weil dieser in allen Sprachen unverändert bliebe; so wollte es der kosmopolitische und kaufmännische Sinn des Vaters. Der Knabe hat nie eine Heimath gehabt: bald hier, bald dort, in Danzig, in Hamburg, in England, in Frankreich bleibt er kürzere oder längere Zeit; alle die festen und dauernden Bande, welche Nachbarschaft, Spielplatz, Schule zwischen Kindern schlingen, sind ihm fremd geblieben. Er ist überall nur Gast. Ist dies die Ursache, daß bei ihm

ein Zug völlig zu fehlen scheint, der sonst nicht selten, z. B. bei Rousseau oder Kant, die Folie der pessimistischen Betrachtungen über die Gesellschaft bildet, die sentimentale Erinnerung an die Jugendzeit, an einfache Verhältnisse mit ihrer durchgängigen Aufrichtigkeit und Genügsamkeit? Bei Schopenhauer findet sich auch nicht ein Anflug von solcher Empfindung. Oder hat sie sich bei ihm in das Verhältniß zu Thieren geflüchtet? Repräsentirt ihm sein Pudel den den Menschen entflohenen Zustand der Unschuld? In seinen Reflexionen über die Simplicität und das Genügen, welches in Thierphysiognomien sich ausdrückt, kann man in der That einen Anklang von Rousseau'scher Sentimentalität spüren. Das Menschenantlitz dagegen ruft in ihm sogleich die Feindschaft wach. Seine Träger sind Bestien, die nur durch den Maulkorb der Furcht vor dem Zuchthaus abgehalten werden, ihn anzufallen. Selbst zu Kindern scheint er kein anderes Verhältniß als das der Antipathie gekannt zu haben, sie machen ihm Pein durch ihr Geschrei. Es ist diese vollständige Einseitigkeit der persönlichen Empfindung, welche Schopenhauer in einziger Weise befähigt, die Rolle des advocatus diaboli gegenüber dem Menschengeschlecht durchzuführen. Da die Rechtsansprüche des Teufels einmal vorhanden und schwerlich ohne allen Grund sind — wie hätte sonst der Glaube an das Dasein des Teufels entstehen können? — so scheint es im Interesse der unparteiischen Erledigung des Handels zu liegen, daß sie durch einen energischen und geschickten Anwalt vertreten werden. Der Richter wenigstens muß es wünschen. Nicht weniger wird es der Literarhistoriker wünschen: der Proceß gewinnt dadurch auf alle Fälle an Interesse. Wie schal das Plaidoyer des Advocaten der Gegenpartei wird, wenn es an einem ernstlichen Gegner fehlt, kann man in den Theodiceen des 18. Jahrhunderts sehen.

Nicht minder eng ist die Beziehung der Moral Schopenhauer's zu seiner Persönlichkeit. Allerdings ist die Beziehung nicht der Art, daß seine Moral die Theorie zu seiner Lebenspraxis ist. Es ist ihm oft genug vorgerückt worden: er lobe die Askese und suche das Wohlleben; er nenne Leiden den nächsten Weg zur Vollkommenheit und weiche ihm mit der größten Aengstlichkeit aus; er sehe in dem Mitleid die Wurzel alles echten moralischen Werthes und er selbst habe sein Herz durch Verachtung gegen das Mitleid gepanzert; mit einem Wort: seine Lehre predige Verneinung des Willens, sein Leben Bejahung, rücksichtslose Durchsetzung des Individualwillens. — Es ist wahr und er selbst hat es nicht geleugnet. — Ist also nicht seine Lehre eine Lüge, an die er selbst nicht glaubt? Gwinner erzählt, Schopenhauer habe einmal bei ihm das Bild Rancé's, des Neubegründers des Trappistenordens gesehen; mit schmerzlicher Gebärde sich abwendend habe er ausgerufen: das ist Gnade! Wer das für Lüge hält, kennt Schopenhauer nicht. Er kennt auch die menschliche Natur nicht. Schopenhauer fühlte tief die Vortrefflichkeit des Lebens der Entsagung; daß er desselben nicht theilhaftig war und nicht werden konnte, machte die Empfindung nur lebhafter; sie wurde zur schmerzlichen Sehnsucht nach jenem seiner eigentlichen, besseren Natur angemessenen Leben. Seine Moral kann man nun bezeichnen als den theoretischen Ausdruck dieser Sehnsucht: sie ist der catalogus desideratorum.

Ich glaube nicht, daß dies ein seltenes Verhältniß ist, vielleicht kann man

es das regelmäßige nennen. Das Ideal spiegelt die Wirklichkeit, aber alle Verhältnisse umkehrend: was dieser fehlt, tritt dort am meisten hervor, was diese besitzt, wird dort unscheinbar. Alle politischen Utopien geben einen Abdruck der Wirklichkeit, aber so, daß alle Vertiefungen erhaben und umgekehrt wiedergegeben werden. Es fühlt Niemand den Werth der Gesundheit tiefer, als der Kranke, und Niemand schlägt den Werth des Reichthums höher an als der ihn nicht hat. So bewundert und lobt auch Niemand eine Tugend aufrichtiger, als der ihrer entbehrt. Dem Muthigen ist die Tapferkeit etwas Selbstverständliches und er redet nicht davon, aber der Feigling kann nicht davon schweigen, er bewundert sie so innig, daß er sich wenigstens in Gedanken beständig mit Heldenthaten drapirt; man denke an Falstaff oder an den wackeren Civilisten Joseph Sedley in Thackeray's „Vanity fair". Rousseau, der seine natürlichen Kinder in's Findelhaus schickte, schreibt über naturgemäße Erziehung und naturgemäße Gestaltung der socialen Verhältnisse: es ist gewiß nicht erheuchelte Leidenschaft, die ihn inspirirt; er hat die Leiden unnatürlicher Verhältnisse aller Art tiefer gekostet als vielleicht irgend einer seiner Zeitgenossen. Warum preist Kant vor allen Tugenden die Wahrhaftigkeit und schilt in allen Superlativen die Lüge, was ihm Schopenhauer gelegentlich als Affectation deutet? Dem letzteren ist Wahrhaftigkeit bis zur Rücksichtslosigkeit natürlich, Kant dagegen muß sie seiner timiden Natur täglich abkämpfen. Die auf dem sterilen Boden mit großer Mühe gezogene Frucht wird doppelt geschätzt. So geht es Schopenhauer mit der Verneinung des Willens. Es gibt Menschen, welche das Wunder wirklich vollbringen: die heiligen Schriften der Buddhisten wie der Christen berichten glaublich davon, wie die Heiligen die Begierden und Schmerzen in ihrem Innern ausgelöscht haben und schon in diesem Leben zur ewigen Ruhe gekommen sind. Er hört davon mit Bewunderung und mit Neid, und er kann nicht aufhören davon zu reden. Aber es geschieht kein Wunder an ihm.

Es gibt eine höchst frappirende Parallele zu dem Verhältniß zwischen dem Menschen und dem Moralisten Schopenhauer: es ist Petrarca, Schopenhauer's Lieblingsdichter[1]). Auch Petrarca's moralisirende Schriften „über die Verachtung der Welt", „über die Einsamkeit" u. s. w. sind Confessionen seiner moralischen Desiderien. Er preist die Freiheit, welche durch Armuth und Einfachheit erworben wird: und er lebt an den Höfen der Großen, durch Schmeichelei den Mitgenuß ihrer Güter erkaufend; unter den Pfründenjägern, welche den päpstlichen Hof zu Avignon umlagern, war er einer der eifrigsten und erfolgreichsten. Er lobt in empfindsamen Briefen die Einsamkeit mit der Natur, mit einfachen Menschen, die von seinem Ruhm nichts wissen: und er durchzieht die Städte Frankreichs und Italiens, den Duft seines Ruhmes einzuathmen. Er verherrlicht die selbstlose Freundschaft, er erneuert in seinen Schriften den Freundschaftscultus des Alterthums: seine wirklichen Freunde waren nichts als Statisten seines Ruhms oder Beförderer seiner Pfründenjagd.

Ist also nicht der ganze Mann eine einzige große Lüge? Es wäre doch

[1]) S. Vogt, Geschichte der Wiederbelebung des classischen Alterthums, 2. Aufl. 1881, im ersten Band.

ein verfehltes Urtheil. Fein und wahr sagt von ihm Voigt, nach solcher Gegenüberstellung von Moral und Leben: „Der Blick, den er nach innen richtete, war scharf genug um den Abgrund der Eitelkeit bis auf den Boden zu durchdringen. Dann schauderte er vor seiner eigenen Seele und konnte doch seine Liebe von ihr nicht losreißen . . . Denkend und schreibend vermeinte er Buße vollziehen zu können und doch dachte und schrieb er sich immer tiefer in seine Selbstliebe hinein. Diese eitle Seele, die er hassen wollte, liebte er zuletzt am meisten um ihrer Reue und ihres schmerzhaften Kampfes willen."

Schopenhauer's Leben ist würdiger und sein Selbstbewußtsein aufrichtiger und klarer; aber es ist dieselbe Erlösungsbedürftigkeit von sich selbst, von welcher seine Ethik inspirirt wird. — Von wem könnte überhaupt ein Mensch erlöst zu werden verlangen, als von sich selber? — Man kann an der Hand von Frauenstädt's Mittheilungen aus den ältesten Manuscripten (1812—1814) verfolgen, wie aus diesem Gefühl sein Trieb zu philosophiren überhaupt entspringt. Der Gegensatz eines doppelten Lebens, er bezeichnet ihn durch die Namen des „empirischen" und des „besseren Bewußtseins", ist der erste feste Punkt in der werdenden Gedankenbildung. Durch diesen Gegensatz appercipirt er seine philosophischen Lieblingsautoren, Plato und Kant. Der Erscheinungswelt, die in Zeit und Raum immer entsteht und vergeht, beherrscht vom Gesetz der Causalität, stellen beide gegenüber die seiende Wirklichkeit, unräumlich, unzeitlich, nicht werdend und vergehend, und also nicht unter dem Gesetz der Causalität stehend: der sensiblen Welt die intelligible. So stellt Schopenhauer im Anfang des dritten Buchs der „Welt als Wille und Vorstellung" in harmonisirender Darstellung die Gedanken jener beiden zusammen. Er unterläßt es hinzuzufügen, daß nach diesem ersten Schritt ihre Wege sich trennen, indem Plato zu der Behauptung fortschreitet, daß die intelligible Welt Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntniß sei, Kant dagegen die Erkenntniß auf die sensible Welt einschränkt und der Begriff einer intelligiblen nur aufstellt, um durch denselben deutlich zu machen, daß unsere Erkenntniß der Wirklichkeit nicht eine absolute sei. Schopenhauern ist die Begründung jenes Gegensatzes selbst und die damit bewirkte Herabsetzung der empirischen Wirklichkeit zu einer Art Schein- und Traumwelt das was er von der Philosophie eigentlich erwartet; vor allem liegt ihm am Herzen, daß auch das menschliche Leben durch diese Betrachtung gleichsam in einen Traum verwandelt wird. In diesem Sinne stimmt er Plato bei: die Philosophie sei das Bedenken des Todes. Durch die idealistische Betrachtung wird das sinnlich-zeitliche Leben man möchte sagen auf intellectuelle Weise mortificirt. Aber zugleich wird dadurch zum Glauben an das ewige Leben der Zugang eröffnet. So wird die Philosophie zur Erlösung von der Zeitlichkeit, zur Einführung in das wahre und ewige Leben. Sie fällt in ihrer Aufgabe zusammen mit der Religion. Man sieht, Schopenhauer bewegt sich dicht an den Grenzen des Gebiets des Mysticismus. Einzutreten und sich dort anzusiedeln wird er durch den starken intellectuellen Trieb verhindert, der sich an die sinnlich-anschauliche Welt anklammert, als welche allein ihm Stoff zur Bearbeitung liefert.

Schopenhauer lehnt es wiederholt ab, daß er Moral predige. Sache der

Philosophie sei das Verstehen, nicht das Ueberreden, Aufgabe der Moralphilosophie im Besonderen, das menschliche Leben und seine so verschiedenen Strebungen zu deuten. In der That ist das Verdienst seiner Moralphilosophie in dieser Richtung zu suchen. Sie leistet mehr für die Geschichtsauffassung als für die Moralbegründung. Die Geschichtsphilosophie hatte bisher fast ausschließlich die eine Seite des menschheitlichen Lebens beachtet: die Lebensbejahung, mit Schopenhauer's Ausdruck. Die andere, die Lebensverneinung, sah man als eine vereinzelt auftretende Krankheitserscheinung an, mit der nicht viel anzufangen sei. Daß sie nicht etwas Vereinzeltes und Zufälliges, sondern eine zweite tiefe und mächtige Strömung im Leben der Menschheit ausmache, das hat Schopenhauer gewissermaßen erst wieder entdeckt. Renaissance und Reformation, moderne Wissenschaft und moderne Culturentwickelung hatten das echte alte Christenthum verschüttet; in der Wirklichkeit war es noch vorhanden, als Pietismus und Mysticismus, aber die Wissenschaft kannte es nicht. Optimismus und Rationalismus hielten die Köpfe gefangen, sie sahen überall nur die Gedanken, welche in ihnen waren. Schopenhauer wurde durch seine persönliche Lebensempfindung und durch seine von hieraus bestimmte philosophische Richtung befähigt, den wahren Charakter der beiden großen Erlösungsreligionen, der christlichen und der indischen, klar und scharf zu erkennen. Es ist das ein nicht unwichtiges Verdienst um die Geschichtsphilosophie. Zwei Wege sind es, auf welchen die Menschheit das letzte Ziel sucht: Cultur und Religion. Jene verspricht durch Ausbildung aller natürlichen Kräfte und durch Unterwerfung aller Dinge unter den Willen die Befriedigung aller Begierden oder das Glück. Diese leitet an, die Begierden auszureißen, so werde jenes Alles unnöthig und das Ziel auf dem kürzesten Wege erreicht: der Friede. Für die Religion hat Schopenhauer Verständniß; für die Cultur nicht; seine Ansichten über diese sind alle ganz einseitig und schief, ebenso wie die der Rationalisten über Religion. So ergänzen sich beide.

Es ist übrig, mit einigen Strichen anzudeuten, wie auch seine theoretische Philosophie in seinen persönlichen Erfahrungen ihre Wurzeln hat. Als die neue Wahrheit, welche durch ihn in die Welt eingeführt worden sei, bezeichnet er überall die Erkenntniß, daß Wille das Wesen aller Dinge sei. Er selbst nennt das Selbstbewußtsein die Quelle dieser Erkenntniß. In sich blickend finde man ein doppeltes, Vorstellen und Wollen. Das letztere nun sei die radicale Function alles seelischen Lebens, der Intellect dagegen ein in der aufsteigenden Stufenreihe der animalischen Wesen dem Willen allmälig zuwachsendes Organ. Ja der Wille höre nicht auf an den Grenzen der Animalität; der Intellect sei eine specifische Function der Thiere, Wille dagegen sei es auch, was in den vegetativen und selbst in den unorganischen Vorgängen erscheine.

Es wird nicht als zufällig angesehen werden können, daß eben Schopenhauer es war, dem diese Ansicht der Dinge zuerst in völliger Klarheit und Allgemeinheit sich darstellte. Die Spannung, welche in seiner Person zwischen der intellectuellen und der Willensfunction stattfand, lenkte früh seine Betrachtung auf diesen Gegensatz; sie endete mit der durchgeführten Scheidung der beiden Seiten der Welt, die er gelegentlich mit der Zerlegung des Wassers durch Priestley vergleicht. Er selbst ist, mit Goethe'schem Ausdruck, das Urphänomen, woran ihm das Wesen der Welt aufging: der Welt als Wille und Vorstellung.

Ist demnach die Schopenhauer'sche Metaphysik für eine individuelle Ansicht der Dinge zu halten, der Allgemeingültigkeit eben darum nicht zukommt? Ich glaube doch nicht; vielmehr bin ich überzeugt, daß jener Grundgedanke allgemeine und bleibende Bedeutung hat. Er wird sich von manchem Beiwerk befreien müssen; namentlich ist Schopenhauer zu mancher, wie mir scheint, unhaltbaren Speculation verführt worden durch die Formel: der Wille sei das Ding an sich. Die Formel stammt aus der Anlehnung an die Kant'sche Philosophie. Schopenhauer will sie selbst nicht im eigentlichen Sinne gelten lassen. Dennoch braucht er sie häufig als Grund für allerlei Behauptungen über das, was der Wille thun oder nicht thun könne. Als Ding an sich soll der Wille den Bestimmungen des Raumes, der Zeit und der Causalität nicht unterliegen, als welche lediglich der Welt als Vorstellung angehören. Die Sache mag, so ausgedrückt, einen guten Sinn haben. Schopenhauer treibt aber Mißbrauch mit den negativen Ausdrücken; er verwendet gelegentlich Unräumlichkeit, Unzeitlichkeit und Unvielheit, wenn die Wortbildung gestattet ist, als gleichbedeutend mit Einheit und Ubiquität in Raum und Zeit, und Ursachlosigkeit mit Willkür, wodurch denn dem Willen zu allerlei Zauberkünsten der Weg gebahnt wird.

Sieht man hiervon ab und nimmt den Satz: Wille sei die Grundfunction zunächst der animalischen Wesen im rein empirischen Sinn, so wird er für eine wohlbegründete und die mannigfachen und complicirten Thatsachen sehr aufhellende Generalisation der Biologie gelten können. Besonders ist es die Anthropologie, die durch ihn Licht empfängt: erst in dieser Anschauung wird die Beziehung des Menschen zu den Thieren, die Uebereinstimmung im Genuscharakter und die specifische Differenz, durchsichtig. Ich glaube, es wird die Zeit kommen, wo die Geschichte der Psychologie mit Schopenhauer eine neue Epoche anheben läßt. Eine der interessantesten Aufgaben ist durch die Schopenhauer'sche Auffassung der vergleichenden Psychologie gestellt worden, nachzuweisen, wie allmälig der Wille die Organe der Vorstellung hervorgebracht hat; vielleicht kann man sagen durch Umbildung und Differenzirung der Gefühlsfähigkeit. Vorstellungsvermögen sind ursprünglich nichts Anderes als Fähigkeiten, Gefühle zu anticipiren. Als ein interessanter Versuch in dieser Richtung mag die Schrift von G. H. Schneider, „Der thierische Wille" (1881) angeführt werden.

Gegen Metaphysik ist unser Zeitalter skeptischer als dasjenige Schopenhauer's war. Nicht leicht wird heut zu Tage jemand die Behauptung wagen, das alte Räthsel der Sphinx sei nunmehr definitiv gelöst, was Schopenhauer durch seine Lehre vom Willen geleistet zu haben mit großer Zuversicht in Anspruch nimmt. Ich will nicht die Vertheidigung seines Anspruches übernehmen. Aber eines, scheint mir, läßt sich wohl sagen. Der Zusammenhang der Thierwelt zunächst mit dem Pflanzenreich, dann aber weiter mit der Welt des Unorganischen ist ein so durchgreifender, daß es nicht unberechtigt scheint anzunehmen: die der Corporisation entsprechende Innenwelt, welche uns dort allein unmittelbar offenbar wird, sei in irgend einer Form auch schon in diesen Bildungen gegenwärtig; oder, da es Wille ist, als welcher ein animalischer Leib für sich selbst vorhanden ist, Wille oder ein Willenartiges sei es auch, was in jenen unterthierischen Bildungen erscheine. Daß damit eine Erweiterung des Begriffs des

Willens in's Unbestimmte vorgenommen wird, ist zugegeben und von Schopenhauer nicht geleugnet worden. Wir sind nicht im Stande, in concreter Anschauung zu vollziehen, was wir meinen, wenn wir von einer beliebigen Pflanze sagen, daß es Wille sei, was in ihr als so organisirter Leib erscheine. Nur muß man hinzufügen: ganz ebenso stehe es auch mit weniger anstößigen Behauptungen: was in einem Thier, einem Polypen, einem Fisch, oder auch einem Hund vorgeht, wenn wir sagen, er wolle dies oder jenes, können wir im Grunde auch nicht sagen. Wir meinen damit nur: etwas Aehnliches, als in uns vorgeht, wenn wir durch die Empfindung von Hunger oder Schmerz zu dieser oder jener Bewegung bestimmt werden. Völlig und aus dem Grunde kann jeder nur verstehen, was er in sich selbst erlebt. Wie unadäquat ist schon die Vorstellung von dem Innenleben eines Menschen, der zu einem andern Volk oder auch nur zu einer andern Gesellschaftsclasse gehört. In demselben Sinne, in welchem wir hier Gattungsbezeichnungen für innere Erlebnisse zulassen, wohl wissend, daß die individuellen Vorgänge dadurch nicht genau dargestellt werden, so kann man auch die Bezeichnung des Daseins aller Dinge durch den Namen Willen zulassen. Es wird damit nicht das Wesen der Sache erschöpfend bezeichnet, aber die Richtung angedeutet, in der wir es suchen. Vielleicht sind einige der Meinung, die Pflanzen und die unorganischen Bildungen seien eben Körper und ihr Inneres, wenn man denn davon reden wolle, Kräfte, natürlich Bewegungskräfte; und weiter sei überhaupt nichts an ihnen, vor allem nicht etwas, was nur Seelen zukomme. Diesen würde Schopenhauer, denke ich, sagen, daß ihnen eine elementare Vorbereitung für Philosophie Noth thue, wodurch sie zu der Einsicht gebracht würden, daß Körper als solche Vorstellungen seien und Bewegungen nichts Anderes, endlich Kräfte nicht etwas für sich Wirkliches, sondern subjective Auffassungsformen des Wirklichen. Erst wenn sie dies sich deutlich gemacht hätten, lasse sich mit ihnen weiter überlegen, was denn nun die Sache selbst und für sich sei, die in unserer Vorstellung als Körper vorkomme.

Man hat sich Mühe gegeben, Widersprüche in Schopenhauer's System nachzuweisen. Es ist keine schwierige Sache. Ich glaube aber, daß man sich täuscht, wenn man damit den Unwerth seiner Gedanken nachgewiesen zu haben glaubt. „Meine Werke," sagt er selbst (bei Frauenstädt, S. 286), „bestehen aus lauter Aufsätzen, wo Ein Gedanke mich erfüllte und ich ihn seiner selbst wegen durch Aufschreiben fixiren wollte: — daraus sind sie zusammengesetzt, mit wenig Kalk und Mörtel." Man mag Kalk und Mörtel wieder abkratzen, die Steine bleiben. Die einzelnen Gedanken behalten ihren Werth, auch ohne den systematischen Zusammenhang. Jeder derselben beleuchtet den Gegenstand scharf und bestimmt, freilich durchaus einseitig. Das liegt vielleicht in der Natur des Lichts. Die einseitigen Wahrheiten sind die aufklärenden. Wer Alles sagen will, sagt gar nichts, er läßt die Dinge in der Verworrenheit, worin sie liegen. Das sah schon Bacon: „Eher taucht die Wahrheit aus dem Irrthum auf als aus der Verwirrung."

Der Unterschied zwischen Thier und Pflanze.

Von

Eduard Strasburger.

Wird Gerberlohe in Gewächshäusern als Untergrund benutzt, so sieht man nicht selten eigenthümlich verzweigte, hochgelbe Schleimmassen auf diesen sich zeigen. Eingehendere Beobachtung lehrt, daß diese Schleimmassen von Ort zu Ort wandern, sich oft in die Unterlage verkriechen, um anderswo emporzutauchen und selbst an Blumentöpfen und Pflanzenstöcken in die Höhe zu klettern. Die Gerber bezeichnen diese Schleimmassen als Lohblüthe, wir nennen sie Plasmodien. Thatsächlich handelt es sich hier nicht um todten Schleim, vielmehr um eine lebende Substanz, dieselbe, die man in dem Körper eines jeden Thieres und einer jeden Pflanze findet und die wir allen Grund haben, als Trägerin des Lebens anzusehen. Wir nennen diese Substanz Protoplasma. Wie die Lohblüthe zeigt, ist das Protoplasma eine zähflüssige, feinkörnige Masse und die Chemie lehrt, daß sie zu den Eiweißkörpern gehört. Wir haben in der Lohblüthe somit lebende Eiweißmassen vor uns, einen lebenden Körper von denkbar einfachstem Bau. Die kriechenden Bewegungen der Lohblüthe sind langsam und mit dem bloßen Auge schon zu verfolgen — anders wird das Schauspiel unter dem Mikroskop. Wir lassen zum Zweck der Beobachtung feine Plasmodienstränge auf ein Glastäfelchen kriechen und betrachten sie nun mit starken Vergrößerungsgläsern. Das Plasmodium muß von selbst auf das Glastäfelchen wandern, denn unmittelbar mit der Hand läßt es sich nicht übertragen. Seine Substanz ist so empfindlich, daß sie durch jede unsanfte Berührung getödtet wird. Unter dem Mikroskop erwartet uns ein höchst anziehendes Bild. In jedem Theilchen dieses Plasmodiums ist Bewegung, ist Leben! Man sieht breite Ströme innerhalb der Masse sich in bestimmter Richtung fortbewegen, sie führen zahlreiche Körner mit sich. Hier und dort verzweigt sich der Strom in mehrere kleinere Flüsse und diese in noch feinere Bäche. Alles eilt gegen den Rand des Plasmodiums hin, wo neue Zweige sich bilden. Doch die Bewegung wird langsamer, alsbald steht sie still, um im nächsten Augenblick mit wachsender Schnelligkeit einen rückgängigen Lauf zu beginnen. Die Bäche vereinigen sich zu Flüssen, diese

treffen in dem breiten Strom zusammen; alles Protoplasma eilt davon, der gebildete Zweig des Plasmodiums wird langsam eingezogen. Soll er wirklich schwinden? Nein, denn im nächsten Augenblick sieht man das Protoplasma ihm wieder zuströmen. So geht es fort und fort in wechselnder Mannigfaltigkeit, in reichem, das Auge des Beobachters nie ermüdendem Spiele. Nun entstehen Aeste und Zweige am Rande des Plasmodiums; sie verschmelzen, wenn sie aufeinander treffen und bilden neue Maschen am Netz. Das Ganze kriecht, oder fließt vielmehr langsam auf der Unterlage.

Begegnet ein solches Plasmodium einem kleinen Körper auf seinem Wege, so umgibt es ihn auf allen Seiten und nimmt ihn in sein Inneres auf. Ist es ein unlöslicher Gegenstand, etwa ein Sandkorn gewesen, so zieht sich das Plasmodium bald wieder von demselben zurück und läßt es unversehrt liegen. Anders wenn eine verdauliche Speise, etwa ein Stärkekorn, dem Plasmodium zugefallen war; das Stärkekorn wird dann langsam aufgelöst, dessen Substanz dem Plasmodiumkörper zugeeignet.

Das Plasmodium ist gegen Licht empfindlich und zwar, merkwürdiger Weise, in der Jugend lichtscheu und erst im Alter lichthold. Junge Plasmodien verkriechen sich in die Unterlage, wenn sie von einem einigermaßen intensiven Lichte getroffen werden; die alten Plasmodien kommen aber auch bei kräftigster Beleuchtung an die Oberfläche, um hier ihre Früchte zu bilden. Nicht alle Farben, die im Sonnenlichte vertreten sind, wirken auf das Plasmodium ein. Gerade die gelben Strahlen, die unser Auge blenden, sind unwirksam. Die Plasmodien empfinden sie nicht, wohl aber blaues Licht, das uns wenig hell erscheint.

Vergegenwärtigen wir uns all' das Gesagte, so haben wir in dem Plasmodium eine lebende Eiweißmasse vor uns, welche ungeachtet des Mangels aller ausgebildeten Organe die wichtigsten Functionen des Lebens bereits vollzieht: sie bewegt sich, sie frißt und reagirt auf Reize.

Sollen wir dieses Plasmodium ein Thier oder eine Pflanze nennen?

Unseren alltäglichen Erfahrungen nach möchten wir es dem Thierreiche zuzählen, vor Allem, weil es frißt und sich bewegt; doch sehen wir, bevor wir uns ein definitives Urtheil bilden, wie sich dieser Organismus weiter benimmt.

Zur Zeit der Reife kriecht also das Plasmodium aus der Unterlage hervor und bildet Früchte. Dabei verwandelt sich das Plasma in feine Schläuche, die in ihrem Innern staubförmige Samen erzeugen. Das Ganze bildet eine Scheibe mit dichter Rinde und ist zur Reifezeit mit schwarzem, staubförmigem Samen, gleichsam mit Kohlenpulver erfüllt. Berührt man eine reife Frucht, so fliegen schwarze Staubwolken aus derselben hervor und vertheilen sich in der umgebenden Luft.

Eine solche Frucht entspricht aber doch weit mehr der Vorstellung, die wir uns von pflanzlichen Gebilden zu machen pflegen.

Während es somit leicht ist, hoch organisirte Pflanzen und Thiere von einander zu unterscheiden, sehen wir an diesem ersten Beispiel schon, daß die Unterscheidung schwer wird, sobald es sich um Wesen handelt, die auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung stehen.

Jeder der schwarzen Samen, welche in der erwähnten Frucht erzeugt werden,

erscheint bei starker Vergrößerung als ein kleines Bläschen, das in seinem Innern etwas Protoplasma enthält. Streut man diese Samen in's Wasser, so kriecht alsbald das Protoplasma aus jedem Bläschen hervor: zurück bleibt nur die leere Hülle. Das hervorgetretene Protoplasma nimmt die Gestalt einer mikroskopisch-kleinen Birne an, deren Stiel wir uns als sehr feine Wimper vorstellen wollen. Mit dieser Wimper beginnt es im umgebenden Wasser zu rudern und schwimmt rasch davon. Einige Tage lang führen diese winzigen Geschöpfe solch ein freies Leben, vermehren auch wohl durch Theilung ihre Zahl, wobei jedes in zwei gleiche Hälften, welche weiter schwärmen, zerfällt. Später ziehen sie ihre Wimpern ein, bewegen sich nur noch kriechend hin und her und beginnen miteinander zu verschmelzen. Wo zwei oder mehrere einander begegnen, fließen sie zusammen und so wird schließlich aus allen diesen Geschöpfen wieder ein einziges Plasmodium, das mit dem bloßen Auge zu sehen ist, gebildet.

Hiermit ist die volle Entwickelungsgeschichte dieses sehr einfachen Organismus, das wir sowohl Thier als Pflanze nennen können, gegeben. Der Plasmodienbildung wegen hat es von jeher das Interesse der Gelehrten im höchsten Grade in Anspruch genommen. Wir sagten schon, daß im Plasmodium nacktes Protoplasma uns vorliegt und daß dieses die Substanz sei, die wir überhaupt im Körper eines jeden Thieres und einer jeden Pflanze finden.

Macht man zarte Schnitte durch einen beliebigen pflanzlichen oder thierischen Körper, so fällt es unter dem Mikroskope auf, daß die Schnitte nicht homogen sind, vielmehr aus kleinen Elementen aufgebaut erscheinen. In der Pflanze wird es namentlich leicht sein, diese Elemente als Bläschen zu unterscheiden und in jedem Bläschen eine Substanz zu sehen, die sich nicht anders wie die Substanz der Plasmodien verhält. Diese den Körper der Pflanzen wie der Thiere aufbauenden Elemente nennen wir Zellen. Man hatte sie schon vor zweihundert Jahren entdeckt; doch daß jeder Thierkörper und jeder Pflanzenkörper aus solchen und nur aus solchen Elementen bestehe, ist erst in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts nachgewiesen worden. Ja erst im Laufe des verflossenen Jahres haben wir die beiden Begründer der Zellenlehre: Matthias Jakob Schleiden und Theodor Schwann zu Grabe getragen.

Jede pflanzliche Zelle ist ein solches Gebilde, wie der vorhin beschriebene Samen der Lohblüthe, sie führt Protoplasma und ist von einer festen Haut umgeben. Im Protoplasma findet man noch ein kleines Kügelchen, das nie fehlen darf, zur Ernährung und Vermehrung der Zelle in Beziehung steht und das wir Zellkern nennen. Das Protoplasma können wir aber innerhalb der einzelnen Zellen des Thier- und Pflanzenkörpers oft in ganz derselben Bewegung sehen, wie innerhalb der Plasmodien: überall Strömungen der mannigfaltigsten Art und Richtung.

Es ist klar, daß an der Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich die Unterschiede sich werden verwischen müssen, da ja dieselbe Lebenssubstanz beiden Reichen gemeinsam ist.

Wie sehr innerhalb der Grenzgebiete pflanzliche und thierische Eigenschaften ineinander greifen, wollen wir uns noch an anderen Beispielen zu vergegenwärtigen suchen und so gleichzeitig die Bekanntschaft einiger jener reizenden

Organismen machen, welche für das unbewaffnete Auge nicht vorhanden sind, weil sie oft so klein, daß erst Millionen einen Wassertropfen erfüllen würden.

Auf der glatten, ruhigen Oberfläche von Moortümpeln entdeckte man vor einiger Zeit einen ganz kleinen Organismus, der einen gelben Anflug auf dem Wasser bildet. Er wurde Chromophyton Rosanoffii genannt. Schöpft man Wasser aus einem solchen Tümpel und läßt das Gefäß ruhig stehen, so hat sich der gelbe Anflug bald wieder auf der Oberfläche eingefunden. Untersucht man bei starker Vergrößerung, so sieht man auf der Wasseroberfläche kleine Bläschen mit gelblichem Inhalt. Sie liegen in farblosem Schleime eingebettet und bewegen sich kaum. Taucht man sie unter, so wird der Schleim gelöst und die eingeschlossenen Zellen eilen auseinander. Jede derselben besitzt eine Wimper, mit der sie eifrig rudert. Somit sind es Schwärmer. Bald haben sich diese wieder dicht unter der Oberfläche des Wassers versammelt und zeigen hier ein ganz eigenthümliches Verhalten. Sie durchbohren nämlich die Oberfläche des Wassers, als wenn diese ein festes Häutchen wäre. In der Berührungsstelle mit der Wasserfläche treibt der Schwärmer einen kurzen, stecknadelförmigen Fortsatz, der über der Wasserfläche frei in die Lüfte ragt. Dieser Fortsatz vergrößert sich hierauf immer mehr, während der unter dem Wasser befindliche Theil des Körpers immer kleiner wird. Schließlich sitzt das ganze kugelrunde Gebilde auf dem Wasserspiegel. Es umgibt sich mit einer gallertartigen Hülle; nach unten geht diese Hülle in ein kurzes, offenes Röhrchen über, das die Oberfläche des Wassers durchsetzt. Dieses Röhrchen hat als Saugorgan für die Wasserzufuhr zu sorgen. Innerhalb der Schleimhülle vermehrt sich der Schwärmer durch Theilung. Ist aber der Herbst gekommen, so ziehen sich die Schwärmer auf den Grund des Wassers zurück, um Winterquartier zu suchen. Sie miethen sich vornehmlich bei den Torfmoosen ein, in deren Blättern sie ein festes Unterkommen finden. Ein Theil der Zellen im Blatte der Torfmoose ist nämlich leer und hat Oeffnungen, die nach Außen münden; diese Oeffnungen sucht das kleine Wesen mit Vorliebe auf, um in die leeren Zellen zu schlüpfen. Was treibt es dorthin? Die Antwort auf diese Frage wäre nicht leicht zu geben.

Man ersieht aber aus diesem Beispiel, wie complicirte Eigenschaften ein so einfach gebautes Geschöpf schon besitzen kann. Das Hineinschlüpfen in die Torfmoosblätter erinnert an eine instinctmäßige Handlung.

Ob das kleine gelbe Wesen Thier oder Pflanze sei, läßt sich nicht entscheiden; wohl aber können wir als Pflanze jene grünen Fäden bezeichnen, die man so häufig in Tümpeln, Seen oder Flüssen trifft. Ich wähle hier als Beispiel eine Art, die in rasch fließenden Bächen nicht selten an Steinen wächst (Ulothrix). Es sind das einfache Fäden, aus einer einzigen Reihe von Zellen gebildet und nirgends verzweigt. Jede Zelle des Fadens ist kurz cylindrisch, besitzt eine Haut, führt im Innern Protoplasma und einen Zellkern. Im Protoplasma liegt außerdem ein grünes, ringförmig-zusammenschließendes Band. Hat man Steine mit solchen Fäden im Freien gesammelt und legt sie zu Hause in Wasser, so kann man am nächsten Morgen einen sehr merkwürdigen Vorgang beobachten. Das Protoplasma der einzelnen Zellen hat sich nämlich während der Nacht in mehrere Stücke zerlegt, und diese treten am nächsten Tage in's Freie. Die Haut

der Zelle hat zu diesem Zwecke ein Loch bekommen, und zu diesem drängt sich der Inhalt der Zelle hinaus. Die hervorgetretenen Theile eilen bald davon, sie sind zu Schwärmsporen geworden. Diese Schwärmsporen haben eiförmige Gestalt; jede zeigt vorn vier Wimpern und peitscht mit diesen im umgebenden Wasser herum. Die Spitze ist farblos, sonst der Körper grün; seitlich trägt er einen rothen Strich, den man früher als Auge bezeichnete. In einem Tropfen Wasser haben Hunderttausende solcher Schwärmer Platz; der Tropfen erscheint dann grün, schon für das unbewaffnete Auge. Ziemlich starke Linsen sind nöthig, um die Schwärmer deutlich zu beobachten; bei dreihundertfacher Vergrößerung sieht man sie rasch durch den Tropfen eilen. Damit ist freilich nicht gesagt, daß deren Bewegung wirklich eine schnelle sei, denn so wie ihr Körper wird ja auch ihre Bewegung vergrößert. Würden wir den großen Zeiger unserer Taschenuhr bei gleich starker Vergrößerung beobachten, er müßte noch rascher dahin eilen. Der Raum, den er in einer Minute zurücklegt, dreihundert Mal vergrößert, würde sich ja über dreihundert Minuten erstrecken, d. h. wir würden dann den großen Zeiger in so rascher Bewegung sehen, als wenn er innerhalb einer Minute fünf volle Umläufe an unserer Taschenuhr zu machen hätte. Dieses Beispiel mag uns vergegenwärtigen, wie klein in Wirklichkeit ein Organismus ist, der bei dreihundertfacher Vergrößerung nicht größer als ein Mohnkorn erscheint.

Die Schwärmer des geschilderten Wasserfadens sind sehr lichtempfindlich: sie sammeln sich alle an dem zum Fenster gekehrten oder vom Fenster abgekehrten Rande des Wassertropfens. Dreht man den Tropfen um, so sieht man die Schwärmer gerade aus in gedrängten Reihen durch den Tropfen rudern, um den ihnen genehmen Rand desselben wieder zu erreichen. Die Schwärmer suchen somit das Licht oder fliehen dasselbe; bewegen sich in Richtungen, die mit der Richtung der Sonnenstrahlen zusammenfallen und sammeln sich nur an den Rändern des Tropfens an, weil sie durch diese in ihrem Fortschreiten gehindert werden. Das blaue Licht ist, wie bei den Plasmodien, allein wirksam; zum Unterschiede von den Plasmodien streben aber junge Schwärmer dem Lichte zu, während die Alten sich in's Dunkel ziehen. Das bringt diesen Schwärmern einen ganz bestimmten Nutzen; in der Jugend gehen sie an die Oberfläche des Wassers, wo die Bedingungen für ihre Ernährung günstigere sind; im Alter ziehen sie sich aber in mäßige Tiefe zurück, um sich dort bleibend zu fixiren: sie setzen sich an Steinen mit ihrem bewimperten Ende fest und erhalten eine feste Haut, die ihnen bis dahin fehlte. Der kleine Körper beginnt sich hierauf zu strecken, theilt sich durch quere Wände und wächst so allmälig zu einem neuen grünen Zellfaden aus.

Wir lernen hier somit einen Organismus kennen, der, nach gewohnter Begriffsbestimmung, zeitweise ein Thier, zeitweise eine Pflanze ist. Die unbeweglichen grünen Fäden würde wohl Jeder dem Pflanzenreich zuzählen, die beweglichen Schwärmer zweifellos den Thieren. Ja wir haben an den Schwärmern auch rothe Striche, die unter niederen Thieren verbreitet sind und dort als Augen gelten. Bei sorgfältiger Untersuchung läßt sich im vorderen Ende jedes Schwärmers ein Zellkern und sogar ein minimales Bläschen erkennen, das abwechselnd schwindet und an ganz ähnliche pulsirende Organe bei niederen

Thieren erinnert. Doch die Schwärmer wachsen wieder zu unbeweglichen, grünen Fäden aus und haben dann allen thierischen Nimbus verloren.

Ein schönes grünes Wesen, das zeitlebens Thier zu bleiben scheint, tritt uns in dem sogenannten Kugelthierchen (Volvox) entgegen. So groß wie ein Sandkorn, soweit dem bloßen Auge sichtbar, ist dieser Organismus seit fast zweihundert Jahren schon bekannt. Antoni van Leeuwenhoek, der berühmte holländische Mikroskopiker aus dem siebzehnten Jahrhundert, entdeckte das Kugelthierchen in Wassergräben bei Delft und schilderte, in einem Briefe vom 1. Januar 1700 an Dr. Johannes Sloane in London, das reizende Schauspiel, das diese kleinen sich drehenden und unablässig bewegenden Kugeln unter dem Mikroskop gewähren. Leeuwenhoek hätte, wie er selbst berichtet, zunächst schwören mögen, daß er Thiere vor sich habe; doch mußte er diese Ansicht aufgeben, da er zu finden wähnte, daß diese Kugeln allmälig, wie Pflanzen, Samen erzeugten.

Linné hingegen reihte das Kugelthierchen den Würmern an, und seitdem wanderte es unablässig zwischen Thier- und Pflanzenreich, ohne eine sichere Unterkunft zu finden.

Bei entsprechend starker Vergrößerung erscheint uns das Kugelthierchen als eine farblose Blase, die von Innen her mit zahlreichen grünen Zellen ausgekleidet ist. Jede dieser Zellen verhält sich kaum anders, als wie ein Schwärmer des grünen Wasserfadens: wir sehen an ihr zwei Wimpern, grünen Inhalt, den rothen Strich, den Zellkern und auch pulsirende Bläschen. Die Schwärmer hängen seitlich durch feine Fortsätze zusammen, sie strecken ihre Wimpern zur Hülle hervor und indem sie mit diesen im umgebenden Wasser schlagen, wird die ganze Kugel in fortschreitende und drehende Bewegung versetzt. Bis 12,000 Schwärmer hat man innerhalb der größten Kugeln gezählt und da wir sonst gewohnt sind, solche Schwärmer für Einzelwesen zu halten, so haben wir auch alles Recht dazu, die ganze Kugel für einen Zellenstaat zu erklären. Ehrenberg, der verdiente Forscher auf dem Gebiete der niederen Organismen, hat eine begeisterte Schilderung des Kugelthierchens entworfen. Er findet in der Vereinigung so vieler Einzelthiere die Wirkung eines Gesellschaftstriebes, welcher aus Kraft und Nachgiebigkeit für gemeinsame Zwecke besteht, ein Umstand, der eine geistige Thätigkeit verlangt, die allzugering zu schätzen wir nicht berechtigt, nur verführt sein können; man dürfe auch nicht vergessen, daß alle Einzelthierchen Empfindungsorgane besitzen, die den Augen vergleichbar seien und daß sie mithin nicht blind im Wasser sich drehen, sondern als Bürger einer, unserem Urtheil fernliegenden Welt den Genuß einer empfindungsreichen Existenz, so stolz wir uns auch geberden, mit uns selber theilen.

Für Ehrenberg war das Kugelthierchen somit ein empfindendes Wesen und unzweifelhaft dem Thierreich beizuzählen; thuen wir dies aber, müssen wir da nicht auch die grünen Wasserfäden, deren Schwärmer so sehr den einzelnen Schwärmern der Kugelthierchen gleichen, aus dem Pflanzenreiche bannen? Charakteristische Merkmale lassen uns somit überall im Stich, und es bleibt wohl schließlich dem umsichtigen Gefühle des Forschers allein überlassen, ob er ein Wesen für ein Thier oder eine Pflanze halten will. Einige dieser niederen

Organismen haben insofern Glück gehabt, als sie von Zoologen und Botanikern gleichzeitig beansprucht wurden; andere, die Aschenbrödel dieser niederen Welt, sind von Zoologen sowohl als auch Botanikern verstoßen worden.

Die Beispiele, die ich bisher erwählt, bezogen sich immer noch auf complicirt gebaute und relativ große Organismen. Alle Merkmale gehen für uns verloren, sobald wir den äußersten Grenzen des sichtbar zu Machenden uns nähern. Es gibt Organismen, welche bei den stärksten Vergrößerungen, über die wir verfügen, uns nur als Punkte oder als feine Striche erscheinen. Zu diesen Organismen gehören aber gerade unsere größten Feinde, die berüchtigten Bacterien. Diese Wesen werden für Träger der ansteckenden Krankheiten gehalten; und in der That gelang es bereits in zahlreichen Fällen, dieses direct durch Impfung festzustellen. So weist z. B. die kleine, kugelige Bacterie, die sich in den diphtheritischen Membranen vorfindet und als Urheberin der Diphtheritis angesehen wird, durchschnittlich nur den zweitausendsten Theil eines Millimeters. Ein Zehnpfennigstück ist ziemlich genau einen Millimeter dick; es müßten somit 2000 Stück solcher Kügelchen an einander gereiht werden, um die Stärke eines Zehnpfennigstückes zu erreichen. Das kleine, kugelige Bacterium besitzt, wie andere seinesgleichen, einen überaus glänzenden Körper, der von Protoplasma gebildet, mit dünner Haut umgeben ist. Es vermehrt sich durch Zweitheilung, wobei anzunehmen ist, daß die erzeugten Nachkommen sich, nach einer Stunde etwa, von Neuem theilen können. Es ist leicht hieraus zu berechnen, daß ein einziges solches Bacterium unter günstigen Bedingungen, innerhalb 24 Stunden 16,777,216 produciren könnte, nach 48 Stunden aber eine Zahl, die gar nicht mehr zu nennen ist. Die Zahl steigt eben in geometrischer Progression und erinnert unwillkürlich an die alte, mit der Erfindung des Schachspiels verknüpfte Sage. Als nämlich Shehram, der König in Indien, zu Sessa Ebu Daher, dem Erfinder des Schachspiels sagte, er könne sich eine Gnade erbitten, verlangte dieser nur so viel Weizenkörner, als sie die 64 Felder des Schachbrettes ergeben, wenn man, mit einem Korn beginnend, von Feld zu Feld verdoppele und die ganze Masse schließlich zusammen zähle. Der König, der in geometrischen Progressionen nicht ganz bewandert war, willigte in die Bitte ein und wunderte sich noch sehr über die große Bescheidenheit des Mannes. Da stellte es sich aber nach Ausführung der Rechnung zum allgemeinen Erstaunen heraus, daß alles Gold des Reiches die nöthige Weizenmenge nicht bezahlen könnte und daß diese alles feste Land der Erde mit einer etwa 1 Centimeter dicken Schicht bedecken würde.

So mag es denn einleuchten, wie die Bacterien, ungeachtet ihrer minimalen Größe, so verheerende Wirkungen ausüben können. Die in Frage stehenden Kugelbacterien sind unbeweglich; andere stäbchenförmig gestaltete schwärmen hingegen und man behauptet neuerdings, daß sie vorn und hinten je eine feine Wimper führen. In dem Blute der an recurrirendem Fieber erkrankten Menschen findet man während der Paroxysmen sehr lange, schraubenförmig gewundene, äußerst flexile, in rascher Ortsveränderung begriffene Fäden; sie schwinden, sobald das Fieber abnimmt.

Außer der Fähigkeit sich durch Zweitheilung zu vermehren, kommt vielen

dieser Organismen auch noch die Eigenschaft der Sporenbildung zu. An den stäbchenförmigen Bacterien sieht man dann das Protoplasma sich an einzelnen Stellen des Körpers sammeln und mit einer Haut umgeben. Während die Stäbchen zu Grunde gehen, bleiben die Sporen erhalten. Diese Sporen sind sehr lebenszäh. So verlieren die Stäbchen, welche sich im Blute am Milzbrand erkrankter Thiere befinden, meist schon nach wenigen Tagen ihre Ansteckungsfähigkeit, wenn man sie in frischem Milzbrandblute rasch austrocknen läßt; hingegen können in langsam austrocknendem Blute Sporen gebildet werden, die, selbst nach Jahren eingeimpft, Milzbrand erzeugen. Man hat eine große Reihe von Bacterien unterschieden; sie mit bestimmten Krankheiten der Menschen und Thiere, sowie mit mannigfachen Fermenterscheinungen außerhalb der Organismen in Zusammenhang gebracht und glaubte hierbei lauter scharf getrennte Arten vor sich zu haben; neuerdings angestellte Untersuchungen zeigen, daß dem nicht so ist. Zwar unterliegt es keinem Zweifel, daß es sehr viele Arten von Bacterien gibt; doch eben so sicher ist es jetzt auch, daß die früheren Unterscheidungsmerkmale nicht aufrecht erhalten werden können. Man hat aus Kugelbacterien Stäbchenbacterien und Schraubenbacterien gezüchtet, sehr gefährliche in unschuldige Formen und umgekehrt übergeführt und erst die Zukunft wird lehren, wie hier definitiv die Grenzen zwischen den Arten zu ziehen sind.

Bei den Bacterien büßten wir alle Merkmale ein, die zur Bestimmung von Thieren und Pflanzen hätten dienen können, und ist daher zu fragen wohl an der Zeit, wie ein Naturforscher verfährt, wenn er solche Organismen in das allgemeine Schema der Naturreiche einreihen soll. Er kann und muß sich allein durch die Verwandtschaftsverhältnisse leiten lassen. Schließt eine Gruppe mit zweifelhaften Organismen an eine andere mit ausgeprägtem Charakter, so wird ihre Stellung im System durch die Stellung der anderen Gruppe bestimmt.

So neigt man jetzt fast allgemein dazu, die Bacterien dem Pflanzenreiche zuzuzählen, weil sie mit einer Gruppe Zusammenhang zeigen, die ihre Stellung unter den grünen Wasserfäden findet. Es lebt in der That in schwefelhaltigen Thermen, so in den von Aachen oder den Warmbrunner Quellen, eine lange, fadenförmige, lebhaft schwingende Bacterie (Baggiator), die sich nur durch Farblosigkeit von gewissen ebenso lebhaft schwingenden grünen Wasserfäden (Oscillatorien) unterscheidet. Die in Frage stehenden grünen Wasserfäden theilen in manchen Fällen mit den Bacterien die Eigenschaft sehr hohen Temperaturen widerstehen zu können. Im Karlsbader Sprudel treten sie als erste Organismen auf, sobald sich das Wasser auf 54° C. abgekühlt hat; in der Solfatara von Pozzuoli vermögen sie selbst an Stellen zu existiren, wo sie von den heißen, salzsäurereichen Dämpfen der Fumarolen getroffen werden.

Die Bacterien halten freilich noch höhere Temperaturen aus. Bei manchen werden die Sporen durch kurz andauernde Siedehitze nicht nur nicht getödtet, vielmehr zur schnelleren Keimung angeregt. Es war in gewissen Fällen ein Erhöhen der Temperatur bis auf 110 Grad, d. h. 10 Grad über den Siedepunkt des Wassers nothwendig, um die Sporen sicher zu tödten. Daraus erklärt es sich, weshalb manchmal conservirte Speisen in hermetisch geschlossenen

Büchsen verderben, wenn sie zuvor nicht hinlänglich hohen Temperaturen ausgesetzt worden waren, welche ausgereicht hätten, um alle in der Büchse vorhandenen Bacterienkeime zu zerstören.

So wie wir Bacterien durch Vermittelung gewisser grüner Wasserfäden zu den Pflanzen ziehen, möchten wir aus ähnlichen Gründen das Kugelthierchen dort unterbringen. Denn wir haben ja gesehen, wie sehr das Kugelthierchen mit anderen Wasserfäden, unzweifelhaften Pflanzen, verwandt ist. Freilich sind hier die Verwandtschaftszeugnisse, die dem Einen maßgebend erscheinen, nicht immer bindend für den Anderen, und ist daher in vielen Fällen schwer eine allgemeine Einigung zu erzielen. Ja es gibt Organismen genug, deren Charaktere so vollständig zwischen Thier- und Pflanzenreich schwanken, und die so wenig Beziehung zu anderen Wesen verrathen, daß deren Unterbringung unter Thiere oder Pflanzen kaum jemals gelingen wird. Sie bleiben eben vereinsamt für sich bestehen; wie denn nicht zu vergessen, daß der Begriff von Thier und Pflanze eine von Menschen gebildete Abstraction ist, der sich zu fügen, die Organismen keineswegs gebunden sind.

Wollen wir somit Thiere und Pflanzen einander gegenüber stellen, müssen wir von gewissen Organismen absehen und die Differenzen nach ausgeprägten Thier- und Pflanzenformen fassen.

Auch dem Laien muß es auffallen, daß die Pflanzen in ihren vegetativen Theilen fast ausnahmslos grün gefärbt sind. In der That liegt in dem Vorhandensein dieser Farbe einer der wesentlichsten Charaktere des Pflanzenreichs. An den grünen Farbstoff, den wir Chlorophyll nennen, ist aber nicht nur die Existenz der Pflanzen, sondern aller lebenden Wesen überhaupt gebunden. Auch die mit rothen Blättern versehenen Pflanzen, wie Blutbuchen und dergleichen, enthalten grünen Farbstoff, nur ist dieser durch den rothen verdeckt; ähnlich verhalten sich auch die roth und braun gefärbten Pflanzen, welche das Meer bewohnen. In allen Fällen ist der grüne Farbstoff an Theile des Protoplasma innerhalb der Zellen gebunden und meist hat dieses grüngefärbte Protoplasma die Gestalt von Körnern, so daß von Chlorophyllkörnern gesprochen werden kann. Da nun diese Chlorophyllkörner sehr zahlreich und äußerst klein sind, so erscheinen die Pflanzen nicht grün punktirt, sondern gleichmäßig grün gefärbt. Man führte stets auch Thiere an, welche Chlorophyll enthalten sollten; doch ist diese Angabe neuerdings zweifelhaft geworden. Es zeigte sich nämlich, daß die grünen Körner, welche in den Aufgußthierchen, in gewissen Armpolypen, den Süßwasserschwämmen und mehreren Strudelwürmern vorkommen, thatsächlich fremde, in diesen lebende Organismen sind. Sie gehören zu den einzelligen Pflanzen, aus derselben Abtheilung, wie die früher geschilderten Wasserfäden: sie sind, wie wir sagen, Algen.

Das Chlorophyll würde somit ein vorzügliches Unterscheidungsmerkmal abgeben, um Thiere und Pflanzen zu trennen, wenn es nicht auch Pflanzen ohne grünen Farbstoff gäbe. So sind alle Pilze farblos und müßten somit dem Thierreich zugezählt werden; dies geht nun nicht wohl an, weil die Thiere durch vielfache Bande der Verwandtschaft mit den grüngefärbten Algen eng zusammenhängen. Daß der grüne Farbstoff nicht stets über die Stellung im

System der organischen Reiche entscheiden kann, lehren ja auch die Parasiten unter den Blüthenpflanzen. So ist die sog. Flachsseide, die auf Klee und Lein schmarotzt, gelb gefärbt; es fehlt ihr das Chlorophyll, ungeachtet sie ihre nächsten Verwandten unter den Winden (Convolvulus-Arten) findet. So sind die Arten der Sommerwurz, der Orobanchen, welche hin und wieder verheerend in Hanf- und Tabakfeldern auftreten, auch oft auf Epheuwurzeln sich zeigen, chlorophyllos, ungeachtet wir sie im System in der Nähe von Ehrenpreis (Veronica) und Fingerhut (Digitalis) unterbringen müssen.

Ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen Thier und Pflanze ist in dem elementaren Aufbau begründet. Untersucht man nämlich zarte Pflanzenschnitte unter dem Mikroskop, so sieht man, daß die einzelnen Elementarorgane, welche die Pflanzenkörper aufbauen und mit einander verbinden, die Gewebe desselben bilden, scharf gegeneinander gesondert sind. Jede Zelle hat eine derbe Haut aufzuweisen, durch welche sie sich gegen ihre Nachbarinnen abgrenzt. Nicht so auf zarten Schnitten durch die Thierkörper; dort ist die Abgrenzung der Zellen gegen einander meist so schwach, daß sie nur schwer zu verfolgen ist. Die derben Häute um die Zellen fehlen und ihre protoplasmatischen Körper grenzen unmittelbar aneinander. Während daher die Körper pflanzlicher Zellen dauernd getrennt bleiben müssen, verschmelzen die thierischen Zellen vielfach mit einander zu höheren Einheiten von viel complicirterem Bau.

Die Haut der pflanzlichen Zellen besteht aus einer dem Pflanzenreich eigenthümlichen Substanz: der Cellulose, und so könnte denn auch das Vorhandensein dieses Stoffes als pflanzliches Merkmal dienen, wenn nicht bei einigen, selbst relativ hoch organisirten Thieren, Cellulose nachgewiesen worden wäre und wenn nicht gerade auch an den Grenzen beider Reiche, dieses Kriterium sich oft als unbrauchbar erwiese.

Die physiologischen Unterschiede, d. h. die Verschiedenheiten in den Functionen markiren sich ebenfalls erst deutlich, wenn wir die Grenzgebiete verlassen.

Die wichtigste Leistung der Pflanzen ist an das Vorhandensein des grünen Farbestoffes, des schon besprochenen Chlorophylls, gebunden. Ich sagte bereits, daß von demselben die Existenz der Pflanzen und Thiere, ja in letzter Instanz auch diejenige des Menschen abhängt. In der That vermag nämlich nur das grün gefärbte Protoplasma der Pflanzenzelle gewisse Stoffe zu bilden, welche als Nahrung direct für die Pflanze und indirect auch für das ganze Thierreich dienen. Nur bei hinreichend starker Beleuchtung kann sich diese Arbeit in den chlorophyllhaltigen Zellen vollziehen, denn die Sonne ist es, welche die Kräfte hergibt, die für diese Leistung nothwendig sind. Wir nennen diesen Vorgang die Kohlenstoff-Assimilation. Wirksam sind diesmal nicht die blauen, sondern die gelben der im gemischten Sonnenlichte enthaltenen Strahlen. Die Luft, die uns umgibt, besteht bekannter Maßen aus zwei Gasen: dem Sauerstoff und dem Stickstoff; beigemengt sind diesen aber stets andere Gase, wenn auch in geringerer Menge. So enthält unsere Luft constant auf 10,000 Volumtheile etwa 4 Volumtheile Kohlensäure und diese ist es, die trotz ihrer so geringen Menge, die Hauptnahrung der Pflanze bildet. Die Kohlensäure besteht aus Kohlenstoff und Stickstoff. Beide Elemente haben eine große Affinität zu einander und

halten fest in der Kohlensäure zusammen. Die Sonne gibt nun den Chlorophyllkörnern die Kraft her, die nöthig ist, um den Sauerstoff von dem Kohlenstoff zu reißen. Der Sauerstoff wird ausgehaucht, der Kohlenstoff behalten und benutzt, um mit anderen Elementen zugleich, zunächst zuckerartige Körper zu bilden. Ungeachtet die Kohlensäure in so geringen Mengen in der Luft vorhanden ist, häuft sich der Kohlenstoff doch in der Pflanze an. Denn wie die Physik uns lehrt, wird die Menge der innerhalb und außerhalb der Pflanze befindlichen Kohlensäure sich stets auszugleichen streben. Da nun die in die Pflanze eindringende Kohlensäure immer wieder zersetzt wird und als solche schwindet, werden immer wieder neue Kohlensäuremengen aus der umgebenden Atmosphäre den Pflanzen zuströmen müssen. So summiren sich die Wirkungen und geben schließlich staunenerregende Resultate. Millionen und abermal Millionen Centner Kohlenstoff häufen sich in der Pflanze, deren Trockengewicht zur Hälfte ungefähr aus Kohlenstoff besteht. So sind auch die großen Steinkohlenlager im Inneren unserer Erde nur solche Kohlenstoffmassen, welche der assimilirenden Thätigkeit der Pflanzen in früheren Erdperioden ihre Entstehung verdanken. Als ein Product der Assimilation treten in den Chlorophyllkörnern assimilirender Pflanzen alsbald kleine Stärkekörner auf. Diese Stärkekörner schwinden, wenn die Pflanze eine Zeit lang im Dunkeln gehalten wird, sie treten oft schon nach wenigen Minuten wieder auf, wenn die Pflanze der Wirkung des Tageslichtes ausgesetzt wird. Im Dunkeln schwinden die Stärkekörner, weil sie die Pflanze für ihre Lebensvorgänge verbraucht. Leben ist Arbeit und deshalb mit einem Verbrauch von Kraft verbunden; diese Kraft schöpft die Pflanze in den Assimilationsproducten, die innerhalb ihrer Chlorophyllkörper entstanden sind. Sie verathmet langsam ihr Protoplasma und ergänzt die schwindende Körpermasse aus den Producten der Kohlenstoff-Assimilation. Der Vorgang ist nicht anders als derjenige der thierischen Athmung; in beiden Fällen wird Kohlensäure ausgehaucht. Bei diesem Athmungsvorgang, der auf langsamer Verbrennung beruht, werden Kräfte frei, die für die Functionen des Lebens dienen. Bei den Pflanzen bleibt aber ein Ueberschuß zurück; denn ihr ganzer Körper baut sich aus Stoffen auf, die verbrannt werden können, die somit einen unverbrauchten Rest an Spannkraft repräsentiren. Die Pilze, denen das Chlorophyll fehlt, sind auf fremde Nahrung angewiesen; sie leben entweder als Schmarotzer innerhalb anderer lebender Organismen, oder als Humusbewohner auf abgestorbenen Thier- und Pflanzenresten. Das ganze Thierreich, weil ohne Chlorophyll, lebt von den Pflanzen. Das Thier verzehrt direct die Pflanzen oder andere Thiere, die ihrerseits auf Pflanzennahrung angewiesen sind.

Dieses ist der großartige Kreislauf, der sich in der Natur abspielt, der dazu führt, daß die in den grünen Pflanzen zerlegte Kohlensäure als solche wieder in die Atmosphäre zurückkehrt. Die in den Pflanzen angehäuften Spannkräfte werden frei und als lebendige Kraft zu den Functionen des Lebens verbraucht.

Ich erwähnte vorher einiger niederer Thiere, welche grüne Zellen in ihrem Innern führen; diese Zellen müßten, da sie in andere lebende Wesen eindringen, als Schmarotzer bezeichnet werden; thatsächlich sind sie es aber nicht. Vielmehr liegt hier ein merkwürdiges Zusammenleben, ein wahres Consortium vor. Diese

Thiere ernähren sich nämlich, so lange sie ohne grüne Zellen sind, wie andere echte Thiere, durch Aufnahme fester Nahrungsstoffe; sobald sie aber eine genügende Menge grüner Zellen enthalten, hören sie zu fressen auf und leben nun wie Pflanzen. Die grünen Zellen assimiliren jetzt nämlich und die Assimilationsproducte kommen dem Thiere zu gute. Die grünen Zellen befinden sich durchaus wohl dabei; denn das Thier sorgt für reichliche Zufuhr roher Nahrungssäfte. Werden die Thiere im Dunkeln gehalten, wo die grünen Zellen zu assimiliren aufhören, so bleibt ihnen nichts übrig, als wieder wie Thiere zu leben, d. h. wie früher zu fressen; können sie sich der ihnen eigentlich zukommenden Ernährungsweise nicht wieder anbequemen, so müssen sie zu Grunde gehen.

Ein ganz ähnliches Zusammenleben zwischen einem Pilze und einer grünen Alge tritt uns in der Familie der Flechten entgegen, dieser merkwürdigen Organismen, welche die Rinde der Bäume, Steine und Felsen bedecken. Krustenförmig, oft unscheinbar, können sie auch in langen Zöpfen von den Bäumen herabhängen. In allen diesen Flechten läßt das Mikroskop grüne Zellen erkennen; diese assimiliren, während der pilzliche Theil für die rohe, zu verarbeitende Nahrung sorgt. Daher die Flechten auch an nackten Felsen leben, wenn nur nöthiger Staub ihnen zufliegt und das Wasser nicht fehlt.

Als ein Unterschied zwischen Thier und Pflanze habe ich die Haut um die pflanzlichen Zellen angeführt. Diese Eigenschaft ist schwerwiegend für die Leistungsfähigkeit der beiden Reiche. Während nämlich bei den Pflanzen das Gesammtleben schließlich nur auf dem Zusammenwirken mehr oder weniger vollständig gegen einander isolirter Zellen beruht, können diese Zellen im Thierkörper mehr oder weniger vollständig verschmelzen und somit Complexe von viel höherer Leistungsfähigkeit erzeugen. So denke man sich einerseits in einem Staate das Zusammenwirken von Tausenden denkender Menschen: die Leistung wird wohl gesteigert, aber doch innerhalb menschlicher Grenzen erhalten; denke man sich andererseits, wobei freilich eine große Zumuthung an die Einbildungskraft gestellt wird, tausende denkender Gehirne zu einem einzigen vereinigt, wie ganz anderer Leistungen könnte dieses fähig sein. Die Verschmelzung der zelligen Elemente im Thierkörper bedingt somit die Möglichkeit hoher und höchster Leistungen in der Thierwelt, während die Pflanze sich auch in ihren höchsten Formen nicht über die Schwelle des rein vegetativen Lebens erhebt.

Wenn es aber Functionen gibt, welche dem Thier- und Pflanzenkörper bis zuletzt gemeinsam bleiben, so hängt dies mit der Identität der Grundsubstanz zusammen, die beiden Reichen zukommt. Gewisse Eigenschaften, welche an das Protoplasma als solches von Anfang an gebunden sind, bleiben übereinstimmend im ganzen organischen Reiche, so daß es nicht Wunder nehmen kann, daß sich unter den ausgeprägten Pflanzen solche finden, welche Reizbarkeit auf ostensible Weise zur Schau tragen; das Protoplasma ist eben als solches für Reize empfänglich und kann dies unter entsprechenden Bedingungen stets wieder offenbaren. Stoffe, die in bestimmter Weise auf das Protoplasma wirken, werden daher übereinstimmend den Thier- und Pflanzenkörper beeinflussen können und so kommt es denn, daß man auch eine Sinnpflanze (Mimosa) mit Chloroform unempfindlich machen kann. Aus demselben Grunde tödtet Mangel an Sauer-

stoff, der zur Athmung nöthig ist, Thier und Pflanze und so auch können im Allgemeinen Pflanzen und Thiere nicht solche Temperaturen vertragen, bei denen Eiweiß gerinnt.

Da das Protoplasma die eigentliche Grundsubstanz des Lebens ist und dem ganzen organischen Reiche gemeinsam zukommt, so muß es natürlich erscheinen, daß es keine Grenze zwischen Thier und Pflanze gibt.

Nicht weniger entschieden spricht diese Identität der Grundsubstanz für den gemeinsamen Ursprung beider organischen Reiche. Sie stützt mächtig die anderweitig gewonnene Anschauung, welche auf die stufenweise Entwickelung der organischen Reiche aus gemeinsamer Wurzel hinweist.

Die Erkenntniß aber, daß wir das Protoplasma als Grundsubstanz des Lebens anzusehen haben, ist wohl die größte der Errungenschaften der modernen Naturforschung. Ueber das Wesen des Protoplasma ist hiermit zwar noch wenig ausgesagt, das Räthsel des Lebens nicht gelöst; doch auf die Angriffspunkte hingewiesen, an welchen die spätere Forschung anzusetzen hat, um die Lösung dieses schwierigsten aller Probleme zu versuchen.

So sehen wir denn auch, wie in neuester Zeit von allen Seiten die Arbeit sich jenem Gebiete zuwendet und wie sie es versucht, diesen proteusartigen Körper zu fassen, dessen vornehmste Eigenschaft es ist, sich unaufhaltsam zu verändern.

Vereschagin's Katalog.

Ein Gespräch.

Von

Heinrich Homberger.

Zwei Freunde hatten die Ausstellung der Vereschagin'schen Gemälde im Kroll'schen Theater verlassen und bogen in eine stille Allee des Thiergartens ein. Die mit alten und jungen Moosen bedeckte Wetterseite der Bäume leuchtete im Schein der Nachmittagsonne und aus den Spitzen der Sträucher, den Wölbungen der Hecken sprühten tausend hellgrüne Flämmchen und Fünkchen, die der leicht daherfahrende Wind vollends anzufachen schien.

— Erinnerst Du Dich des Goethe'schen Gedichtes auf den „frühzeitigen Frühling"? — fragte der Eine, der seines entzündlichen Gemüthes halber den Beinamen Phosphorus trug.

Der Andere, welcher, mit oder ohne Grund, Phantasus hieß, citirte:

„Tage der Wonne
Kommt ihr so bald?"

Und der Erste:

„Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück."

Armer Vereschagin! Ihm helfen die Musen weder das Glück noch das Unglück tragen. Ob es da eigentlich der Mühe werth ist, ein Künstler zu sein?

— Es ist immer der Mühe werth zu wirken, versetzte Phantasus. Und Du wirst ihm nicht absprechen, daß er wirkt! —

— Ich werde mich wohl hüten, ihm irgend eine Tugend abzusprechen. Hast Du Dir das Vorwort des Katalogs angesehen? Gleich in der zweiten Zeile steht zu lesen, daß er ein großer Maler ist — und was steht nicht Alles sonst darin! Wir werden da unterrichtet, daß er nicht aus abenteuerlicher Raufluft oder seines persönlichen Vortheiles willen, sondern aus reiner Kunstbegeisterung und Vaterlandsliebe an den russischen Feldzügen Theil genommen, und daß er, ohne sich dessen bewußt zu sein, nationale Schranken durchbrechend, zu einem Apostel der allgemeinen Menschenliebe emporgewachsen sei; daß er seine nicht nach äußeren Ehrenzeichen strebende Tapferkeit auf's Glänzendste bewährt und dafür den höchsten militärischen Orden erhalten; daß er die Gelegenheit, sich in Indien dem Gefolge des Prinzen von Wales anzuschließen, verschmäht und lieber dem Studium des Volkes obgelegen habe. Ein vielbewegtes, reiches Leben ohne Abenteuerlichkeit, als Patriot und Philantrop, als Soldat und Künstler und Forscher und Apostel, dabei gewissenhaft und fleißig und eigenartig und — das darf am wenigsten fehlen — genial: alle diese edlen Qualitäten häuft das Vorwort auf den Ehrenscheitel des Herrn Mikrokosmus, und damit nur ja unsere Phantasie nichts hinzuzudenken braucht zur Vervollständigung des großen Mannes, heißt es noch ausdrücklich: sein Lebensbild gleiche „denen jener großen Meister des Cinquecento, welche, wie er, zugleich Künstler und Krieger waren, welche gleich ihm auf dem Schlachtfeld den Satz bewährten, daß ein ganzer Künstler vor Allem ein ganzer Charakter sein muß". Beiläufig bemerkt, hast Du bis heute ein Sterbenswörtchen gewußt von den Schlachten, in welchen Tizian und Rafael und Correggio und Soddoma und Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto e tutti quanti die Ganzheit ihres Charakters erwiesen haben?

— Nun, Michel Angelo hat seine Vaterstadt befestigt, wendete Phantasus ein.

— Ja, und hat die Flucht ergriffen in einem Augenblick der Schwäche. Fern sei es von mir, darum seine Charaktergröße anzuzweifeln. Zu einem ganzen Künstler gehört sicherlich ein ganzer Charakter; nur daß ein Künstler seine Kraft und Ausdauer und Tapferkeit anders erweist, als indem er Schanzen erstürmt. Der Ungeschmack, die Gleichgültigkeit, die Herzenskälte, die Barbarei der Menge ist auch ein wohlverschanztes Bollwerk; dagegen kämpfe der Künstler an mit

— jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt!

Phantasus hatte diese mit wachsendem Eifer hervorgestoßene Rede lächelnd angehört und versetzte gelassen: Welches Feuer! Du bist noch sehr — alt, mein Freund.

— Sehr jung, willst Du sagen: mein Eifer beweise, meinst Du, daß ich noch sehr jung sei.

— Nein, nein! Einer von den Alten, von der Menschengattung — sie ist im Aussterben begriffen — der es noch nicht darauf ankam, ob sie früher oder später siegte. Lerne die Jüngeren verstehen, die schon im Mutterleib auf der Eisenbahn gereist sind. Die haben das Nichtwartenkönnen mit auf die Welt gebracht. Die mögen sich nicht begnügen mit der Anweisung auf die Zukunft,

mit jenem selbstgezogenen Wechsel auf Nachruhm, den die vergeßliche Zahlerin Nachwelt in den seltensten Fällen honorirt. Wer heutzutage ein Talent in sich spürt, der sieht es als ein Capital an, das sofort Zinsen tragen soll. Von seinen Zeitgenossen will er anerkannt sein und hat keine Lust, die Vortheile der Unsterblichkeit erst zu genießen, wenn er gestorben ist. Vielleicht — so setzte Phantasus nach einer kleinen Pause hinzu — hängt dies damit zusammen, daß es in unserer Zeit überhaupt mit dem Unsterblichkeitsglauben hapert.

— Nicht vielleicht, ganz offenbar! rief Phosphorus. Als die Menschen noch der Vorstellung zugänglich waren, der in der Schlacht gebliebene Held werde von einem beflügelten Himmelsboten in den Saal der Götter getragen, da verlohnte es sich, in erfolglosem Kampfe zu unterliegen; da rief der Künstler, so gut wie der Glaubensstreiter: „Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg!“ Aber heute, wo wir so genau wissen, daß von einem Thermopylenkämpfer und von einem hinter einer Mauer erschossenen Spion gleich viel oder gleich wenig übrig bleibt, nämlich ein Häufchen Knochen, heute, wo der Künstler, statt in seiner Phantasie die verklärte Stirn des gefallenen Kriegers mit einem unverwelklichen Kranze geschmückt zu sehen, die Armeen begleitet, um uns als Augenzeuge belehren zu können, daß die fahle Leiche des Besiegten von dem blutrünstigen Sieger entkleidet und verstümmelt wird — wie hätte da er selbst noch Lust, zu den Besiegten „im Kampf um's Leben“, um's liebe Leben zu gehören! Er glaubt an keine Genien mehr, welche sein unsterbliches Theil hoch über allen Staub und Schmutz der Erde, dieses zertretenen Schlachtfeldes, zum Himmel emportragen; er glaubt nur noch an — sein eignes Genie, und damit auch die Leute daran glauben, verfehlt er nicht, sich ihnen ausdrücklich als Genie vorzustellen.

— Auch die Künstler und Poeten der Vergangenheit haben es nicht an Eigenlob fehlen lassen — wendete Phantasus ein.

— Ja, aber wie harmlos war das im Gegensatz zu dem heutigen Eigendünkel, wie naiv die Eitelkeit der Talente von ehedem zu der bewußten Geniesucht der jetzigen! Unter einem Vergleich mit den großen Meistern des Cinquecento oder mit Homer oder Shakespeare oder Beethoven thun sie's nicht mehr. Als wenn es gar nicht der Mühe werth wäre, bloß etwas Ordentliches zu leisten, es muß schlechterdings etwas Außerordentliches sein. Es gibt kein schweigendes Verdienst mehr, keinen echten Stolz, der auf die Anerkennung der Menge verzichtet und sich mit dem Beifall der wenigen Verständigen begnügt. Das ganze Publikum soll vor dem großen Mann auf den Knieen liegen und Hosiannah singen.

— Sehr natürlich, da es das ganze Publikum ist, an welches heutzutage der Künstler, der Dichter sich wendet, sich wenden muß. In früheren Zeiten gab es kein Publikum, sondern es gab Liebhaber und Kenner und Gönner. Mit den Liebhabern fühlte sich der Mann von Genie durch die gemeinsame schöne Leidenschaft verbunden. Vor den Kennern hatte er Respect, weil sie im Stande waren, ihn zu beurtheilen. Um zu leben, brauchte er Gönner — Könige und große Herren — und das waren sehr erhabene Personnagen, deren Wohlgefallen man nicht erwarb, indem man vor ihnen aufrecht stand, sondern indem

man sich bückte. Alles war dazu angethan, um das Talent weder scheu und einsam zu machen, noch ihm eine zu geräuschvolle Rolle aufzuerlegen. Auf die Anerkennung Weniger angewiesen, hatte es nicht allzuviel Mühe, deren Aufmerksamkeit zu erregen, und obwohl es schmeicheln mußte — die Mächtigen verlangen immer den Tribut der Schmeichelei — so brauchte es doch nur Wenigen zu schmeicheln. Wie ganz anders ist das Alles heute! Nicht vor einer glänzenden Galerie von Königen und Mäcenen, nicht vor einem Tribunale zuständiger Richter producirt sich der Künstler, sondern vor einem tausendköpfigen Parterre. Nicht den angeborenen Geschmack, das gebildete Urtheil, die stille Sympathie von Leuten, die er kennt und die ihn kennen, muß er gewinnen, sondern die öffentliche Meinung, zu der es keine privaten und also keine innigen, keine edeln Beziehungen gibt. Inmitten einer bunten, zerstreuten, „unbekannten Menge", die zu ihrem größeren Theile nicht anders denn gleichgiltigen Herzens und stumpfen Sinnes sein kann, umwogt, umlärmt von dem profanum vulgus,— muß sich da das Talent nicht um so einsamer fühlen, je eigenthümlicher es ist, um so weniger verstanden, je mehr der Stimmen sind, die mitreden, und darfst du ihm so sehr verargen, wenn es, was ihm nicht an Wärme von draußen zuströmt, durch ein erhitztes Selbstgefühl ersetzt? Gewiß, was du die moderne Geniesucht genannt hast, ist eine widerwärtige Krankheit und man weiß nicht, soll man darüber weinen oder lachen; allein sie erklärt sich, ähnlich wie andere Epidemieen, aus der verdorbenen Atmosphäre, in welcher heutzutage das künstlerische Talent athmen muß. Hast du ein kleines Buch gesehen, das kürzlich erschienen ist unter dem Titel: „Ein Vermächtniß von Anselm Feuerbach"? Es ist ein einziger furchtbarer Schmerzensschrei, eine einzige leidenschaftliche Klage und Anklage eines vornehm angelegten, Großes erstrebenden Künstlers, welcher den Kampf gegen die Gleichgültigkeit, die Herzenskälte seines Zeitalters vergeblich gekämpft hat. Versuche es, ihn zu trösten, stelle ihm den Beifall und Dank der Zukunft in Aussicht. Er erwidert dir: „Ich wünsche Verständigung mit meinen Zeitgenossen. Die Anweisung auf die Nachwelt ist kein Ersatz für den lebendigen Pulsschlag verwandter Herzen und für liebevoll ermunterndes Eingehen und Aufnehmen, dessen der Künstler für sein Schaffen bedarf, wie die Pflanze das Licht der Sonne zum Wachsen."

— Ich habe das Buch gelesen mit herzlicher aber noch mehr mit schmerzlicher Theilnahme. Es ist ein peinigendes Buch, eine düstere Krankheitsgeschichte, und so sehr man dem Künstler ein gütigeres Schicksal gönnte, so bezweifelt man doch, ob die Kunst, die Kunst des Lichtes und der Farben, jemals zu fröhlicher Entfaltung hätte gedeihen können in solch unheiterer, schwerer, eingeschlossener Seele, welche, statt durch die Höhe ihrer Ziele über sich selbst hinweggehoben zu werden, durch das Unmaß ihres Wollens belastet war. Alle Kunst, auch die erhabenste, die tragische, muß im höchsten Sinne leicht und heiter sein, frei von Allem, was an Dumpfheit und Qual erinnert.

— Wohl! aber wie soll die Kunst heiter, wie soll der Künstler gesund sein, wenn er trotz aller Begabung, alles Muthes, aller Ausdauer keine Wirkung hervorbringt? Ich sage dir, es ist ein großes Ding um das Wirken, um den sichtbaren, greifbaren Eindruck auf die Zeitgenossen, und wenn wir sehen, wie

die „alma sdegnosa“, die grimme Feuerseele eines Feuerbach, weil sie dem die Lorbeerkränze und die Goldrollen austheilenden Publikum keine Zugeständnisse machen kann, sich in fruchtlosem Ringen verzehrt, nun, so werden wir jenen minder herben, minder stolzen Leuten, welche, um ihr Talent an den Mann zu bringen, zu ihrem eigenen Ausrufer werden, mildernde Umstände bewilligen. Schlimm genug, daß das Klappern heute nicht nur zum Handwerk, sondern auch zur Kunst gehört. Aber wenn der Hörer taub ist, muß man die Backen voll nehmen, und wenn die Menschen das Kunstgefühl nicht inwendig haben in den Herzen, so muß man sie fassen bei dem, was sie auswendig wissen, so beruft man sich auf die großen Namen der Kunstgeschichte, auf die Meister des Cinquecento.

Das Gespräch stockte. Die beiden Freunde hatten das Ende der Allee erreicht und einen freien Ausblick gewonnen nach dem westlichen Horizonte, an welchem die Abendsonne im Bunde und Kampfe mit vielgestaltigem Gewölke ein zauberisches Farbenspiel aufzuführen begann. Eine Gruppe hoher, hagerer Kiefern streckte hundert Schritte vor ihnen die feingeästeten Wipfel in die blaue Luft und ihre schwarzen Umrisse vermittelten die zerfließende Ferne und die harte Nähe des Vordergrundes.

— Da sieh, — rief endlich Phosphorus —, was ein bischen Luft und Licht und ein paar an den richtigen Platz gestellte märkische Kiefern aus diesem gestaltlosen nordischen Flachland zu machen verstehen! wenn man Angesichts der Natur an die Kunst zu denken befugt wäre, wahrhaftig, ich könnte mich vor eine von Claude Lorrain's seligen Landschaften versetzt glauben. Es ist nicht nöthig, daß der Landschaftsmaler nach dem Orient reise. Hier oder nirgends ist — Indien!

— Solche handgreifliche Unwahrheiten läßt dir heute Niemand mehr durch, du Bewunderer von Claude Lorrain's Bergen und Thälern, die nirgend in natura existirt haben.

— Was weiß ich davon, ob sie in natura existirt haben! Als wenn man Angesichts der Kunst an die Natur zu denken befugt wäre! Daß Natur und Kunst zwei völlig verschiedene Welten sind, durch einen Abgrund getrennt, über welchen nur die Schwingen des Geistes in kühnem Fluge tragen, den aber keine noch so peinlich genaue Handarbeit überbrückt, — das wird mir niemals klarer, als wenn ich die Hilflosigkeit solch eines sogenannten Naturalisten sehe. Stellt Claude Lorrain mir einen seiner Berge vor Augen, so mag der dem Soracte des Horaz ähnlich oder unähnlich sein, jedenfalls hat der Maler nicht nöthig mich zu belehren, daß es ein Berg ist. Malt aber solch ein Orientforscher den „Kantschinschinga“, so muß mich erst noch der Katalog unterrichten, daß hier der höchste, achtundzwanzigtausend Fuß hohe Gipfel des Himalaja abgebildet ist; andernfalls laufe ich Gefahr zu meinen, das Gemälde stelle einen von spielenden Knaben zusammengetragenen Schneehaufen dar. Aber die Sache ist einfach genug: ein achtundzwanzigtausend Fuß hoher Berg läßt sich naturgetreu nur auf einer achtundzwanzigtausend Fuß hohen Leinwand abbilden, und da eine solche einstweilen von unseren Webereien nicht hergestellt wird, so ist der

Herr gezwungen, der Bewunderung des Beschauers durch eine Notiz des Katalogs die erforderlichen Dimensionen zu geben.

— Mein lieber Freund — sagte Phantasus — ich habe es versucht, mich in die Seele des Künstlers zu versetzen.

— In seine Seele? Da wirst du schön angekommen sein. Ich wette, sie hat sich verleugnen lassen, als du nach ihr fragtest.

— Und doch ist es eine aufrichtigere Seele als du meinst. Sie will in der That nicht, daß man nach ihr frage; sie zweifelt an der eigenen Existenz oder doch an dem Rechte dazu; sie hält sich für ein Unwesen, das nicht befugt sei, sich zwischen die Natur und deren Abbildnerin, die Kunst, zu stellen; nur die Technik kommt ihr als eine ernsthafte, zuverlässige Person vor, welche jeden Respect verdiene; aber sich selbst betrachtet sie als „la folle du logis", der man das Mitdreinreden endlich einmal verbieten müsse. Sie meint ganz treuherzig, der Maler werde die tausend und abertausend Gestalten der Welt da draußen jede in ihrer Art richtig sehen und richtig wiedergeben, wenn nur sie, die eigene innere Art des Künstlers, nichts dazu oder davon thäte. Sie dünkt sich als vom Uebel, die gute Seele, als eitel Wahn und Willkür. Ehemals war das Fleisch die Erbsünde und mußte abgetödtet werden; jetzt aber ist es der Geist, den es auszutreiben gilt. Wie einstens der fromme Anachoret in die libysche oder arabische Wüste zog und den sündigen Leib kasteite, bis Hunger und Qual und Schmutz nichts davon übrig ließen, so flüchtet unser Künstler vor den Anfechtungen des Geistes, vor den trügerischen Visionen der Phantasie nach der Bulgarei und der Tartarei, löscht im Blut des Gemetzels allen schönen Schein und räuchert durch die Ausdünstungen der Lazarethe und unterirdischen Kerker das Gehirn vom Dunste der Einbildungen. Wenn er uns berichtet, daß er „den furchtbarsten Krieg des Jahrhunderts" nicht nur mitangesehen, sondern mitgekämpft hat, daß er bis an die sibirische Grenze gereist ist, um das Elend der Deportirten durch vielfache persönliche Berührung kennen zu lernen, wer dächte da nicht an jene heiligen Schwärmer, welche in der Kraft ihres Glaubens jede menschliche Schwäche überwanden und die Aussätzigen küßten und das Lager der Pestkranken theilten!

— So wäre es am Ende gar eine geheime Wahlverwandtschaft, die diesen Feind des Fanatismus zu den Derwischen und Fakirn gezogen hat?

— Jede Religion hat ihre Eiferer. Es ist nur in der Ordnung, daß der neueste Glaube, der Naturalismus, auch seine streitende Kirche hat und seine Reiseprediger, die so erfüllt sind von der Wahrheit ihrer Lehre — —

— Daß sie zum größeren Ruhme des wahren Gottes ein bischen priesterlichen Hokuspokus nicht scheuen. Dieses gefühlvolle Orgelspiel zu den Greueln des Schlachtfeldes — ist das die Wahrheit der Kunst, ist das die Kunst der Wahrheit? Dieses gemachte Dunkel mit dem gemachten Lichte — heißt das die Natur ehren? Lohnte es darum, alle möglichen barbarischen Länder zu durchziehen, alle möglichen Volkstypen nach dem lebenden Modell zu zeichnen, theure ethnographische Sammlungen anzulegen, tausende von Photographien aufzunehmen, um schließlich zu all diesem Wahrheitsapparate den Täuschungsapparat eines Jahrmarkts-Panoramas nicht entbehren zu können! Wie seltsam! Erst

baut man sich sein Atelier im Freien, um nur ja die Welt im schatten- und schonungslosen Lichte der Mittagsonne zu sehen, und dann zeigt man das Bild bei elektrischer Beleuchtung!

— Hm! lächelte Phantasus, — der Künstler mag gedacht haben, im Grunde komme es darauf nicht an. Das Publicum kennt ja doch nicht die Bulgarei und Turkestan und Indien aus eigner Wahrnehmung und vermöchte also auch am hellsten Tage nicht zu beurtheilen, mit welch wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit eine vollendete Technik all diese fernen Dinge dargestellt hat.

— Ja wohl! eine vollendete Technik, welche das wichtigste, ich möchte sagen, das einzige Gesetz der Kunst nicht erfüllt: nämlich daß das Kunstwerk sich aus sich selbst zu erklären und, ob auch die fernsten, ja die fabelhaftesten Dinge darstellend, sie aus eigner Kraft uns so nahe zu bringen hat, daß wir keines Vermittlers bedürfen, um sie zu begreifen und von ihrer Wahrheit überzeugt zu sein. Mit all dieser mikroskopischen Suche nach Wahrheit, mit allem Raffinement der Mache sind wir nur wieder zu jener kindlichen Kunst zurückgelangt, welche den von ihr geschaffenen Figuren einen Zettel in den Mund steckte, darauf geschrieben stand, was sie bedeuteten. Doch nein: ich thue jener frühesten Malerei Unrecht; immer war es doch ein im Bilde selbst verborgener Tiefsinn, ein innerer, allzu innerlicher, ein allegorischer Gehalt, den jene ersten, technisch so unbeholfenen, aber des Geistes vollen Meister nicht besser offenbar zu machen verstanden. Hier aber bei dieser allerneusten Kunst, die aus Angst, es könnte in den greifbaren Körpern eine für all ihre Technik ungreifbare Seele stecken, in eine todte Welt flüchtet, wo es nur noch Leichen gibt und eine diese Leichen mit kalter Genauigkeit studirende Wissenschaft, hier liegt der Inhalt des Kunstwerks außerhalb des Kunstwerks. Das Bild ist nur die Illustration — zum Katalog. O dieser Katalog! Wie hat das Vorwort nur vergessen können, uns einzuschärfen, daß wir in unsrem Maler, der ein Soldat und Apostel ist, auch einen höchst gewandten, höchst kenntnißreichen Schriftsteller zu bewundern haben. Noch nie ist auf so wenigen Seiten soviel des Wissenswürdigen aus Geschichte und Erdkunde, aus Völkerpsychologie und Ethnographie in so knapper, präciser Sprache zu lesen gewesen wie in diesem Bilderverzeichniß. Noch nie hat ein Künstler solche Sorge getragen, daß die Beschauer außer dem körperlosen Eindruck, den die Gaukelei der Farben in ihnen hervorruft, auch noch etwas Anderes, Dauerhafteres, Solideres „schwarz auf weiß nach Hause tragen." Wenn sie längst das Bild Nummer elf, das einen Mann in weißem Gewand mit rothem Turban darstellt, vergessen haben, dann lesen sie noch in ihrem Katalog:

> Banya, Mitglied einer religiösen Kaste. Diese perhorresciren die Tödtung jedes Thieres, vom Elephanten bis zum Floh, gelten aber für speculativ, wucherisch und betrügerisch im Geschäfte.

Und über ein altes Weib, dessen scheußliche Gestalt ihnen vielleicht nicht das gebührende Interesse einflößte, wird ihnen die Belehrung zu Theil:

> Frau aus Ladak (West-Tibet), welche fünf Männer hat (Polyandrie).

Dieses eingeklammerte Wort „Polyandrie" ist allein die fünfzig Pfennig werth, die der Katalog kostet. Das nur möchte ich gern wissen, ob eine mit fünf Männern behaftete Frau in einer für das bloße Auge wahrnehmbaren

Weise anders aussieht als eine, die nur deren viere beglückt, und ob die malerische Technik unsrer Zeit es in der That soweit gebracht hat, diesen Unterschied auf der Leinwand darzustellen. Was meinst du?

— Du nimmst es ein bischen genau, sagte Phantasus.

— Nicht zu genau bei solch einem wahrheitliebenden Künstler. Was! Von einem Bild, welches Kirgisen darstellt, sagt der Katalog:

> Kühne Reiter auf unermüdlichen kleinen Pferdchen. Flink im Rauben und Stehlen, jähzornig, doch gutmüthig und leichtgläubig. —

und ich sollte nicht neugierig sein dürfen, ob man, um die Unermüdlichkeit der kleinen Pferde zu malen, Umbra oder Terra di Siena anwendet, und welche Lasuren wohl die Leichtgläubigkeit der kühnen Reiter am besten durchscheinen lassen.

— Dein Spott ist mir zu schwerfällig — sagte Phantasus. Nimm doch die Sache ein bischen leichter und lustiger und verdirb dir die Freude nicht an dem Instincte oder dem Verstande dieses Mannes, der seine Zeit kennt und weiß, wo ihre Stärke liegt. Man faßt die Menschen nur bei ihrer Stärke.

— Entschuldige — bei ihren Schwächen willst du sagen —

— Es läuft auf dasselbe hinaus. Genug, dem heutigen praktischen Geschlechte mit Phantasie kommen — das ist beinahe so unpraktisch wie Hungers sterben. Beinahe, sage ich, denn Böcklin ist meines Wissens nicht Hungers gestorben.

— Und du nennst deinen Spott lustig?

— In einer demokratischen Zeit, welche das allgemeine Stimmrecht auch in Sachen des Geschmacks eingeführt hat, kann der praktische Künstler — —

— Der praktische Künstler? Ist die Kunst auch praktisch geworden? Allerdings seitdem das Christenthum sich's hat gefallen lassen müssen — —

— Der praktische Künstler kann heute nicht anders verfahren als der praktische Staatsmann. Wie dieser nicht mehr die Neigungen und Bedürfnisse und Vorurtheile der Massen vornehm vernachlässigen darf, so steht auch dem Künstler, der sich Bahn brechen will, kein andrer Weg offen als Rücksicht zu nehmen auf die Stimmung und die Wünsche der großen Zahl.

— Nichts kann klarer sein — rief Phosphorus. Der Realpolitik unsrer Tage entspricht der Realismus der Kunst.

— Ja, doch verstehen wir uns recht! Das wäre ein sehr stümperhafter Realpolitiker, welcher nur den realen, nicht auch den idealen Bedürfnissen der Völker Befriedigung gewährte. Das bloße Essen und Trinken macht die Menschen noch nicht glücklich.

— Sicherlich nicht! Weshalb auch jene Virtuosen der Realpolitik, die Römer ihren Pöbel nicht nur mit Brod, sondern auch mit Circusspielen regalirten. Und da fällt mir ein: wie wenn man die Gladiatorenkämpfe, bei denen zuckende Gliedmaßen und blutige Rümpfe in natura vorgeführt wurden, als unerreichte Muster naturalistischer Kunst auffaßte? Auch die bestgemalte Wunde bleibt doch an Naturwahrheit unendlich zurück hinter dem Blut, das vor den Augen des Beschauers rinnt und gerinnt.

— Ohne Zweifel, fuhr Phantasus fort, sind die meisten Menschen für ein

kräftiges Schütteln ihrer derben oder abgespannten Nervenstränge dankbar. Aber wer sie durch die bloße Sensation, durch die alleinige Wirkung auf die Nerven nicht nur zu packen, sondern auch festzuhalten meint, der irrt sich. Gerade die Menge verlangt auch etwas für's Sentiment und ist durch nackten Realismus nicht zu befriedigen. Solche Künstler, welche nichts als die genaue Reproduction der Wirklichkeit geben ohne die kleinste Genugthuung für Gefühl und Phantasie, pflegen, vorausgesetzt daß sie über die nöthige Technik gebieten, von ihren Kunstgenossen, von den Kennern und den raffinés gewürdigt und sogar überschätzt zu werden; aber das in die Schwierigkeiten der Technik uneingeweihte Publicum verlangt mehr als vollendete Nachahmung der Natur; es verlangt etwas für Phantasie und Herz.

— Aber eben sagtest du doch, man dürfe dem heutigen praktischen Geschlechte nicht mit Phantasie kommen!

— Nicht mit künstlerischer Phantasie. Wohl ist es ein praktisches Geschlecht, aber das will nicht sagen, daß es nicht auch in seiner Weise träume und schwärme. Jede Zeit schafft sich ihre eignen Ideale. Eine praktische und realistische Zeit macht das Reale zu ihrem Ideal, richtet ihre Begeisterung auf das Nützliche oder was ihr nützlich scheint. Nun wäre die Behauptung, daß die Gegenwart nur nach materiellem Genuß und Nutzen trachte, höchst ungerecht, vielmehr nie früher haben so zahlreiche Menschen nach geistiger und moralischer Befriedigung begehrt. Nur daß sie diese Befriedigung nicht außerhalb, nicht jenseits dessen suchen, was sie für wahr und nützlich halten. Für wahr halten sie allein die wissenschaftliche Erkenntniß; für nützlich allein, was die allgemeine Wohlfahrt, die allgemeine Bildung, die gesellschaftliche Ordnung mehrt und fördert. Wessen Verstand schwärmt heute nicht für möglichste Verbreitung von Kenntnissen und Fertigkeiten? wessen Gefühl schwelgt nicht in edeln, welt- und menschenverbessernden Tendenzen? Der Drang nach sogenannter Cultur, der Wunsch, durch Einrichtungen aller Art die Erde ergibiger und wohnlicher zu machen und Noth und Elend von ihrer Oberfläche zu verscheuchen — dies ist der Idealismus unsrer Zeit. Und diesem Idealismus dient der praktische russische Maler oder, wenn du lieber willst, ihn macht er sich dienstbar und darum hat er Erfolg, während ein Feuerbach, der sich steift, dem Publicum Verständniß und Sympathie für seine eignen, ganz unzeitgemäßen Ideale beizubringen, untergeht. Ich fürchte, daß ich den Künstler Wereschagin nicht mehr liebe als du; denn nur eine ganze Person läßt sich lieben, nicht eine noch so fertige Hand. Aber ich bewundere ihn als richtigen Sohn der Zeit, ähnlich wie ich den Franzosen Zola bewundere. Wie falsch, diese Leute zu beschuldigen, daß sie nur auf die Sinnlichkeit wirkten, da sie gerade die innersten Empfindungen ihrer Zeitgenossen treffen. Wereschagin beschränkt sich nicht darauf, die Nerven zu erschüttern, indem er die Greuel des Kriegs ohne Beschönigung abbildet. Nein, er wendet sich an die herrschenden humanen Tendenzen und malt zu der fürchterlichen Wollust des Schlachtfeldes den aller Ehren werthen Engel der Philanthropie.

— Du denkst an Schiller's Distichon „der Kunstgriff":

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
Malet die Wollust, — nur malet den Teufel dazu!

— Und ebenso beschönigt oder verschönt er nichts an seinen asiatischen Landschaften, Scenen und Menschen. Er weiß, daß dem Publicum die Schönheit als unwahr und unnütz verdächtig ist, aber daß es gern seine Kenntnisse von fremden Ländern und Völkern vermehrt. Wenn er nun den auf den Bildern selbst nicht anzubringenden Ueberschuß an humaner Tendenz und anthropologischer Belehrung im Katalog verwerthet, — nun, so ist auch das in der Ordnung, denn der Belehrung kann nie zuviel sein und von der Wahrheit darf kein Tüttelchen vorenthalten werden.

— Kein Tüttelchen! rief Phosphorus und nickte. Das wird Einem besonders klar bei dem, was der Katalog zu dem Bilde Nummer neunundsechzig, den „Ruinen von Tschugutschak", bemerkt:

> Nicht weniger als zwanzig Millionen Menschen (Männer, Frauen und Kinder) wurden längs der westlichen Grenze China's ermordet.

Zwanzig Millionen! Nicht ein Mann mehr, nicht eine Frau weniger! Doch sage: Du sprichst unsrer Zeit die künstlerische Phantasie ab — sollte sie etwa dafür der Phantasie der Zahlen zugänglich sein?

— Das mußt du die Statistiker fragen. Jedenfalls läßt sich eher an eine Landschaft glauben, die mit den Knochen von zwanzig Millionen Kalmücken und Chinesen bedeckt ist, als an die von deinen Claude Lorrain und Böcklin gesehenen Länder mit ihren lebendigen Nymphen und fischgrätigen Wassermännern.

— Und glaubst du, das Publicum des allgemeinen Stimmrechts werde nie begreifen lernen, daß, wenn die Phantasie eines bedeutenden Künstlers die Welt in einer gewissen Weise schaut, dies auch eine Art Wahrheit ist und eine höhere als die des photographischen Apparats, eine lebendigere als die der wissenschaftlichen Abstraction, eine fruchtbarere als die der Zeittendenz?

— Wer will's wissen! erwiderte Phantasus und war nahe daran, seine gelassene Miene zu einem schwermüthigen Lächeln zu verziehen. Aber er nahm sich zusammen, und indem er auf die von der untergehenden Sonne in ein letztes Glanzlicht getauchte Gegend deutete, recitirte er:

> Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
> Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
> Betrachte, wie in Abendsonne-Gluth
> Die grünumgebnen Hütten schimmern.
> Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
> Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
> O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
> Ihr nach und immer nach zu streben!

Ihr nach und immer nach! So lange diese Sehnsucht in Menschenherzen lebt, wird der Menschenverstand immer wieder erkennen müssen, daß zu des Geistes Flügeln kein körperlicher Flügel sich gesellt. Das Reich der Phantasie ist nicht von dieser Welt und eben darum wird es den Menschen in dieser Welt immer wieder einmal zu enge werden.

Polnische Belletristik in den letzten zwanzig Jahren.

Von

Otto Hausner,

Mitglied des österreichischen Reichsraths.

Nur selten ist es einem Volke vergönnt gewesen, den Höhepunkt politischer und literarischer Größe gleichzeitig zu erreichen, den Vollgenuß äußerer Macht mit der Blüthe schöngeistigen Schaffens zu vereinen.

Ganz unzweifelhaft ist diese Gunst des Völkerschicksales nur dem alten Griechenland zu Theil geworden, und der noch nach Jahrtausenden ungeschwächte Reiz der griechischen Geistesproducte beruht wohl größtentheils auf dieser Gleichzeitigkeit staatlicher und geistiger Hochentwickelung.

Unter den modernen Culturvölkern weisen allerdings die Franzosen auf das Zeitalter Ludwig's XIV., die Engländer auf die Regierung Elisabeth's, die Spanier auf jene Philipp's II. als auf goldene Epochen sowohl für das geistige wie für das Staatsleben hin.

Doch des Zeitalters des Roi Soleil und Racine's, welcher nach Bacquerie's Ausspruch nicht so sehr durch das, was er gesagt, als durch das, was er nicht zu sagen wagte, berühmt geworden ist, kann kaum Jemand recht froh werden, außer einem regelrechten französischen Legitimisten, der in Cabinetsjustiz, Eroberungspolitik und Hofpoesie einen gehobenen Dreiklang zu hören vermag. Noch fragwürdiger und für den Entwickelungsgang der Menschheit unerfreulicher ist die durch Cervantes und Lope de Vega geschmückte spanische Glanzepoche, wobei wohl zu berücksichtigen ist, daß das größte und nationalste Genie der Spanier, Calderon, schon in der Zeit des politischen Niederganges erstand. So bleibt uns denn in der modernen Geschichte bloß das Zusammentreffen des Anwachsens Englands zur Weltmacht mit dem Auftauchen des größten dramatischen Genies des Erdballs übrig, während Deutschland und Italien in Zeiten völliger politischer Zerrissenheit und arger Eingriffe der Fremden in ihre Machtsphäre und Unabhängigkeit die großartigsten Schöpfungen ihrer Dichterfürsten feierten. Bei den meisten Völkern also sehen wir den Aufschwung oder den Untergang der Literatur nicht im Gefolge des Wachsens oder Sinkens der politischen Macht und Bedeutung; ja die zwei Weltherrschaften des 19. Jahrhunderts,

das französische Kaiserreich von 1800—1814 und das deutsche Kaiserreich von 1870 an, sind von einer ganz besonderen Sterilität und Verflachung des poetischen Schaffens begleitet.

Der Entwickelungsgang der polnischen Literatur aber bietet ein ganz vereinzelt dastehendes, anscheinend unwahrscheinliches und unlogisches Schauspiel, dessen wahren Sinn vielleicht erst die Zukunft aufdecken wird: das Schauspiel der höchsten literarischen Blüthe 30 bis 40 Jahre nach dem völligen Verluste der Selbständigkeit. Die polnische Literaturgeschichte kennt zwar eine sogenannte goldene oder Sigmundische Epoche von 1520—1640, welche mit der größten Machtentfaltung der Jagiellonen und ersten Wasa's zusammenfällt. Der Werth derselben, welcher binnen 120 Jahren namentlich durch zwei nationale Sänger, Jan Kochanowski und Rey und durch einen lateinischen Poeten, Sarbiewski, begründet wird, schrumpft aber vor der urplötzlich aus dumpfstem Verfall emportauchenden und von ganz unerhörter Schaffensfülle strotzenden romantisch-nationalen Schule zu einem bloßen Vorspiel zusammen, dessen allmälige Entwickelung kein Staunen erregt, während das gleichzeitige Auftreten dreier Dichter von solcher geistiger Höhe, wie Mickiewicz, Slowacki und Krasinski sammt dem entsprechenden Gefolge von Schülern und unabhängigen Poeten zweiten Ranges sich nur in den reichsten Literaturepochen großer Culturvölker wiederfindet.

Diese in der Geschichte einzig dastehende poetische Verklärung eines Volkes, über dessen Unabhängigkeit sich seit 30 Jahren das Grab geschlossen hatte, ist heute sicherlich beendet und vorbei. Von Allen, die damals das heilige Feuer schürten, ist nur noch der greise Bohdan Zaleski am Leben, der zwar noch kürzlich bei der slavischen Pilgerfahrt dem Papst seine katholische Gesinnung bezeugen konnte und dessen 50jähriges Dichterjubiläum in diesem Jahre gefeiert wurde, dessen Leier aber längst verstummt ist.

Daß nun die polnische Literatur der Jetztzeit in ihren Leistungen zwar nicht an die blendenden Meteore jener Glanzepoche heranreicht, daß jedoch der Strom, welcher damals aus anscheinend dürrem Boden unerwartet und brausend hervorquoll, nicht ganz versiegt ist, sondern in ein anderes Bett geleitet, ruhig und minder tief dahinfließt, das sollen die nachstehenden Seiten darzulegen trachten, was vielleicht umsoweniger überflüssig ist, da, während die große romantisch-nationale Literaturepoche Polens theilweise durch mehr oder minder gelungene Uebersetzungen zum Gemeingut der gebildeten Deutschen gemacht worden ist, das, was ihr folgte, die Gegenwart, mit Ausnahme der Werke Krajewski's, in Deutschland wenig oder gar nicht gekannt und gewürdigt ist.

I.

Die Lyrik hat seit zwanzig Jahren in Polen dieselbe abschüssige Bahn betreten, auf welcher sie sich gegenwärtig in fast allen Literaturen der Welt befindet, etwa mit Ausnahme Frankreichs, wo François Coppée, Sully-Prudhomme, André Theuriet, und der unerschöpfliche Victor Hugo noch von warmem Gefühl eingegebene, lebenskräftige Naturlaute anschlagen, die der ehemaligen, meist auf Formvollendung bedachten französischen Kunstpoesie weit überlegen sind.

Doch ist in Polen der Niedergang der Lyrik in ganz anderer, brüskerer Weise

eingetreten, als in den übrigen Ländern, wo vor dem Ueberwuchern der politischen, wissenschaftlichen und ökonomischen Regungen und der Theilnahmlosigkeit der Lesewelt ein allmäliges Verklingen der Lyrik, ein Zurücktreten der besten Kräfte von derselben erfolgte, während in Polen der trostlose Ausgang des letzten Aufstandsversuchs im J. 1864 und die dadurch hervorgerufene Entnüchterung der am Leben gebliebenen Jugend eine plötzliche und heftige Opposition gegen den Idealismus, die Illusionen, die thatenlosen Träumereien und den sterilen Schmerz, kurz gegen Alles, was bisher die Lyrik ausgedrückt hatte, heraufbeschwor. Eine seit 1866 in Warschau erscheinende Revue: Przegląd tygod niowy, ausschließlich von jungen Leuten geschrieben, eröffnete eine erbitterte Campagne gegen die Kopfhänger und Weltschmerzler, gegen die Verzückten und Schmerzensreichen, und rief ihnen allwöchentlich zu: „Ihr seid nicht die Kinder unseres Jahrhunderts, Ihr versteht dieses eiserne Zeitalter nicht, das neue Wege betreten, neue Fernsichten eröffnen will. Singt anders, besingt den Fortschritt, die Arbeit, die Erfindungen, die Zukunft, oder hört auf zu singen." Der von einem kleinen neuen Blatte gegebene Anstoß pflanzte sich rasch und weit über die Grenzen des Königreichs Polen fort. Ueberall wendete sich die Jugend von der Poesie ab, der nüchternen Forschung, ja dem Materialismus zu und schaudernd wurde von den „Alten" der Augenblick vorhergesehen, wo Comte, Darwin, Moleschott und Büchner der polnischen Jugend geläufiger sein würden als Mickiewicz, Krasinski und Slowacki.

Dieser Umschwung, welchem nur ungelenke oder schwachmüthige Gegner entgegentraten, brachte unter den Lyrikern eine förmliche Deroute hervor: einige Wenige — nicht die Schlechtesten — versuchten mit dem Strome zu schwimmen und die verlangte Zukunftstendenz in ihre Dichtungen zu bringen, und besangen unerschrocken den Dampf und die Elektricität, die Association und Armenversorgung. Andere, darunter einige Bessere, setzten dem Angriff Trotz, dem Sarkasmus Hohn entgegen, mit welchem Einige das sogenannte Zeitalter der Vernunft in mitunter ganz gelungenen kräftigen Versen überschütteten; die Besten endlich verhüllten das Haupt und zerbrachen die verachtete Leier. Sehen wir uns nun um unter Denen, die noch singen, und Denen, die schweigen. Leider unter diesen Letzteren befindet sich der zweifellos bedeutendste polnische Lyriker nach dem Heimgang des großen Dreigestirns: Cornel v. Ujejski (geb. 1823 in Beremiany, Galizien), welcher in einem Alter, das gewöhnlich die Schöpferkraft noch nicht untergräbt, nach einem im Beginn glänzenden, dann trüben und unbefriedigenden Lebenslauf heute als ein wohl für immer ausgebrannter Vulcan dasteht. Vierundzwanzigjährig erstürmte Ujejski in fast unerhörter Hast Ruhm und Popularität, so weit die polnische Zunge klingt. In einem Alter, in welchem die Mehrzahl der Musensöhne von Buchhändlern und Zeitschriftherausgebern die Veröffentlichung ihrer Ergüsse erbetteln muß, sah er den ergreifendsten seiner Gesänge, den Choral: „Mit dem Rauch der Feuersbrünste" binnen Jahresfrist zum Volksliede im besten Sinne des Wortes werden und hörte es von Hoch und Niedrig, in Gotteshäusern und Volksversammlungen mit Inbrunst und Begeisterung singen. Dieser frühzeitige Ruhm, dieses unaufhaltsame in's Volk Greifen seiner Dichtungen war wohlverdient. Die „Klagen Jeremias" (London

1847), denen geistesverwandt und ebenbürtig die „Biblischen Melodieen" (Lemberg 1851) folgten, sind vielleicht die treueste Wiedererweckung althebräischen Geistes, welche je in modernem Gewande versucht worden ist, jenes Geistes, der wilden Leidenschaftsausbruch, markerschütternde Klage und entsagende Gottergebenheit so wunderbar vereint. Der lapidare Zuschnitt der artikellosen polnischen Sprache war wie geschaffen, diesen modernen Jeremias mit ebenbürtiger Kraft in die Harfe des Psalmisten greifen zu lassen. Leider sind gerade die schönsten Gesänge, wie das erwähnte Klagelied über die brudermörderischen Metzeleien der galizischen Bauern im J. 1846, oder „der Fall Jericho's" oder „Jubal", in ihrer düster verhaltenen Gluth und ihrer condensirten Gedankenfülle geradezu unübersetzbar und verlieren in der Uebertragung, wie jahrhundertelang vergrabene, an die Luft gebrachte Fresken das Beste ihres Farbenduftes. Von dem gewaltigen Eindrucke des „Chorals" kann man sich nur dann eine richtige Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß zur Zeit, als er erschien, Tausende ihre soeben gemordeten Väter, Mütter, Brüder oder Kinder beweinten, so daß dieser Gesang zur höchsten Vergeistigung des Gelegenheitsgedichtes ward. Man denke sich „l'année terrible" Victor Hugo's aller Phrase und Ueberschwänglichkeit entkleidet und in einen mächtigen Aufschrei zusammengezogen, und man wird von Ujejski's Choral einen annähernden Begriff bekommen. Nicht nur der Sang, auch der Sänger ward hochgeehrt und gelohnt. Die Stadt Lemberg überließ ihm eines ihrer Güter in Pacht unter Bedingungen, die einer Nationalbelohnung sich näherten, die Tochter eines altberühmten Grafengeschlechtes, der Komorowski, reichte ihm die Hand. Da vollzog sich ein noch unaufgeklärter psychologischer Proceß in dem Dichter. In der Vollkraft der Jugend erlahmte sein Schwung, seine poetische Ader versiegte und das Wenige, was er von nun an in langen Zwischenräumen veröffentlichte, ließ so wenig den alten Meister erkennen, daß es lieber mit Schweigen übergangen wird. Das traurige Staunen seiner Freunde und Bewunderer ob solchen Absterbens bei lebendigem Leibe wirkte erbitternd auf ihn zurück. Das Leben, welches sich ihm mit so ausnahmsweiser Gunst erschlossen hatte, ward ihm drückend. Seine Ehe war keine glückliche und wurde getrennt. Eine langjährige innige Herzensneigung endete mit einer erschütternden Katastrophe. Das politische Leben, zu welchem ihn 1877 die Wahl in den österreichischen Reichsrath berufen hatte, brachte ihm nur Enttäuschungen und keine Lorbeeren. So steht der größte der lebenden polnischen Dichter einsam, mit scheuer Achtung betrachtet, im Alter von 59 Jahren als ausgehöhlte Ruine da.

Nur hartnäckige Ueberschätzung von Seiten der Literaturhistoriker und Kritiker konnte an die Seite Ujejski's einen Mann von ganz verschiedenem Zuschnitt und anders gearteten, unzweifelhaft geringeren Anlagen, Theophil Lenartowicz (geb. 1822 in Warschau) stellen. In gedrückten Verhältnissen geboren, mit dürftiger Schulbildung ausgerüstet, seit dem 15. Lebensjahre als Schreiber in einer Advocatenkanzlei in das Joch kärglichen Erwerbs gespannt, vermochte er, trotz seiner Kränklichkeit, durch eiserne Ausdauer das Versäumte nachzuholen, sich eine unabhängige Stellung zu verschaffen und als ihm der Aufenthalt im Vaterlande unleidlich wurde, sich (seit 1854) in Italien (in Rom und Florenz) eine freiere Existenz, wenn auch mit harten Entbehrungen zu erobern. Seine

Erstlingsarbeiten blieben unbeachtet und erst auf italischer Erde, von Sehnsucht nach dem heimischen Walde und den heimischen Volkslauten ergriffen, fand er den Ton, der weit und breit im Vaterlande Anklang und Anerkennung fand: das Leben in der Hütte, im Walde, auf den Weichselflössen, auf den Tatragipfeln durch den Volksmund geschildert, im Volkston gehalten, alles von gläubiger Andacht durchweht, von duftigem Sagenkreis umgeben. Alle seine rasch auf einander folgenden poetischen Werke sind dieser Art: „Die polnische Erde — Die kleine Leier — Die Verzückung und die Gebenedeite — Die Schlacht von Raclawice — Echo von der Weichsel — Die Beere des masovischen Waldes" u. a. m. und eine Zeitlang, als die Großen gestorben waren, Ujejski verstummte und Vincenz Pol sich überlebt hatte, da war der Enthusiasmus für L. ein gewaltiger, aber auch ephemerer. Damals wurde er als einziger und echter Volkssänger erklärt, der in die tiefsten Geheimnisse des Denkens, Fühlens und Sprechens der Kleinen und Einfältigen gedrungen ist. Noch lebt der Dichter und bereits haben seine Bewunderer selbst diese überschwängliche Nomenclatur fallen gelassen. Gewiß gibt es in seinen zahlreichen Liedersammlungen so manchen Thautropfen, so manchen Lerchenschlag, auch hat er hie und da dem Ackersmann und dem Hirten, dem Jäger und Bergführer, dem Dorfschmied und Dorfmusikanten, dem Fischer und Schiffer so Manches abgelauscht. Aber wirklich Fleisch und Blut ist das doch nicht, es sind idealisirte, ätherische, weiche Gestalten und die von Volkslied und Volksrede unzertrennliche Derbheit fehlt gänzlich und nur zu oft geht seine Herzinnigkeit und Zartheit in Süßlichkeit und Spielerei über. Seine Schöpfungen haben nur Licht und keinen Schatten, daher keine Plasticität und Wahrheit. Und gar wo es heißt, einen rauheren, kräftigeren Ton anzuschlagen, tiefere Schatten aufzulegen, wie in der Schlacht von Raclawice, zeigt sich die ganze Unzulänglichkeit seiner Stimmmittel, seiner Palette. Man braucht kein Soldat zu sein, um eine Schlacht lebenswahr zu schildern, das hat Victor Hugo bewiesen. L. will aber glauben machen, daß es genüge, recht inbrünstig zur Mutter Gottes zu beten und dann vertrauensvoll mit Kriegsgeschrei vorzudringen, um den Feind wie Kartenmänner umfallen oder sich unter seine Laffetten verkriechen zu sehen. Wenn es Ujejski gelungen ist, das Wunder von Jericho glaubhaft zu machen, hat es L. verstanden, dem Siege der Kosssyniery, welchen wir noch von Augenzeugen erzählen hörten, etwas Unwahrscheinliches zu verleihen. Und darum ist er auch, selbst in seiner engeren Heimath, in Mazovien, nicht in's Volk gedrungen. Dasselbe singt seine alten Weisen und nicht die Lieder, welche L. ihm in den Mund gelegt. Seit 10 Jahren ist auch er verstummt, mißmuthig, mit Welt und Leben zerfallen und sucht in der Bildhauerkunst, welche er mit einem gewissen Succès d'estime betreibt, mehr Trost als in der Poesie. In Italien hat er entschieden Anerkennung gefunden und viele seiner Gedichte sind in vortrefflicher Weise in das Italienische übertragen worden.

Zwei weitere Dichter, von minderem Rufe, sind ebenfalls nur mit einem gewissen Rückhalt der gegenwärtigen Epoche zuzuzählen: Mieczyslaw Romanowski, obgleich erst 1834 (in Galizien) geboren, gehört doch kaum mehr der Jetztzeit an, da er bereits im 29. Lebensjahre in dem trostlosen Verzweiflungs-

kampfe von 1863 fiel und seine zwei Hauptleistungen: Das Mädchen von Sandec, eine städtische Idylle aus dem 17. Jahrhundert, und die „Letzten Gedichte", in welchen die ganz deutlich ausgesprochenen Todesahnungen des Verfassers auffallen, eigentlich noch in die durch Vincenz Pol und Syrokomla gekennzeichnete Uebergangsperiode gehören.

Karl Brzozowski (geb. 1816 in Galizien) gab sich durch seine „Nächte der Schützen in Anatolien" als ein verspäteter Romantiker zu erkennen, dessen tadellos harmonische Verse und farbenhelle Bilder Hoffnungen erregten, die der noch lebende, seit 20 Jahren in Klein-Asien ansässige Dichter in seinen späteren Werken in nichts erfüllt hat.

Unter den wahrhaftig Wirkenden, Strebenden, gegen die feindlichen Strömungen Ankämpfenden, von denen in der Zukunft Gutes oder sogar Besseres als das schon Gebotene zu erwarten gestattet ist, nimmt Adam Asnyk (pseudonym: El...y; geb. 1838 in Kalisz) den ersten Rang ein. Seine Gedichte ergreifen des Lesers Seele nicht mit unwiderstehlicher Gewalt, sie stürmen nicht gegen Himmel mit Fragen nach ungelösten Räthseln, sie wühlen die Tiefen des Seelenlebens nicht auf. A. ist vor Allem Eklektiker und Formkünstler. Er ist ein mit der kühlen, prosaischen, ablehnenden Jetztzeit Versöhnter, er hat Alles besungen, was seinem Jahrhundert nicht fremd ist. Er hat dies nach Inhalt und Form in edler und reiner Weise gethan, die stets anmuthet, manchmal überzeugt, fast nie begeistert, weil sie nicht der Begeisterung, sondern der Beschaulichkeit eines feingebildeten, klaren, beruhigten Geistes entstammt. Wie weit die Scala der Anschauungen und Gefühle A.'s reicht, zeigt der Abstand zwischen dem „Traum der Gräber", den ein Hochromantiker geschrieben haben könnte und der nüchternen Entsagung seiner letzten Gedichte: „Vergebliche Klage" und „In Erwartung dessen, was Morgen uns bringt". Leider hat er sich in den letzten Jahren dem Drama, das außer dem Bereiche seiner Anlagen zu liegen scheint, zugewendet.

Neben Asnyk der bedeutendste Lyriker der Gegenwart ist Leonard Sowinski (geb. 1831 in Podolien), das Haupt der Warschauer Poetenschule, gegen welche das Sturmlaufen der „Nüchternen" und „Positivisten" gerichtet war und deren Anprall zunächst S. traf, der die Berechtigung der Lyrik (auch in dem Zeitalter der Forschung und Arbeit) in manch' schönem Gedicht verfocht.

Zwischen Asnyk und S. ist der Gegensatz ein möglichst schroffer. Der dort herrschenden, wohlthuenden Klarheit steht hier eine düstere, nur von einzelnen Geistesblitzen erhellte Verworrenheit gegenüber. Die gleichförmige Glätte der Form des Ersteren ist durch theilweise wunderbar gebaute, theilweise vernachlässigte Strophen ersetzt. Wo A. Alles liebevoll in sich aufnimmt und mit poetischem Gewande umhüllt, lehnt sich S. gegen das Jahrhundert, seinen Geist, sein Streben und seinen socialen Bau auf, er ist ein rechthaberischer Pessimist, welcher der Menschheit andere Bahnen vorzeichnen möchte, deren Ziel aber in nebelhafter Ungewißheit läßt. Und dennoch ist er häufig fesselnd, manchmal tief ergreifend. So ungerecht er seine Zeit beurtheilt, so hart wurde ihm diese Ungerechtigkeit von einer Kritik und einem Lesepublicum zurückgegeben, welches sonst nur zu geneigt war, Dichter zu überschätzen und zu verhätscheln. Der wahre

Grund dieser ausnahmsweise gegen S. geübten Strenge mag wohl darin liegen, daß er gleich Slowacki es stets verschmähte, alles Elend, alle Verkommenheit im Lande einzig der Fremdherrschaft zuzuschreiben und daß er seinen Groll, seine Vorwürfe, seine quälenden Zweifel an der Zukunft dem eigenen Volke, den Mattherzigen, den Nüchternen und Denen in's Gesicht schleuderte, welche das allgemeine harte Loos der Nation von sich ab und auf die Schultern der Armen und Schwachen wälzten und dadurch die Lebensbedingungen dieser Letzteren unleidlich machten. Was man dem großen Genius Slowacki hingehen ließ, ward Sowinski zum Verderben und nachdem sein Erstlingswerk „Aus dem Leben" große Aufmerksamkeit und schnelle Verbreitung gefunden hatte, wollte Niemand oder fast Niemand die in seiner „Satyre", seinem „Fragment", seiner „Ukraine" und seinem „Graf Jarosz" enthaltenen Schönheiten und Wahrheiten erkennen und anerkennen.

Um Sowinski gruppirte sich in Warschau eine Reihe von Dichtern, welche wie die meisten Nachahmer zumeist die Fehler copirten und Weniges von den Eigenschaften des Meisters besaßen. Diese wurden von der gegen sie entfesselten Kritik der „Niwa" und anderer literarischen Blätter zu Tode getroffen, da sie, der Weihrauchdüfte der verständnißvoll Bewundernden beraubt, allen Halt verloren oder in schier undurchdringliches mystisches Gewölk gehüllt, verschwanden. Die zwei Begabtesten dieser Gruppe sind Bogumil Aspis, dessen „Sulamith", „Traum der Wiedergeburt" und „Walhalla" eine sinnliche Gluth der Phantasie, einen farbenprächtigen Bilderreichthum darlegen, welchen Vorzügen ein etwas unbeholfener Versbau und das vergebliche Ringen nach verständlichem Ausdruck philosophischer Ideen Eintrag thun.

Ferner Ordon (pseudonym für Ladislaus Szanser), der Uebersetzer des Ahasverus von Hamerling, dessen Gefühlsweichheit noch nicht in Thränenseligkeit überging und der von der Kritik der Nüchternen aufgestachelt, in seinen Liedern „Aus den Kellerwohnungen" die Mühe und Noth der Armen und Elenden, des Kampfes um das Dasein besang und die Arbeit als den großen Tröster und Veredler der Kleinen pries.

Die ausgesprochensten Thränenweiden, Weltschmerzler und Zerrissenen, deren Klagelaute zur Zielscheibe der Positivisten wurden, welche diese Schule mit dem schmeichelhaften Collectivnamen: „Spitallyrik" belegten, sind Miron (pseudonym für Alexander Michaud) und Floryan (pseudonym für Stanislaus Rzetkowski), bei denen Menschen- und Völkerleben, Vergangenheit und Gegenwart mit einem einförmigen, trostlosen Trauerflor verhüllt erscheinen. Victor Gomulicki endlich sprang von einer sklavischen Nachahmung Slowacki's zur ziemlich gelungenen Verhöhnung der Forscher über, die nichts erforscht haben und der Gottlosen, die vor dem unverstandenen Darwin das Knie beugen.

Felicyan Falenski (geb. 1825) ist der Paganini des Versbaues, welcher unter der gekünstelten Formenvirtuosität den mageren Inhalt und die Leere seines Herzens verbirgt. Seine „Blüthen und Dornen" sind ein wohlerhaltenes Herbarium. „Ueber den Gräbern" sind wohlgesetzte Leichenreden und die „Echos aus den Gebirgen" mahnen an die steife Landschaftsmalerei des 18. Jahrhunderts.

M. Rodoc (pseudonym für Nicolaus Biernacki, geb. 1836 in War-

schau, jetzt als Buchhändler und Herausgeber des literarischen Blattes „Tydzien" in Lemberg ansässig) ist ein Satiriker von grobem Schrot und Korn, der in seiner brutalen ultrademokratischen Heftigkeit an die Jugendarbeiten Giuseppe Giusti's mahnt und in seinem saloppen Versbau sich Heine'sche Freiheiten herausnimmt. Trotz zahlreicher Frivolitäten ist ihm ein lebhafter Sinn für gesellschaftliche Lächerlichkeiten nicht abzusprechen. Das Beste sind jedenfalls seine Uebersetzungen Béranger's.

Die Frauen sind in der polnischen Lyrik durch drei nicht unbedeutende, scharf von einander geschiedene Gestalten vertreten.

Deotyma (pseudonym für Jodwiga Luszczewska, geb. 1830 in Warschau) leuchtete in den 50er Jahren als Improvisatorin von unerhört glänzender Begabung, wie ein Meteor auf und gewiegte ernste Kritiker glaubten einen Stern erster Größe am polnischen Dichterhimmel aufgehen zu sehen. In der That war in diesen Stegreifdichtungen eine Gedankentiefe, eine männliche Wissensfülle enthalten, welche von länger überdachten Werken das Außerordentlichste erwarten ließ. Diese Erwartungen wurden aber getäuscht. Ein breit angelegter epischer Cyclus aus der Sagenzeit Polens (Lech — Der Krieg der Riesen — Wyszymira — Die zwölf Wojewoden) wurde zwar viel besprochen, wahrscheinlich aber weit weniger gelesen. Nichts war unepischer als diese endlos ausgesponnenen Abstractionen und diese verschwommene Mystik; nichts unlyrischer, als diese von Herzenskühle zeugenden Sentenzen, welche entweder als Bruchstücke ihrer Weltweisheit geboten oder anachronistisch vorgeschichtlichen Personen in den Mund gelegt wurden. Auch sie hat in den letzten Jahren die Lyrik mit der Erzählung vertauscht, ohne dadurch ihre verwelkten Lorbeeren aufzufrischen.

Narcissa Zmichowska (pseudonym Gabryela, geb. 1819, † 1877), die Verfasserin der gedankenvollen, von sittlichem Ernst getragenen „Freien Stunden" ist heimgegangen. In ihre Fußstapfen tritt in den letzten Jahren eine junge Dichterin: Maria Konopnicka, deren plastisch ruhige Verse die edelsten Gefühle und einen männlich starken Geist athmen. Ihre Begabung ist offenbar noch in stetem Wachsen begriffen, aber heute schon erscheint der Vergleich mit einer der edelsten Dichterinnen Deutschlands, Annette von Droste-Hülshoff, nicht zu gewagt.

Maria Bartus (geb. 1849 in Kolomea) erweckte mit ihrer Liedersammlung durch den herzinnigen Ton, die naiv-jugendliche Auffassung der Dinge und die bescheiden einfache Form die aufrichtigsten Sympathien. Eine weitere Entwickelung dieses ansprechenden Talentes ist abzuwarten.

Der Vollständigkeit halber fügen wir noch Severina Duchinska hinzu, welche Alles, was unter der Sonne vorgeht, besingt und Dichtungen aus so ziemlich allen lebenden Sprachen, bis zur finnländischen herab, übersetzt.

Wenn wir noch den Verfasser zierlich gedrechselter, aber ziemlich unschuldiger Satiren: Wenzel Szymanowski (geb. 1833 in Warschau), ferner zwei Ueberläufer in das Lager der Positivisten nennen: Karl Swidzinski, welcher die Kühnheit hatte, in einer Ode an die Jugend, dem Altmeister Mickiewicz entgegentretend, derselben Begeisterung und Idealismus abzurathen und sie auf Studium und Arbeit zu verweisen, eine Art gereimter „Enrichissez vous" und

Stanislaus Grudzinski (geb. 1846 in Warschau), welcher in seinen „Idealisten“ und „Fiat lux“ den gleichen Weg betrat und den Forscher und Pionier über den Träumer und Sänger stellte; wenn wir noch den preisgekrönten Calderonsänger Plato Kostecki (geb. 1839 in Lemberg) und Ladislaus Belza (geb. 1841) hinzufügen, welcher neben formgewandter Behandlung heimischer Sagen und naturgetreuer Schilderung von Landschaftsbildern, einen der letzten patriotisch-kriegerischen Gesänge ohne Entmuthigung in die Welt sendete, so glauben wir Alle erwähnt zu haben, die sich bei uns in der Lyrik einigermaßen über die Mittelmäßigkeit erhoben haben.

Wir fügen noch hinzu, was zwei Männer, die auf anderen Gebieten Ruhm und Anerkennung gefunden haben, in subjectiver Gefühlsäußerung in gebundener Sprache geleistet haben: J. J. Kraszewski und Josef Szujski. Ersterer, der größte unserer Erzähler, hat in seinen „Hymnen des Schmerzes“ das ewige Dichterweh nicht neu und überwältigend, aber wahr und feinfühlend wiedergegeben. Seine epische Trilogie aus der litthauischen Geschichte: Witoloranda-Mindown-Witold enthält zwar einzelne Schönheiten und stellt den Kampf des Heidenthums und Christenthums vielleicht anschaulicher dar, als die meisten Geschichtsbücher, doch theilte sie das Loos aller modernen Heldengedichte: sie wurde wenig gelesen und ist heute vergessen. Der verdienstvolle Historiker und Dramatiker Szujski gab in dem „Tod des Propheten“ und der „Vertheidigung von Czenstochowa“ poetische Erzählungen, welche ohne hervorragende Vorzüge durch die echt polnische Vereinigung von Frömmigkeit und Patriotismus anziehen.

Die vorstehende Uebersicht zeigt deutlich, daß die Lyrik, welche in Polen von jeher, am ausgesprochensten aber von 1820 bis 1850 die vorherrschende, das allgemeine Interesse absorbirende Form der poetischen Production gewesen war und die erzählende und dramatische Form an Reichhaltigkeit und Werth weit hinter sich gelassen hatte, nunmehr das fast ausnahmslose Schicksal derselben bei den anderen Culturvölkern theilt und Angesichts der wachsenden Gleichgültigkeit von einem kleinen Häufchen Berufener im Stillen gepflegt wird.

Beachtenswerth ist, daß gerade diejenigen Provinzen des alten Polens, in welchen 1820—50 die großen Dichterschulen blühten, Litthauen und die Ukraine, vollständig verstummt sind. Daß Posen in der Gegenwart keinen Lyriker von irgend einer Bedeutung aufzuweisen hat, ist nicht so sehr die Folge der Ungunst der dortigen Verhältnisse, als ein dauerndes Symptom der minderen Begabung der Großpolen Posens für die Dichtkunst, die wohl Denker wie Libelt und Cieszkowski, nie aber einen Poeten ersten Ranges in ihrer Mitte zählten und unter denen selbst die mindern Größen stets nur ganz vereinzelt vertreten waren, so im Sigmundischen Zeitalter durch Miaskowski, in der romantischen Epoche durch den Gegner ihres Strebens Franz Morawski und in der Uebergangsepoche durch den blutroth radicalen Satiriker Richard Berwinski.

Was Warschau anbelangt, so kann nicht verschwiegen werden, daß Diejenigen, welche die Gefühlspoesie verhöhnten und in Bann thaten, die Lyriker verscheuchten oder aus ihrer Bahn warfen, daß die Nüchternen, Positivisten, die der Kraft- und Stofftheorie huldigenden Genie's, welche der Nation neue Wege vorzuzeichnen, neue Ziele zu stecken sich vermaßen, die Berechtigung zu solcher Rolle in

nichts nachgewiesen haben und nach viel Lärm um Nichts, ohne etwas Namhaftes geleistet zu haben, abgetreten und vergessen worden sind. Ein einziger bedeutender vielseitiger Forscher und überaus wirkungsvoller Verbreiter seiner Ideen: Julian Ochorowicz ist aus dieser Schule hervorgegangen und hat die ephemere Vogue der Anderen überdauert.

II.

Der Roman und die Novelle, das Erzählungsfach ist es, welches gegenwärtig in Polen wie in England und theilweise auch in Frankreich und Deutschland die besten Kräfte in Anspruch nimmt, den literarischen Markt beherrscht und neben der politischen Tageskost das einzige unabweisbare Bedürfniß des lesenden Publicums geworden ist, während noch vor hundert Jahren der Roman als schöngeistige Hauptform, als Mittel, Gedanken und Meinungen zu verbreiten, in Polen nicht existirte und Alles, was vorher in diesem Fache erschien, bloß einleitendes Vorspiel, einflußloses Stückwerk war.

Die ganze Sigmundische, wie auch die darauffolgende Jesuitenepoche weist nicht eine Erzählung in Prosa auf, weder in polnischer noch auch in lateinischer Sprache, wie sie zu gleicher Zeit und weit früher die Literaturen der vier großen europäischen Culturvölker besaßen. Auch die Stanislavische oder pseudoclassische Epoche (1760—1800) hat bloß im „Pan Podstoli" des jovialen Ermeländischen Bischofs und damals hochgefeierten Dichters Krasicki ein vereinzeltes Beispiel einer moralisirenden Erzählung, welche das Muster eines Staatsbürgers und Würdenträgers darstellen soll. Erst Niemcewicz gab 1815—1825 in drei Romanen (von denen Jan von Teczyn der bewundertste war; und Leib und Sarah eine für die damaligen Zeiten ausnahmsweise wohlwollende, ja idealisirende Schilderung des Judenlebens in Polen enthielt), der polnischen Literatur das, was andere längst ihr Eigen nannten: die Darstellung wirklicher gesellschaftlicher Zustände. Doch blieb auch er ohne Schule und Nachahmer, ebenso wie die historischen Romane nach Walter Scott'schem Vorgang der Bernatowicz und Bronikowski, die sentimentalen Familiengeschichten der Jaraczewska oder die humoristischen Sittenbilder Graf Friedrich Skarbek's.

Eine wirkliche Schule der polnischen Erzähler zog erst Kraszewski heran. Er erst ersetzte die überspannte, schönfärberische Manier durch die wahre, treue Darstellung, das aufdringliche Moralisiren durch die aus den Charakteren und Situationen sich von selbst ergebende Nutzanwendung. Von J. J. Kraszewski's (geb. 1812 in Warschau von litthauischen Eltern) literarischer Riesenthätigkeit, deren Umfang (490 Bände) diejenige Alex. Dumas' des Vaters erreicht, an Gehalt dieselbe wohl übertrifft, brauchen wir keine eingehende Analyse zu geben, denn neben Mickiewicz ist er der in Deutschland bekannteste polnische Schriftsteller. Namentlich seit der großartigen Ovation vom 4. October 1879 in Krakau, durch welche seine 50jährige Wirksamkeit mit einer einhelligen Begeisterung gefeiert wurde, wie sie lebenden Schriftstellern kaum je zu Theil wurde, haben sich die Beurtheilungen und Uebersetzungen Kraszewski'scher Werke so gehäuft, daß seine Hauptarbeiten als bekannt vorausgesetzt werden können. Sein Entwickelungsgang war in der Art Balzac's ein langsamer, mühseliger. Wie Jener begann

er in jugendlichem Alter (1831) eine Reihe von Romanen zu veröffentlichen, die nicht nur völlig unbeachtet blieben, sondern diese Zurückweisung auch verdienten und in welchen das schärfste kritische Auge den Embryo künftiger Größe nicht zu entdecken vermochte. Völlige Unkenntniß der Welt, Unnatürlichkeit der Charaktere und Situationen und eine ungeschickte Verquickung historischer Erudition mit überspannten Phantasien verriethen den unerfahrenen Anfänger. Auch der „Dichter und die Welt", welcher schon die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, bot in dem steten Gegenüberstellen angeblicher ländlicher Unschuld und städtischer Verdorbenheit noch eine unreife, wenig genießbare Frucht. „Ulana" war der erste mit mehr Ruhe und Sicherheit geschaffene Roman und schon 1848, also im 37. Lebensjahre, hatte Kr. im „Sfinx" den Höhepunkt seines Könnens, die ihm beschiedene Vollendung erreicht. „Sfinx", welche erst in jüngster Zeit in das Deutsche übertragen worden ist, gibt die Entwickelungsgeschichte eines jungen bildenden Künstlers in Polen, inmitten ungünstiger, drückender, entmuthigender Verhältnisse; die liebevolle Analyse einer unwiderstehlichen, siegreichen Entfaltung des Genies ohne Schutz- und Hilfsmittel inmitten von Vorurtheil und Unverstand. Da sich seitdem die polnische Kunst, namentlich in Matejko und Siemiradzki verkörpert, genau so autodidaktisch und gegen schwere Hemmnisse ankämpfend, zu einem ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte emporgeschwungen hat, so verleiht dies jenem Roman eine eigenthümlich prophetische Bedeutung. Doch auch abgesehen von diesem Umstand müßte die gleichmäßig ruhige, plastische Darstellung, die überaus zarte Analyse innerer Seelenzustände, welche den geringsten Einzelnheiten Leben und Anziehungskraft verleiht, dem genannten Werke den Ehrenplatz unter den Schöpfungen Kr.'s und in der erzählenden Literatur der Polen überhaupt wahren. Es geht ein Zug durch diese Erzählung, welcher lebhaft an Wilhelm Meister erinnert und den Vergleich mit diesem hohen Werke nicht allzu unbescheiden erscheinen läßt. Von 1848 bis zum heutigen Tage hat Kr. das weite Gebiet des Romans und der Novelle in allen Unterabtheilungen desselben in hunderten von Bänden bebaut; vor allem aber ist es der Sittenroman, die Schilderung, Erforschung und Deutung der ungeheuren Wandlung, welche in Polen, in Folge politischer und socialer Umwälzungen in dem Leben und Wirken, dem Denken und Fühlen aller Gesellschaftsclassen vor sich gegangen ist, welcher eine lange Reihe bedeutender Werke gewidmet ist. Wer die heutigen Polen richtig beurtheilen, wer den Schlüssel zu so manchem verschlossenen Räthsel ihres heutigen politischen Verhaltens finden, wer diese Nation nicht nach den Apologetikern von 1831 als ein en masse ritterliches, gastfreies, für das Vaterland Gut und Blut zu opfern stets bereites, in das 19. Jahrhundert als Ausnahme hineinragendes Volk oder nach Bogumil Goltz, Sacher Masoch und Franzos dieselben als eine entartete, dem Untergang verfallene, in Schmutz, Völlerei, Verschwendung und Unwissenheit versunkene Race hinnehmen will: der kann keinen beredteren, anziehenderen und unbefangeneren Führer wählen als Kraszewski; der lese der Reihe nach Tomko Prawdzic — Jaryna — Die Komödianten — Die Lebensreste — Den goldenen Apfel — Zwei Welten — Die Hütte hinter dem Dorfe — Die Erzählung ohne Titel — Aschenbrödel — Die Krankheiten des Zeitalters — Die Kinder der Jetztzeit — Waisenschick-

sale — Morituri, Ressurecturi und die blauen Mandeln durch, und er wird miterleben wie in dreißig Jahren schrittweise die Verschwendung der Sparsamkeit, ja dem Geize, die Trinkgelage einer in anderen Ländern unerhörten Mäßigkeit der besseren Gesellschaftsclassen, der Enthusiasmus der Nüchternheit, die Opferwilligkeit der Berechnung, die Unbesonnenheit der diplomatischen Klugheit, die Träumerei dem emsigen Streben nach dem täglichen Brot gewichen sind. Und dieser Wandlungsproceß wird durch das Prisma Kraszewski's gesehen, sich um so unzweifelhafter der Ueberzeugung des Lesers aufdrängen, als dieses Prisma sich stufenweise verändert; als der Dichter zuerst die Generation des materiellen Strebens, der Entnüchterung und Berechnung mit Mißtrauen, ja mit Schrecken und Abneigung die Oberhand gewinnen sah, um nach und nach zu dem Glauben an die Nothwendigkeit, ja an den Segen dieser Umgestaltung gedrängt zu werden, bis er in den „blauen Mandeln" der thatenlosen Träumerei, der alles auf's Spiel setzenden Unbesonnenheit das Todesurtheil spricht und in der Arbeit, in der alltäglichen Sorge um das materielle Wohl das Heil der Nation verkündet. Ob dieser Metamorphose in der Auffassung Kr.'s, welche dem Zeitstrome folgte, wurde derselbe ganz richtig „das incarnirte Gewissen der Nation" genannt und er spielt für sich allein die Rolle, welche die „Times" in England seit Jahrzehnten übernommen hat, der treue Spiegel des herrschenden Geistes zu sein. Wer hintereinander „die Kinder der Jetztzeit" und „die blauen Mandeln" liest, wird von der Gewalt und Aufrichtigkeit dieser inneren Metamorphose des Verfassers betroffen werden, die sich zwischen 1869 und 1876 vollzogen hat. Der Roman „Morituri", in welchem er unverzagt die Sonde in die Schäden des seine Aufgaben verkennenden, die Zeitströmungen zurückweisenden, und deßhalb als dominirende Gesellschaftsschichte dem Untergang geweihten polnischen Adels stößt, hat ihm, neben seinen durch mehrere Jahre fortgesetzten „politischen Abrechnungen", in welchen er vielleicht zu leidenschaftlich die einflußreichen Kreise Galiziens angriff, weil sie die neuerworbenen politischen Rechte, das Selfgovernment mit unverantwortlicher Lässigkeit nicht auszunutzen verstanden, viele hochgestellte und auch federgewandte bittere Gegner geschaffen. Diese beabsichtigten 1879 sich von der Kraszewski bereiteten Jubiläumsfeier fernzuhalten. Als aber diese ungeahnt großartige, einer nationalen Demonstration gleichkommende Dimensionen annahm, ging den Absentisten der civile Muth aus und sie schlossen sich ganz sachte und zahm den Festlichkeiten an. Von da an gilt es als Axiom, daß Kraszewski als officiell bei Lebzeiten erklärter Unsterblicher Alles sagen und drucken dürfe, was ihm gut dünkt und so wie es in Rußland gegenüber Turgeniew geschieht, ballen die Getroffenen und Verletzten gegen diese nationale Illustration die Faust nur noch in der Tasche.

Unter dem Pseudonym „Boleslawita" veröffentlichte Kraszewski einen andern Cyclus von Romanen, welcher die fast vollständige Geschichte der Beziehungen der Polen zu den Russen seit 1830 bis in die Gegenwart hinein enthält. „Das Kind der Altstadt", „Der Russe", „Der Spion", „Der Jude" und „Die Emigranten" sind die hervorragendsten Erzeugnisse dieser Serie, in welcher jedoch nur zu oft die Sünden des russischen Regierungssystems einer angeblichen Racen-Inferiorität des russischen Volkes zugeschrieben werden, welchen Irrthum wohl

eine nahe Zukunft berichtigen wird. Eine dritte, ebenfalls sehr bandreiche Serie, bilden die historischen Romane, welche fast die ganze Geschichte Polens von den Uranfängen bis zur Theilungstragödie herab umfassen. Am wenigsten gelungen sind die der älteren Geschichte entnommenen Erzählungen, welche an der fast von keinem Autor überwundenen Schwierigkeit scheitern, den wahren Geist jener Epochen wiederzugeben. Je mehr er sich der neuen Zeit nähert, desto lebhafter und treuer werden die Gemälde, bis endlich das 18. Jahrhundert namentlich in der „Gräfin Kosel", „Brühl" und „den letzten Zeiten des Fürst-Wojewoden" (Karl Radziwill) mit der bewunderungswürdigsten Feinheit der Charakterzeichnung und Reichhaltigkeit der Detailmalerei vorgeführt wird.

Auch der Mode des Criminalromans hat Kr. vorübergehend in vier bis fünf Werken gehuldigt, ohne darin Wilkie Collins, Gaboriau oder Foudras zu erreichen, da ihm die diesen Erzeugnissen unentbehrliche Eigenschaft der kunstvollen Verwickelung und bis zum Ende aufrechterhaltenen Spannung abgeht. Italienische Zustände hat er in dem „Halbteufel von Venedig" und „Todtenacker und Vulkan" mit wenig Erfolg behandelt; hingegen ist sein „Rom unter Nero" eine höchst bedeutende Leistung, worin er sich an Krasinski im Irydion und an Siemiradzki in den Fackeln Nero's anlehnt und hiermit die Trilogie der Wiederbelebung der römischen Kaiserzeit in bildender Kunst, Vers und Prosa vervollständigt.

Kraszewski ist gegenwärtig 70 Jahre alt. Werke, welche den besten von ihm gelieferten gleichkämen, sind wohl kaum mehr zu erwarten. Doch ist der wunderbare Born seiner Einbildungskraft nicht versiegt, seine phänomenale Arbeitskraft ungebrochen. Auch sein Hauptfehler, den er in keiner Epoche abgelegt hat, ist ihm geblieben: das gleichzeitige Concipiren mehrerer Werke, die unaufhaltsame Verarbeitung jedes ihn interessirenden Themas, jeder ihm durch den Kopf schießenden Idee. Wem es gestattet war sich zu überzeugen, wie die Producte einer solchen hastigen, zerfahrenen Conception oft ohne Correctur des Verfassers, ja bisweilen ohne nochmaliges Durchlesen der Druckerpresse übergeben wurden, den kann es nicht Wunder nehmen, daß neben gereiften, künstlerisch ausgearbeiteten Schöpfungen, unaufhörlich aus Kr.'s Feder Werke hervorgehen, deren vernachlässigter Stil, kaum angedeutete Charakteristik, schlaffe Schürzung und überstürzte Lösung den Uneingeweihten in peinliches Staunen versetzen. Bei solcher Arbeitsweise konnte jedes körperliche Leiden, jede nervöse Erregung, jeder üble Humor, ja, um mit Bulwer zu reden, jedes schlecht verdaute Roastbeef von verhängnißvollem Einfluß auf die soeben mit Hochdruck der Vollendung zugeführten Arbeiten werden. Die „Dresdner Abende" voll unglaublich schwarzgalliger Boutaden sind ein Prachtstück fieberhafter Eingebung und uncorrigirter Veröffentlichung.

Wenn man bedenkt, daß Kraszewski außer seiner belletristischen Thätigkeit noch große Geschichtswerke von ernstem Werth geschrieben hat, von denen die vierbändige Geschichte der Stadt Wilna allein dem Verfasser einen ehrenvollen Namen begründen könnte, daß die Zahl der kritischen, literarhistorischen und polemischen Artikel, mit denen er alle bedeutenderen Zeitschriften seines Vaterlandes versieht, Legion ist, daß er nicht ohne Geschick die Malerei und Kupferstecherkunst ausübt, unaufhörlich Handschriften, Münzen, Siegel und Antiquitäten sammelt,

catalogisirt und beschreibt, daß er ein unverdrossener und gewissenhafter Briefschreiber ist, selbst Ueberlästigen und müßigen Fragern gegenüber, daß endlich seine Thür keinem einigermaßen respectabeln Landsmanne verschlossen bleibt: so leiht man der Sage, daß der Tag für ihn 24 Arbeitsstunden habe, ein gläubiges Ohr.

Ehe wir nun zu den Erzählern übergehen, welche mehr oder weniger unmittelbar als seine Schüler anzusehen sind, werfen wir einen Blick auf die der ersten Epoche seines Wirkens angehörigen Romanschriftsteller, auf welche er noch keinen directen Einfluß übte. Unter diesen bearbeitete die überwiegende Zahl den historischen Roman, ausschließlich der nationalen Vergangenheit entnommen. Die Meisten thaten dies, in andächtiger, mehr eifriger als gelungener Nachahmung Walter Scott's und Manzoni's befangen. Vor Allen Michael Czajkowski (geb. 1808 in der Ukraine), dessen abenteuerliche Schicksale, namentlich nach dem Uebertritt zum Islam als Sadik Pascha interessanter sind, als seine bändereichen in einer blühenden, oft schwülstigen Sprache geschriebenen Romane, von denen der gelungenste „Wereyhora", in's Deutsche übersetzt worden ist. Der Ukraine, welche fast ausschließlich der Schauplatz Czajkowski'scher Erzählungen ist, weiß er nicht den poetischen Duft zu bewahren, den die Lyriker der großen Epoche verliehen hatten. Auch die historische Auffassung ist eine höchst einseitige und die kosakischen Krieger und Sänger werden, je nachdem sie der Republik Polen treu oder feindlich waren, in grell lichten oder schwarzen Farben vorgeführt. Treuere und unbefangenere Erzähler der Ukraine waren Thaddäus Padalica (pseud. für Leo Zenon Fisz (1820—1870) (Taras' Nacht.), Alexander Groza (1807—1875) (Ukrainische Bilder) und der bedeutendste unter ihnen Michael Grabowski (pseud. Eduard Tarsza) (1805—1864), der in der Hulajpolskischen Stanniza und dem Starost von Kaniow die traurige Geschichte dieses blutgetränkten Grenzlandes aus einem höheren Standpunkt betrachtet.

In derselben Zeit behandelten zwei Schriftsteller den historischen Roman in mehr eigenthümlicher Weise, welche eine gewisse politische Tendenz durchblicken ließ. Diese originellere, von der bisherigen Schablone abweichende Auffassung, verbunden mit dem Umstande, daß sie ihre Stoffe vorwiegend dem so verhängnißvollen letzten Jahrhundert der polnischen Unabhängigkeit entnehmen, verschaffte Beiden einen weiten Leserkreis und einen Ruf, der einige Zeit ihre Namen demjenigen Kraszewski's ebenbürtig erscheinen ließ. Es waren dies Graf Heinrich Rzewuski und Sigmund von Kaczkowski. Beide traten als entschiedene laudatores temporis acti auf, beide suchten nach Möglichkeit die so krassen Gebrechen einer unseligen, den Untergang des Vaterlandes einleitenden Epoche zu bemänteln und hoben mit Pietät höchst problematische Vorzüge jener Zeit hervor. Hierbei waren jedoch ihre Tendenzen grundverschieden. — Rzewuski (geb. 1791 in Slawuta, Wolhynien, erst seit 1839 literarisch thätig, † 1868), einer hochansehnlichen, im 18. Jahrhundert zu großem Reichthum und Einfluß gelangten Senatorenfamilie entsprossen, versuchte in seinen Romanen in stets steigender, zuletzt an Monomanie grenzender Weise die Berechtigung des Uebergewichts der großen Magnatenfamilien zu verfechten, während Kaczkowski (geb. 1826 in Bereznica, Galizien) einem kleinadeligen Geschlechte entstammend,

die nominelle, in der That aber völlig illusorische Gleichberechtigung des kleinen Adels als baare Münze ausgab und die Bestrebungen der Kämpfer wider die Uebergriffe der Magnaten pries und hervorhob. Da es in der Republik Polen seit den Wasa's einen Bürgerstand von irgend einer Bedeutung nicht mehr gab, und der äußerst zahlreiche kleine Adel theilweise die Aufgaben des dritten Standes übernommen hatte, so stand Kaczkowski mit seiner die Unterlegenen verherrlichenden Auffassung der politischen Gerechtigkeit näher. Dies, so wie die spannende Anlage und die anziehende Kleinmalerei seiner Erzählungen verschaffte ihm eine Zeitlang eine große Popularität, während der nüchtern vornehme Zuschnitt, die reine edle Sprache der an Stoff und Verwickelungen etwas armen Romane Rzewuski's diesem die ausgesprochene Gunst namentlich der tausend Höchstgestellten der Nation erwarben.

Doch beide verfielen bei Lebzeiten einem jähen Sturze von dem tarpejischen Felsen der Literatur; Rzewuski hatte anfangs in den „Denkwürdigkeiten Soplicas" und im „November" seine schroff reactionären Tendenzen so sehr in den Mund der von ihm geschaffenen Personen verlegt, daß sie nicht allzu sehr beachtet oder den Vorzügen der Ausführung zu Liebe verziehen wurden. Als er aber nach und nach, am grellsten in den „Denkwürdigkeiten Bartholomäus Michalowskis" sich bis zur Rechtfertigung der Targowicer Conföderation verstieg, da öffneten sich die Augen der Kritik und des Publicums, der allgemeine Unwille that seine volksfeindlichen Werke in Acht und Bann und er wurde zu den Todten geworfen. Kaczkowski erstieg schon im 30. Lebensjahre mit „Murdelio" und dem „tollen Mann" den Höhepunkt seines Rufs; aber der völlig mißglückte Uebergang vom historischen zum zeitgenössischen Sittenroman in der „Wunderfrau" und dem „Byronisten" legte dar, daß seine Befähigung eine engeingeschränkte war und Stoffe, in welche die brennenden Fragen der Gegenwart hinüberspielten, nicht zu bewältigen vermochte. Jedoch erst die Betheiligung an der Politik und den Ereignissen von 1861—64 ward ihm zum Verderben. Als Gegner des damaligen Aufstandes zog er den Haß auf sich, wurde verdächtigt und von dem geheimen National-Comité zum Tode verurtheilt. Seine späteren Beziehungen zur österreichischen Regierung machten auch Gemäßigtere bedenklich. Er verließ das Land und warf sich in Wien in der sogenannten Aufschwungsperiode in den Strudel kühner Speculationen, in welchen er ein ungewöhnliches Geschick entwickelte, was ihn jedoch in der Katastrophe von 1873 vor schwerem Verlust nicht zu schützen vermochte. Seine literarische Thätigkeit stellte er gänzlich ein und erst 1878 versuchte er in „Graf Rak" nicht ohne Erfolg eine Nachahmung Jules Verne'scher Manier, indem er in erzählender Form die neuesten Fortschritte der Astronomie popularisirte.

Im Sittenroman standen an Kraszewski's Seite in seiner ersten Entwickelungsperiode (1840—1860) zwei markante Gestalten: Josef Korzeniowski (geb. 1797 in Brody, † 1863 in Dresden), welcher als Dramatiker längst bekannt war, wendete sich in den 60er Jahren der Erzählung zu und lieferte binnen siebzehn Jahren an 20 meist mehrbändige Romane, welche neben einer abgerundeten Form und gelungenen Einzeldarstellungen eine grämliche Weltauffassung, eine zweifelhafte Moral, einen auffallend lauen Nationalpatriotismus und eine oft

sehr oberflächliche Voreingenommenheit gegen die höheren Gesellschaftskreise zur Schau trugen. Trotzdem wurde er bei Lebzeiten als Erzähler eben so wie als Dramatiker allgemein überschätzt und erst die neuesten Literaturhistoriker führen seine Bedeutung auf das richtige Maß zurück. „Die Verwandten," „Thaddäus der Namenlose" und „der Bucklige" sind seine charakteristischsten Leistungen. Die halb verschämt auftretende Richtung K.'s wurde in's Extrem verfolgt von Josef Dzierzkowski (geb. 1807 in Lemberg, † 1865), welcher nicht so sehr die Grundsätze als die Antipathien der rothen Demokratie auf dem Wege des Romans colportirte. Es ist sehr bezeichnend für die damalige österreichische Censur, daß Werke wie „Salon und Straße", „Die Ehrenreitpeitsche" oder „Der Dornenkranz", welche den Classenhaß auf das offenste schürten, in Lemberg in den Jahren 1851—1858 ohne Anstand gedruckt werden durften, während oft die unverfänglichsten Gedichte oder Journalartikel dem Rothstift zum Opfer fielen. Einzelne, namentlich humoristische sehr gelungene Scenen in diesen Erzählungen können für die groteske, unwahrscheinliche Mache und die widerliche Tendenz, alle Fürsten und Grafen als Cretins oder Bösewichter, alle Schuster und Maurer als gemarterte Tugendhelden hinzustellen, nicht entschädigen. Heute schon nehmen sich seine Werke wie veraltete Carricaturen, wie Curiositäten von bloß literarhistorischem Werth aus. Im „tollen Jahre" 1848 suchte der Verfasser einige seiner socialpolitischen Ideen praktisch zu verwerthen, doch brachte er es weder zur Führerschaft noch zum Märtyrerthum. Der Schreiber dieser Zeilen traf 1849 als blutjunger Mann in Paris mit D. in einer Emigrantenversammlung zusammen. Der rothe Novellist schloß eine Auseinandersetzung, wie Galizien social und ökonomisch zu regeneriren sei, mit den Worten: „Diese Reform ist nur nach Wegräumung der unversöhnlichsten Hauptgegner möglich. Um daher die Wiedergeburt durchführen zu können, verlange ich, daß tausend Köpfe, die sich nicht überzeugen lassen, fallen." Mein junges Idealistenblut wallte auf und ohne das Wort zu erbitten, rief ich: „Da bin ich weit bescheidener in meinen Forderungen, ich verlange nur einen Kopf, den Ihrigen." Der „would-be" Robespierre wußte, verdutzt, der kecken Boutade des Einundzwanzigjährigen nichts Nennenswerthes zu entgegnen.

Ferner nahm zwischen 1840 und 1860 eine Novellistengruppe, die sich selbst als die humoristische bezeichnete, mit ihrer literarischen Thätigkeit einen ziemlich ansehnlichen Platz ein.

Die Einen, an ihrer Spitze der noch lebende, äußerst fruchtbare, vielseitige, in Warschau von den „Alten" hochgehaltene Kasimir Wojcicki[1]) (geb. 1807), neben ihm August Wilkonski (1805—1852) gaben photographisch treue Bilder der Sitten und Gebräuche, der Schwächen und Lächerlichkeiten des Moments, nicht so sehr Polens als Warschau's (was keineswegs dasselbe ist), gewürzt mit ziemlich unschädlichem Spott. Diese Skizzen, welche von den Zeitgenossen als überaus witzig und interessant gepriesen wurden, nehmen sich jetzt, nach gründlicher Veränderung der Urbilder, wie alte Modenjournale aus. Andere suchten in einer geschraubten, mit Wortspielen durchspickten Sprache, unter

[1]) Herausgeber der ältesten polnischen Revue, der „Biblioteka Warszawska".

extremem Reflectiren und steter Selbst-Ironisirung englische und deutsche Vorbilder, namentlich Jean Paul, zu erreichen. Die Hauptvertreter dieser kleinen, oft gekünstelten, manchmal geschmacklosen Schule sind der griechisch-katholische Geistliche Placid Jankowski (pseud. John of Dycalp 1810–1872) mit seinen „vorhochzeitlichen und vorspleenlichen Schriften" und der Generalstabs-Oberst Ludwig Sztyrmer in seinen „Erzählungen aus den Papieren des seligen Pantoffels".

Auch Dorfgeschichten wurden damals geschrieben. Doch denke man hierbei nicht an Auerbach oder auch nur an Rank. Sie wurden nicht verfaßt, um denen, welche mit dem Landvolke nicht in Berührung kommen, einen klaren und unbefangenen Begriff von dessen Leben und Treiben beizubringen, sondern sie wurden für das Landvolk — moralisirend und belehrend — geschrieben, was Valerian Wieleglowski aus Krakau vornehmlich in religiöser Richtung und oft in tadelndem Kanzelton that, während der Warschauer Johann Gregorowicz die biederen Landleute mit einer starken Beimischung von idealisirender Lobhudelei zu gewinnen suchte. Viel Eindruck hat keiner hervorgebracht, was übrigens auch weit Begabteren kaum möglich wäre bei einem Volke, welches zu $^{9}/_{10}$ des Lesens unkundig ist.

Den einerseits in die Memoiren-, andrerseits in die Reiseliteratur herüberspielenden Roman behandelte Theodor Tripplin mit vielem Geschick und solchem Erfolge, daß er binnen Kurzem einer der vielgelesensten Autoren wurde. Die feine Beobachtung, die geistreichen Aperçus und der eigenartige, dem französischen nachgebildete Stil machen noch heute die „Aufzeichnungen eines Arztes" zu einer fesselnden Lecture. Berauscht von seinem schnell begründeten Ruf schrieb Tripplin zu viel und bot für den Markt eine Waare von ungleichem, zuweilen höchst problematischem Werth. Die Kritik fiel erbarmungslos über ihn her, zieh ihn grober Plagiate und verbittert wendete er dem Vaterland und der Literatur den Rücken, um 1877 im Elend zu sterben.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Schiffer Worse.

Erzählung
von
Alexander Kielland.

I.

„Lauritz, Du Galgenstrick, hinauf in den Mast und mach' den Wimpel zurecht." Der Schiffer Worse stand auf dem Hinterdeck bei der Kajüte. Ein frischer Nordwind strich über die Bucht und die alte Brigg glitt langsam hinein vor wenigen Segeln.

Der Strom kam aus der Bucht heraus und trieb die Wellen jenseits der Landzunge, hinter welcher die Bucht von Sandsgaard sich hinein zog, unregelmäßig empor, und als „der Familie Hoffnung" nun um die Spitze bog, schien das gute Schiff sich in dem alten bekannten Hafen sicher und heimisch zu fühlen.

Schiffer Worse aber sagte, dem Mann am Rade zublinzelnd: „Das Ding merkt wahrhaftig, daß es nach Hause geht, seit wir in die Bucht kamen."

Denn „der Familie Hoffnung" war nicht wie andere Schiffe. Es konnte vielleicht Fahrzeuge geben, die etwas leichter und feiner aussahen, ja es mochten sogar unter den neumodischen englischen Schiffen eins oder zwei zu finden sein — Worse hatte es freilich nie gesehen, aber ganz unmöglich war es darum nicht — die ein bischen schneller segelten.

Weiter aber gingen die Einräumungen nicht. Etwas Stärkeres, etwas Festeres, etwas Vollkommeneres als „der Familie Hoffnung" schwamm nicht auf dem Meere und würde auch niemals darauf schwimmen.

Und die Sonne schien so festlich über die Häuser von Sandsgaard, über die Gärten und die Werft, über die ganze freundliche Bucht, wo die blauen sommerlichen Wogen scharenweise an's Land eilten, um Jakob Worse's Ankunft zu melden.

Aber vor dem an der See gelegenen hohen Speicher hatte man das Schiff schon gesehen und der Packhausknecht Zacharias hatte die Meldung in's Comptoir gebracht. „Ist Er seiner Sache auch ganz sicher?" sagte Consul Garman mit scharfem Ton.

„Wir haben das Schiff im Fernrohr obsalvirt, Herr Consul, es ist so gewiß „der Familie Hoffnung", wie ich hier stehe, ein Sünder vor Gott. Es segelt gerade in die Sandsgaarder Bucht hinein."

Morten W. Garman erhob sich vom Armstuhl. Er war von hohem, kräf-

tigem Wuchs, das weiße Haar war stark gekräuselt und die Unterlippe trat etwas vor. Als er Hut und Stock nahm, zitterten ihm die Hände ein wenig, denn „der Familie Hoffnung“ war sehr lange unterwegs gewesen.

Draußen, im äußeren Comptoir, stand der Buchhalter am kleinen Aussichtsfenster. Der Consul nahm ihm das Fernrohr aus der Hand, sah über die Bucht hinaus, schob das Glas wieder zusammen und sprach: „Es ist in der That so, Jakob Worse ist ein zuverlässiger Mann.“

Noch nie zuvor war aus dieser Gegend ein Schiff in Rio de Janeiro gewesen, und hauptsächlich der Ehrgeiz des Schiffers Worse hatte es dahin gebracht, daß man sich dieses Mal auf das gewagte Unternehmen eingelassen. Als er nun aber so lange wegblieb, hatte der Consul allmälig „der Familie Hoffnung“ aufgegeben, wie er so vieles Andere in den letzten Jahren aufgegeben hatte.

Wohl war er jetzt froh, daß sein Schiff und sein alter Capitän Worse wiederkehrten, aber dennoch waren seine Schritte schwer und sie klangen so hohl und traurig, als er aus dem Comptoir durch den großen Gang ging, aus dem eine breite Treppe in's zweite Stockwerk führte.

Denn es bedurfte mehr als einer glücklichen Reise, um den bekümmerten Kaufmann zu beruhigen, und dazu kam noch, daß Sandsgaard öde und verlassen war, daß es dort keine Gesellschaften, keine jungen Leute mehr gab; nur alte Erinnerungen von zierlichen Cavalieren und von Damen mit freimüthig ausgeschnittenen Kleidern hatten in den Winkeln einen Duft hinterlassen, welcher sein Herz höher schlagen ließ.

Seit dem Tode der Frau Garman im vorigen Sommer standen alle Gesellschaftszimmer im zweiten Stock verschlossen. Die beiden Söhne waren im Auslande, Christian Friedrich in London und Richard in Stockholm, und es konnte dem Consul Garman, der sein ganzes Leben lang an heiteren, sorglosen Umgang gewöhnt war, nicht gerade zu besonderer Ermunterung gereichen, daß er nur zwei alte Fräulein um sich hatte, Schwestern seiner verstorbenen Gattin, die sich darum stritten, seinen Hausstand zu führen.

Als Jakob Worse von seinem guten Schiffe gewahrte, wie Alles auf der Werft und rund umher in der Bucht voll Bewegung ward, schwoll ihm das Herz vor Stolz. Was an Böten vorhanden war, kam ihm entgegen gerudert. Verwandte der Mannschaft, Mütter und Bräute schwenkten mit Tüchern, während sie vor Bewegung weinten — die Meisten hatten längst „der Familie Hoffnung“ aufgegeben.

Zum Schiffer Worse kamen keine Verwandten; er war Wittwer und sein Sohn war auf der Handelsschule in Lübeck. Aber er freute sich darauf, den anderen Schiffern im Club von Rio de Janeiro zu erzählen, wo Keiner von ihnen gewesen war; mit größtem Behagen aber dachte er an alle die Geschichten, die er dem Schiffer Randulf zum Besten geben wollte.

Was war nun Randulf's weitberühmte und oft erzählte Reise nach Taganrog gegen die Fahrt nach Rio! Worse nahm sich vor, sie nach besten Kräften herauszustreichen.

In seinen jungen Jahren war Jakob Worse ein toller Bursche gewesen und er war noch trotz seiner fünfzig Jahre ein munterer Gesell.

Er war von gedrungener untersetzter Gestalt, seine Züge waren die eines echten Schiffergesichts mit rothen vollen Wangen, treuherzig und lustig.

Waren seine Haare gezählt, so mußte das eine hübsche Zahl abgeben; denn sie saßen so dicht wie auf einem Otternfell und sie wuchsen auf eine ganz eigenthümliche Weise.

Es sah aus, als ob ein Orkan ihm einmal auf den Hinterkopf geweht, ihm zuerst einen kleinen spiralförmigen Haarwirbel oben auf den Scheitel gelegt und dann alles Uebrige abwärts nach den Seiten hin und vornüber gestrichen hätte. Und so lag nun sein Haar ein für allemal und ließ sich von keinem späteren Winde stören; nach vorn aber, an den Ohren vorbei, hatte der Orkan kleine wellenförmige Schichten gelegt, wie sie der feine Flugsand nach einem Sturm bildet.

Schiffer Worse bemerkte, daß man an der Schiffbrücke das „Frauenboot" zum Auslaufen fertig machte; er rieb sich die Hände, das war eine große Auszeichnung. Als er nun aber den Consul selbst in's Boot steigen sah, machte er auf dem Deck ein paar lustige Sprünge, wie ein junger Bursch.

Denn daß der Consul sich selbst an Bord begab, um das Schiff zu bewillkommnen, war etwas ganz Außergewöhnliches. Sonst ward meistens einer der Comptoirbeamten hinausgeschickt, wenn nicht gerade die jungen Söhne zu Hause waren, denn weder Christian Friedrich noch Richard ließ es sich nehmen, den ankommenden Schiffen weit in die Bucht hinaus entgegen zu rudern, um mit hinein zu segeln und in der Kajüte Marsala zu trinken.

Als die Brigg sich vor Anker legte, war das Frauenboot noch nicht heran gekommen. Jakob Worse aber konnte nicht länger an sich halten, er erfaßte das Wandtau, schwang sich auf die Schiffsseite hinauf und den Hut schwenkend rief er, daß es über ganz Sandsgaard schallte: „Wir kommen spät, Herr Kunsel, aber wir kommen gut!"

Consul Garman lächelte und erwiderte den Gruß, während er heimlich seine Ringe an der rechten Hand abnahm, denn er kannte Jakob Worse's Händedruck, wenn dieser von der Reise kam.

Auf dem Deck stand der Capitän ehrerbietig und glückselig mit dem Hut in der Hand, als der Consul vorsichtig und etwas steif das Fallreep emporkletterte.

„Ich heiße Sie willkommen, Jakob Worse!"

„Besten Dank, Herr Kunsel!"

Und der Consul überließ ihm seine Hand zum Pressen.

Die Mannschaft stand in einem ehrerbietigen Kreise um die Beiden. Sie hatten sich schon gereinigt und geputzt und zum Verlassen des Schiffes fertig gemacht; denn es waren soviele Freunde und Verwandte an Bord gekommen während des Einsegelns, daß die Leute selbst sich mit dem Ankern und Festmachen nicht zu befassen brauchten.

Der Consul begrüßte sie freundlich. Die sonneverbrannten Gesichter nahmen sich keck und fremdartig aus zu Hause in dem kühlen Vorsommer; hie und da trug Einer ein feuerrothes Hemd oder eine violette wollene Mütze, die aus dem wunderbaren Rio mitgebracht waren. Und all' den lächelnden Gesichtern konnte man es ansehen, welch' verwetterte Kerle zu sein sie sich bewußt

waren und wie sich Jeder danach sehnte, an's Land zu kommen, um sich zu zeigen und zu erzählen.

„Hier ist ein toller Bursch," sagte Schiffer Worse; „er ging mit als Kajütenjunge, aber wir haben ihn unterwegs zum Jungmann gemacht. Es starben uns nämlich drüben in Rio ein paar Leute, Herr Kunsel, böses Klima dort! Nun, Lauritz, komm' nur hervor!"

Ein junger Bursch von sechzehn bis siebenzehn Jahren ward endlich aus der Gruppe hervorgedrängt, verlegen und unbeholfen; sein rundes Gesicht schimmerte glänzend roth wie ein Apfel, der tüchtig gewaschen ist.

„Wie heißt Er?" fragte der Consul.

„Lauritz Seehus," antwortete der Bursch.

„Lauritz Boldeman Seehus," ergänzte der Capitän.

„Wir haben stets guten Grund und Anlaß gehabt, ein besonderes Gewicht auf Capitän Worse's Recommandationen zu legen, und wenn der junge Mann in die Fußstapfen eines so tüchtigen Seemannes" — hier verbeugte sich der Consul vor dem Capitän — „treten will, so wird die Firma ihn nach Verdienst befördern. Im Uebrigen wird die ganze Mannschaft proportionaliter bei der Abrechnung aus Anlaß der langen und gefahrvollen Reise eine Gratification erhalten. Die Firma dankt jedem Einzelnen für gute und treue Arbeit."

Der Consul grüßte nochmals im Kreise umher und ging dann in Begleitung des Capitäns in die Kajüte hinunter.

Die Mannschaft war höchlich erfreut sowohl wegen der in Aussicht gestellten Gratification, als auch über das ganz ungewöhnliche Ereigniß, daß ein Rheder in Person an Bord kam und gemeinen Seeleuten seinen Dank darbrachte.

Es war nun freilich auch nicht Consul Garman's Gewohnheit, sich viel mit seinen Leuten abzugeben. Nicht daß er ein harter Herr gewesen wäre — im Gegentheil; er grüßte stets freundlich und sagte wohl auch hin und wieder ein paar Worte im Vorbeigehn. Aber er war und blieb doch so unendlich fern und erhaben, daß die geringste Freundlichkeit seinerseits zu einer Herablassung ward, die mit Dank und Bewunderung angenommen wurde.

Als er nun nach Verlauf einer halben Stunde wieder in's Boot stieg, um an's Land zu gehen, ward ihm ein Hurrah vom Schiffe nachgerufen. Der Consul erhob sich im Boote und nahm den Hut ab. Er war sehr bewegt und es that ihm Noth, nach Hause in's Comptoir zu kommen und allein zu sein.

Er hatte die Schiffspapiere und einen Beutel voll guter Sovereigns mit an's Land genommen. Das Haus K. F. Garman — dies war die alte Firma — hatte seit langer Zeit kein so großes Geschäft gemacht; das war sehr erfreulich, aber es war nicht genügend.

In all' den Jahren, wo Morten Garman nach des Vaters Tode gearbeitet hatte, war es ihm niemals gelungen, das große weitläufige Geschäft zu rechtem Gedeihen zu bringen.

Das Haus hatte in den Kriegsjahren und durch die Münzreduction so schwere Verluste erlitten, daß seine Kräfte auf viele Jahre hinaus gelähmt waren — ja es schien fast, als sollte es sie nie verwinden. Das Haus hatte mit dem großen Uebelstand zu kämpfen, daß es mit gar zu vielen Grundstücken

behaftet war, die in keinem rechten Verhältniß zu dem verminderten beweglichen Capital standen; dann waren auch drückende Schulden da.

Und die Verhältnisse wollten sich nicht bessern; Morten Garman, ein ungewöhnlich tüchtiger Handelsmann, mußte seine ganze Kraft und all' seinen Fleiß aufbieten, um das Haus in dem alten Glanz und Ansehen zu erhalten.

So lange er noch jung war, ging es leidlich, aber jetzt, da er sich den Funfzigen näherte, da ihm die Gattin gestorben und es auf Sandsgaard so öde und leer war, da lastete es doppelt schwer auf ihm, daß dieses Geschäft, seine Freude und sein Stolz, das er in voller Größe und Blüthe zu sehen gehofft hatte, nach ihm ohne Lebenskraft daniederliegen, vielleicht sogar als unsolide seiner Auflösung entgegengehen sollte. Die Haushaltung auf Sandsgaard war stets sehr kostspielig gewesen. Die lebhafte hübsche Frau Garman hatte eine große Vorliebe für Gesellschaften, Maskeraden und alle derartigen Vergnügungen und ihr Mann theilte diesen ihren Geschmack vollkommen.

Die freieren Ideen vom Anfange des Jahrhunderts und seine Stellung als einziger Sohn in einem großen Handelshause hatten seiner Lebensanschauung einen etwas übermüthigen Schwung gegeben. In der Stadt aber spottete man wohl seiner Eitelkeit, ärgerte sich aber noch mehr darüber.

Davon wußte er aber selber nichts.

Von seinem Jugendleben im Auslande und von häufigen Reisen hatte er eine eigne Luft mit heimgebracht, in der er lebte — Anschauungen und Ideen, die weit verschieden waren von denen, die in der kleinen einfachen Stadt herrschten, wo gerade eine doppelte Gährung, veranlaßt durch ökonomischen Aufschwung und eine starke religiöse Bewegung zum Durchbruch kam.

Draußen auf Sandsgaard aber lebte man noch in der alten Perrückenzeit. Die hochmüthigen Beamten und Officiere, die ihren Aufenthalt in der Stadt hatten, fanden ihre Traditionen wieder bei den Festen da draußen, wo an langen Tischen gut und lange gespeist und getrunken wurde und wo die Gesellschaft so fein und selbstbewußt war, daß das Gespräch nicht ängstlich abgewogen zu sein brauchte, wo ein kühnes Wort oder ein verstohlener Händedruck nicht zum Verbrechen gestempelt wurde, wo ein Flüstern hinter dem Fächer wohl in einen Kuß auf das Ohrläppchen ausarten konnte, wo hundert feine Fäden — zu leicht, um leichtfertig zu sein — vom Einen zum Anderen gingen und die ganze Gesellschaft in ein feines glänzendes Seidengewebe einspannen, hinter dem die Frivolität ihren eigentlichen Charakter verlor und sich elegant, zierlich, anständig ausnahm wie eine Menuett. Und in diesem Leben bewegte sich der Consul Garman so sicher und behende wie der Fisch im Wasser.

Wenn er an einem der großen Gesellschaftstage Vormittags im Comptoir saß, flog seine Feder über das Papier und er schrieb dann seine besten Briefe. Seine Gedanken waren so klar, sein Sinn so ruhig und unbekümmert, daß Alles, das Größte wie das Kleinste, in bester Ordnung auf den rechten Platz kam. In demselben Briefe, in dem er eine Ladung Kaffee bestellte, vergaß er die zwölf Packete Lack und zwei Körbe holländischer Kreidepfeifen, die für das Detailgeschäft bestimmt waren, nicht, und von der Ertheilung von Instructionen an einen Capitän, der Seeschaden erlitten hatte, konnte er ohne Weiteres auf die

genaueste Beschreibung einer Einrichtung an Ofenröhren übergehn, die er in London gesehen hatte und die er nun im städtischen Krankenhause eingeführt haben wollte. Wenn dann aber die Post expedirt war und die Tischzeit für die großen Gesellschaften heranrückte, wenn der Consul sich sorgfältig rasirt und aus zahlreichen Kruken und Flaschen parfümirt und gesalbt hatte, dann stieg er die breite Treppe hinauf im blauen Leibrock mit blanken Knöpfen, langen Schößen und Puffärmeln, eingeschnürter Weste und Hemdkrause mit Diamantnadel, das hübsche in's Graue fallende Haar, als sei es leicht gepudert, lockig geordnet. Und da konnte es wohl vorkommen, daß er einen ausgelassenen französischen Refrain trällerte, indem er seiner lustigen Abenteuer gedachte und zierlich und tactfest das wohlgeformte Bein hinsetzte; er wünschte sich so oft die Zeit der Kniehosen zurück!

Consul Garman war ein musterhafter Ehemann nach den Forderungen jener Zeit gewesen, und als seine Gattin starb, betrauerte er sie aufrichtig und ließ viele Gedenksteine mit liebreichen Inschriften auf ihren Lieblingsplätzen im Garten errichten. Mit dem Tode der Frau Garman hörten die vielen Gesellschaften auf, so daß dieser Ausgabeposten bedeutend vermindert ward; gleichzeitig aber gingen ein paar andere Posten ziemlich stark in die Höhe. Es waren dies die Contos der beiden jungen Söhne, namentlich Richards.

Die Natur des Consuls Garman hatte sich gleichsam in diesen beiden Söhnen gespalten. Richard war sein Stolz und seine Schwäche. Sein hübsches Aeußere und leichter Sinn waren wie ein Wiederschein der eigenen Jugend des Consuls; und wenn Richard das hübscheste Reitgeschirr auf das beste Pferd legen ließ und des Consuls Reitpeitsche nahm, die sonst Niemand anrühren durfte, so schlich sich der Vater von Fenster zu Fenster, so lange er ihn mit den Augen verfolgen konnte und hatte seine helle Freude daran, wie der Junge so gut zu Pferde saß und wie Alles so gut für ihn paßte.

Strenger aber war der Consul gegen seinen ältesten Sohn Christian Friedrich. An Richard konnte er, wenn dessen Verschwendung gar zu arg gewesen war, wohl einmal schreiben: „Ich kann es ganz gut verstehen, daß die Carrière, welche Du mit Einwilligung Deiner Eltern gewählt hast, verschiedene Ausgaben veranlaßt, die wenn auch scheinbar überflüssig, bei unserer Betrachtung der Umstände und Verhältnisse dennoch, wenn auch nicht für absolut nothwendig, so doch bis zu einem gewissen Grade als durch dieselben obenerwähnten Verhältnisse hervorgerufen und in ihnen begründet angesehen werden mögen; andererseits aber will ich Dir doch zu bedenken geben, ob Du nicht selbst mit bedeutend eingeschränkten Ausgaben für Deine Zukunft auf der diplomatischen Laufbahn dasselbe Resultat zu erreichen solltest erwarten können. Vornehmlich aber will ich Dich admoniret haben, eine reguläre Rechnung zu führen; nicht gerade aus dem Grunde, als ob ich Deine Ausgaben sollte controliren wollen, sondern weil die Erfahrung mich gelehrt hat, daß wir durch eine reguläre Rechnungsführung uns selbst am Besten controliren."

Rechnung führen aber war nicht Richard's Sache, geschweige denn eine reguläre; hin und wieder nahm er einen Anlauf, der aber bald in Scherz und lustige Schwänke ausartete, die den Alten so ergötzten, daß er das Geld ver-

schmerzte. Christian Friedrich dahingegen sandte monatlich Auszüge aus seinem Cassenbuch ein, von dem Zeitpunkt an, wo er in's Institut zu Christiania eingetreten war, und diese Auszüge wurden vom Consul in der unbarmherzigsten Weise durchmustert.

Fand sich eine fehlerhafte Postirung, wohl gar ein Rechenfehler, oder auch nur ein Ausgabeposten vor, der etwas groß oder ungewöhnlich erscheinen mochte, so erhielt der Sohn sicher einen derben Bescheid darüber, wie absolut verwerflich unordentliche Buchführung oder Verschwendung für einen Kaufmann sei.

Dadurch ward Christian Friedrich in einem ängstlichen Respect vor dem Vater gehalten und bisweilen fühlte er sich sogar gekränkt. Es würde ihn daher sehr beruhigt haben, wenn er gesehen hätte, mit welchem Wohlgefallen der Consul diese zierlichen Extracte durchging und mit welcher Sorgfalt sie numerirt und in einer bestimmten Schublade verwahrt wurden.

Ueberdies war Christian Friedrich der Einzige, dem der Consul Vertraulichkeit erwies, und in den ausführlichen Briefen, die er mindestens einmal im Monat absandte, erhielt er den Sohn in allen wichtigeren Theilen des Geschäfts auf dem Laufenden. Es konnte sogar vorkommen, daß der Consul ihn über eine Sache um seine Meinung befragte.

Was die Aufmerksamkeit des Consuls Garman in hohem Grade beschäftigte und ihn zum Theil auch beunruhigte, war der Aufschwung, dessen die Stadt sich in den letzten Jahren erfreute. Ganz neue Leute tauchten auf mit bedeutenden Mitteln, legten sich auf den Einkauf und die Einsalzung von Häringen und verschifften im Frühjahr Tausende von Tonnen. Anhänger der neuen religiösen Secte, welche Bibelsprüche in ihre Handelscorrespondenz einmischten und keine Ahnung von ordentlicher Buchhaltung hatten, verdienten große Capitalien.

Es herrschte ein neues Leben und eine Geschäftigkeit und dabei eine religiöse Erbauung mit Gesängen in der Stadt, daß der Consul sich nicht genug darüber wundern konnte. Und alle diese neuen Menschen hatten Geld.

Das verursachte dem Consul ernstliche Bekümmerniß, aber diese behielt er für sich. Nicht einmal Christian Friedrich durfte wissen, wie schwierig seine Lage manchmal war.

„Der Familie Hoffnung" lag wohl befestigt, mit Flagge und Wimpel an den Masten. Die Mannschaft ging an's Land, während aus der Stadt und aus Sandsgaard ein ununterbrochener Strom von Besuchern zum Schiff wallfahrtete. Die weißangestrichene Gig des Capitäns ward bemannt. Jakob Worse setzte sich auf's Hinterbrett auf eine ausgebreitete Flagge, deren Spitzen in's Wasser herabhingen, und hinter ihm kauerte Lauritz Seehus mit den Steuertauen in der Hand, es sollte gerade so aussehen wie bei einem Kriegsschiff. Sechs Mann ruderten mit langen Zügen und schnellten die Wasserfläche in die Höhe.

So hatte der Schiffer Worse sich stets seine Rückkehr von der Reise nach Rio vorgestellt, und deshalb schwoll ihm das Herz vor Freude, als er in die Bucht, an der die Stadt lag, hineinfuhr.

Es wäre weit einfacher gewesen, nach Sandsgaard hinüberzufahren und dann in die Stadt zu gehen. Dies hätte dem Schiffer aber nicht im Traume

einfallen können. Er betrachtete Sandsgaard wie eine Insel, und er ließ sich stets, das Wetter mochte sein wie es wollte, von da nach der Stadt hin und wieder zurückrudern. Er konnte sehen, daß man auf seinem Speicher an der Schiffbrücke eine Flagge aufgehißt hatte. Worse besaß ein altes großes Haus am Markt, das ein weitläufiges Viereck bildete und nach der Brücke zu in ein hohes Packhaus endete; er war nämlich ein vermögender Mann und durch glückliche Speculationen war das Geld, das er sich auf seinen langen Seereisen verdient hatte, zu einem ansehnlichen Capital angewachsen.

Wenn er im Winter zu Hause war, widmete er sich eifrigst der Fischerei und machte dabei auf eigne Rechnung großen Umsatz.

Das Haus C. F. Garman befaßte sich dahingegen nicht so viel mit dem Fischfang, sondern es trieb vorzugsweise Speculations- und Commissionshandel mit Salz und Korn, sowie außerdem Bank- und Wechselgeschäfte.

Diesmal hatte Worse's Abwesenheit von Hause weit länger gedauert als gewöhnlich und er war daher sehr gespannt darauf zu erfahren, wie es mit dem Geschäft in der langen Zeit gegangen und was seine Leute daraus gemacht hätten. Nichts aber lag ihm mehr am Herzen, als mit dem Schiffer Randulf zusammenzutreffen, und so oft ihm der Gedanke daran aufstieg, schlug er sich auf's Knie und lachte laut.

Drinnen in der Bucht lagen nur wenige Schiffe, da es um die Sommerzeit war; aber hie und da kam doch eine Flagge zum Vorschein, als man Jakob Worse's Boot gewahrte. Von den Brücken und den Packhäusern an beiden Seiten des Hafens riefen ihm Bekannte zu, er erwiderte den Gruß und lachte — stolz und erfreut. „Zu wem begibst Du Dich, Lauritz?" fragte er den jungen Matrosen, als sie sich der Landungsbrücke näherten. Lauritz hatte nämlich keine Verwandten in der Stadt.

„Ich hatte mir gedacht, wieder zu Madame Torvestad zu gehen, wo ich immer gewohnt habe," erwiderte der junge Mensch.

„Ach was," sagte Jakob Worse, „jetzt bist Du kein Junge mehr, Du kannst doch nicht immer bei der alten scheinheiligen Postille wohnen bleiben."

Als er aber sah, wie die anderen Leute im Boot das Gesicht verzogen, ging ihm ein Licht auf und er rief: „Ach Du Mordskerl! Die Frauenzimmer sind es also, die Dich zu Madame Torvestad ziehen! Nimm Dich aber in Acht, denn Du weißt doch, daß ich auch dort das Commando führe!"

Das war ein Witz von Jakob Worse, denn Madame Torvestad wohnte in seinem Hause, im Hintergebäude, zur Miethe.

An der Landungsbrücke aber wartete seiner eine bittere Täuschung: Schiffer Randulf war nicht zu Hause, er war auf einer Fahrt nach der Ostsee. —

II.

„Sarah! Du gehst heute Nachmittag zur Versammlung," sagte Madame Torvestad zu ihrer ältesten Tochter.

„Ja, Mutter."

„Schiffer Worse ist heimgekommen; ich will zu ihm hinübergehen, um ihn zu begrüßen. Der arme Mann wandelt wohl noch in seinen Sünden, ohne

das Bedürfniß, des Zutritts zum Gnadenstuhl mit den Brüdern theilhaftig zu werden. Denk' Dir, Sarah! wenn Eine von uns ein Werkzeug in der Hand des Herrn zur Rettung dieses Irrenden werden könnte!"

Madame Torvestad blickte ihre Tochter fest an; Sarah aber, welche am Küchentisch stand und das Mittagsgeschirr aufwusch, erhob ihre Augen nicht, die großen dunkeln Augen mit den langen Wimpern und den starken schwarzen Augenbrauen.

„Du könntest wohl unter den Brüdern anfragen, ob nicht der Eine oder der Andere den Drang fühlen möchte, zu uns herüberzukommen, um das, was in der Versammlung gesagt wurde, zu besprechen, und so einander gegenseitig in der Gemeinschaft der Gnade zu stärken und zu befestigen."

„Ja, Mutter."

Madame Torvestad ging in die Wohnstube zurück, die etwas finster war, weil sie nach dem Hinterhof hinaus lag. Das Zimmer war hübsch und solide möblirt und es sah sauber und ordentlich, aber etwas ungemüthlich darin aus.

Sie war die Wittwe des Vorstehers der Herrnhuter Brüdergemeinde und diese hatte nach dem Tode desselben keinen neuen Vorsteher erhalten. Denn die Zahl der eigentlichen Herrnhuter war nicht groß in der Stadt und sie vermehrte sich auch nicht, weil die religiöse Bewegung zumeist der Haugianischen Richtung folgte. Es war in der Lehre auch so viel innere Uebereinstimmung und im Leben so viel äußere Gleichheit, daß die Herrnhuter und Haugianer nicht bloß im Allgemeinen von denen, die außerhalb der „Erweckung" standen, für Eins und Dasselbe angesehen wurden, sondern daß auch wirklich nach und nach eine Verschmelzung zwischen den beiden Richtungen stattfand.

Ursprünglich standen die herrnhutischen Brüder und die Anhänger Hauge's in ihrer allgemeinen Bildung auf einer wesentlich verschiedenen Stufe. Hauge fand seine erste und treueste Stütze unter den Bauern. Die Brüdergemeinde dahingegen bestand zum großen Theil aus wohlhabenden Stadtleuten, die sich überdies vermöge ihrer deutschen Vorsteher und durch häufige Besuche in Christiansfeldt und anderen herrnhutischen Ortschaften eine größere äußere und innere Cultur erwarben.

Später aber, als die durch Hans Nielsen Hauge angeregte Bewegung sich über das ganze Land verbreitet, durch unzählige Bedrängnisse sich hindurchgekämpft hatte und namentlich als nach Hauge's langjähriger Einsperrung und nach seinem Tode das ganze Volk davon Kunde erhielt, welch' schmähliches Unrecht der Beamtenstand unschuldigen und gottesfürchtigen Menschen angethan, da gewann die Bewegung auch viele Anhänger in denjenigen Classen der Bevölkerung, wo man bisher mit Verachtung und Abscheu auf die bäuerlichen Schwärmer und Fanatiker herabgesehen hatte.

Auch dies trug zur Verschmelzung bei. Außerdem waren die Haugianer stets bereit zu Verträglichkeit und zu freundlichem Entgegenkommen, wo sie auf wirklichen Christensinn stießen. Jedenfalls aber waren die Herrnhuter nicht mächtig und zahlreich genug, um eine Sonderstellung behaupten zu können, selbst wenn sie es gewollt hätten.

Madame Torvestad trug deshalb kein Bedenken ihre Tochter zum neuen

Versammlungssaal der Haugianer zu senden und andererseits kamen zu den bei ihr abgehaltenen Erbauungsstunden ohne Unterschied Angehörige beider Richtungen. Sie selbst gebrauchte oft Worte und Wendungen, die an ihren langen Aufenthalt in Christiansfeldt erinnerten und sie hatte eine besondere Vorliebe dafür, kleine pietistische Tractate vorzulesen, die sie zum Theil selbst aus dem Deutschen übersetzt hatte. Aus der Wohnstube ging Madame Torvestad in's Nebenzimmer, wo das Dienstmädchen den Webstuhl fleißig und tactfest handhabte. Hier standen Spinnräder und Garnwinden, auf dem Tisch am Fenster lag verschiedenes Nähzeug und die ganze Einrichtung trug überhaupt das Gepräge, daß man sich hier in einem Hause befände, wo Gebet und Gesang mit strenger nützlicher Arbeit abwechselten.

„Wo ist Henriette?" fragte Madame Torvestad. „Sie ging hinaus, um zu hören, weshalb im Hafen geflaggt würde," erwiderte das Mädchen.

„Ach ja, Martha, wie lange hängt doch das junge Herz an der Thorheit dieser Welt! Laß mich nun sehen, wie weit Du gekommen bist."

Inzwischen setzte Sarah ihre Arbeit fort, indem sie einen Gesang leise vor sich hinsummte. Sie hatte die Woche in der Küche, welche Arbeit sie und das Dienstmädchen abwechselnd verrichteten. Henriette war noch zu jung dazu.

Sarah war sechsundzwanzig Jahre alt. Obgleich ein arbeitsames gesundes Leben ihren Körper voll und kräftig entwickelt hatte, war sie doch sehr bleich, denn sie ging selten aus und sie hatte von der Welt eigentlich nicht viel mehr gesehen, als die Kirche und das Versammlungshaus.

Das hübsche Oval ihres Gesichts ging unten in ein volles Kinn über, das etwas an den gebietenden Ausdruck in den Zügen der Mutter erinnerte. Das Haar war ganz glattgestrichen und die Flechten in einen einfachen Ring auf dem Hinterkopf vereinigt.

Das Anmuthige in Sarah's Gesicht und in ihrer ganzen Erscheinung war nicht von jener leicht vergänglichen Art, die man das eine Jahr bemerkt und im anderen nicht wieder finden kann. Es war im Gegentheil etwas Solides über sie ausgebreitet; die abgerundeten weichen Züge, die matte weiße Haut und die stark beschatteten Augen verliehen ihr eine stille, anziehende Schönheit, die lange Dauer versprach. Während sie am Küchentisch stand und, ihren Gesang summend, mit Tassen und Tellern klirrte, hörte sie nicht, wie ein Mann die Küchentreppe heraufkam. Erst als die Thür aufging, drehte sie sich um, erröthete ein wenig und schlug die Augen nieder.

Der Mann in der Thür, eine hohe breitschulterige Gestalt, schlug auch seine Augen nieder und sagte: „Hier, Sarah, bringe ich Dir „das Leben im Tode," wovon wir gesprochen haben. Mögest Du wahre Freude daran haben!"

„Vielen Dank, Hans Nielsen!" erwiderte Sarah ohne aufzusehen; sie konnte das Buch nicht in die Hand nehmen, weil diese naß war; er legte es daher auf den Tisch und ging wieder.

Sie lauschte seinem Gange, während er die Treppe weiter nach dem Boden emporstieg. Hans Nielsen Fennefos wohnte nämlich bei Madame Torvestad zur Miethe. Dann trocknete sie rasch ihre Hände, nahm das Buch und las hin und wieder ein Stück in demselben voll Eifer und Freude. War es doch ein Buch

von Hauge selber, von dem Mann, den Fennefos stets im Munde führte, den die Mutter aber nicht so sehr zu schätzen schien; wenigstens besaß sie keins seiner Bücher.

Sarah hatte jedoch anderes zu thun, als zu lesen. Sie legte das liebe kleine Buch, das Hans Nielsen selber eingebunden hatte, vor sich hin in's Fenster und begann ihre Arbeit und ihren Gesang wieder, nur etwas kräftiger als vorher. Bisweilen beugte sie sich vornüber, legte den Kopf auf die Seite und blickte zu dem schmalen Streifen blauer Sommerluft hinauf, den sie über der schmalen Gasse schimmern sehen konnte, und ihre dunkeln Augen erhielten einen unschuldigen entzückten Glanz, als ob sie in den offenen Himmel gerade hinein schauten. Jetzt ertönten neue Tritte auf der Treppe unten und dieses Mal hörte Sarah sie gut; es war Henriette, das konnte keinem Zweifel unterliegen. Zuerst hörte man einige hastige überstürzte Tritte, dann einen Fall mit etwas Gepolter, darauf wieder einige Tritte, ganz so wie die jungen Mädchen die Treppen hinauf zu poltern pflegen, wenn sie zuerst lange Kleider bekommen haben.

Henriette kam herein, athemlos, mit geröthetem strahlendem Antlitz und flatterndem Haar und begann hastig: „Ach Sarah, das solltest Du gesehen haben! — — Welche Ueberraschung! Du solltest nur wissen — weißt Du, wer wieder gekommen ist?"

„Stille doch, Henriette," schalt die Schwester, „wenn die Mutter käme und Dich so sähe!"

Sogleich machte Henriette sich daran, das widerspenstige Haar zu glätten; aber schweigen konnte sie nicht und sie flüsterte ungeheuer eifrig: „Ich war auf dem Markt — ganz nach der Brücke hinunter — sag' es der Mutter nicht; und so kam Schiffer Worse angerudert — Schiffer Worse ist aus Rio zurückgekommen — wußtest Du das? — mit sechs Mann und Flaggen — und hinten saß Lauritz — ich kannte ihn nicht, ehe er an's Land sprang — so groß war er" — sie zeigte gerade hinauf in die Luft — „er sah mich, ich glaube, er ist mir gefolgt."

„Aber ich bitte Dich, Henriette!" begann Sarah streng und runzelte die Augenbrauen. Allein die gottlose Henriette machte eine höhnische Geberde und schlüpfte in den Gang hinaus, von wo sie unbemerkt in die Webstube zu gelangen hoffte.

Sarah's Antlitz nahm einen bekümmerten, fast strengen Ausdruck an. Das wilde Wesen der Schwester war ihr unbegreiflich, so war sie selber nie gewesen, und sie wußte, daß ein solcher weltlicher Sinn streng unter die Zucht des Herrn gebeugt werden müsse.

Dennoch fuhr ihr bisweilen ein Stich durch's Herz, wenn Henriette voll Jugendlust sprudelte und sich etwas in ihr rührte, das fast dem Verlangen glich, mit dabei zu sein. Das war der alte Adam in ihrem Fleisch, der täglich getödtet und ertränkt werden soll, und das that sie auch mit Gebet und Gesang und fleißigem Umgang mit der Schrift, und dennoch — dennoch — —

Noch einmal ward Sarah in ihrer Beschäftigung gestört, indem sich ein rundes, sonneverbranntes, lächelndes Gesicht in der Küchenthür zeigte.

Das Lächeln verschwand aber und Lauritz trat verlegen und unbeholfen ein, er hatte offenbar darauf gerechnet, eine andere Person zu treffen, als Sarah.

„Ich heiße Dich willkommen, Lauritz," sagte Sarah freundlich.

„Besten Dank," erwiderte Lauritz im tiefsten Baß, den er hervorbringen konnte, er blieb stehen und scheuerte sich an der Thür.

„Willst Du mit der Mutter sprechen?" „Ja, ich wollte sie fragen, ob ich hier wohnen könnte."

„Die Mutter ist in der Wohnstube."

Lauritz Seehus war für Sarah fast wie ein jüngerer Bruder, da er bei Madame Torvestad in der Kost gewesen war, so lange er die Schule besucht hatte. Das elterliche Haus in Flekkefjord war kein erfreulicher Aufenthalt für ihn gewesen, er hatte eine Menge Geschwister und der Vater war dem Trunk ergeben.

Nach einer Weile trat Lauritz wieder aus der Wohnstube — sehr kleinlaut und niedergeschlagen.

„Nun, Lauritz," sagte Sarah, „willst Du schon wieder gehen?"

„Ja," erwiderte er, indem er hastig hinaustrat, „Deine Mutter wollte es nicht zugeben."

Als er aber die alte wohlbekannte Küchentreppe hinabging, dünkte es ihm, er sei der unglücklichste Mensch auf der Welt, ja er weinte sogar — zum ersten Mal als junger Matrose.

Auf der ganzen langen Reise hatte er sich darauf gefreut, sein altes Dachstübchen wieder zu beziehen, jeden Tag mit Henriette zusammen zu sein, ihr all' die merkwürdigen Sachen, die er in seiner Kiste hatte, zu schenken, sich mit ihr davon zu schleichen und auszurudern, wenn die Madame zur Versammlung gegangen war oder an Winterabenden im Mondschein im Schlitten zu fahren — alle diese strahlenden Hoffnungen, die so ganz fertig vor ihm lagen, hundert Mal durchträumt und bis in die kleinsten Einzelheiten ausgemalt, wenn er in den langen einsamen Wachtstunden auf dem Deck auf- und abschritt.

Nun kam es ihm vor, es sei keine Hoffnung und keine Freude mehr für ihn in dieser Welt und kaum in der anderen.

Sarah hatte eigentlich Mitleid mit ihm. Eine Weile darauf aber kam die Mutter heraus und sagte: „Du sahst wohl Lauritz, Sarah?"

„Ja, Mutter."

„Sprachst Du mit ihm?"

„Nein, ich begrüßte ihn nur."

„Glaubst Du, daß er bekehrt ist?"

Sarah wußte, nicht was sie antworten sollte; die Mutter aber sagte streng: „Sag' nur nein, mein Kind! So sieht der bekehrte und reuevolle Sünder nicht aus. Wohl gehört das Gericht dem Herrn, aber wir müssen wahrlich auch unsere Augen und unseren Verstand gebrauchen, auf daß nicht ein räudiges Schaf sich eindränge und die ganze Heerde anstecke."

Sarah mußte in ihrem Herzen der Mutter Recht geben; sie sah ein, daß Henriette und Lauritz jetzt erwachsen waren und daß ihr vertrauliches Verhältniß in sündhafte Liebe übergehen könne.

Sie hatte auch, während er in der Stube war, daran gedacht, daß es gewiß ihre Pflicht sei, der Mutter zu sagen, was sie darüber meine. Nun war das nicht mehr nöthig, und sie war davon überzeugt, daß es für die jungen Leute so am Besten sei. Trotzdem aber mußte sie daran denken wie kläglich er aussah, als er aus der Küchenthür herauswankte, und welche Enttäuschung es für Henriette sein würde — hatte er doch stets hier gewohnt. Freilich war es gut für sie Beide, daß die Versuchung von ihrem Wege fortgenommen war, und doch — und doch — —

Schon um sieben Uhr war Jakob Worse aus dem Club fortgegangen; er konnte es nicht länger aushalten.

Die eine Enttäuschung über die andere war ihm bereitet worden, Nichts war so gekommen, wie er es erwartet hatte, seit er den Fuß an's Land gesetzt.

Im Club hatte er ein Paar finnische Capitäns angetroffen, die wegen erlittener Seeschäden im Hafen lagen, ganz junge Leute, die von Amerika gekommen waren. Der Eine von ihnen — ein junger Laffe mit englischem Bart und goldener Kette — war auch in Rio de Janeiro gewesen — sogar zweimal. Und Randulf! Warum war Randulf doch nach der Ostsee gesegelt!

Es ging dem Schiffer Worse, wie es Allen zu gehen pflegt, die einen leichten Sinn haben. Die geringste Freude konnte ihn in eine vorzügliche Stimmung setzen und ihn über die größten Unannehmlichkeiten hinweg helfen; wenn aber umgekehrt eine kleine Verdrießlichkeit ihm den Kopf verrückt hatte, so war Alles verkehrt, eine Kette von Unglücksfällen stürzte über ihn her und es kam ihm vor, als ob Niemand vom Schicksal so verfolgt und gemißhandelt sei, wie er — das heißt auf einen Tag; denn gemeiniglich schlief er seinen Sinn wieder in's Gleichgewicht. Heute aber war es gerade solch' ein Unglückstag von dem Augenblick an, wo er hörte, daß Randulf abwesend sei; und deshalb hatte er Nichts gefunden, worüber er sich hätte freuen können, weder im Club noch im Comptoir, noch in dem Kaufladen oder im Packhause, obgleich das Geschäft in der That während seiner Abwesenheit gut geführt worden war; und seine Leute hätten größeres Lob verdient, als ihnen zu Theil wurde.

Verzagt und verdrießlich ging er in seinen hübschen, geräumigen Stuben auf und nieder. Die Sonne stand niedrig im Nordwesten, und über der Landzunge, welche den Hafen von der Sandsgaardbucht trennte, konnte er mitten in dem goldglänzenden Abendhimmel die Raaen seines Schiffes sehen.

Auch dies konnte ihn nicht ermuntern. Und nun fiel ihm noch dazu ein, daß der alte Hafenvogt Snell im Club ihn beiseite genommen und mit dem Finger auf der langen rothen Nase ihm zugeflüstert hatte: „He, he, Jakob, es wäre wohl an der Zeit, daß Du dem Alten einige Schillinge brächtest. Sie sagen — he, he — er könne es wohl nöthig haben."

„Was, zum Henker, meinte er damit?" rief Schiffer Worse grimmig, als er sich daran erinnerte; „will das alte Nashorn mir einbilden, daß die Firma C. H. Garman in Geldverlegenheit sei? Pah! — Was willst denn Du, Lauritz" rief er plötzlich, als er den jungen Matrosen in der Thür stehen sah. „Nichts, Herr Capitän!" erwiderte Lauritz leise und wollte wieder fortgehen.

Aber Worse fuhr ihm nach, ereilte ihn im Gange und zog ihn in die

Stube zurück. Es war so, wie Lauritz gesagt hatte; er wollte eigentlich Nichts; als er aber in seinem Kummer und seiner großen Verlassenheit seinen Capitän, der stets so gut gegen ihn gewesen war, an den Fenstern auf- und niedergehen sah, wagte er es zu ihm hineinzutreten in der unbestimmten Hoffnung, möglicherweise irgend einen Trost zu finden.

Worse hielt ihn an der Schulter fest und sah ihn an: „Hm, hm, hier ist wohl noch Einer, der keine fröhliche Heimkehr gehabt hat. Komm' mein Junge, wir wollen ein Glas mit einander trinken, dann kannst Du mir hernach erzählen, was man Dir angethan hat."

Der Schiffer Worse öffnete die Thür eines Wandschranks, nahm zwei runde holländische Gläser hervor und füllte das eine für Lauritz mit Kirschenliqueur und das andere für sich mit altem Jamaica-Rum.

„So, mein Junge!" sagte Worse, nachdem sie ausgetrunken hatten, „laß mich nun Deine Sorgen und Betrübnisse hören."

Statt aber zu antworten, stellte Lauritz sein Glas blitzschnell in den Schrank, machte es ebenso mit dem des Capitäns, schlug die Thür zu und setzte sich auf einen Stuhl an der Stubenthür.

Worse glaubte, der junge Mensch sei toll geworden; ehe er aber dazu kam, ihn anzufahren, ward angeklopft und Madame Torvestad trat ein.

Lauritz hatte sie unter dem Fenster vorübergehen sehen und der Respect vor der Madame war ihm so sehr zur anderen Natur geworden, daß er bei ihrem Anblick nur den einen Gedanken hatte: zu verhüten, daß sie sähe, sie hätten etwas getrunken. Auch Worse wäre es nicht lieb gewesen, wenn die Madame ihn mit Lauritz zusammen beim Glase getroffen hätte, und da er nun das Betragen des jungen Menschen begriff, blinzelte er ihm freundlich mit dem einen Auge zu, während er die Madame Torvestad zum Sopha führte.

Sie trug einen schwarzseidenen Ueberwurf und einen dunkelgrauen Hut mit weit vorstehendem Rande und breiten Atlasbändern. Ihre Tracht und ihre ganze Erscheinung machten den Eindruck soliden Wohlstandes und würdigen Ernstes. Das etwas große Doppelkinn und die Haltung des Kopfes gaben ihr einen gebietenden Ausdruck. Dadurch unterschied sie sich von den anderen „Erweckten". Denn diese bestrebten sich in ihrem Aeußeren und ganzen Wesen eine gewisse Demuth an den Tag zu legen, gleichwie es auch bei Hauge's Anhängern im Westlande Sitte geworden war, in einem kläglich süßlichen Tone zu reden.

Madame Torvestad hatte nicht vergessen, daß sie die Wittwe des Vorstehers der Brüdergemeine sei, und ihr Bestreben war stets darauf gerichtet, sich und ihr Haus zum Mittelpunkt der religiösen Bewegung zu machen; deshalb legte sie großen Werth auf die kleinen Versammlungen, die bei ihr, halb zur Erbauung, halb zur Gesellschaft stattfanden und aus demselben Grunde nahm sie Miether in ihrem Hause auf, was sie um des Verdienstes willen nicht nöthig gehabt hätte.

Lauritz bildete in dieser Beziehung eine Ausnahme; ihn hatte sie auf die inständige Bitte einiger Freunde in Flekkefjord bei sich aufgenommen, während Diejenigen, die sonst bei ihr wohnten, junge Männer von religiöser Gesinnung waren — vorzugsweise umherreisende Laienprediger, welche gingen und kamen, und sich einige Tage bei den Freunden aufhielten, um sich mit ihnen zu besprechen und gegenseitig zu erbauen.

Dadurch erreichte Madame Torvestad, daß ihr Haus einer der Sammelplätze für die Erweckten in der Stadt und sie selbst eine der einflußreichsten Frauen ward, welche die Aeltesten oftmals mit zur Berathung zogen.

Dem Schiffer Worse gegenüber war Madame Torvestad stets etwas weniger streng und ernst, als gegen alle Anderen; mochte dies nun seinen Grund darin haben, daß sie seit so vielen Jahren bei ihm zur Miethe gewohnt hatte, oder daß sie glaubte, seine Seele könne auf diese Weise am Besten für die Berufung zur Gnade gewonnen werden, oder mochte irgend ein anderer Grund vorhanden sein. Auffallend war es jedenfalls, wie wenig sie Gottes Wort und fromme Sentenzen bei ihren Gesprächen mit ihm anwendete; sie konnte selbst einmal hin und wieder über die witzigen Bemerkungen des munteren Capitäns lächeln, wenn sie vollkommen harmlos waren.

Nachdem Madame Torvestad den Capitän begrüßt und über Einiges, das während seiner Abwesenheit vorgefallen war, gesprochen hatte, fragte sie ihn zuletzt, ob er nicht, da er doch so allein sei, Lust haben könne, zu ihr hinüber zu kommen und ihr Abendbrot zu theilen. Das würde ihren Töchtern lieb sein. —

„Kommt sonst Niemand?" fragte Jakob Worse vorsichtig.

„Es ist wohl möglich, daß Einige von den Freunden zu uns hinüberkommen, wenn die Versammlung zu Ende ist."

„Nun, dann muß ich mich bedanken Madame Torvestad," murmelte Jakob Worse halb ärgerlich. „Sie wissen doch selbst, daß ich nicht zu der Gesellschaft passe."

„Sagen Sie das nicht, Capitän Worse! Lassen Sie uns lieber wünschen und beten, daß Sie dazu gelangen mögen, gerade recht gut zu der Gesellschaft zu passen, wo Gottes Wort gehört wird zur Erbauung im Herrn." Dies sagte sie mit großer Innigkeit und sah ihn mit ihren klugen Augen fest an.

Worse ward etwas verlegen und machte einen Spaziergang durch die Stube. Es war nicht leicht darauf eine geziemende Antwort zu geben; er wollte um keinen Preis in die Versammlung, aber wollte doch gern mit guter Manier sich davon los machen. In diesem Moment stand Lauritz von seinem Stuhl an der Thür auf und schickte sich an, fortzugehen.

„Nein, nein, Lauritz," rief der Capitän, „Du darfst nicht weggehen; ich habe mit Dir zu reden. Wohin wolltest Du?"

„Ich muß mich in der Stadt nach einem Nachtquartier umsehen," versetzte Lauritz düster, aber etwas trotzig, nach dem genossenen Liqueur.

„Wie so? Du sollst doch wohl bei der Madame Torvestad wohnen, nicht wahr, Madame?"

„Nein," erwiderte diese trocken, „wie Sie wissen, sind die Leute, die bei mir wohnen, meistens geistliche Personen. Seeleute nehme ich nicht auf."

„Aber Lauritz hat doch immer bei Ihnen gewohnt, Madame! Es ist doch gar zu hart für den armen Jungen, zurückzukommen und vor die Thür gesetzt zu werden."

Worse begriff nun, daß hier die Ursache des Kummers für seinen jungen Matrosen läge, und in seiner Gutmüthigkeit wollte er ihm gern beistehen.

Madame Torvestad aber antwortete nicht darauf, sie schlug ihren Ueberwurf um sich und schickte sich zum Fortgehen an.

„Nun Adieu denn, Capitän Worse," sagte sie; „Sie sollen mir herzlich willkommen sein. In einer halben Stunde erwarte ich Sarah und vielleicht ein paar Andere aus der Versammlung. Wir speisen dann zu Abend mit einander und vielleicht spricht Einer von uns ein kleines Gebet. Könnten Sie sich nicht gedrungen fühlen, im Verein mit anderen Gläubigen sich mit Dank an Den zu wenden, der sie aus dem Sturm gerettet und Sie unversehrt über die wilden Wogen geführt hat?"

„Ganz gewiß, Madame, — sehen Sie, aber —" Worse wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Kommen Sie nur, stemmen Sie sich nicht gegen die Berufung!" Sie streckte die Hand gegen ihn aus und sah ihn freundlich an.

Aber Worse zog seine Hand zurück und sagte halb im Scherz: „Eigensinnig will ich ungern sein. Mir scheint aber, daß Sie, Madame Torvestad, ziemlich eigensinnig sind, da Sie den armen Lauritz nicht unter Ihr Dach nehmen wollen. Sollen wir einen Vergleich schließen? Ich komme zu Ihnen zur Erbauung, wenn Lauritz bei Ihnen wohnen darf. Schlagen Sie ein, Madame Torvestad?"

„Ich würde mehr als das thun, Capitän Worse, wenn es dazu beitragen könnte, das Werk der Gnade in Ihnen zu fördern," sprach sie sanft und reichte ihm ihre Hand. Darauf sagte sie in ihrem gewöhnlichen Ton zu Lauritz: „Du hörst, daß ich es um des Capitäns willen thue. Laß mich nun sehen, daß Du Dich so aufführst, daß ich es nicht zu bereuen habe. Du kannst in Dein altes Dachstübchen einziehen, es steht bereit." Damit ging sie fort.

Der Capitän aber und der junge Matrose nahmen sich noch eine Herzstärkung aus dem Wandschrank. Worse ward dadurch in bessere Laune versetzt, und als er sah, wie seelenvergnügt Lauritz nach dem Packhause hinabstürzte, um seine Kiste zu holen mit all' den merkwürdigen Gegenständen, vergaß er für einen Augenblick, wie theuer er die kleine Dachstube seines Matrosen bezahlt habe. —

III.

Hans Nielsen Fennefos stammte aus einer Familie, welche durch persönliche Berührung mit Hauge zeitig zu religiöser Erweckung gelangt war. Von seiner frühesten Kindheit an hatte er von dem geliebten Lehrer gehört, die Mutter hatte ihm seine Lieder vorgesungen, und er selbst war nach Hauge benannt worden. Deshalb schien es natürlich, daß der Knabe in die Fußstapfen des Lehrers träte. Jener war aber starken leidenschaftlichen Sinnes und bis zu seinem zwanzigsten Jahre bereitete er der Mutter durch sein wildes leichtsinniges Leben vielen Kummer.

Da geschah es eines Nachts, als er von einem Gelage heimkehrte, und sich an der Mutter Stube vorbei zu seiner Kammer schleichen wollte, daß er die Mutter, die nicht hatte schlafen können, singen hörte:

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,

Der allertreusten Pflege
Des, der die Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann." [1])

Es war dies ein Gesang, der vor Kurzem nach jener Gegend gekommen war, und auf den die Mutter, wie er wußte, großen Werth legte, er hatte sich aber bisher nicht besonders darum gekümmert.

„Dem Herrn mußt du vertrauen,
Wenn dir's soll wohlergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott ihm gar Nichts nehmen;
Es muß erbeten sein."

Die Dünste vom wilden Gelage schwanden aus seinem Haupt; und als die Mutter mit ihrer feinen klaren Stimme wiederholte: „Gott läßt ihm gar Nichts nehmen, es muß erbeten sein," da ergriff es ihn so wunderbar, daß er in lautes Schluchzen ausbrach und hinauseilte, um es die Mutter nicht hören zu lassen. Und die ganze Nacht wanderte er umher auf dem Felde beim Hofe seines Vaters in Angst und heißen Thränen und im Kampf mit dem Herrn. Erst als die Sonne emporstieg, ward ihm die Gnade zu Theil, beten und danken zu können.

Es war aber das erste Mal, daß er eine ganze Nacht außer dem Hause zugebracht hatte; und als er nun in die Stube trat, erhob sich die Mutter von der Bank und trat ihm mit Strenge entgegen. Aber als sie ihre Augen erhob und den veränderten Ausdruck in seinem Gesicht und seinem Wesen sah, da sagte sie: „Mein Sohn, sicherlich hat Dich der Herr besucht diese Nacht." Und mit froher voller Stimme sang sie:

O freue dich, du liebe Seel',
Dein Retter und Immanuel
Hat dein Gebet erhöret;
Der Herr hat dich zu Gast gehabt,
Wie herrlich hat er dich gelabt,
Wie viel hat er bescheeret!

Ich lob' und preise dich dafür,
O Gott, du meines Lebens Zier,
Wie fühl' ich mich entzücket.
Ich danke dir aus Herzens Grund
Für diese gnadenreiche Stund',
Die mich so sehr erquicket!"

Von diesem Tage an gab Hans Nielsen sein wüstes Leben auf und nachdem er mehrere Jahre hindurch die auf ihn einstürmenden Anfechtungen und Seelenkämpfe siegreich bestanden, gelangte er endlich zur Freimüthigkeit des

[1]) Paul Gerhard.

Geistes, so daß er mit seinen Angehörigen und Anderen, mit denen er zusammentraf, über das Eine sprach, was Noth thue. Auch in der Versammlung ward er zum Sprechen zugelassen und bald waren Alle darüber einig, daß man seit langer Zeit keine so anregenden Vorträge dort gehört habe, wie diejenigen Hans Nielsen's. Indessen wollten die Aeltesten ihn nicht ausziehen lassen, um mit den Freunden ringsumher im Lande zusammen zu kommen, ehe er, wie Hauge es bestimmt hatte, in der reinen Lehre völlig befestigt war und durch seinen Wandel gezeigt hatte, daß seine Bekehrung würdige Früchte getragen.

Erst nach seinem fünfundzwanzigsten Jahre ward er ausgesandt, und als er dann fünf bis sechs Jahre hindurch fast ununterbrochen von Ort zu Ort umhergewandert war, theils nach geschehener Aufforderung, theils nach eigener Eingebung, war er an der ganzen Westküste entlang und in dem Norden weit über Drontheim hinaus als Laienprediger wohl bekannt und hoch verehrt.

Allerdings war es vorbei mit jenen Zeiten [1]), wo der Prediger in Begleitung des Landpolizeibeamten oder eines trunkfälligen Officiers die religiösen Versammlungen auseinander trieb, den Prädikanten ausschalt oder ihn anspie und aus dem Kirchspiel zum nächsten Polizeibeamten transportiren ließ.

Waren nun gleich die Laienprediger jetzt weniger äußeren Gewaltthätigkeiten ausgesetzt, als in den früheren Tagen der Verfolgung, so gab es doch Gefahren anderer Art, welche ihre Stellung vielfach erschwerten.

Die Geistlichen nämlich waren keineswegs anderen Sinnes geworden. Da sie nun aber „diese Schwärmer, diese Schelme, diese Betrüger, scheinheiligen Schurken und Volksverführer" nicht mehr in's Gefängniß werfen und öffentlich ausschelten durften, griffen sie zu dem Mittel, sie heimlich zu belauern und sie zu verleumden. Dies aber ward für Hauge's Anhänger und namentlich für

---

[1]) Am Schlusse des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts waren die Prediger in Norwegen trockene Rationalisten, welche nicht den religiösen Drang eines Volkes zu befriedigen vermochten, das sie nicht verstanden und dessen niedrige Cultur sie verachteten. Da begann ein ungelehrter Bauernsohn, Hans Nielsen Hauge, 1771 geboren, im Lande umherzuwandern, und durch Unterredungen und religiöse Versammlungen erweckte er in kurzer Zeit ein blühendes christliches Leben unter dem gemeinen Volke. Die Bauern ließen vom Trunk und von den Schlägereien ab, wandten sich der Arbeit zu und bald hatte die Bewegung zahlreiche Brennpunkte in dem weitausgedehnten Lande erhalten, wo Fabriken und industrielle Anlagen unter fleißigen Händen emporwuchsen, während Arbeiter und Arbeitsherren in brüderlicher Liebe sich um Gottes Wort sammelten.

Daß das Volk sich in dieser Weise selber half, sowohl in religiösen, wie in weltlichen Dingen, kam den Beamten höchst ungelegen. Die Prediger fanden willige Unterstützung bei den Juristen, und mit Hilfe einer alten Verordnung von 1741 gegen religiöse Versammlungen brachte man es dahin, daß Hauge in's Gefängniß geworfen ward.

Zehn Jahre hindurch ward er hier festgehalten. Da aber Alles, was in unzähligen Verhören zu Tage gefördert ward, nur dazu diente, stets neue Zeugnisse von dem fleckenlosen Wandel, der großen Begabung und dem edlen Charakter Hauge's darzubringen, mußten seine Feinde ihn zuletzt freigeben und sich damit begnügen, ihn der letzten Reste seines Vermögens zu berauben.

Wohl war Hauge von dem langen, ungesunden Gefängnißleben körperlich gebrochen; er lebte nur wenige Jahre noch, kränklich und voller Leiden, aber muthig und unverzagt bis zum letzten Athemzug. Er starb 1824. Aber erst im Jahre 1842 setzten die Vertreter des Volkes die Aufhebung jener alten Verordnung durch — trotz des königlichen Veto und trotz der Einsprache der Regierung, der Amtmänner, der Universität und der gesammten Geistlichkeit.

die Führer und Prädikanten eine neue Heimsuchung. Denn da die Zahl der Anhänger beständig zunahm, war es unvermeidlich, daß Fälle vorkamen, wo Einer von ihnen sich offenbarer Sünde hingab oder in Heuchelei und falscher Gottesfurcht ertappt wurde.

Sofort legten dann die Geistlichen den größten Eifer an den Tag. Von den Kanzeln herab und in den Häusern erzählten sie und wiederholten immer wieder die schrecklichsten Geschichten von diesen Haugianern, diesen scheinheiligen Menschen, die Gottes Haus verachteten und in ihren eigenen finsteren Versammlungshäusern allerlei abscheuliche Dinge trieben.

Und vom Beamtenstande breitete sich über die ganze sogenannte gebildete Classe Mißtrauen, Abscheu, ja Haß gegen diese friedlichen und durchweg achtungswerthen Menschen aus.

Danach bildete auch die Literatur ihre häßlichen Gestalten niederträchtiger Laienprädikanten und ihre apostolischen Gestalten von Pröpsten und Predigern, den Männern des Lichts und des Friedens.

Die Schriftsteller jener Zeit wußten meistens wenig von den Laienprädikanten; sie glaubten aber an die Schilderungen, welche die Prediger von ihnen machten, denn die Prediger, die Männer des Friedens waren ihnen gut bekannt. Sie kannten sie von ihren Besuchen auf den Predigerhöfen in den Ferien, die stets Glanzpunkte der Erinnerung aus der Jugend bilden, entweder in Mondscheinbeleuchtung in einer Sommernacht im Walde oder mit glänzend weißem Schnee und dem Klange ferner Schlittenglocken, die näher herankommen.

In diesem Rahmen stand der Prediger — hell, freundlich und doch so wohlthuend ernst. Welch' muntere Tischreden konnte er nicht halten, wie konnte er nicht auf einen unschuldigen Scherz eingehen, und wie herrlich war nicht der Aufenthalt in dem geräumigen, mit Allem reichlich versehenen Hause, das von der Fröhlichkeit der Jugend erfüllt und von des Vaters mildem Ernst überwacht war! Er war der Mittelpunkt von Allem. Nicht bloß der Mutter und der Töchter Fürsorge drehte sich um ihn, sondern an allen Freuden und Spielen der Jugend mußte der Vater theilnehmen, wenn es die rechte Bedeutung haben sollte; man stopfte ihm gern seine große Meerschaumpfeife, man lief nach Fidibussen, wenn sie ausging, und Alles sammelte sich theilnehmend im Kreise um ihn, während die Mutter ihn mit geübter Hand in die Ueberröcke, Shawls und Pelze einhüllte, wenn er am zweiten Weihnachtstage zur Filialkirche fahren sollte, um dort zu predigen.

Wer mochte sich nicht der stillen Sonnabendnachmittage erinnern, wo man eigentlich am liebsten außerhalb des Hauses war, um den Pastor nicht zu stören, der seine Predigt im Studirstübchen ausarbeitete, so daß der Tabaksrauch gleich einer blauen Schlange aus dem Schlüsselloch wirbelte; oder der Sonntagmorgen, ehe man zur Kirche ging, wenn man auf den Vater wartete, der sein Ei mit Rum verzehrte, um seine Stimme klar zu machen.

Und doch konnte eben derselbe Prediger ein ganz anderer Mann sein, wenn er sich allein unter seinen Bauern in der Armen- und Schulcommission befand, und von dem Studirstübchen her hörte man bisweilen eine Stimme, welche man dem Manne des Lichts und des Friedens schwerlich zugetraut hätte.

Und wenn die jungen Leute sich in dem Hausflur versammelten, um sich zu irgend einem Ausflug zu rüsten, so konnte es sich wohl ereignen, daß ein Bauer in Friesklеidern aus dem Studirstübchen herausgetaumelt kam, während man in der Thür ein zorngeröthetes Antlitz und einen heftig bewegten Schlafrock rasch verschwinden sah. Dann sagte die Mutter oder eine der Töchter: „Ach, der arme Vater! das war gewiß wieder einer von den bösen Haugianern, welche ihm so vielen Verdruß im Kirchspiel bereiten!"

Und diese Anschauungen erhielten sich selbst nachdem der Pietismus bei der Universität zu Ehren und Würden gekommen war. Die neuen Lehrer und Prediger, die Hauge und seiner Bewegung nicht nur die größere Innigkeit in der Lehre und ihrer Ausübung verdankten, sondern die sich sogar das sanftmüthige Aeußere, den süßlichweichen Ton und die langgezogenen Zischlaute aus der Verfallperiode des Haugianismus angeeignet hatten, schienen schnell vergessen zu haben, daß das ganze christliche Leben, auf dessen morschen Trümmern sie ihr Dasein fristeten, vom Volke selbst von unten auf erkämpft worden war. Und gleich ihren gewaltthätigen Vorgängern versuchten sie die Fabel weiter zu verbreiten, daß sie die Hirten und Väter des Volkes seien; daß Jeder, der ein Haar auf ihrem Haupte krümmte, der von ihrer Macht und ihrem Ansehen ein Tüpfelchen wegnehmen wollte, die Achtung des Volkes vor dem Heiligen untergrabe und mit vermessener Hand das uralte schöne patriarchalische Verhältniß zwischen der Gemeinde und dem geliebten Seelenhirten antaste! —

In der ersten Zeit seines Wanderlebens traf Hans Fennefos meistens Prediger aus der alten Schule an, die jedes seiner Worte und jeden seiner Schritte belauerten und ihm und seinen Freunden so viel Schaden und Verdruß wie nur möglich zufügten. Da galt es denn genau auf sich und seine Freunde zu achten, und hier hatte der junge Laienprediger manchen Kampf mit sich selber zu bestehen. Denn er war von ungewöhnlicher Körperkraft und von rücksichtslosem Muth. Alte Leute sagten, daß er sehr an Hauge in der ersten Zeit seines Auftretens erinnere, ehe die Verfolgungen ihn gebrochen hatten.

In den Briefen, welche die Aeltesten in Hans Nielsen's Heimath, an die Freunde, die er besuchen sollte, vorausschickten, hieß es deshalb immer, daß man den jungen Mann unabläßig zum Gehorsam gegen die anhalten müsse, die als Obrigkeit eingesetzt seien, damit kein Streit oder Aergerniß sich erhöbe.

Auf diese Weise lernte er nach und nach seinen Sinn dämpfen, und es gelang ihm sogar bisweilen, Streitigkeiten zwischen der Gemeinde und dem Prediger zu schlichten. So war es Hauge's Wille gewesen und vor dem beugte er sich wie alle die anderen Freunde.

Nur zu Zeiten flammte es noch auf in Hans Nielsen's Gemüth. Durch die Erzählungen der älteren Leute war er von allen Begebenheiten in Hauge's Leben genau unterrichtet. Er kannte die Namen aller Polizeibeamten und Richter, und namentlich aller Prediger, die den geliebten Lehrer verhöhnt und verfolgt und zu Grunde gerichtet hatten.

Und wohin er jetzt kam, da traf er eben dieselben Namen; denn die Gerichtshöfe und die Kanzeln hatten sich auf die Nachkommen jener alten verhaßten Verfolger vererbt.

Dann konnte die Bitterkeit ihn wohl übermannen, seine Worte fielen scharf und schneidend in der Versammlung und er sah, wie auch bei Anderen dasselbe Gefühl aufstieg. Sie bezwangen sich aber und züchtigten sich gegenseitig, um stets zu gedenken, daß alle Obrigkeit von Gott eingesetzt ist.

Wenn Fennefos durch das Westland reiste, verweilte er stets einige Zeit bei Madame Torvestad. Die Stadt war der Mittelpunkt der weitverzweigten Bewegung und allmälig fühlte er sich hier mehr zu Hause, als in seiner eigentlichen Heimath. Der wirkliche Grund aber, weshalb es ihn so stark nach der Stadt zog und hier so lange fesselte, waren weder die Brüder noch Madame Torvestad. Denn sein hauptsächlichster Wirkungskreis waren die Landgemeinden. Gegen Madame Torvestad aber hatte er viel einzuwenden. Sie war ihm in manchen Dingen zu schlaff und die pietistische Schwärmerei, die sie zur Schau trug, war ihm zuwider, am meisten aber mißfiel ihm ihre Herrschsucht und ihr gebieterisches Auftreten in der Gemeinde und ihrem eigenen Hause.

Was ihm den Aufenthalt in der Stadt so lieb machte, war Sarah.

Jedoch liebte er sie nicht mit einem Verlangen, das ihm selbst bewußt gewesen wäre. Sie war so von religiösem Gefühl durchdrungen und in der Schrift und anderen guten Büchern so wohl bewandert, daß es für ihn ein beseligendes Gefühl war, mit ihr über geistliche Dinge zu reden.

Auch unter den Freunden stand Sarah in hohem Ansehen, und es war für die Alten eine wahre Herzensfreude, das junge Mädchen in der Versammlung sprechen zu hören. Wohl geschah dies nur selten und sie hatte auch nicht viele eigene Worte; aber sie wußte so viele Gesänge und Stellen aus religiösen Schriften auswendig und namentlich war sie in der Bibel so zu Hause, daß sich selbst von den Männern kaum Einer darin mit ihr messen konnte.

Auf einem Tisch in Madame Torvestad's Stube war ein Pult angebracht und hier lag die Bibel stets aufgeschlagen.

Dies war Sarah's Platz und daneben setzte Madame Torvestad heut einen bequemen Stuhl für den Schiffer Worse.

Es waren bei der Madame einige ernste ältere Frauen zum Besuch gekommen, sie setzten sich still nieder, legten die Hände in den Schoß und seufzten. Ein paar junge Mädchen drängten sich neben Henriette auf einer gar zu kurzen Bank zusammen und ein halberwachsener Junge mit bleichgelbem Gesicht voller Finnen und Sommersprossen und völlig stupidem Ausdruck, den seine Eltern von einer Versammlung in die andere schleppten, kauerte auf der äußersten Kante eines Stuhles dicht an der Thür.

Bald darauf kamen die Männer miteinander. Es waren die Gebrüder Endre und Nicolai Egeland, die den größten Landhandel in der Stadt hatten, ferner Sivert Jespersen, der in einigen Jahren als Fischhändler ein Vermögen erworben hatte, und vier bis fünf andere der angesehensten Haugianer, theils Handwerker, theils Kaufleute.

Madame Torvestad reichte einem Jeden die Hand und suchte ihnen Platz zu schaffen, was zuletzt seine Schwierigkeiten hatte, obgleich die Stube geräumig war und es an Stühlen nicht fehlte.

Hans Fennefos trat zu Sarah heran, begrüßte sie und fragte, für wen der Lehnstuhl hingestellt sei.

„Schiffer Worse wird heut Abend hierher kommen", erwiderte Sarah ohne aufzusehen. Hans Nielsen ward überrascht und unangenehm berührt, ohne es sich recht klar machen zu können, weshalb. Madame Torvestad begrüßte ihn freundlich, sie setzte sich aber noch nicht auf ihren Platz, sondern ging etwas unruhig im Zimmer umher, bis Jakob Worse endlich kam.

Als er die Thür öffnete, ergriff ihn eine unwillkürliche Lust, wieder umzukehren. Er kam aus seinen luftigen Zimmern, wo der Abendhimmel noch etwas Helle verbreitete. Hier aber war es dunkel und dumpfig; zwei Talglichter in messingenen Leuchtern standen auf dem Tisch und beschienen das Bibelpult; sonst war in der Stube Nichts zu sehen, als eine Reihe von Gesichtern längs den Wänden. An Flucht war jedoch nicht zu denken. Madame Torvestad reichte ihm freundlich die Hand und zog ihn in's Zimmer hinein.

Ueberdies kannten ihn hier Alle; die Männer erhoben sich, schüttelten ihm die Hand und hießen ihn willkommen.

Es herrschte allgemeine Freude in der Versammlung über seine Anwesenheit, denn Jakob Worse stand in der Stadt in großem Ansehen und bisher war er eher ein Widersacher und Verspötter als ein Freund der Haugianer gewesen. Man nickte und lächelte der Madame Torvestad zu und sie erfreute sich ihres Triumphs.

Keiner war aber so froh über das Ereigniß, als Sivert Jespersen. Er und Worse waren oft beim Fischfang an den nördlicher gelegenen Küsten zusammengetroffen und Sivert Geschwind — wie man ihn nannte — war außerhalb der Versammlung ein lebhafter unternehmender Mann. Sein Mund strömte immer von Gottes Wort und geistlichen Gesängen über; das hinderte ihn aber nicht daran, bei der Arbeit selbst tüchtig mit anzufassen oder muthig Sturm und Wogen zu trotzen, wenn es galt, zuerst zum Fischplatz zu kommen.

Worse brummte ein wenig und strich sich über sein Otterfell, als Sivert Geschwind ihm die Hand drückte und ihn herzlich willkommen hieß. Sie hatten früher nämlich einmal einen Streit über eine Ladung Salz gehabt, von der Worse glaubte, daß Sivert ihn darum beschwindelt habe. Worse hatte dies dem Anderen oft gerade in's Gesicht gesagt, wenn sie beim Fischfang zusammen trafen, aber Sivert pflegte dann nur freundlich zu lächeln und ihm auf die Schulter zu klopfen. Die Madame führte nun Worse zu seinem Lehnstuhl; er fühlte sich höchst ungemüthlich und verwünschte im Stillen sowohl Lauritz wie die Madame. Lauritz aber saß glückselig auf einem Schemel hinter zwei dicken Frauen, zwischen denen hindurch er Henriette sehen konnte.

Sarah begrüßte verschämt den Schiffer Worse; er strich mit der Hand ihr Haar, er hatte sie schon als kleines Mädchen gekannt.

Als sich Alle wieder gesetzt hatten und es ganz still geworden war, sagte Madame Torvestad: „Nun, Erich Pontoppidan, mein Junge, kannst Du mir erzählen, wovon in der Versammlung geredet wurde?"

„Von der Heiligung," stieß der bleiche Junge an der Thür hervor, so rasch und tonlos, als ob man auf einen Knopf gedrückt hätte.

„Welches Lied habt ihr denn gesungen, Du erinnerst Dich doch, Henriette?"

Henriette war in der Versammlung gewesen; aber ganz von der traurigen Nachricht hingenommen, daß Lauritz nicht bei ihnen wohnen solle, hatte sie keine große Ausbeute von der Andacht gehabt. Und als sie dann nach Hause gekommen war und gehört hatte, daß die Mutter es doch erlaubt, hatte die Freude sie so überwältigt, daß die Frage der Mutter ihr wie ein Eimer Wasser über den Kopf schlug. Sie ward feuerroth und konnte kein Wort hervorbringen.

Madame Torvestad warf ihr einen strengen Blick zu und sah dann zu Erich Pontoppidan hinüber; sobald ihr Auge den Knopf berührt hatte, antwortete er, ohne eine Miene zu verziehen.

Mehrere aus der Versammlung nickten und lächelten dem Jungen zu. Seine Mutter, eine dicke Frau mit gelblichem Gesicht und sein Vater waren sehr stolz auf ihn. Auf Erich schien dies Alles aber gar keinen Eindruck zu machen.

Nach Henriette blickte Keiner, als Lauritz. Sie aber suchte sich beschämt hinter den Freundinnen zu verstecken.

Hierauf stimmte Madame Torvestad jenen Gesang an und die Andern fielen ein:

„Nun sollen keine Sünden,
Sich mehr mit Allgewalt,
In meinem Fleische finden,
Ich treib' sie aus alsbald!"

Alle sechs Strophen des Liedes wurden gesungen. Für Worse hatte der ganze Gesang, alle diese Stimmen, die hohen, scharfen Töne der Frauen und der Männer tiefes Brummen etwas Unheimliches und Widriges. Es ging langsam, unendlich langsam und die Pausen zwischen den Strophen füllte Sivers Jespersen durch ein seltsames Tremuliren aus.

In der Versammlung hatte einer der Aeltesten geredet, der hier nicht anwesend war. Madame Torvestad warf daher die Frage auf, ob nicht Jemand ihr etwas von jener Rede mittheilen wolle. Sie sah dabei Fennefos an und unwillkürlich richteten sich auch die Blicke der Anderen auf ihn; er aber saß da mit zusammengekniffenen Lippen und sah nicht danach aus, als wolle er heut Abend etwas sagen.

„Ich meinestheils," hub daher endlich Sivert Jespersen an, „bin der Meinung, daß der Alte gut und mit inniger Einfalt sprach. Er redete von dem Worte des heiligen Geistes — wie der Erich dies ganz richtig bemerkte — und zum Ausgangspunkt wählte der Alte das Lutherwort: Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Kraft und Vernunft an Christum glauben oder zu Christo kommen kann, und er bewies mit rechter Klarheit — so schien mir es wenigstens — sowohl aus der Schrift, wie auch aus der täglichen Erfahrung, daß wir im Geistigen und Zeitlichen zu kurz kommen, wenn wir das Fleisch für unsere Kraft halten und uns auf unsere eigene schwache Vernunft verlassen."

Nicolai Egeland, der geistig nicht sehr begabt war, sagte jetzt: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben."

Er wußte in der That nur vier oder fünf Schriftstellen auswendig, welche er stets anwandte, so gut es gehen wollte, und manchmal waren sie durchaus nicht

angebracht. Die Leute aber kannten sein treues Gemüth und hatten Nachsicht mit ihm. Er hatte nun einmal kein größeres Pfund anvertraut erhalten.

Eine von den Frauen seufzte und meinte: „Ja, Sivert Jespersen, das ist gewißlich wahr, mit unserer eigenen Vernunft werden wir in den geistlichen Dingen nicht weit kommen."

Madame Torvestad pflegte bei den Versammlungen in ihrem Hause in einer Menge von kleinen Büchern zu blättern, die vor ihr auf dem Tisch, Sarah gegenüber, lagen. Es waren dies theils Tractate, theils Gebetsammlungen und religiöse Gesänge. Wenn sie dann etwas fand, was zu dem angeregten Thema paßte, so flocht sie es mit ihren eigenen Worten zusammen, so daß es halb zum Vortrag, halb zur Vorlesung wurde.

„Ein Christ muß stets dessen eingedenk sein", hub sie an, „daß es viele hohe und geheimnißvolle Wunderwerke im Haushalt der Gnade gibt, welche niemals während des Zeitlichen von dem armen Menschenverstand erfaßt und begriffen werden können. Deshalb brauchen wir uns niemals damit zu beschweren, daß wir den Versuch machen sie zu verstehen, sondern müssen auf Gottes Allmacht und Aufrichtigkeit, welche uns dieselben offenbart hat, vertrauen. Ja, sobald die Vernunft sich daran machen will zu überlegen, wie das möglich sein kann, was Christus sagt, so wissen wir sogleich, daß es die Stunde der Versuchung und daß der Teufel nahe ist, die alte vernünftige Schlange, welche Eva durch ihre Hinterlist verführte, und dann müssen wir augenblicklich Gottes Namen anrufen zum Schutz gegen den Tod, ja gegen die Hölle selber. Möge uns Allen dazu die Gnade vergönnt werden."

„Amen", sagte Nicolai Egeland.

„Aber, ihr Lieben," fragte Sivert Jespersen sich zu den Jüngeren in der Versammlung wendend, „wie sollen wir dieser Gnade theilhaftig werden?"

„Das ist das Werk des heiligen Geistes," hieß es von der Thür her.

„Richtig geantwortet, lieber Erich! Und wie nennst Du denn das Werk des heiligen Geistes?"

„Die Heiligung."

„Und aus welchen Stücken besteht die Heiligung? Kannst Du auch das beantworten?"

„Die Wiedergeburt, die Rechtfertigung und die Erneuerung."

Wieder sahen Alle mit Wohlgefallen den gescheidten Jungen an. Er aber saß da, ohne eine Miene zu verziehen, mit halboffenem Munde, stets bereit, wenn Jemand auf den Knopf drücken sollte.

Nun konnte Nicolai Egeland nicht länger an sich halten und er begann die längste Bibelstelle, die er wußte: „durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen...." aber Madame Torvestad unterbrach ihn sanft:

„Es ist ein wunderbares Ding mit dem wiedergeborenen Menschen, er ist nicht der Sclave einer einzigen Sünde oder weltlichen Lust, ja nicht einmal unschuldiger Dinge. Wenn ich sage, er ist nicht Sclave, so will ich damit nicht in Abrede stellen, daß er nicht in einer schwachen Stunde von der Sünde überfallen und überwunden werden könnte, aber er verbleibt nur nicht in derselben. Wird er vom Teufel oder vom Fleisch überrumpelt, so daß er in eine Sünde

verfällt, so steht er wieder auf, klagt Gott seine Noth und sucht Vergebung. Und so lange er sich wieder erhebt im Glauben und zum Frieden mit Gott kommt, wird er stets wieder der Sünde überlegen, so daß er nicht aufhört im Geiste zu wandeln."

Sarah blickte zu Fennefos hinüber, denn sie wußte, daß er das Buch, aus dem die Mutter vorgelesen hatte, nicht billigte. Er saß aber ganz unbeweglich. In der spärlichen Beleuchtung konnte sie nur das kräftige reine Profil schwach erkennen, das etwas nach Oben gekehrt war, als ob er zur Decke hinauf sähe.

Da er durchaus keine Miene machte, sich heute Abend hören zu lassen, ward das Gespräch nur noch kurze Zeit ohne große Lebhaftigkeit fortgesetzt. Sarah saß unabläßig bei der Bibel und je nach dem Lauf des Gesprächs schlug sie hier und dort eine Stelle auf, theils zur eigenen Belehrung, theils um einem der Anderen zur Hilfe zu kommen. Sie fand leicht Alles, was sie suchte, und die wichtigsten Stellen wußte sie auswendig.

Der Schiffer Worse hatte kein großes Verständniß von der Heiligung und er fühlte sich im höchsten Grade abgespannt. Das Einzige, das ihn noch wach erhielt, waren Sarah's kleine Finger, die er so fleißig zwischen den Blättern des heiligen Buches sich bewegen sah.

Endlich aber war er doch nahe daran, von der Müdigkeit übermannt zu werden; zum Glück schlug Madame Torvestad jedoch vor, daß man zum Beschluß einen Gesang anstimmen solle.

Sarah nahm ein Gesangbuch, hielt es dem Capitän hin und nun begann das Lied. Worse sah halb im Schlaf nach ihren Fingern. Da richtete sie plötzlich die großen dunkeln Augen auf ihn und sprach: „Sie müssen mitsingen."

Der Schiffer Worse ward mit einem Male völlig wach und er brummte die Worte mit, jedes Mal wenn sie den Finger weiter schob. Kirchengesang war niemals seine Sache gewesen, und wenn Worte vorkamen wie Gott und Jesus, wagte er es kaum, sie in seinen sündhaften Mund zu nehmen.

Nach und nach fing er an sich wohler zu fühlen. Von Zeit zu Zeit sah er von ihren Fingern hinauf nach ihrem Arm und der kräftigen Schulter, der matten weißen Haut hinter den Ohren und unter dem Kinn, wo es sich so weich bewegte, wenn sie sang.

Sie saßen so vertraulich und nahe bei einander, indem sie sich mit dem Gesangbuch zu ihm hinüberbeugte, so daß sich ihm die Empfindung von etwas Warmem, Weiblichem mittheilte, das erste trauliche Gefühl, das ihn seit seiner Heimkehr angekommen war.

Auch noch ein Anderer von den Anwesenden befand sich ungemein wohl, obgleich auch er der Erbauung keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte; das war Lauritz Seehus in seiner Ecke.

Er fühlte sich so glückselig nach den ausgestandenen Leiden, daß er durchaus keine Langeweile empfand, wie ihm dies sonst wohl bei den Versammlungen geschah; er wandte kein Auge von Henriette. Aber es verfehlten auch die heiligen Worte und der Gesang, die er so lange nicht gehört, ihre Wirkung nicht auf ihn; er fühlte sich bewegt, und dankte Gott dafür, daß er ihm die kurze aber harte Prüfung gesandt, so daß er jetzt um so besser einsehen könne, wie gut er

daran sei. Nachdem das Lied beendet war, boten die Töchter des Hauses den Gästen Thee und Butterbrot an, Endre Egeland sprach ein Tischgebet und dann ließen sich Alle das frugale Abendmahl gut schmecken, worauf die Gesellschaft sich kurz nach neun Uhr trennte.

Als Worse wieder in seiner Stube stand und die Gäste aus dem schmalen Gäßchen über den Markt hingehen sah, wußte er nicht recht, ob er lachen oder sein Geschick verwünschen sollte, wenn er daran dachte, daß er mit diesen Leuten den ersten Abend nach seiner Rückkehr zugebracht.

Da unten ging Endre Egeland, von dem man erzählte, daß er die Bauernmädchen in sein Packhaus lockte, und dieser Sivert Geschwind, der ihn um das Salz betrogen hatte. Wenn Randulf das wüßte!

Dennoch wollte es ihm gar nicht aus dem Sinn, wie traulich es gewesen mit Sarah zu singen, und es kam ihm vor, daß es in seinen großen luftigen Stuben einsam und ungemüthlich sei.

IV.

An den folgenden Abenden war der Schiffer Worse wieder im Club und befand sich wohl dort. Die jungen finnischen Schiffscapitäne, die in Amerika gewesen waren, hatten ihm nur den ersten Tag verderben können.

Wenn er jetzt kam, sammelten sich die alten Freunde um ihn und er erzählte manche lustige Geschichte aus Rio de Janeiro. Er konnte auch ein paar englische Lieder, mit spanischem Refrain, die er dort drüben gelernt hatte.

Darob ergötzte man sich im Club, wo man fast jeden Abend sang, und nachdem man den spanischen Refrain gelernt hatte, fiel der Chor mit voller Kraft ein, so daß es in den großen dampfenden Punschgläsern klirrte:

Ah — chio — chio — la — la — la
Ah — chio — chio voi!

Zu Worse's Gesellschaft gehörten der Hafenvogt Snell und der Controlleur Aarestrup, dann der Zollschreiber Preuß, der Branddirector, und eine größere Anzahl Schiffscapitäne und Rheder.

In der ganzen Stadt wußte man natürlich, daß Worse bei den Haugianern gewesen war und er bekam viele anzügliche Bemerkungen darüber zu hören.

Er ließ die Anderen lachen und lachte selbst mit, es konnte Nichts nützen, sich böse zu stellen und zuletzt trieb er es so weit, daß er Endre Egeland's Tischgebet nachäffte. Er hatte auch Nichts dagegen, daß man im Club zuletzt der Meinung ward, Worse sei ein durchtriebener alter Bösewicht, der sich um der hübschen Mädchen willen zu den Heiligen halte.

Madame Torvestad hatte ihn nicht wieder behelligt. Wenn sie sich begegneten, bat sie ihn jedes Mal, sie doch zu besuchen, so oft er möge; und trotzdem, daß er niemals kam, veränderte sie ihre Freundlichkeit gegen ihn nicht.

Als seine Sachen an's Land geschafft waren, ließ er durch Lauritz einen mit Konchylien besetzten Schrein, das merkwürdigste Stück, das er aus Rio mitgenommen hatte, Sarah als Geschenk überbringen.

Madame Torvestad dankte dem Capitän dafür im Namen ihrer Tochter, indem sie mit mildem Vorwurf hinzufügte, daß solche prachtvolle Sachen in jungen Gemüthern leicht weltliche Gedanken und Eitelkeit erzeugen könnten.

Im Lauf des Sommers verwand Worse die Trennung von Randulf. Es that ihm wohl, eine Zeit lang sich zu Hause völliger Ruhe hingeben zu können, das Geschäft ging lebhaft und in der ganzen Stadt nahm man es ihm hoch auf, daß er der Erste gewesen, der ein Schiff von dort nach Südamerika geführt hatte. Von seinem Sohne in Lübeck erhielt Worse nur selten Nachricht; aber aus den Rechnungen, die ihm von Zeit zu Zeit zugesandt wurden, konnte der Vater ersehen, daß der junge Mann, wie es schien, sich Nichts abgehen ließ. Es hatte niemals ein besonders vertrauliches Verhältniß zwischen ihnen bestanden, theils weil der Vater so oft von Hause abwesend war und theils weil die Mutter den Sohn über alle Gebühr verhätschelt hatte.

Sie war eine verschrobene sentimentale Dame gewesen voll romantischer Grillen und sie hatte an Nichts gedacht, als an Ritter und Burgfräulein, und Knappen und Mondschein, und Fallthüren und lange Locken und Wendeltreppen.

Sie hatte einst auf einer Bootfahrt im Mondschein Worse's Herz, als er noch Steuermann war, erobert. Eine so feine Dame mit so großen schwimmenden Augen und so langem gelben Haar hatte er nie vorher gesehen, weder an der Ostsee, noch am Mittelmeer.

Auf dieser Bootfahrt hatte Worse, nachdem die Gesellschaft auf einer kleinen Insel Kaffee getrunken hatte, die Schöne auf seinen Arm genommen und war so mit ihr nach dem Boot hinaus gewatet, statt zu warten, bis dasselbe am Lande angelegt. Das erinnerte sie an Romarino, der mit nervigem Arm Miranda's schlanke Taille umschlang, sich leicht mit der schönen Bürde in den Sattel schwang und auf schnaubendem Roß aus dem Burgthor jagte; und sie schenkte Worse Herz und Hand.

Für Beide aber erwuchs aus der Verbindung nur Unheil.

Worse paßte so wenig zum Ritter wie sie zu einer Schiffersfrau. Als die Leihbibliothek der Stadt ihr Nichts mehr zu bieten hatte, verfiel sie in krankhafte Träumereien, aus denen sie nur erwachte, um zu jammern und sich zu beklagen; das gab Jakob Worse Lust zu langen Seefahrten.

Als er einst auf der Heimreise von Lissabon war, schenkte seine Frau ihm einen Sohn, dem sie eiligst in der Taufe den Namen Romarino geben ließ.

Das nahm Worse sich sehr zu Herzen und er konnte zu keiner rechten Freude über das kleine bleiche Geschöpf in der Wiege des Namens halber gelangen, der es gleichsam weit vom Vater entfernte und in die Welt der Mutter hineinzog. Es klang auch gar zu drollig, wenn Schiffer Worse den Namen Romarino aussprach.

Die kränkliche, stets klagende Dame starb, als der Junge fünfzehn Jahre alt war. Dieser wurde dann nach Kopenhagen zu einer Familie gesandt, die sich auf Consul Garman's Empfehlung seiner annahm. Zu Hause, in den großen öden Räumen, hätte er, da der Vater fast immer abwesend war, nicht bleiben können.

Jetzt war Romarino etwa zwanzig Jahre alt und ehe der Vater seine große Reise nach Amerika antrat, war er bei ihm zum Besuch gewesen.

Er hatte immer noch dasselbe bleiche Aussehen und das hellblonde Haar, angethan war er mit einem olivengrünen Leibrock, gelber Weste und engen hell-

grauen Beinkleidern, die mittels Strippen von weißem Garleder möglichst stramm unter den Stiefeln festgehalten wurden. Der übermäßig hohe langhaarige Filzhut saß ihm verwegen schief auf dem Kopf; es war ein Wunder, daß er ihm nicht öfter, als es geschah, abfiel.

In diesem Aufzug imponirte er einige Tage hindurch der kleinen Handelsstadt; er ging umher, sein dünnes Spazierstöckchen schwingend und sah mit dem größten Hohn auf Menschen und Sachen herab; auch hatte er seine Muttersprache fast verlernt.

Der Vater fühlte einestheils Bewunderung vor dem Sohne, aber doch zugleich einen gewissen Unwillen gegen ihn. Die Bewunderung erlitt obendrein noch einen harten Stoß, als der Schiffer Randulf darauf schwor, Romarino habe Pomade auf seinem Taschentuch.

Trotz alledem liebte Worse seinen Sohn und er hätte nur gewünscht, daß etwas mehr von seinem eigenen Seemannsblute in ihm gewesen wäre. Er dachte oft mit Wehmuth daran, wie gern er dem Sohn das Commando seines Schiffes hinterlassen hätte; aber dieser Wunsch würde wohl niemals in Erfüllung gehen. Hätte der Junge doch etwas von Lauritz Seehus an sich gehabt!

Romarino aber war in Wirklichkeit das, was er in seinem Aeußeren zur Schau trug — ein herzloser Laffe, der sich kein Gewissen daraus machte, das Geld des Vaters zu verzehren, während er in seinem Inneren den einfachen Schiffer tief verachtete, wie er dies schon früh von seiner Mutter gelernt hatte. —

Nachdem der Schiffer Worse in der Stadt allmälig wieder in sein altes Geleise gekommen war, stellte er oft Betrachtungen darüber an, was der Firma C. F. Garman wohl widerfahren sein könnte. Auf Sandsgaard war es bei weitem nicht mehr so wie früher; woran lag dies denn eigentlich? Zum Theil konnte es wohl durch den Tod der Frau Garman veranlaßt worden sein; aber dies war doch unmöglich die alleinige Ursache, daß über Allem da draußen ein so schwerer Druck zu lasten schien.

Zuletzt konnte Worse eine gewisse Ahnung nicht unterdrücken. Nachdem der Hafenvogt Snell am ersten Abend nach seiner Heimkehr ihm eine Andeutung von der Geldverlegenheit der Firma gemacht, hörte er später Aehnliches von anderen Seiten. Anfänglich lachte er darüber, nach und nach aber fing er an, bedenklich zu werden.

Oftmals, wenn er sich nach Sandsgaard hinaus rudern ließ, faßte er den Beschluß, daß er heute den Consul gerade heraus darum fragen wollte. Du lieber Himmel! Wenn die Firma wirklich der Unterstützung bedürftig war, so hatte er, Jakob Worse, ja ein hübsches Sümmchen bei der Hand und außerdem konnte er mehr schaffen, wenn es nöthig war. Aber stets fehlte ihm der Muth, den Consul zu fragen.

Sobald man von Sandsgaard aus Worse's Boot in die Bucht hineinkommen sah, war es althergebrachte Sitte, daß der Packhausknecht Zacharias die Weisung erhielt, einen großen Dorsch aus dem Fischbehälter herauszunehmen, denn das war Schiffer Worse's Lieblingsgericht.

Die beiden alten Fräulein auf Sandsgaard, die den Haushalt des Consuls besorgten, waren im Grunde ihres Herzens hocherfreut, wenn Worse sich dort

sehen ließ, obgleich sie sich sehr erzürnt stellten, wenn er sie neckte, was er nie lassen konnte. Wenn Worse die Fräulein begrüßt hatte, ging er in's Comptoir, das dicht an die Wohnstube stieß. Die Thür pflegte offen zu stehen und Worse bemächtigte sich dann des Kalenders. Wenn er nun fand, daß es der Namenstag des St. Crispinus oder St. Hieronymus oder eines ähnlichen Heiligen war, so rieb er sich die Hände und rief vergnügt: „Nein, wahrhaftig, ist es der Namenstag dieses Heiligen! den kenne ich von Italien her, das ist einer der besten, den man dort hat. Dann darf man sich wohl darauf Rechnung machen, daß man heut Abend ein Glas Punsch bekommt."

Alsdann lächelte der Consul Garman und der alte Buchhalter, Adam Kruse, räusperte sich hinter seinem Pult; denn wenn der Capitän da war, pflegte er zu Gaste gebeten zu werden. Worse aber, der im Comptoir Bescheid wußte, nahm den Schlüssel zum Schrank und zog aus demselben einige alte viereckige holländische Flaschen hervor.

Abends spielte er Whist mit den alten Damen; der Consul sah zu und lachte herzlich, wenn der Capitän sich einen kleinen Betrug erlaubte und die Damen hierüber so erbost wurden, daß ihre Haubenkrausen vor Erregung bebten.

Oder der Consul und Worse sprachen über Politik, nachdem sie die „Hamburger Nachrichten" gelesen hatten, während der alte Buchhalter schweigend mit der langen Kreidepfeife im Munde auf seinem bescheidenen Platz hinter der großen Stubenuhr saß.

In der alten Wohnstube, die nach dem Hafen hinaus lag, standen Abends zwei Talglichter auf dem Sophatisch, an dem der Consul saß; wenn Fremde da waren, brannten noch zwei andere Lichter auf dem Schenktische neben dem Ofen. Die Wände waren mit grünangestrichener Leinwand überzogen und das weiße Paneel reichte so hoch an ihnen hinauf, daß die Oberkante der Lehne an den massiven Stühlen es noch berührte. Die grauen Rouleaux, die man jüngst aus Kopenhagen erhalten hatte, waren mit den Ansichten dänischer Schlösser verziert; auf der einen sah man einen langen Wanderer, der unter einem Baum im Vordergrunde über das Wasser hin das Schloß anstarrte, während drei Damen mit langen Umschlagetüchern und Hüten gleich aufgeschlagenen Kaleschen sich ihm nähern.

In einer Ecke standen die Garnwinden der alten Fräulein, mit denen sie sich beschäftigten, wenn sie nicht hinter einander herliefen, um etwas in der Haushaltung zu besorgen.

Nach dem Tode der Frau Garman hatte der Consul es nicht durchsetzen können, die Arbeit unter den beiden Schwestern gleichmäßig zu vertheilen. Wenn Fräulein Brigitte eine Zeit lang mit dem Tischzeug, den Silbersachen und der Wäsche sich beschäftigt hatte, wandelte sie eine unwiderstehliche Lust an, in der Küche darüber zu wachen, daß man dort nicht zuviel Butter gebrauche.

Und wenn Fräulein Nette eine Woche hindurch die Casse geführt und für Speise und Trank gesorgt hatte, ließ es ihr keine Ruhe, bis sie nicht alle Servietten und Eßlöffel nachgezählt hatte.

Dies brachte natürlich einige Verwirrung im Hauswesen hervor und hatte

ernstliche Scharmützel zwischen den Schwestern zur Folge, deren Nachwehen, wenn auch nur schwach, sogar bis zum Consul drangen.

Nur in einer Sache waren sie völlig einig, in ihrer Liebe zu ihrem Kanarienvogel. Sie hatten deren im Laufe der Jahre viele nach einander gehabt, und jedes Mal, wenn die Katze einen von ihnen geholt hatte, ward der feierliche Eid abgelegt, daß man sich einem solchen Kummer nicht wieder aussetzen wollte.

Nach Capitän Worse's Berechnungen dauerte aber die Hoftrauer um einen Kanarienvogel nur drei Wochen; dann ward ein neuer angeschafft.

Der Vogel, den sie zuletzt bekommen, war von allen, die sie noch gehabt hatten, ohne Frage der anbetungswürdigste. Denn außer allen anderen Vorzügen hatte er auch noch eine Eigenschaft, wodurch die alten Damen zuerst allerdings etwas in Verlegenheit gesetzt wurden, er legte nämlich Eier.

Da aber das kluge kleine Geschöpf wohl eine Ahnung davon hatte, daß es zu Nichts führen könne, in der Einsamkeit Eier zu legen, so legte er dieselben auch nicht vorsichtig und bedachtsam in ein Nestchen, sondern er suchte sich einen hohen Platz und ließ von da die Eier auf den Tisch oder auf den Boden fallen, so daß sie immer zerbrachen.

Dies verursachte den alten Damen großen Kummer und nachdem sie ihre Scheu vor dem ungewöhnlichen Phänomen überwunden hatten, wurden sie von heftigem Verlangen erfüllt, eins der Eier zu besitzen — am liebsten eins für jede von ihnen — und sie ersannen viele Pläne, um das Thier zu einem anderen Verfahren zu veranlassen. In's Bauer legten sie Baumwolle und feines Garn und ringsumher in der Stube, namentlich an den Stellen, wo sie schon einmal ein zerbrochenes Ei gefunden hatten, brachten sie Nester an, die sie selbst mit großer Geschicklichkeit aus Stückchen weichen Wollenzeugs, Baumwolle und Pferdehaaren angefertigt hatten; zuletzt gingen sie, als alle diese Vorkehrungen nicht helfen wollten, in der Stube mit einem Nest in jeder Hand umher, wenn das Benehmen des Vogels sie dazu aufzufordern schien.

Das unverbesserliche Thierchen aber spottete aller dieser Vorkehrungen. Namentlich setzte es sich mit Vorliebe oben auf den Spiegel und ließ das Eichen auf den Tisch fallen, wenn Niemand darauf achtete.

Das gereichte den beiden Damen zu großer Betrübniß, und es gab sogar Augenblicke, wo sie sich von ihrer Trauer hinreißen ließen, sich gegenseitig die Schuld an dem unverzeihlichen Benehmen des Vögelchens zu geben. —

Eines Abends fragte der Hafenvogt im Club den Capitän hämisch: „Nun, ist der alte Adam wirklich nach Bergen gereist?"

„Ja," versetzte Worse arglos, „er reiste in der vorigen Woche dahin."

„Was mag er dort wohl vorhaben?"

„Nun natürlich wird er dort Geschäfte haben; die Firma C. F. Garman hat in Bergen viel zu thun."

„Vielleicht Geld leihen? ha — ha —"

„Hör' nun, mein lieber Hafenvogt," fuhr Worse auf, „nun lass' es endlich damit genug sein!"

Der Andere aber fuhr unbeirrt fort: „Ja, was soll man dazu sagen, ha — ha — Sind jetzt schwere Zeiten für Groß und Klein. Sprach vorher mit

Capitän Andersen von der Freya — kam eben von Bergen —, der alte Adam wollte gern einige tausend Species haben, sagten sie dort, ging überall herum, konnte aber Nichts kriegen, Nichts — Na! diese Bergenser, denen muß man so nicht kommen."

Nun ward dem Capitän Alles klar. Voll Unruhe sprang er auf und ging nach Hause. Wenn schon die Leute davon sprachen, daß die Firma C. F. Garman auf schwachen Füßen stände und wenn ihr Credit schon geschwächt war, so war es hohe Zeit für Jakob Worse, zum Beistand heranzurücken.

Am nächsten Vormittage erschien er im Comptoir beim Consul Garman und nachdem er die Thüren sorgfältig verschlossen, bat er ihn um eine vertrauliche Unterredung. Worse's Wesen war heute so sonderbar, ein Gemisch von Unsicherheit und Verschlagenheit, so daß der Consul sich veranlaßt fühlte, sich hintenüber in den Armstuhl zu legen und zu fragen: „Ist etwas vorgefallen?"

„Nein, durchaus nicht, durchaus nicht," erwiderte Worse, indem er sich von dem einen Bein aufs andere wiegte, „ich wollte Sie nur um etwas gebeten haben, Herr Kunsel."

„Wir sind stets bereit, allen billigen Wünschen unserer alten Freunde entgegenzukommen, soweit unsere Mittel es gestatten. Setzen Sie sich, Capitän Worse!"

„Ich — hege die Absicht, diesen Winter auf den Fischfang zu gehen, für eigene Rechnung, und da — da —"

„Mir scheint, Capitän Worse, daß Sie von früher her wissen sollten, daß wir, wenn Sie im Winter zu Hause sind, Ihnen keinerlei Hinderniß in den Weg legen, auf eigene Hand und eigene Rechnung beim Häringsfang Geschäfte zu machen. So wird es auch in diesem Jahre —"

„Jawohl, Herr Kunsel, ich weiß dies ganz gut und danke bestens dafür. Allein, das war's nicht, hm! — es gehört aber viel Geld zu einem solchen Unternehmen."

Das Gesicht des Consuls nahm bei diesen Worten einen härteren Ausdruck an. Worse aber nahm seinen ganzen Muth zusammen und ließ die große Bombe springen:

„Will die Firma C. F. Garman mir 2000 Species leihen gegen Wechsel?"

Morten Garman fuhr fast vom Stuhl in die Höhe. „Wie! Auch Sie wollen Geld leihen, Jakob Worse?"

„Ja, sehen Sie, Herr Kunsel, alle Menschen sammeln jetzt Geld zum Fischfang zusammen, und ich hätte wohl Lust, einmal mit Sivert Jespersen und den Anderen da draußen den Kampf aufzunehmen."

„Da haben wir's!" rief der Consul, „so geht es heut zu Tage; der Eine will stets den Anderen überbieten, und so heißt es bloß leihen und leihen und speculiren; aber wenn dann der Abrechnungstag kommt — ja, dann hapert es."

„Was das anbelangt, Herr Kunsel, so dächte ich, die Firma C. F. Garman müsse wissen, daß Jakob Worse für 2000 Species und wohl noch etwas mehr sicher ist!"

„Das mag wohl wahr sein," erwiderte der Consul verdrießlich; „aber wir

haben schon aller Welt Vorschuß gegeben, so daß wir es kaum übersehen können; auf ein Mehreres können wir uns in diesen knappen Zeiten nicht einlassen."

Jakob Worse fand Gefallen an der kleinen Komödie, die er aufführte, und spielte weiter.

„Es ist recht schlimm," sagte er mit etwas erzürnter Miene, „daß ich mich an Andere werde wenden müssen, so daß vielleicht Jemand auf den Gedanken kommen könnte, ich hätte mich mit meiner alten Rhederei überworfen; oder man könnte sogar noch mehr Lügen über die Firma C. F. Garman erfinden, als die, welche schon jetzt unter den Leuten verbreitet sind —"

„Was meint Ihr damit? Was sagt man vom Hause?" fragte der Consul scharf.

„Ach, es hieß zum Beispiel gestern im Club, daß eine gewisse Person nach Bergen gereist sei, um für gewisse Leute Geld zu leihen."

Der Consul Garman wandte sein Gesicht ab und sah in den Garten hinaus, wo der Herbst die ersten gelben Blätter herabgestreut hatte; niemals zuvor hatte er die Gefahr so unmittelbar vor sich gesehen, sein übermüthiger, leichter Sinn hatte niemals den Gedanken völlig ausgedacht, daß das Haus C. F. Garman, das alte Sandsgaard, nur noch an einem Faden hänge und wie eine gemeine Concursmasse behandelt werden würde.

„Ja, ja," murmelte er, „es war ein Fehler von mir, daß ich Kruse nach Bergen schickte. Aber —" und mit einem Schlage fühlte er sich nicht stark genug, die Last länger allein zu tragen; er schaute Worse gerade in's Gesicht und sagte: „es steht nicht so gut mit dem Hause C. F. Garman, als Du wohl glauben magst, Jakob!"

Er sagte unwillkürlich „Du", wie in jenen alten Zeiten, als Jakob Worse Matrose und Morten Garman Schuljunge war.

Nun war Worse, wie er meinte, auf dem rechten Punkt angelangt Schnell riß er sein Schifferwamms auf, zog ein Bündel Banknoten aus der Brusttasche und warf sie auf den Tisch gerade vor den Consul hin. „Fünftausend Species, Herr Consul, für's Erste, und zehn- ja fünfzehntausend, wenn es nöthig ist, sobald ich Zeit gehabt, sie zusammenzuscharren" — sein Antlitz strahlte und er lachte unbändig.

Seine Freude aber nahm ein jähes Ende, als der Consul das Paquet von sich schob und in seinem kältesten Tone fragte: „Was soll das heißen? Was soll ich mit diesem Gelde?"

„Es gebrauchen, es leihen, es behalten, so lange Sie wollen, Herr Kunsel!"

„Ach, nun verstehe ich. Sie haben sich ein kleines Lustspiel auf unsere Kosten erlaubt; sehr fein ausgedacht, Herr Capitän Worse, aber so weit ist es doch mit dem Hause C. F. Garman noch nicht gekommen, daß es Geld von seinen eigenen — ja seinen eigenen Leuten leihen sollte."

Einen Augenblick saß der listige Schiffer Worse sprachlos da; dann aber lief ihm die Galle über; voll Zorn schlug er auf den Tisch und rief: „Hör' nun, mein lieber Morten Garman, nun geht es meiner Seel' zu weit mit Deiner Vornehmthuerei! Wenn das Haus in Geldverlegenheit ist, so ist doch

wahrhaftig Nichts einfacher, als daß es Geld leiht von mir, der ich jeden Schilling in Ihrem und Ihres Vaters Dienst erworben habe!"

„Kannst Du denn aber nicht einsehen —" rief der Consul, der jetzt auch eifrig wurde, „kannst Du denn nicht begreifen, daß es unserem Credit schaden wird, wenn man erfährt, daß unsere eigenen Schiffer uns aus der Verlegenheit retten mußten?"

„Ach bleib mir vom Leibe mit Deinem Credit. Baar Geld ist besser als Credit, sollte ich meinen! Mein Geld ist beim Kukuk eben so gut wie das Deinige, Morten Garman, und wenn Du es nicht annimmst, so bist Du nicht der Mann, für den ich Dich angesehen habe."

Jakob Worse war jetzt ganz außer sich vor Erregung, und sie sagten „Du" zu einander, ohne es zu merken.

„Nun, nun, Jakob, laß uns nicht Unfreunde werden!" sagte der Consul, indem er sein Halstuch in Ordnung brachte; es war das erste Mal, daß etwas eigentlich gegen seinen Willen abgemacht werden sollte. Bald sah er das Geld an, bald in den Garten hinaus, und es entstand eine sehr lange Pause.

Worse hatte sich erhoben und betrachtete, mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt, eine Landkarte, die an der Wand hing. Deutlich hörte man das langsame Picken der alten Schlaguhr in der Wohnstube.

Endlich erhob Consul Garman sich und trat hin zum Anderen.

„Höre, Jakob Worse, ich will Dein Geld nehmen, wenn Du mit mir in Compagnie treten willst."

„Was? Was sagt er? Compagnie? Hat er den Verstand verloren, Herr Consul!"

„Hören Sie mich ruhig an: Sie schießen Ihr Capital, das heißt, soviel davon, wie Sie wünschen, in unser Geschäft ein, und werden dafür Theilhaber an der Firma Garman & Worse für die Quote, die wir später festsetzen."

„Nein, nein, Herr Kunsel! So war es nicht gemeint. Die Firma verändern — nein, das geht nicht an, das kann Ihr Wille nicht sein!"

„Ich meine im Gegentheil, das dies der einzige Ausweg ist. Setzen wir uns und seien wir kaltblütig. Der Gedanke, von Ihnen Geld leihen zu sollen, wäre mir geradezu unerträglich. Dahingegen ist weder für mein Gefühl noch für unsere Verbindungen etwas Anstößiges darin, daß wir in einer so geschäftsvollen, und — und — wie soll ich sagen? hm — so gedrückten Zeit einen Mann officiell in die Firma aufnehmen, der viele Jahre hindurch mit uns zusammen gearbeitet hat, und daß wir in Folge dessen seinen Namen mit dem unsrigen vereinen, indem wir in Zukunft unser gemeinschaftliches Geschäft: Garman & Worse benennen."

„Ja, aber — aber — es könnte Alles schon angehen, aber der Name — Ihres Vaters Name —"

„Mein Vater würde es vielleicht nicht gethan haben; aber ich will es so. Dies Arrangement ist — hm! — ist des Hauses Rettung; ich trete dreist damit vor die Oeffentlichkeit und ich bitte Sie daher, meinen Vorschlag zu acceptiren."

„Aber bester Herr Kunsel," begann Worse von Neuem. Er war auf ein-

mal wieder auf seinen alten Platz gekommen und konnte sich durchaus nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß er der Compagnon von Marten W. Garman, dem Consul selber sein solle!

Der Andere aber hielt an seinen Beschluß fest und für Worse blieb also schließlich nichts übrig, als einzuschlagen.

Sie saßen noch lange bei einander und sprachen über das zukünftige Arrangement. Der Consul sagte gerade heraus, daß er nicht erwarte, Jakob Worse werde sich sehr viel um den eigentlichen Gang des Geschäftes kümmern, worüber Worse herzlich lachte, denn das hätte ihm sicherlich nie einfallen können, meinte er.

Als er nach der Stadt zurückfuhr, kam es ihm vor, als sei er ein ganz anderer Jakob Worse geworden, als vorher, da er hinausfuhr. Es kamen ihm dabei allerlei große Gedanken über seine neue Würde. Er murmelte den Namen Garman & Worse vor sich hin und stellte sich vor, welchen Eindruck die Nachricht auf Randulf machen würde.

Seine Freude war indessen nicht vollkommen; das, was sich ereignet hatte, war gar zu viel für ihn, war gar zu plötzlich gekommen; deshalb konnte er es auch nicht über sich gewinnen, davon zu sprechen.

Consul Garman machte kein Hehl aus der Veränderung der Firma, und am nächsten Tage war die Neuigkeit in den beiden kleinen bescheidenen Zeitungen der Stadt zu lesen.

Man kann sich denken, welch' willkommenen Anlaß diese Begebenheit zu festlichen Zusammenkünften und lange anhaltenden Gelagen im Club gab. Worse ward bei Tisch in großen Reden gefeiert und hernach, wenn die Stimmung aufgeräumter geworden war, schonungslos gehänselt. Der Mißgunst fehlt es nie an Witz und Worse's Freude über seine Erhöhung war demnach durchaus keine ungetrübte.

Und Randulf, der böse Randulf! Schon hatte er seine Abfahrt aus Riga gemeldet, als die Nachricht einlief, daß er mit einer Rostocker Kuff zusammengestoßen sei, so daß er nach Bolderaa hatte zurückgehen müssen, um zu löschen und Reparaturen vorzunehmen. Nun fehlte es bloß, daß er dort einfröre.

Als Romarino die Nachricht von dem großen Ereigniß erhielt, schrieb er zum ersten Male einen freundlichen Brief an seinen Vater. Dieser fühlte sich aber doch unangenehm dadurch berührt, da der Sohn seiner Anerkennung folgenden Ausdruck gegeben hatte: „Ich muß einräumen, daß Du für einen ungeschliffenen Seemann in dieser Angelegenheit gut und fein manövrirt hast."

Madame Torvestad aber verdoppelte ihre Liebenswürdigkeit gegen ihn und als der Herbst mit Sturm und Regen herankam, fand Worse es sehr gemüthlich, im Hinterhause bei der Madame und ihren Töchtern Thee zu trinken — wenn keine Versammlung da war.

Im Club machten sie zu viele schlechte Witze.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Literarische Rundschau.

Zur deutschen Culturgeschichte.

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Karl Biedermann, ordentlichem Honorarprofessor an der Universität Leipzig. Erster Band, zweite Auflage 1880. Zweiter Band, zweite Auflage 1880. Dritter Band 1867 und 1875. Vierter Band 1880. Leipzig, J. J. Weber.

Das allgemein bekannte und geschätzte Buch von Professor Biedermann über Deutschland im achtzehnten Jahrhundert ist, nachdem der erste Band vor mehr als 25 Jahren erschienen war, jetzt mit dem vierten Bande zum Abschluß gelangt. Es zerfällt in zwei äußerlich sehr ungleiche Theile: der erste umfaßt den ersten Band und behandelt die politischen, materiellen und socialen Zustände; der zweite umfaßt den zweiten bis vierten Band und behandelt die geistigen, sittlichen und geselligen Zustände. In diesem Theile finden sich, wie es selbstverständlich ist, sehr ausgeführte literarhistorische Abschnitte, und da fühlt man sich wiederholt zur Vergleichung aufgefordert mit den einschlägigen Partien bei Gervinus, Julian Schmidt, Koberstein, Hettner u. a. Es kann auch nicht fehlen, daß der eine oder andere Beurtheiler je nach Geschmack und Neigung manchen Analysen und Charakteristiken der genannten Literarhistoriker den Vorzug ertheilen wird; und ebenso mag auf einem vielbearbeiteten Gebiete hier und da aus besserer Specialkenntniß eine Berichtigung leicht sein. Aber man muß, um gerecht zu urtheilen, das Einzelne in dem Zusammenhang aufsuchen, in dem es hier erscheint; man muß erwägen, daß wir kaum von einer anderen Epoche unserer Geschichte eine so eingehende und zuverlässige culturhistorische Gesammtdarstellung besitzen, wie sie Biedermann für das achtzehnte Jahrhundert geliefert hat, und daß, wenn die classische Literatur die Blüthe unseres nationalen Lebens in jener Epoche ausmachte, Niemand den Boden, auf welchem diese edle Pflanze gewachsen, so gründlich analysirt hat, wie eben Biedermann. Wird nun die vordringende Wissenschaft allerdings noch nach genauerer Motivirung streben und den ursachlichen Zusammenhang zwischen den einzelnen Lebensgebieten noch schärfer in's Licht setzen müssen, so ist doch ein solcher Fortschritt nunmehr erleichtert und der Weg zu folgenreichen Betrachtungen schon jetzt geebnet. Ehe nicht die Thatsachen bis zu einem gewissen Grade gesammelt, geordnet und verallgemeinert sind, darf man nicht an weitgreifende Verbindungen und Folgerungen denken. So lange wir keine einigermaßen gesicherte Geschichte haben, können wir uns nicht zur Philosophie der Geschichte vorwagen.

Gerne würden wir in einer Darstellung, wie die gegenwärtige, öfteren Hinweisen auf die Unvollständigkeit unserer Kenntnisse begegnen: denn wem kann sie sich peinlicher aufdrängen als demjenigen, der ein Gesammtbild zu entwerfen versucht! Wie oft wird er gezwungen inne zu halten, wo die Freude des Forschens und Entdeckens erst recht begönne! Tausend Nebenpfade winken: wer nicht die Selbstbeherrschung hat daran vorüberzugehen, wird nie an's Ziel gelangen. Die Möglichkeit einer Gesammtdarstellung beruht stets auf unzähligen Compromissen des darstellenden Schriftstellers mit dem forschenden Gelehrten, und in der Regel wird sich der letztere dem ersteren unterordnen müssen. Kein Gebiet menschlichen Wissens ist so durchgearbeitet und wissenschaftlich so erledigt, daß ein denkender Kopf einfach zusammenfassen und darstellen könnte. Immer werden sich ihm durch den Versuch künstlerischer Ge-

staltung, die auf eine Totalität hinstrebt, neue Gesichtspunkte aufdrängen, die er dann, nach den Grenzen menschlicher Lebenszeit und Arbeitskraft, unmöglich erschöpfend prüfen und durchführen kann. Und legt er das Resultat solcher Compromisse dem Publicum vor, so kann sich ein Recensent, der dem Gegenstande nicht ganz fern steht, mit geringer Mühe das wohlfeile Vergnügen machen, auf Lücken und Unvollständigkeiten, besonders wenn sie der Verfasser geflissentlich hervorhebt, schadenfroh hinzuweisen. Der wirkliche Kenner aber wird gerade für derartige Hinweise dankbar sein, weil sie das weitere Studium anregen und erleichtern.

Ein durchgreifender Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theil, ja zwischen verschiedenen Partien des zweiten Theiles fällt sehr stark in die Augen, spiegelt aber auch nur den verschiedenen Stand der Vorarbeiten und der gegenwärtigen Kenntniß. Die literarischen Abschnitte verweilen auf den schaffenden Individuen und auf den Schöpfungen, die von ihnen ausgehen; die nicht-literarischen Abschnitte verweilen auf den allgemeinen Verhältnissen. Dort vermißt man das Zuständliche, hier das Individuelle. Der Natur der Sache nach sind beide Elemente hier so nothwendig wie dort: in der Literatur wie auf den übrigen Lebensgebieten muß man einerseits mit dem Durchschnittsmenschen, andererseits mit dem Genie rechnen; und von dem Genie bis zu den Existenzen, welche blos Masse machen, gibt es zahllose Uebergänge.

Der Literarhistoriker ist durch viele gute Vorarbeiten in der glücklichen Lage, daß sein Blick von vornherein nicht bloß auf die Männer ersten Ranges, sondern auch auf die geringeren Geister gelenkt wird. Aber freilich, wer hat die Bücher alle gelesen, die unsere Bibliographien verzeichnen! Und wer hat auch nur gewisse Gruppen mit forschendem Verstande so gründlich durchmessen, daß sich ihm Autoren zehnter Ordnung vollständig in die allgemeinen Richtungen auflösten, durch welche sie bestimmt wurden, aus denen sie zusammengesetzt sind! Gleichwohl beruht auf solchen Forschungen unsere Kenntniß der literarischen Zustände. Sie beruht auch auf einer Durchmusterung der vorhandenen Zeitungen und Zeitschriften. Es ist wichtig zu wissen, wie und in welchem Umfange die großen Kunstwerke dahin ihr Licht werfen [1]), wie man in gewissen Provinzen literarische Urtheile fällt, wie man Sprache und Stil handhabt, auf welcher Stufe sich die journalistische Technik befindet, welche Interessenkreise zurück-, welche hervortreten u. s. w. Der bequeme Standpunkt älterer und veraltender Aesthetiker, welche der Literaturgeschichte nur literarische Kunstwerke von einer gewissen Höhe der Vollkommenheit zuweisen wollen und sich vor der genaueren Betrachtung unbedeutender Sachen schaudernd bekreuzen, ist für wissenschaftliche Kinder und Greise gut und bedarf keiner ernsthaften Discussion. Aesthetik und Literaturgeschichte haben nicht durchweg dieselben Interessen; aber auch ein Aesthetiker kann aus den Werken der Pfuscher, wenn er nur selbst kein Pfuscher ist, mindestens ebenso viel lernen wie aus den Werken der Meister.

Biedermann hat die Geschichte der einzelnen Wissenschaften nicht gleichmäßig berücksichtigt. Bei ihm steht im Vordergrunde, was bei den Literarhistorikern im Vordergrunde zu stehen pflegt, Philosophie, Theologie, Geschichte, Philologie, kurz was man zur Anknüpfung für Lessing, Herder, Schiller gebraucht. Der Versuch, die wissenschaftliche Bewegung in ihrer ganzen Breite zu zeichnen, ist weder hier noch sonst, so viel uns bekannt, gemacht worden. Die Notizen über die exacten Wissenschaften, welche der vierte Band von S. 660 bis 672 gewährt, können kaum die erste Neugier befriedigen. Wie der Fortschritt der Erkenntniß die allgemeine Entwickelung fördert, wie die Methoden der Forschung mit einander ringen und ganze Gebiete der geistigen Thätigkeit beherrschen, wie das Leben die Theorie beeinflußt

[1]) Welche Aufnahme Schiller und Goethe bei ihren Zeitgenossen fanden, wird ein eben begonnenes Werk durch Abdruck der Recensionen selbst in lehrreicher Weise erkennen lassen: Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen; Zeitungskritiken, Berichte und Notizen aus den Jahren 1773—1812, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun (Leipzig, Bernhard Schlicke). Bis jetzt zwei Bände, Schiller von 1781 bis 1800 umfassend.

und die theoretischen Einsichten hinwiederum auf die Praxis wirken, das Alles ließe sich doch vielleicht auch schon nach dem heutigen Stand unseres Wissens wenigstens an einzelnen Punkten anschaulich machen. Und dann würden auch außerhalb der Literatur die leitenden Individuen mehr zu ihrem Rechte kommen.

Der abschließende vierte Band des Biedermann'schen Werkes dürfte das unmittelbare Interesse der Leser am meisten erregen. Denn wir werden nicht müde, uns die herrliche Thätigkeit unserer großen Dichter zu vergegenwärtigen; und drei Abschnitte dieses Bandes handeln von dem jungen Goethe, von Schiller's Jugenddichtung und von Goethe's und Schiller's gemeinsamem Wirken. Jeder Schriftsteller, der einen so bedeutenden Gegenstand geistvoll erörtert, kann auf unsern Dank rechnen. Keiner aber wird es uns völlig zu Danke machen. Denn wer hätte nicht z. B. über Goethe's Jugend seine eigenen Ansichten und wünschte sie bei dem Autor, den er liest, wiederzufinden. Sie tritt uns hier, wie in den meisten Darstellungen, etwas zu sehr als Auszug aus „Dichtung und Wahrheit" entgegen, während es das natürlichste schiene, einerseits die Concurrenz mit Goethe's eigener Erzählung möglichst zu vermeiden und andererseits die Punkte aufzusuchen, wo wir mehr als Goethe wissen, ihn berichtigen und ergänzen können. In dem rein Biographischen ist das nur dort der Fall, wo wir zufällig bessere Quellen, Briefe die ihm nicht zur Hand waren, Aufzeichnungen, die ihm entgingen, besitzen. Aber überall kann man durch eine literarische Forschung über ihn hinauskommen, wie sie noch nicht im Sinne seiner Zeit lag und wie sie überhaupt nicht leicht ein Mensch über sich selbst und seine Werke anstellen wird. Hat man sich mit Goethe's pragmatischer Methode vertraut gemacht, so lernt man bald die Stellen unterscheiden, an denen er aus Erinnerung berichtet, und die anderen, in denen er nach ungefährer Combination pragmatisirt. Biedermann hat mehrere von den letzteren so benutzt, als wenn sie den Quellenwerth thatsächlicher Erinnerung besäßen. Er hat auch, wie uns scheint, Haupt- und Nebensachen nicht genug geschieden und untergeordnetes biographisches Detail auf gleiche Stufe mit wichtigen inneren Entwickelungen gestellt. Was Goethe seinen Eltern verdankte, kann nach Allem, was wir von seinem Vater, seiner Mutter, von ihm selbst wissen, viel genauer gesagt werden. Die literarischen Einflüsse, die auf seine Jugend wirkten, sind uns mehr im Einzelnen bekannt und können deutlicher aufgezeigt werden. Das Leipziger Liederbuch ist lange nicht genug ausgebeutet: einer neueren Arbeit darüber [1]) hat man die übergroße Gründlichkeit philologischer Beobachtung vorgeworfen; wir finden sie im Gegentheil noch nicht gründlich genug, denn wo es sich darum handelt, die Bildungselemente des Genius nachzuweisen und sein erstes Flügelrauschen zu erhorchen, da ist die größte überhaupt mögliche Sorgfalt der Untersuchung gerade sorgfältig genug. Das entzückende Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" kommt nicht ganz zu seinem Recht. Man kann nachweisen, daß sich für Schäferspiele ein bestimmtes Schema herausgebildet hatte, das Rost, Gleim, Gellert anwendeten und das auch Goethe anwendete: um so mehr aber zeigt die Vergleichung, daß der Frankfurter Student als Anfänger schon alle seine Vorgänger übertraf. Daß das zweite Jugendlustspiel: „Die Mitschuldigen" direct durch die Gretchen-Episode angeregt war, ist neuerdings gezeigt worden. Der Einfluß Oeser's auf Goethe kann wohl präciser gefaßt werden. Doch wir wollen aufhören, solche Einzelheiten geltend zu machen, da es für den Leser ohne Zweifel angenehmer wäre, eine zusammenhängende Erzählung zu lesen, die wir doch nicht in den Rahmen einer Anzeige drängen dürfen.

---

[1]) Die Abhandlung „Goethe's älteste Lyrik" in dem Buche: Studien zur Goethe-Philologie von J. Minor und A. Sauer (Wien, Konegen, 1880), das außerdem insbesondere über den Götz neue und sehr wichtige Aufschlüsse bietet, welche dem längst bekannten Materiale durch Fleiß und Methode abgewonnen wurden.

o. ß. **Berthold Auerbach.** Eine Gedenkrede, gehalten im Großen Berliner Handwerkerverein von Eduard Lasker. Mit einem Einleitungs-Gedicht von Rudolf Löwenstein. Berlin, A. B. Auerbach. 1882.

Berthold Auerbach. Gedächtnißrede von Robert Schweichel. Gehalten bei der vom Verein „Berliner Presse" veranstalteten Todtenfeier. Berlin, A. B. Auerbach. 1882.

Unter den zahlreichen Kundgebungen in Rede und Schrift, die als ein Zeichen der allgemeinen Theilnahme der Nation bei dem Tode Berthold Auerbach's laut geworden, treten die vorliegenden zwei als bemerkenswerth in mehrfacher Hinsicht an uns heran. Ausgegangen von großen Corporationen unserer Hauptstadt, feiern sie nicht nur den Dichter, dem die Verehrung seines Volkes gehörte, sondern auch den Genossen ihrer Vereinigungen, der mit Rath und That, lehrend und mehrend, den engeren Gemeinschaften des Berliner Vereins der Journalisten, der Handwerker angehörte und sie stellen uns so die vielfältig verbreitete und verzweigte rastlose Thätigkeit des Abgeschiedenen lebendig vor die Augen. Gibt Robert Schweichel in einer kurzen, aber inhaltsvollen Uebersicht und in sorgsamer, zuweilen dichterisch gehobenen Sprache einen Rückblick auf das gesammte, reiche Arbeitsfeld Auerbach's, so ist Lasker's Darstellung vorwiegend werthvoll durch zahlreiche Aufschlüsse über Sachliches und Persönliches, über die Productionsart Auerbach's im Allgemeinen, wie über Entstehung und Tendenz der Werke im Einzelnen, Aufschlüsse, welche nur der nahe Freund des Verstorbenen geben konnte. Besonders scheint es uns zutreffend, wenn der Verf. die Behauptungen einschränkt, welche über die Einwirkung der „Judenfrage" auf Auerbach in die Oeffentlichkeit getreten sind (zum Theil gestützt auf Auerbach's eigene Aeußerungen): „viel Leid ist ihm hieraus erwachsen," heißt es, „gewiß auch Nachtheil für seine Gesundheit; doch ist es billig, zur Ehre der Wahrheit und zur Ehre des Dichters festzustellen, daß der Niedergang der Kräfte und die plötzliche Alterung eingetreten waren, ehe die öffentlichen Wirren ihn ergriffen." Um dieser aufschlußreichen Mittheilungen willen, und um des Zuges eines ethischen Idealismus, der diese wie alle Lebensäußerungen Lasker's durchzieht, darf vorliegende Rede, wenngleich sie mehr den Menschen als den Dichter Auerbach charakterisirt, als eine der werthvollsten Gaben zur Erinnerung an den Hingeschiedenen bezeichnet werden. Der Reinertrag beider Schriften ist zum Besten der „Berthold Auerbach-Stiftung für Nordstetter Arme" im Heimathsdorfe des Dichters bestimmt und auch um deswillen seien beide der freundlichen Beachtung unserer Leser empfohlen.

r. **Bausteine.** Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Dritte Reihe. Berlin, Otto Janke. 1882.

Die Auswahl dieser gesammelten Aufsätze ist nicht streng, wie wir schon beim ersten Bande zu bemerken Gelegenheit hatten. Gar zu unbedeutende Sachen werden wieder abgedruckt, von denen man meinen sollte, daß sie selbst im Augenblick ihrer Entstehung nicht einmal den Autor befriedigen konnten und um so weniger nach so langer Zeit das Publicum. Wie die Correctur augenscheinlich ohne Sorgfalt gelesen ist, so fehlt auch innerlich ein Streben nach Vollendung, es fehlt das Bedürfniß, welches für jeden Schriftsteller eine heilige Pflicht sein sollte, seine Sachen so gut zu machen, als er irgend kann. Dahn scheut sich nirgends vor der Trivialität. Auch als Dichter verdirbt er sich die schönsten Wirkungen, weil er mehr mit den gewöhnlichen, als mit den vornehmen Instincten des Publicums Fühlung sucht. Doch verleugnet sich nirgends ganz sein ungemeines Talent. Man wird auch in dem vorliegenden Bande genug Zeugnisse davon finden. Wir verweisen insbesondere auf die Reisebriefe aus Tirol und Italien, die im Jahre 1862 geschrieben wurden und nebenbei interessante Aufschlüsse über die Entstehung des „Kampfes um Rom" geben, und auf die Aufsätze „Schlachtfelder von Beaumont, Mouzon und Sedan", „Kriegsbilder", „Aus den Tagen von Sedan", welche sämmtlich Meisterstücke der Schilderung enthalten. Dagegen ist es merkwürdig, wie selten in den zahlreichen Recensionen über dichterische Werke ein geistvoller Gedanke, eine frappante Beobachtung begegnet — und der Recensent ist doch selbst ein Dichter! Ebenso vermißt man in den Auslassungen über gelehrte Dinge jene Eigenthümlichkeit principieller Betrachtung, welche allein solchen flüchtigen Versuchen einen höheren Werth gibt. Wie wenig hat der Verfasser über Lessing zu sagen! Wie wenig Zutreffendes über Buckle! Und wie selbstverständlich sind die Aeußerungen über die nothwendige Gründlichkeit in der Geschichtschreibung (S. 70), bei denen sich der Verfasser sogar wundert, daß er nach zwanzig Jahren noch ebenso denkt und sich, ohne es zu wissen, im J. 1881 über denselben Gegenstand beinahe wörtlich ebenso ausgedrückt hat. Auch diese unbewußte zweite Auflage seiner Gedanken werden wir übrigens in einem vierten Bande der „Bausteine" wieder zu lesen bekommen.

o. **Die Euganäischen Thermen zu Battaglia.** Von Eduard Mautner und Prof. Dr. Julius Klob. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, Otto Wigand. 1882.

Diese kleine, jedoch sehr inhaltreiche Schrift, deren beschreibenden, örtlich und historisch orientirenden Theil wir der gewandten Feder Eduard Mautner's verdanken, während Prof. Klob den wissenschaftlich-medicinischen geschrieben hat, macht uns mit dem höchst anmuthig gelegenen und außerordentlich heilkräftigen Bade Battaglia bekannt. Schon das Alterthum wußte viel Wunderbares von den heißen Quellen des mit allen Reizen der Natur geschmückten, sagenberühmten Euganäerlandes in Oberitalien zu berichten: sollte doch Herakles mit seinen Kriegern hier gelandet und von den Mühseligkeiten seiner Kriegsfahrten sich gesund gebadet haben. Sicher ist, daß Nero hier einen Palast hatte. Durch das ganze Mittelalter waren diese Quellen berühmt, in deren mit Wein und Oliven gesegnetem, von Lorbeer, Magnolien und Granaten duftendem Gebiet Titus Livius geboren, Petrarca gestorben und begraben ist. Nachmals geriethen diese Bäder in unverdiente Vergessenheit, bis eines derselben,

Battaglia, nicht weit von Padua, zwischen Venedig und Bologna, in den Besitz des Grafen Victor Wimpffen und durch diesen zu erneutem Glanze gelangte. Nicht nur Bäder und Anlagen und Alles was zum Comfort einer solchen Cur gehört, ward unter seiner Leitung wieder hergestellt, resp. dem Gebrauche zurückgegeben: der Graf selbst, in seiner unermüdlichen Durchforschung dieses wunderreichen Terrains, hat auch eine der merkwürdigsten Dampfgrotten entdeckt, von welcher die leidende Menschheit jetzt und künftig sich die besten Erfolge versprechen darf. Dämpfe mit einer Temperatur von 47° C. entströmen hier dem Erdinnern, und von welcher Heilkraft diese gegen Muskel- und Gelenkrheumatismen jeder Art, gegen Ischias u. s. w. sind, werden unsere Aerzte wohl zu beurtheilen wissen. Sie vor Allem machen wir auf vorliegende Schrift und die Thermen von Battaglia selber aufmerksam, deren Wirkungen erhöht und gefördert werden durch das oberitalische Klima und die aromatische warme Luft, welche hier noch zu einer Zeit weht und zum Besuch einladet, wo bei uns und in allen nördlicheren Gegenden die Bäder sich längst geschlossen haben. Von Deutschland aus in einem Tag zu erreichen, zeichnet sich Battaglia nicht nur durch die landschaftliche Pracht seiner Umgebung, seinen schattigen Park, und die Gelegenheit zu zahlreichen, äußerst lohnenden Ausflügen, sondern auch, nach Ausweis des dem Schriftchen angehängten Tarifs, durch seine Billigkeit aus.

ξ. **Die Claudier.** Roman aus der römischen Kaiserzeit von Ernst Eckstein. 3 Bände. Wien, „Verlag Steyrermühl" (vorm. L. C. Zamarski). 1882.

Der Referent kann leider den modernen culturhistorischen Romanen nicht vorurtheilslos entgegentreten. Sie scheinen ihm im Allgemeinen eben nur „Mode" zu sein, Ergebnisse des Wissens, aber selten der Phantasie. Je ernster ein Schriftsteller seine Aufgabe erfaßt, je mehr Wissen er auf sie verwendet, desto tiefer wird auch der Riß, welcher durch solche Werke geht — denn man mag sich drehen und wenden wie man wolle, es ist einfach unmöglich das moderne Denken und Empfinden aus sich zu entfernen; falls es aber dennoch gelingen sollte, so ist jeder Faden zerrissen, der den Roman mit dem Leser der Gegenwart verbindet. Herr Eckstein hat seine Aufgabe ernst genommen, er hat die alten Quellen gründlich studirt, wie sich aus den Anmerkungen ergibt. Aber der Riß ist doch da; manchmal wird die Schilderung, wird das Gespräch so sehr modern, daß man glaubt auf einem Costümfeste zu sein, wo die Leute reden, was ihnen eben einfällt. Daß sich in vielen Scenen, in einzelnen Charakteren der begabte Dichter zeigt, daß die Auffassung der sich bekämpfenden Gegensätze den Mann von Geist und Bildung verräth, daß in leidenschaftlichen Augenblicken die Sprache bewegt und doch vornehm ist, sei zugegeben; das Ganze aber ist doch nur ein Roman wie viele andere. Die Dichter solcher „Römerromane" behaupten oft, es reize sie die Aehnlichkeit zwischen der Verfallzeit Roms und den Stimmungen der Gegenwart. Da aber muß man fragen, weshalb sie diese Stimmungen nicht in der unmittelbaren Gegenwart darstellen, damit könnten sie der Nation an das Herz greifen — an Stoffen fehlt es nicht, wohl aber an jener keck zugreifenden Energie der Franzosen. Sie ist so ziemlich das Einzige, was man unsern berufenen Autoren zur Nachahmung empfehlen könnte, falls sie nicht Zolaisten werden.

ξ. **Muster altitalienischer Leinenstickerei.** Erste Sammlung. Gesammelt und herausgegeben von Frieda Lipperheide. Berlin, Franz Lipperheide. 1881.

Wir haben bereits die Muster altdeutscher Leinenstickerei besprochen, welche aus demselben Verlage hervorgegangen sind. Es sollen noch altdeutsche Muster veröffentlicht werden, vorläufig hat Frau Lipperheide die neue Serie begonnen. Wir können nur mit Worten der rückhaltlosesten Anerkennung über das Gebotene sprechen; die Wahl zeigt den vornehmsten Geschmack, und geläuterten Schönheitssinn. Dieser Theil des Kunstgewerbes hat der Herausgeberin schon die folgenreichsten Anregungen zu verdanken; dieselben finden hier ihre Fortsetzung. Guten Erfolg zu wünschen ist überflüssig. Daß die Ausstattung in jeder Hinsicht eine für solche Arbeiten musterhafte ist, versteht sich bei der Firma des Verlegers ganz von selbst.

ν. **Das Volksschauspiel Doctor Johann Faust.** Herausgegeben mit geschichtlichen Nachrichten von Karl Engel. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (E. Berndt & A. Schwartz). 1882.

Wir haben die von Herrn Engel herausgegebenen Puppenkomödien seiner Zeit mit der wärmsten Sympathie begrüßt; und es scheint, daß das Publicum unsere Freude daran theilte: denn das vorliegende Heft ist eine neue Auflage des ersten Bändchens dieser Puppenkomödien, welches die berühmteste von allen, den Doctor Faust, enthielt. Die Auflage ist als eine umgearbeitete und vielfach ergänzte bezeichnet, und die Verlagshandlung bemerkt in ihrer Ankündigung: „Der Text des Volksschauspiels hat bedeutende Zusätze und namhafte Veränderungen nach älteren, vom Verfasser (soll heißen: Herausgeber) neuerdings aufgefundenen Manuscripten erfahren." Leider theilt uns der Herausgeber selbst hierüber gar nichts Näheres mit und läßt uns so in Zweifel, ob wir es überhaupt mit einem überlieferten oder von ihm aus verschiedenen überlieferten, nach Gutdünken contaminirten Texte zu thun haben. Seine Einleitung gibt diesmal eine ausführliche und sehr dankenswerthe „Bühnengeschichte des Faust".

ξ. **Kultur- und Litteraturgeschichte der Französischen Schweiz und Savoyen's.** Mit Auszügen aus den einheimischen Schriftstellern. Von Dr. Hermann Semmig. Ancien prof. agrégé de L'Université de France au Lycée d'Orléans, franz. Oberlehrer der h. Schule für Mädchen in Leipzig. Zürich, Trüb'sche Buchhandlung. 1882.

Es ist ein vortreffliches Buch, welches wir den Lesern aus mehr als einem Grunde empfehlen können. Der Verfasser hat Recht, wenn er mehrfach bedauernd hervorhebt, daß die Deutschen alle literarischen „articles de boue",

welche von Paris kommen, verschlängen, und für die reinen schönen Poesien der französischen Schweiz nicht die geringste Theilnahme zeigten. In der Reihe von Schriftstellern und Dichtern, welche Herr Semmig bespricht und von denen er Proben anführt, treten uns so liebenswerthe, sinnige und warmherzige Talente entgegen, daß die Zurückhaltung des deutschen Publicums, so weit dasselbe des Französischen kundig ist, als doppeltes Unrecht erscheint. Aber — leider — ist's doch begreiflich. Der Geschmack unserer gebildeten Kreise ist heute ferner denn je dem Einfachen; die Pariser Literatur hat auf sie viel zu sehr seit mehr als vierzig Jahren eingewirkt, als daß eine schnelle Wandlung möglich wäre. — Die Anordnung ist derartig, daß nach einer Einleitung, welche die älteste Zeit behandelt, die einzelnen französischen Cantone der Schweiz in Bezug auf ihre Geschichte, auf die literarischen und religiösen Verhältnisse, auf Sitte und Kunst besprochen werden. Dazwischen eingestreut sind in französischer Sprache Proben prosaischer und poetischer Werke. Dieselben sind vortrefflich gewählt, denn sie erregen lebhafte Theilnahme für Dichter und Schriftsteller, welche oft kaum dem Namen nach bei uns bekannt sind. Besonders möchten wir den Geist gereinigter Religiosität, das echt protestantische Empfinden und dann die innige Sympathie für Deutschland hervorheben, welche aus dem Buche sprechen; sie empfehlen das Werk zur Anschaffung für Familien. Wir wünschen lebhaft, daß die Hoffnung des Verfassers in Erfüllung gehen möge: das Buch soll die Sympathie für den Geist der romanischen Schweiz beleben, der seinem Wesen nach dem deutschen näher steht, als dem französischen.

λ. **Brehms Thierleben.** Chromo-Ausgabe. Mit 170 Tafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Mit dem Erscheinen der Chromo-Ausgabe ist das epochemachende Werk, welches für die Popularisirung der beschreibenden Zoologie eine bleibende Marke bildet und auf Jahrzehnte hinaus derselben den charakteristischen Ausdruck verleiht, in eine neue Phase seiner Erscheinung und, wie sich mit Sicherheit voraussehen läßt, auch seines Wirkens getreten. Um das letztere vorweg zu berühren, so ist leicht ersichtlich wie weit eine gute colorirte Abbildung den gewöhnlichen schwarzen Druck übertrifft und wie Vieles sie der beschreibenden Wissenschaft an Hilfsmitteln bietet, was das lediglich auf Formenwiedergabe beschränkte schwarze Bild nicht bietet. Wie viel mehr hierdurch ein beschreibendes Werk in seinen Absichten unterstützt wird und wie viel größere Vortheile es seinen Lesern bietet, bedarf wohl keiner Erörterung. Dem unermüdlichen Streben der Verlagshandlung ist es denn auch gelungen für einen Preis, welcher der Weiterverbreitung durchaus förderlich ist, eine Ausstattung des Werkes herbeizuführen, die jedes Lob verdient und in ihrer Art unerreicht dastehen dürfte.

Der vorliegende I. Band der II. Abtheilung Vögel (erster Band) besteht aus sechzehn Lieferungen, welche, abgesehen von den Tafeln im Wesentlichen den früheren Ausgaben gleichen, obschon sie von der ersten Auflage durch mannigfaltige Ergänzungen und Verbesserungen abweichen.

Auch die Mehrzahl der 17 Tafeln lehnt sich an die der ersten Ausgabe an, indem die Zeichnung derselben der farbigen Reproduction zu Grunde gelegt wurde, doch sind auch einige neue hinzugekommen. Die coloristische Ausführung wurde nach dem Leben durch den Maler Olof Winkler bewirkt unter der Controlle der bekannten Zoologen Girtanner, Klunzinger, Schmidt und Taschenberg, da der Urheber des Werkes, Dr. Brehm, durch seine Reisen verhindert wurde, die Revisionen selbst vorzunehmen. Jede Tafel spricht von der auf sie verwandten Sorgfalt und viele zeichnen sich aus durch die Liberalität, mit der betreffs der angewandten Farbenplatten verfahren wurde, wodurch das coloristische Gesammtbild bei der außerordentlich accuraten Ausführung des Druckes ein in der That prächtiges, auf der Höhe der heutigen Technik stehendes geworden ist. Um es kurz zusammenzufassen, so ist die Ausstattung in jeder Beziehung würdig eines Werkes, welches, entsprechend der heutigen vorwiegend positiven Richtung der allgemeinen Bildung, mehr als irgend ein anderes berufen ist, seinen Platz in jedem Hause neben den Classikern der deutschen Literatur einzunehmen.

ξ. **Das Wissen der Gegenwart.** I. Bd. Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abtheilungen von Anton Gindely. 1. Abth. Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung 1618—1621. Mit 8 Illustrationen in Holzstich. Leipzig, G. Freytag. 1882.

Die „Collection Spemann" scheint eine Revolution auf dem Gebiete des deutschen Verlags nach sich ziehen zu sollen. Schon haben mehrere angesehene Firmen mit der Ausgabe von Serien, den gebundenen Band zu 1 Mark begonnen, in dem hier angezeigten Unternehmen tritt ein neuer Versuch auf den Markt: dasselbe bezweckt eine „Universal-Bibliothek für Gebildete" zu liefern. Es sollen vornehmlich die positiven Wissenschaften gepflegt werden, jene der Natur und der Geschichte im weitesten Umfange. Wenn diese Bibliothek, so wie der Plan es andeutet, zur Ausführung gelangt, so wird sie eine bedeutsame Stellung in der Geschichte der deutschen Volksbildung einnehmen. Die Liste der Mitarbeiter enthält viele der besten Namen in unserer Gelehrtenwelt, und zwar zumeist solche, denen die Gabe für größere Kreise zu schreiben gegeben ist. Der erste Band erweckt ein sehr günstiges Vorurtheil. Gindely's Darstellung ist klar und einfach, dabei jedoch durchaus von wissenschaftlichem Geiste getragen. Er weicht vielfach von den bisher geltenden Anschauungen ab, weil er auf Grundlage neuer Materialien gearbeitet hat. Ein endgültiges Urtheil ist noch nicht möglich, aber wir sind überzeugt, daß es ein günstiges sein werde. Die interessanten Holzschnitte sind nach zeitgenössischen Bildern gemacht. Wir empfehlen das Unternehmen den Lesern der „Rundschau" ganz besonders; es scheint uns der Theilnahme der Nation im hohen Grade werth zu sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adreßbuch, kaufmännisches, von **Berlin.** 1882. Redigirt von A. Ludwig. Herausgegeben von W. und S. Loewenthal. (Redaction und Verlag des „Berliner Adreßbuch".) II. Jahrg. Berlin, W. und S. Loewenthal.

Album des classischen Alterthums zur Anschauung für Jung und Alt, besonders zum Gebrauch in Gelehrtenschulen. Eine Galerie von 76 Tafeln in Farbendruck nach der Natur und nach antiken Vorbildern mit beschreibendem Text herausgegeben von Hermann Rheinhard, Prof. a. K. Realgymnasium in Stuttgart. 2. Aufl. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhdlg. 1882.

Aus Persien. Aufzeichnungen eines Oesterreichers, der 40 Monate im Reiche der Sonne gelebt und gewirkt hat. Mit 17 Holzschnitten. Wien, R. v. Waldheim. 1882.

Baisch. — Johann Christian Reinhart und seine Kreise. Ein Lebens- und Culturbild. Nach Originalquellen dargestellt von O. Baisch. Leipzig, E. A. Seemann. 1882.

Balbi. — Adrian Balbi's allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. 7. Aufl. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. Lfg. 1. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Barthol's Eisenbahn-Coursbuch für das Deutsche Reich mit den Anschlussbahnen nach den Oesterreichischen Staaten und Anschlüssen nach den Hauptstädten Europa's. Officielle Fahrpläne. Herausgegeben nach den amtlichen Fahrplänen der deutschen Eisenbahn-Directionen. Sommer-Ausgabe 1882. Gültig bis 15. October. Berlin, Barthol & Co.

Barthol's Eisenbahn-Coursbuch für Nord- und Mittel-Deutschland. Nebst Anschlüssen nach den Hauptstädten Europa's. Sommer 1882. Herausgegeben nach amtlichen Fahrplänen der Eisenbahn-Directionen. Gültigkeit der Fahrpläne bis 15. October. Berlin, Barthol & Co.

Beer. — Aus Wilhelm von Tegetthoff's Nachlass. Herausgegeben von Adolf Beer. Wien, C. Gerold's Sohn. 1882.

Beketoff. — Die Ernährung des Menschen in der Gegenwart und in der Zukunft. Von Professor A. Beketoff, Rector an der Universität in St. Petersburg. Aus dem Russischen übersetzt von Ludwig Bauer. Rudolstadt, H. Hartung & Sohn. 1882.

Bernow. — Dreißig Jahre. Erzählung aus unserer Zeit von Ludwig Bernow. Leipzig, Ambr. Abel.

Bibliothek, philosophische. Heft 37. Erläuterungen zu Kant's Kritik der Urtheilskraft. Von J. H. v. Kirchmann. 2. durchges. Aufl. — Heft 263. 64. René Descartes' philosophische Werke. Uebersetzt, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung des Descartes versehen von J. H. v. Kirchmann. 2. Abth. Untersuchungen über die Grundlage der Philosophie. 2. Aufl. — Heft 301—303. Plato's Dialog Parmenides. Uebersetzt und erläutert von J. H. v. Kirchmann. Heidelberg, Gg. Weiss. 1882.

Biese. — Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen. Von Alfred Biese, Dr. phil. Kiel, Lipsius & Tischer. 1882.

Bildermappen des **Deutschen Familienblatts.** Prämie für die Abonnenten. Lfg. 1. 2. Berlin, J. H. Schorer.

Birt. — Hamburger Skizzen. Hebung des Stadtbildes durch das Rathhaus. Mittel zur Gründung eines Fonds für Zwecke der Stadtverschönerung und zur Erweiterung des Lokal-Verkehrs in Hamburg. An den Gedenktagen des großen Brandes von 1842 dargebracht von Alexander Birt. Hamburg, Verlag von Karl Gräbener. 1882.

Bolliger. — Anti-Kant oder Elemente der Logik, der Physik und der Ethik von Dr. Adolf Bolliger, Privatdoc. d. Philos. a. d. Univers. zu Basel. I. Bd. Basel, Fel. Schneider. 1882.

Böttcher. — Aus meiner Wandermappe. Novellistische Herzens- und Länderstudien von Karl Böttcher. Zweite Auflage. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhandlung. 1882.

Brandhorst. — Neuer Perlenkranz deutscher Schriftsteller in Poesie und Prosa. Gesammelt von Elise Brandhorst. 1. und 2. Sammlung. Hannover, A. Weichelt.

Carus. — Algenor. Eine episch-lyrische Dichtung von Paul Carus. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlag. 1882.

Carus. — Gedichte von Paul Carus. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlag. 1882.

Carus. — Lieder eines Buddhisten. Von Paul Carus. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlag. 1882.

Club, deutscher. — Nationales Erbauungs-Buch für das Deutsche Volk in Oesterreich. Herausgegeben vom Deutschen Club in Brünn. 1882. Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Corvin. — 1848—1871. Geschichte der Neuzeit. Von Corvin. Lfg. 1—13. Leipzig, Greßner & Schramm.

Curci. — Das Neue Italien und die alten Zeloten. Studien zum Nutzen der Ordnung der Parteien im italienischen Parlament. Von Priester C. M. Curci. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. phil. F. Booch-Arkossy. 2. Bd. Leipzig, O. Gracklauer. 1882.

Doornkaat Koolman. — Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. Heft 15. Norden, H. Braams. 1881.

Falb. — Sterne und Menschen. Skizzen und Glossen aus der Mappe eines Naturforschers. Von Rudolf Falb. Mit 58 Abbildungen. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Friese. — Die Andreasnacht. Romantisches Volksschauspiel aus Sachsens Vorzeit in fünf Aufzügen (und sechs Bildern). Von Eugen Friese. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlag. 1882.

Glaser. — Aus hohen Regionen. Roman in 2 Bänden von Adolf Glaser. Wismar, Hinstorff'sche Hofbchhdlg. 1882.

Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu von Bayard Taylor. (Ausgewählte Schriften. 2. Bd.) Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1882.

Goethe. — Goethe's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger).

Grosse — Friese. — Unter den Linden. Romantisches Volksschauspiel aus der Vorzeit Berlins in 5 Acten. Von Julius Grosse und Eugen Friese. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlag. 1882.

Guide, official. (New edition.) Summer tours in Scotland. Glasgow to the Highlands. „Royal Route". 1882.

Hazelius. — Le musée d'ethnographie scandinave à Stockholm, fondé et dirigé par le Dr. Arthur Hazelius. Notice historique et descriptive par J.-H. Kramer. Deuxième édition. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner. 1879.

Hazelius. — Samfundet för Nordiska Museets främjande. 1881. Meddelanden utgifna af Artur Hazelius. Stockholm. 1881.

Hazelius. — Ur de Nordiska folkens lif. Skildringar, utgifna af Artur Hazelius. 1. Stockholm, F. & G. Beijers Förlag. 1882.

Helmersen. — Die Religionen, ihr Wesen, ihr Entstehen und ihr Vergehen. Naturwissenschaftlich-philosophische Excursionen von Dr. A. von Helmersen. 2. Aufl. Graz, Leykam-Josefsthal. 1882.

Hillardt. — Die weibliche Handarbeit in der Poesie. Ausgewählte Gedichte, der fleißigen Frauenwelt gewidmet. Gesammelt und herausgegeben von Gabriele Hillardt. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Janssen. — Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwickelungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche. Von Johannes Janssen. In einem Bande. 2. Aufl. Mit Stolberg's Bildniß. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshdlg. 1882.

Kluge. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Friedrich Kluge, Privatdoc. a. d. Universität Straßburg. 1. Lfg. Straßburg, Karl J. Trübner. 1882.

Knauer. — Die Reflexionsbegriffe. Eine philosophische Monographie von Dr. Gustav Knauer, Diakonus zu Liebenwerda. Leipzig, E. Koschny.

Lehmann. — Berliner Schattenrisse. Skizzen von Ernst Lehmann. Berlin, P. Sonntag. 1882.

Lenau. — Lenau's sämmtliche Werke. Mit Biographie, Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. Zwei Bände. I. Gedichte. Briefe. II. Epische Dichtungen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Lewinsky. — Vor den Coulissen. Original-Blätter von Celebritäten des Theaters und der Musik. Herausgegeben von Josef Lewinsky (Berlin). Neue Folge. 2. Band. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1882.

Looß. — Für's Album. Sprüche und Spruchgedichte gesammelt von Emil Looß. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Mauthner. — Nach berühmten Mustern. Parodistische Studien von Fritz Mauthner. Neue Folge. 14. Aufl. Leipzig, Glaser & Garte.

Meyer's Fachlexika. — Lexikon für Theologie und Kirchenwesen von Dr. H. Holtzmann u. Dr. R. Zöpffel, ordentl. Professoren an der Universität Straßburg. Lehre, Geschichte und Cultus, Verfassung, Bräuche,

Feste, Sekten und Orden der christlichen Kirche, das Wichtigste aus den übrigen Religionsgemeinschaften. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1882.

Meyer's Konversations-Lexikon. Jahres-Supplement 1881—1882. Heft 13—16. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mont. — Idyllen van Pol de Mont. Sneek, H. Pijttersen Tan. 1882.

Morgenstern. — Die menschliche Ernährung und die Kulturhistorische Entwickelung der Kochkunst. Ein Geschenk für Frauen und Mütter und unentbehrliches Handbuch für Fortbildungs- und Kochschulen von Lina Morgenstern. Berlin, Stuhr'sche Buch- und Kunsthdlg. 1882.

Norrenberg. — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr Peter Norrenberg. 2. Band. Lfg. 1. 2. Münster, Adolph Russell's Verlag. 1882.

Oelschläger. — Des Musäos Gedicht von Hero und Leander. Eingeleitet und übersetzt von Hermann Oelschläger. Leipzig, B. G. Teubner. 1882.

Olympia und Umgegend. Zwei Karten und ein Situationsplan gezeichnet von Kaupert und Dörpfeld. Herausgegeben von E. Curtius und F. Adler. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1882.

Parteien, die, des deutschen Reichstages und die socialen Fragen der Gegenwart. Neuwied, Heuser's Verlag. 1882.

Pawel-Rammingen. — Dichtung und Wahrheit. Poetische Versuche von Alexander Baron Pawel-Rammingen. Leipzig, E. Schloemp. 1882.

Placci. — Dante Gabriele Rossetti di Carlo Placci. Firenze. 1882.

Poestion. — Griechische Dichterinnen. Ein Beitrag zur Geschichte der Frauenliteratur von Jos. Cal. Poestion. 2. Aufl. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Project über Haftpflicht und Vorsorge bei Arbeitsunfähigkeit (Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter) für alle lohnempfangenden Handarbeiter des Deutschen Reiches, ohne Staatshilfe. Berlin, Burmester & Stempell. 1882.

Racquet. — Moderne englische Spiele. Zum Zweck der Einführung in Deutschland. Beschrieben von F. W. Racquet. Göttingen, R. Peppmüller. 1882.

Retzius. — Finland i Nordiska Museet. Några Bidrag till kannedomen om finnarnes gamla odling. Af Gustav Redzius. Med 95 Träsnitt samt en Karta öfver Finland. Stockholm, F. & G. Beijers Förlag. 1881.

Richter. — Ludwig Richter Album. Landschaften nach Zeichnungen von Ludwig Richter. Lfg. 1. 2. (12 Blatt.) Leipzig, E. A. Haendel.

Rizzi. — Della poesia cosi detta borghese. Lettura fatto al Circolo Filologico di Firenze. Seconda edizione. Milano, G. Brigola. 1882.

Rocca. — Skizzen über Heinrich Heine. Von seiner Nichte Fürstin Della Rocca. Mit drei Illustrationen und vier Facsimile-Beilagen. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVII. Serie. Heft 390. Ueber die Erdbeben. Von J. Roth. — Heft 391. Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie. Von Dr. K. Bruchmann. Berlin, C. Habel. 1882.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. VII. 7. Der Himmel des Naturforschers und der Himmel des Christen. Von Dr. O. Zöckler, Professor in Greifswald. — VII. 8. Zur Charakteristik des deutschen Volksliedes der Gegenwart. Ein Vortrag von Lic. Dr. Friedrich Zimmer. — VII. 9. Der Fall Bontoux und der jüngste internationale Börsenkrach. Von Dr. Fr. Perrot, Mitglied des Reichstags. — VII. 10. Ueber Blutmangel. Von Dr. F. A. Kehrer, Professor in Heidelberg. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhdlg. 1882.

Schmid-Schwarzenberg. — Briefe über vernünftige Erziehung. Ein Wegweiser für Erzieher v. F. Schmid-Schwarzenberg. 3. verm. Aufl. Wien, A. Pichler's Wittwe & Sohn. 1882.

Schultz. — Ueber das teleologische Fundamentalprincip der allgemeinen Pädagogik. Von Erhard Schultz. Mülhausen im Els., Bufleb'sche Hofbuchhdlg. 1882.

Schwabacher. — Denkschrift über Entstehung und Charakter der in den südlichen Provinzen Rußlands vorgefallenen Unruhen. Auf Veranlassung Sr. Durchlaucht des Herrn Regierungscommissärs Senators ꝛc. ꝛc. Grafen Kutaisoff verfaßt von Dr. Simeon Leon von Schwabacher, Stadtrabbiner in Odessa. Stuttgart, Lehy & Müller. 1882.

Schweisthal. — Essai sur la valeur phonétique de l'alphabet latin, principalement d'après les grammairiens de l'époque impériale, par Martin Schweisthal. Paris, E. Leroux. 1882.

Schwicker. — Julius Schwarcz und seine Schriften. Von Prof. Dr. Schwicker. Budapest, W. Lauffer. 1882.

Schwizer-Dütsch. Aus dem Kanton Aargau. Heft 1. — Aus den Kantonen St. Gallen und Appenzell. Heft 1. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Zürich, Orell Füßli & Cie. 1882.

Sitlöfy. — Schiene und Rad. Skizzen aus dem Eisenbahnleben. Von Joseph Sitlöfy. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Spinoza. Die unvollendeten lateinischen Abhandlungen Spinoza's. Mit einer Einleitung herausgegeben von Hugo Ginsberg, Dr. d. Philos. Heidelberg, Gg. Weiss. 1882.

Sport, deutscher. Zeitschrift für die Interessen des deutschen activen Gentleman-Sport. Herausgegeben und redigirt von G. v. Glasenapp. I. Jahrg. I. Bd. Probeheft. Juni. Berlin, Deutscher Sport-Verlag. 1882.

Sprachunterricht. — Der Sprachunterricht muss umkehren! Ein Beitrag zur Ueberbürdungsfrage von Quousque Tandem. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882.

Volk. — Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg. Ein Beitrag zur Sittengeschichte von Franz Volk, Bürgermeister in Offenburg. Lahr, M. Schauenburg. 1882.

Walcker. — Handbuch der Nationalökonomie für Studirende, Landwirthe, Industrielle, Kaufleute und andere Gebildete. Von Dr. Karl Walcker, Docenten der Staatsw. a. d. Univ. Leipzig. 1 Band. Allgemeine Volkswirthschaftslehre einschließlich der Eisenbahn-, Münz-, Bank-, Versicherungs- und Armen-Politik. Leipzig. Roßberg'sche Buchhdlg. 1882.

Weber. — Allgemeine Weltgeschichte von Georg Weber. 2. Auflage, unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. Lfg. 1. 2. Geschichte des Morgenlandes (Bogen 1—16). Leipzig, W. Engelmann. 1882.

Wernicke. — Zur Religionsphilosophie. Eine methodologische Betrachtung von Dr. Alex. Wernicke in Göttingen. Braunschweig, Goeritz & zu Putlitz.

Wernicke. — Die Philosophie als descriptive Wissenschaft. Eine Studie von Dr. Alex. Wernicke, Docent d. Mathem. und Philos. a. d. Herzogl. techn. Hochschule zu Braunschweig. Braunschweig, Goeritz & zu Putlitz. 1882.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XVII. Band. 2. Heft und Verhandlungen Band IX, No. 2—4. Berlin, Dietrich Reimer. 1882.

Zeitschrift, historische. — Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jahrg. 1882. Heft 3. Inhalt: Zur Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Von C. Varrentrapp. — Zur Geschichte des ersten Kreuzzuges. Von Hans Delbrück. — Die Wiederherstellung der katholischen Kirche nach den Wiedertäufer-Unruhen in Münster 1535—1537. Von Ludwig Keller. — Literaturbericht. München, R. Oldenbourg.

Zeit- und Streit-Fragen, deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. v. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. XI. Heft 165. Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter. Von Dr. Friedrich Stehlich. Berlin, C. Habel. 1882.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Chambord.

Von

Karl Frenzel.

III.

Gerade zur rechten Zeit kam Hugo noch an dem Portal des Schlosses an, um den Ehrenplatz, den ihm Herr von Cossé als „Gast des Herrn Marschalls und Capitän der Dragoner Sr. britannischen Majestät“ am rechten Flügel der vor dem Thor, bei den Kanonen, aufgestellten Schloßwache anwies, einzunehmen. Die Trommeln wirbelten und antworteten den die Pappelallee heraufdringenden Trompetenklängen; die halbe Bevölkerung des Waldes, die Bauern des darin gelegenen Dorfes, die Forstbeamten und die Holzfäller waren mit Weibern und Kindern zusammengelaufen, den Zug des Marschalls zu sehen. Wie ein Fürst ritt er daher, ihm zur Seite der Marschall Löwendal, hinter ihm ein glänzendes Gefolge von Officieren, eine Schwadron seiner Ulanen in ihrer abenteuerlichen Tracht auf kleinen Pferden, den Zug beschließend. Unter dem Lärm der Trommeln und Hörner, den Hochrufen der Menge, den Ehrenbezeugungen der Soldaten langte er auf dem Platze vor dem Schlosse an. Die Nachmittagssonne hob den Glanz der reichen mit Gold und Silber gestickten Uniformen.

Der Marschall war von seinem Schimmel gestiegen; über dem langen, bis zu den steifen schwarzen Stulpstiefeln hinabreichenden Rock von rothem Tuch mit breiter Goldstickerei trug er das blaue Band des Ordens vom Heiligen Geist. Vor der Front der Wache, die ihre Waffen präsentirte, legte er grüßend die Hand an den aufgekrämpten, mit einer Goldfranse eingefaßten und einer kleinen weißen Feder geschmückten Hut. Schon hatte sein scharfes blaugraues Auge den Fremden erkannt und in raschem Blick gemustert.

„Willkommen in Chambord, mein Herr Capitän von der Busche,“ sagte er, freundlich auf Hugo zutretend, „ich habe schon von Paris aus erfahren, daß mein Vetter, der Herzog von Cumberland, Sie mit einem Auftrage an mich beehrt hat. Aber ein Deutscher, ein Kriegskamerad, wäre mir auch ohnedies immer ein lieber Gast gewesen. Nun gar ein Herr von der Busche! Schade, daß ich zur Zeit weder eine fröhliche Gesellschaft noch Komödie in Chambord

habe, Sie werden sich mit den schlichten Vergnügungen eines alten Soldaten begnügen müssen."

„Da fürstliche Gnaden selbst dieser Soldat sind, wie Viele, von dem Könige von Preußen angefangen, werden mich um diese Stunden beneiden!"

„Der König von Preußen ist mein großer Freund, er ist noch jung. Geben Sie Acht, er wird es weiter bringen als ich, er hat die zwei größten Güter, die es auf Erden gibt: die Jugend und eine Krone. Sie stehen nicht mehr im Dienst?"

„Ich mußte die Verwaltung meiner Güter übernehmen, fürstliche Gnaden, mein Vater ist gestorben."

„Ihr Vater? Mein Bedauern. Ich habe ihn nie gekannt, aber Sie werden wissen, daß er mir einmal einen nicht geringen Dienst geleistet hat. Als ich vor dreiundzwanzig Jahren in Mitau saß, ein Herzog von Kurland dem Namen nach, ohne Macht, ohne ein einziges Regiment, ohne einen Dukaten, von den Polen und den Russen zugleich bedrängt, lieh er meiner Mutter uneigennützig eine nicht kleine Summe Geldes, die mich wenigstens eine Weile über Wasser hielt. Ein echter deutscher Edelmann" — unwillkürlich war er aus der französischen Sprache in die deutsche übergegangen — „Sie werden nicht aus der Art geschlagen sein. Ich erinnere mich gern der Freundschaft, die man mir erzeigt," und er reichte Hugo die Hand. Als er ihn dann dem Marschall Löwendal und seinen Officieren vorgestellt hatte, grüßte er: „Auf Wiedersehen bei der Abendtafel, Herr Capitän!" und schritt vorüber.

Ein so freundlicher Empfang von Seiten des Marschalls konnte seine Wirkung nicht verfehlen: Hugo sah sich im Augenblick von den Adjutanten und Begleitern Moritzens umgeben, die seine nähere Bekanntschaft zu machen, die ihm ihre Dienste anzubieten wünschten. In diesem Ansturm der Höflichkeit und Kameradschaft, bei Fragen und Antworten, vermochten seine Gedanken nicht mehr so ausschließlich wie früher bei der schönen Gefangenen zu verweilen und sich mit dem Räthsel zu beschäftigen, das ihm die Handlungsweise des Marschalls ihr gegenüber aufgab. Kaum, daß er im Geist die Heimtücke und Verschlagenheit, die aus dem ganzen Verfahren gegen die unglückliche Frau sprach, mit der Offenheit und Gradheit des Auftretens, mit der dem Antlitz des Marschalls aufgeprägten Freiheit und Aufrichtigkeit zu vereinigen gesucht: die neuen Eindrücke und Menschen, die Artigkeiten, die ihm zu Theil wurden, die Rücksichten, die sie ihrerseits von ihm forderten, nahmen seine Aufmerksamkeit, sein Sinnen und Trachten in Anspruch.

Es war eine Stunde später, daß sich der Marschall bei Mademoiselle Justine anmelden ließ. Vollauf hatte sie Muße gehabt, sich auf diesen Besuch vorzubereiten und jede Spur leidenschaftlicher Erregung, die das Wiedersehen Hugo's und die Erzählung ihrer tragischen Geschichte hervorgerufen, aus ihren Zügen und ihrer Haltung zu verbannen. Sie hatte vor seinem Eintritt auf ihrem Clavier eine leichte Melodie gespielt und die fröhlichen Worte des Liedes summten noch auf ihren Lippen, als sie ihm entgegen schritt.

„Keine Störung, kleine Fee! Spielen und singen Sie nur," sagte er gut gelaunt, „ich setze mich und höre zu. Sie haben etwas Besonderes in der

Stimme, Justine, das zugleich wie Lachen und Schluchzen klingt; es rührt und erheitert mein Herz."

„Sind Sie nur deshalb zu mir heraufgestiegen, Herr Marschall, um mir Liebenswürdigkeiten zu sagen? Ach, als ich Sie mit einem so strahlenden, so gütigen Gesicht eintreten sah, durchfuhr mich eine ganz andere Hoffnung. Justine, dachte ich, würden Sie mir sagen, Sie sind frei, der König hat den gegen Sie erlassenen Haftbefehl niedergeschlagen, Sie können gehen, wohin Sie wollen, wenn Sie es nicht vorziehen, noch einige Tage bei Ihrem Freunde und Beschützer zu verweilen."

„Haben Sie es so eilig, aus Chambord fortzukommen?" lachte er. „Langweilen Sie sich so sehr? Sind Sie nicht Herrin zu thun, was Ihnen beliebt? Fahren Sie im Walde spazieren, ich versichere Sie, die Luft ist gesünder als in Ihrem verpesteten Paris. Auf dem Teiche erwarten Sie die Gondeln, morgen können Sie einer Parade meiner Ulanen beiwohnen; wollen Sie eine Jagd haben? Oder sich den Putz betrachten, der aus Paris für Sie eingetroffen ist?"

„Alles, was ich nicht wünsche," entgegnete sie zwischen Bitterkeit und Scherz. „Wie großmüthig Sie sind, Herr Marschall! Wären Sie es doch weniger und böten mir statt dieser kostbaren Geschenke eins an, das Ihnen nichts kostet: die Freiheit."

„Das mir nichts kostet? Nun freilich, brechen wird mein Herz nicht, wenn Sie mich verlassen, es hat schon dreiundfünfzig Jahre geschlagen und ist an Treulosigkeiten gewöhnt, wie ein alter Soldatenmantel an Sturm und Regen. Aber ohne Schmerz wird es Sie doch nicht aufgeben, nicht ohne Ueberwindung; es ist nun einmal nicht anders, Justine, Sie sind meine letzte Liebe. Runzeln Sie die Stirn? Es hilft Ihnen nichts, kleine Fee. Thue ich Ihnen weh, nun" — und er lachte herzlich auf — „Sie vergelten es mir, Sie sind auch nicht eine Rose ohne Dornen. Im Ernste, ich habe Ihre völlige Freilassung. Ihre Rückkehr zu Ihrem Manne und auf die Bühne zu Versailles noch nicht durchsetzen können, Sie überschätzen meinen Einfluß; ja, hätten wir noch Krieg und brauchte Frankreich noch meinen Degen! Aber im Frieden, was ist da ein General? Wie ein Säbel, der in der Scheide rostet. Darum grollen Sie nicht länger, Kopf hoch! Ich kann die verdrießlichen Gesichter nicht leiden." Und wie um Frieden zu schließen, hielt er ihr mit einer Gutmüthigkeit, die sich recht wohl ihrer Macht zu befehlen bewußt war, die Rechte hin.

„Sie sind der Löwe, der mit dem Hündchen spielt," sagte Justine und legte ihre Hand in die seine. „Obend'rein bin ich noch schlimmer d'ran, denn ich kenne die Gefahr, in die mich der Ausbruch Ihres Zornes versetzt."

„Wollen Sie nicht gar einen Tyrannen aus mir machen? Und dabei komme ich mit einer Bitte zu Ihnen."

„Eine Bitte? Gebieten Sie."

„Ich habe einen Gast im Schlosse, einen jungen deutschen Edelmann. Was haben Sie?"

„Die Dienerschaft hat mir von ihm, oder vielmehr von den Dingen erzählt, die er Ihnen bringt."

„Um so besser, da werden Sie neugierig sein, ihn zu sehen. Wollen Sie

unsere Tafel erheitern? Frau von Cossé kann Sie begleiten, Sie treffen außer meinem Gaste nur Bekannte, Löwendal und Valsons und Bercaville. Mit uns Alten würde sich der junge Mann langweilen, womit sollen wir ihn unterhalten? Wenn Sie uns ein Lied sängen, ein wenig musicirten ... das gäbe dem Ganzen Ungezwungenheit und Heiterkeit. Vive la joie! Wie es die Jugend liebt. Wir Deutsche sind nur aufgeräumt bei Musik und Gesang."

Aber wie hätte sich Justine entschließen können, nach den Mittheilungen, die sie Hugo gemacht, vor seinen Augen als die Königin eines Festes in Chambord zu erscheinen? Gleichsam sich selbst Lügen zu strafen und sich aus der trauernden Gefangenen in die ausgelassene Schauspielerin zu verwandeln?

„Genug, Herr Marschall, genug!" unterbrach sie ihn hastig. „Wie wenig muß ich Ihnen gelten, wie gering müssen Sie von meinem Herzen denken! In derselben Stunde, wo Sie mich eine herbe Enttäuschung erleben lassen, verlangen Sie von mir, Lustigkeit zu erheucheln, ich soll singen und die Heitere spielen, wo ich vor Schmerz und Unmuth vergehen möchte. Nein, bin ich schon Ihre Gefangene, Ihre Sklavin bin ich nicht — ich werde nicht an Ihrer Tafel erscheinen."

„Wie das stürmt! Strudelköpfchen, als ob Sie die Königin Vasthi wären. Welch' Ungeheueres fordere ich denn von Ihnen? Daß Sie in guter Gesellschaft zu Abend essen und meinem Gaste ein freundliches Gesicht und die Anmuth Ihrer Kunst zeigen! Unfehlbar machen Sie eine Eroberung an ihm. Und das verdiente Ihren Zorn? Besinnen Sie sich, meine Liebe!"

Er hatte die letzten Worte, zu seinem eigenen Schaden, stärker betont; die Drohung, die in diesem Tone lag, beleidigte Justinens Stolz. „Ich bedaure, Herr Marschall, bei meiner Weigerung bleiben zu müssen, ich habe Kopfschmerzen," sagte sie kalt und schien ihm, indem sie aufstand, andeuten zu wollen, daß er die Unterredung und seinen Besuch beendigen möge.

„Sie sind ein Kind," erwiederte Moritz, ohne sich von seinem Sessel zu rühren. „Nehmen Sie Vernunft an. Es ist eine Laune von mir — meinetwegen eine schlechte. Aber erfüllen Sie mir dieselbe, verderben Sie mir den Abend nicht."

„Ich kann nicht," antwortete sie kurz und wandte sich ab.

„Ah, Sie sind eine boshafte Komödiantin!" Und er sprang auf, beinahe schämte er sich in seinem Aerger, so lange Ruhe und Gelassenheit bewahrt zu haben. „Wollen Sie vor mir die Empfindsame spielen? Weil ich Ihre Heftigkeit, Ihre Veränderlichkeit ertragen, glauben Sie mir trotzen zu können? Ich bin ein Thor, zu bitten, wo ich nur zu befehlen brauche!"

„Lassen Sie mich durch Ihre Ulanen in den Saal schleppen; es wird ein schönes Schauspiel für einen freien Engländer sein!"

Unter andern Umständen würde Moritz über den freien Engländer in ein lustiges Gelächter ausgebrochen sein, jetzt hörte er nur den Vorwurf aus ihrer Rede heraus — einen Vorwurf, den er nur zu sehr durch sein Verfahren gegen sie verdient — und verstummte einen Augenblick. Sein Schweigen ermuthigte Justine; sobald durfte sie nicht hoffen, den gefährlichen Mann wieder verlegen und eingeschüchtert vor sich zu sehen. Wenn sie die Gelegenheit benutzte, ihn

zu bewegen, sie freizulassen, diesen Abend noch, ehe Hugo mit ihm geredet? Wenn sie so dieses Gespräch, das sie ebenso um ihret- wie um des jungen Mannes willen fürchtete, für immer verhinderte? Der Aufblitz dieses Einfalls und seine Verwirklichung war für ihre Lebhaftigkeit eins. „Hab' ich Sie gekränkt?" sagte sie. „Vergeben Sie mir, Herr Marschall. Es wird nicht gut zwischen uns, wie lange wir auch zusammen bleiben. Sie sind von den Frauen, die Sie mit Ihrer Huld beehrt, an einen unterwürfigeren Ton, an einen leichteren Sinn gewöhnt; ich bin aus anderem Stoffe, und wo Sie für Ihre Güte Wohllaut erwarten und auch bei Jenen finden, gibt es bei mir eine häßliche Dissonanz. Kann es Ihnen einen Genuß gewähren, ein widerspenstiges Weib in Ihren Banden zu halten? Was ist Liebe, wenn sie nicht freiwillig ist? Mein Herz ist Ihnen gegenüber zwischen Dankbarkeit und Unmuth getheilt, denn Sie haben mir und meinem Gatten viel Gutes erwiesen und mich zugleich durch Ihre Leidenschaft in Noth und Kummer gestürzt. Wie groß auch Ihre Wohlthaten gegen mich sind, welche Anstrengung ich mache, meine Empfindungen zu beherrschen — es ist umsonst. Ich werde Sie nie lieben, wie Sie es wünschen, wie Sie es verdienen, es ist etwas Unüberwindliches zwischen uns. Darum lassen Sie mich ziehen, krönen Sie Ihre Güte durch die edelste That, nur zu hart haben wir Ihre schwere Hand gefühlt. Ein Wort von Ihnen genügt und der König vernichtet die ungerechten Befehle, die mich und meinen Gatten von einander trennen . . ."

„Immer Ihr Gatte!" brach der Marschall ungestüm aus, der während ihrer ganzen, von dem Schluchzen ihrer Stimme und den lebhaftesten Geberden unterstützten Rede nur Augen für ihre Schönheit und kein Ohr für ihre Worte gehabt. „Ist es nicht, als lebten wir im goldenen Zeitalter! Ist er Orpheus und sind Sie Eurydice? Eine Schauspielerin und eheliche Treue! Liebe in der Ehe? Das ist lächerlich in Versailles und eine Posse hinter den Coulissen. Und was haben Sie an diesem Favart, der zwanzig Jahre älter ist, als Sie? Sie haben ihm Ihre Jugend, Ihren Ruhm und jetzt noch Ihre Freiheit geopfert. Wenn Sie fortfahren, mich zu erbittern, werden Sie sich und ihn verderben. Es ist nicht klug, mich beständig an ihn zu erinnern, ich habe eine Soldatenfaust, und faßt sie ihn einmal . . ."

„Oh!" rief sie sich vergessend, in dem Uebermaß des Zornes und der Aufregung, „Sie sind jeder Gewaltthat fähig, wer wüßte das nicht! Aber er ist zum Glück Ihrer Rache entrückt."

Es war dämmrig im Gemach und das Halbdunkel verbarg die Röthe der Scham, die Justinens kühne Worte auf Moritzens Wangen hervorriefen — sie ahnte also, daß er in dem Ränkespiel, das sie von ihrem Gatten getrennt und ihrer Freiheit beraubt, die Hand gehabt und in einer unwillkürlichen Regung des Gewissens berührte ihn dieser Gedanke auf das Peinlichste. Es war seinem Stolze unerträglich, sie auch nur das Geringste von der Bewegung seines Innern merken zu lassen, dabei kochte sein Blut und wüthend ergriff er den Fächer, den vorhin Hugo ihr als Geschenk Favart's, als ein Zeichen seiner unwandelbaren Treue und Liebe gegeben und der noch auf dem Tische lag: „Danken Sie Gott, daß er nicht hier ist," knirschte er zwischen den Zähnen, „vor Ihren

Augen würde ich ihn tödten — so, so!" Und ehe sie es hindern konnte, hatte er den Fächer zerbrochen und warf die Stücke zu Boden.

„Was haben Sie gethan! Sind Sie denn bestimmt, mich zur Verzweiflung zu bringen? Dieser Fächer war von Favart" — sie hatte sich niedergebeugt, die zerbrochenen Stücke vom Boden aufzusuchen. „Arme Reste eines Kunstwerks, das ein Wüthender zerstört, aber die Liebe und Treue, die es geschaffen, die es mir gebracht, kann er nicht vernichten!" und sie bedeckte die Holzstäbchen mit ihren Küssen.

„Von Favart war dieser Fächer?" fragte der Marschall argwöhnisch.

Sie war nicht mehr in der Stimmung, Rücksicht zu beachten oder die Folgen ihrer Heftigkeit zu bedenken. „Ja, von ihm!" wiederholte sie. „Trotz der Gefangenschaft, in der Sie mich halten, trotz der Späher, mit denen Sie mich umgeben, hat die Liebe den Weg zu mir gefunden!"

„Also habe ich einen Verräther unter meinen Dienern!" grollte Moritz.

„Sie werden ihn nicht entdecken. Allein mein Herz liegt offen vor Ihnen da. Niemals werden Sie das Angedenken meines Mannes daraus reißen. Ich bin die Schwächere und vermag Ihnen nicht zu widerstehen, da bin ich, zertreten Sie mich, über mein Herz werden Sie niemals Herr werden!"

„Und Sie trauen mir doch nicht die Einfalt zu," entgegnete in einer plötzlichen Wiederkehr seiner Gelassenheit und seines Cynismus der Marschall, „daß ich diesen tragischen Sturm für ernsthaft nehmen soll? Sie machen sich zu wenig Bewegung, Kleine, das Stillsitzen erzeugt solche Grillen. Morgen wird die Laune vorübergegangen sein. Mit Ihrer Widerspenstigkeit will ich es schon wagen. Je mehr Trotz, desto besser; leichte Eroberungen ermüden. Im Uebrigen, Sie haben vortrefflich gespielt. So hörte ich einst Adrienne Lecouvreur als Monime gegen Mithridat eifern. Allein meine kleine Fee ist keine pontische Königin und hat auch keine Stirnbinde, um sich daran aufzuhängen. Daß ich ein Narr wäre, Sie aufzugeben. Für heute lasse ich Sie — Waffenstillstand und gute Nacht! Klagen, weinen, verwünschen Sie mich, damit Sie morgen um so fröhlicher lachen können. Wetter, es ist kein geringer Ruhm, den Marschall von Sachsen zum Rückzug genöthigt zu haben."

Und gleichmüthig, als wäre kein Wort, das nicht wieder zurückgenommen werden konnte, zwischen ihnen gefallen, sondern das Ganze nur ein Komödienstreit gewesen, wollte er ihr seine Hand reichen, sie aber stieß dieselbe zurück: „Sie sind abscheulich!" und warf sich schluchzend in den Sessel. Sie rührte sich auch nicht, bis er das Zimmer verlassen und das Geräusch seiner Schritte in der Galerie verklungen war. Dann ballte sie ihre kleine Hand zur Faust und schüttelte sie ihm drohend nach. Um sie her war es dunkel geworden, sie trat an das Fenster, riß es auf und lehnte sich hinaus, um durch die Stille draußen und den Anblick des ruhigen Waldes und des weiten Himmels den Aufruhr in ihrer Brust zu beschwichtigen. Etwas wie Befriedigung kam über sie; Thränen und ihre Zunge waren die einzigen Waffen, die sie dem mächtigen und in seiner Leidenschaft und durch sein Kriegshandwerk rücksichtslosen Manne entgegensetzen konnte, und ihre blitzenden Augen, ihr wogender Busen drückten die Freude darüber aus, daß sie soeben einen ausgiebigen Gebrauch davon gemacht. Wie

oft sie ihn auch schon mit ihren Bitten bestürmt, mit ihren Launen und ihrem Widerspruch gequält hatte: so offen und so muthig hatte sie ihm noch nie ihre Meinung gesagt, ihre seelische Abneigung gestanden. Ihre Entlassung aus dem Kloster hatte sie dankbar gegen ihn gestimmt, die Furcht, wieder darin eingeschlossen zu werden, ihre Willfährigkeit erzwungen: heute hatte die Hochfluth ihres Zornes Dankbarkeit und Sorge zugleich weggeschwemmt. Ihr unbewußt hatte die Anwesenheit Hugo's und die Angst, vor ihm beschämt dastehen zu müssen, sie über sich selbst erhöht und ihrer Rechtschaffenheit und ihrem Ehrgefühl zum Siege über ihre Schwäche verholfen. Nur war damit der Kampf zwischen ihr und dem Marschall aus dem Liebesstreit zwischen dem Manne, der fordert, und dem Weibe, das versagt, in die bitterste Feindschaft, ohne Aussicht auf Versöhnung, ausgeartet. Die Wunde, die sie Moritzens stolzem und empfindlichem Herzen zugefügt, würde nicht über Nacht vernarben, im Gegentheil, sie mußte morgen stärker schmerzen als heute. Er war es wohl gewohnt, seine Huldigungen wetterwendisch von einer Schönen zur andern zu tragen, aber er hatte noch nie eine gegen ihn begangene Treulosigkeit ungestraft und ungerächt gelassen. Auch ihr würde kein besseres Loos fallen. Sei's denn, dachte sie in den Abend hinausträumend, wenigstens hab' ich mir selbst genug gethan und brauche die Augen vor Hugo nicht mehr niederzuschlagen. Der heldenmüthige Aufschwung ihres Willens mußte all' ihre Schwachheiten und Verirrungen in Vergessenheit bringen.

Daß sie die Hand, die er ihr bei seinem Abschied geboten, zurückgestoßen, hatte den Marschall trotz der Geringschätzung, mit der er ihren Verdruß und ihren Zorn zu behandeln sich bemühte, bitter gewurmt. In ihrer Bewegung hatte mehr als die Ankündigung offenen Krieges, die ihn belustigt hätte, gelegen, sie war der Ausdruck eines Widerwillens gewesen, der nicht sowohl seiner Gewaltthätigkeit, als seiner Person galt. Ungeachtet seiner Jahre hielt er sich noch immer für einen schönen, stattlichen Mann, mehr als ein holder Mund versicherte ihn seiner Unwiderstehlichkeit, und nun wagte diese kleine Fee ihm in's Angesicht zu sagen: ich mag dich nicht! Eine boshafte Katze ist sie, brummte er vor sich hin. Hätte er sie nur nicht geliebt! Warum? er wußte es nicht. Sie war nicht schöner oder witziger als viele Andere, sprühte ihr ganzes Wesen ein größeres Feuer aus, als er es noch bei einer Frau gefunden, wie ungleich, heftig und launenvoll war sie dafür auch. Durch Zauberei hatte sie es ihm angethan, ihr Widerstreben nur seine Begehrlichkeit gereizt. Zu welchen Handlungen hatte diese tolle Leidenschaft ihn schon erniedrigt, zu welchen Unwürdigkeiten drohte sie ihn noch fortzureißen. Auf dem Wege von ihren Zimmern zu seinen Gemächern durch die Galerie und die Corridore, über die Treppen schalt er sich selbst einen Thoren. In seinem Alter war diese Liebe ein Wahnsinn, eine Lächerlichkeit obend'rein! Es war ihm, als verdiente diejenige, die sie ihm eingeflößt, schon darum seinen Haß, daß sie seine Ritterlichkeit zu Fall gebracht. Eine Schauspielerin, die den Sieger von Fontenoy dahin treibt, einen Gerichtsdiener gegen sie auszusenden! Fort, fort mit ihr! Ach! seufzte eine andere Stimme in seinem Innern dagegen, sie hat eine so süße Stimme, ein so schelmisches Gesicht, wie zierlich sie ist! Und mitten unter seinen guten Vorsätzen,

sich selbst zu beherrschen, fielen ihm die Abenteuer Franz' I. in diesem selben Chambord ein, und daß Krieg eben Krieg und jede List und jede Gewalt in ihm erlaubt seien.

Und diese Ueberlegung beseitigte jeden Vorwurf und beinahe auch jeden Verdruß in ihm, so daß er seine Gäste mit heiterer Stirn als liebenswürdiger Wirth empfing. Nur eine kleine Gesellschaft hatte sich um die Tafel zusammengefunden, Hugo hatte den Ehrenplatz zur Rechten des Marschalls erhalten, ihm gegenüber der Graf Löwendal, ein Däne von Geburt, ein abenteuernder Kriegsmann, den Moritz schon am polnisch-sächsischen Königshofe kennen gelernt hatte, ein halbes Dutzend Officiere und Herren aus der nächsten Umgebung des Marschalls: aber um so freier und kecker war die Stimmung und die Unterhaltung. Ein Lebemann und ein Soldat, liebte Moritz, in der Mitte seiner Freunde, das muntere Gelage und das derbe Wort. Hugo mußte von seiner Reise, von seinem Leben in der Heimath erzählen. Nicht umsonst war Moritz in Goslar geboren, trotzdem, daß er Frankreich seine Größe, seinen Ruhm und seine Reichthümer verdankte, fühlte er sich als Deutscher, seine Kindheitserinnerungen, die ersten Laute, die er gesprochen, wiesen ihn nach Deutschland zurück. „Wohin man auch kömmt," sagte er auf die Schilderungen Hugo's, „überall nimmt man den Geruch der Erde, auf der man geboren, und den Dunst des Himmels, unter dem man groß geworden ist, mit sich. Seitdem ich mich in Chambord langweile, hab' ich mir oft das Loos eines deutschen Landedelmannes gewünscht."

„Ohne Ihre Ulanen, ohne Schauspielerinnen? Unmöglich, Herr Marschall!" lachte der Marquis von Valfons.

„Lache Du nur! Im Kriege, das ist eine andere Sache. Da geht nichts über die Ehre und das Vergnügen, französische Soldaten zu commandiren. Aber im Frieden, was bin ich, was sind wir Alle? Wie ein alter Mantel im Sommer. Die Motten zerfressen ihn. Ja, wenn ich ein König wäre! Ein Reich zu regieren, ein anderes zu erobern, oder gar eins zu gründen hätte!"

„Aufgepaßt, Herr Capitän!" rief Löwendal Hugo zu. „Jetzt wird der Herr Marschall Sie fragen, ob Sie jemals von der großen Insel Madagascar, da unten, im Süden von Afrika, gehört haben und ob Sie nicht Lust in sich verspürten, ihm dahin zu folgen, das Reich der Königin von Saba zu zerstören und Untersuchungen über die Reize ihrer Hofdamen anzustellen."

„Warum nicht?" entgegnete Moritz mit einem Aufblitz seiner blauen Augen. „Wäre es nicht ein kühnes und ein großes Unternehmen, die Insel für Frankreich zu erobern? Oder die überall hin verstreuten Juden nach Louisiana zu führen und ein neues Jerusalem zu gründen?"

„Der Herr Marschall von Sachsen der König der Israeliten!" erhob Valfons das Glas. „Meine Herren, es lebe der neue Herodes und Salomo in einer Person!"

In den Ausklang des Hochrufes und der Gläser sagte der Marschall: „Sie werden mich besser verstehen, Herr von der Busche, als diese Herren hier, Sie sind ein Deutscher und wissen, was Träumen heißt, wie süß es ist, von einer Geliebten oder von einer Krone zu träumen. Es ist wie der Schaum des Cham-

pagnerweins, im Grunde nichts und doch prickelt es in allen Nerven. Hab' ich nicht ein Recht, dem Schicksal zu zürnen?"

„Sie — ein so siegreicher Held, ein so großer Prinz!" entgegnete Hugo.

„Ein unechter," betonte Moritz mit einer gewissen Bitterkeit. „Und Ihr deutschen Herren würdet die Letzten sein, das zu vergessen. Ich bin der Sohn eines großen Königs und der schönsten Frau ihrer Zeit, aber ich bin nur das Kind ihrer Liebe, nicht ihrer Ehe. Gibt es eine schändlichere Einrichtung, als die Ehe? In meinem Reiche würde ich sie abschaffen. Freie Liebe, freie Wahl, nur die häßlichen Frauen protestiren dagegen. Leider bin ich selbst der Märtyrer meiner Ansichten. Meine Geburt hat mich von dem königlichen Erbe meines Vaters ausgeschlossen, wollen Sie es mir verargen, daß ich mir irgendwo eins suche?"

„Für Soldaten ist der Müßiggang nicht gut," meinte der unruhige, viel umhergeworfene Löwendal, „allein dieser Friede wird auch nicht ewig dauern, Herr Marschall."

„Und in der Zwischenzeit," sagte Valfons übermüthig, „lassen uns die Schönen keine Ruhe. Manches Weib ist schwerer zu erobern, als eine holländische Festung."

„Die Schönheit und die Jugend, Jeder leere sein Glas darauf!" rief Moritz. „Das Leben ist nur ein Traum, ein Thor, wer es ernsthaft nimmt und nicht zugreift, wo er kann. Ich für mein Theil habe einen schönen Traum gehabt, aber ich fürchte, er wird nicht lange mehr währen."

„Herr Marschall, Todesahnungen? Sollen die unsere Freude erhöhen?"

„Der ist ein schlechter Soldat, Valfons, den nicht manchmal solche Ahnungen beschleichen. Wenn man sie abgeschüttelt, ist man noch einmal so tapfer und so lustig. Die Gläser gefüllt. Es lebe der Krieg, es lebe die Freude! Jeder trinke das Wohl seiner Geliebten, je widerspenstiger sie ist, desto verliebter ist er! Herr Capitän, die Ihrige!"

„Zu Befehl, Herr Marschall, aber ich habe keine Geliebte."

„Jung, wohlhabend, ein Edelmann — und keine Geliebte? Das ist neu! Lassen Sie sich genauer betrachten, Herr Capitän, für einen Weiberfeind sehen Sie zu gut aus!" spottete Valfons.

„Allein nicht gut genug, Herr Marquis, um mein Glück bei den Frauen zu versuchen."

„Auch nicht bei einer Einzigen?" fragte Moritz. „Wir sind leichtsinnige Kumpane und führen gottlose Reden. Nichts für ungut, Herr von der Busche. Ihre Gattin oder Ihre Braut?"

„Ich bin weder verheirathet, noch verlobt, Herr Marschall."

„Und können uns also nicht Bescheid thun?"

„Doch, Herr Marschall! Ich kenne eine schöne, unglückliche Frau — nehmen die Herren an, in meiner Heimath — die ein widriges Geschick von ihrem Gatten getrennt hat und die trotz ihrer Trennung, trotz mannigfacher Versuchung und Verfolgung demselben treu geblieben ist; will mir der Herr Marschall erlauben, auf diese treue Gattin mit ihm anzustoßen?"

„Auf eine treue Gattin!" Der Marschall brach in lautes Gelächter aus.

„Und Sie glauben daran, Herr von der Busche?“ Valfons war aufgesprungen. „Ihr Mauern und Gewölbe Chambord's, haltet fest! Solch ein Trinkspruch ward nie in diesen Sälen gehört!“ Und ein Anderer bat: „Den Namen, Herr Capitän!“

„Was thut der Name zur Sache? Der unbekannten Schönen!“

„Stoßt an, stoßt an! Weibertreue soll leben!“ lachte der Marschall noch immer fort. „Nur ein Deutscher konnte auf diesen Einfall kommen.“ Aber indem sie nun Alle scherzend und rufend mit den Gläsern aneinander stießen und der Schaum über die Ränder spritzte und perlte, zersprang das Glas in Hugo's Hand — sei es, daß Einer zu hastig daran gestoßen, oder daß seine eigene Unvorsichtigkeit die Schuld trug.

„Glas und Treue, wie leicht bricht das!“ sagte Moritz zu dem betroffenen Hugo, „aber wir hoffen Alle, daß es kein böses Vorzeichen für die unsichtbare Schöne sein werde!“

In der steigenden Munterkeit, unter den Witzen und Reden der Andern war der Vorfall bald vergessen. Der einmal angeschlagene Accord aber mußte austönen. Hugo hatte einen schweren Stand, in seiner Unbekannten die Treue und Tugend des Weibes gegen so viele und so spöttische Zweifler und Verächter zu vertheidigen. So bereit sie waren, seine Dame im Besondern auszuschließen — „sie ist eine Deutsche,“ hatte der Marschall geäußert, „und bei einer deutschen Frau ist nichts unmöglich, selbst die Treue nicht!“ — so fest beharrten sie für das Geschlecht im Allgemeinen bei ihrem verdammenden Urtheil. „Was ist eine Liebe, die keinen Wechsel kennt?“ fragte Valfons. „Die schrecklichste Form der Langeweile.“ Und Moritz darauf: „Wer wird immer schweren Burgunder oder leichten Champagner trinken wollen? Ist es mit den Frauen für uns und mit den Männern für die Frauen anders? Veränderung allein erhält die Sinne frisch und läßt uns gedeihen. Und taucht dann je zuweilen die alte Erinnerung an die erste Liebe auf — Wetter, wie freut man sich der letzten, in der Hoffnung, daß ihr bald noch eine allerletzte folgen werde! Sie werden es auch noch erfahren, daß sich das Leben nur durch den Wechsel ertragen läßt, Herr von der Busche; Krieg und Wandel ist Alles hienieden, warum sollte die Liebe eine Ausnahme davon machen? Es klingt so traurig und erlebt sich so luftig! Ein letztes Glas — dem Herrn Capitän, dem Boten Sr. Durchlaucht von Cumberland, unserm Gaste!“

Damit war die Tafel aufgehoben; Moritz von Sachsen, an Bewegung und das Leben im Freien gewöhnt, dauerte bei Tische, in dem Glanz und der Wärme der Lichter, nicht lange aus und suchte früh das Lager, um mit dem Grauen des Morgens sich erheben zu können. Eine Weile währte es noch, bis die Herren von einander Abschied genommen; Hugo lehnte die Begleitung, die sie ihm artig anboten, in gleicher Höflichkeit ab; morgen, bald nach acht Uhr, sollten die Pferde bereit sein, um sie, im Gefolge des Marschalls, zu dem Paradeplatz der Ulanen zu tragen.

Zu viel Eindrücke waren an diesem Tage auf ihn eingestürmt, als daß Hugo leicht die Ruhe hätte finden können. Noch eine geraume Weile saß er in seinem Zimmer, durchschritt es hin und her, trat an das Fenster und sah in den Hof

hinaus. Sein Fenster war das einzige ringsumher, das einen Lichtschein nach Außen warf, alle anderen lagen in Dunkelheit. Nur zuweilen war undeutlich der Ruf der Schildwachen vor dem Schlosse, das Gestampf eines Pferdes in den Ställen vernehmbar. Wie konnten sich in der Seele des Marschalls so viel Offenheit und Großherzigkeit mit so ausgesuchter Heimtücke und Gewaltthätigkeit vereinigen! Denn trotz des Bannes, den die Persönlichkeit Moritzens auf ihn ausgeübt, vermochte sich Hugo nicht des Gedankens zu entschlagen, daß der Marschall in dem verrätherischen Spiele, das Simon und Justine von einander losgerissen, seine Hand gehabt. Und mit welch' freier Stirn, ohne Erröthen, ohne die Brauen zu runzeln, hatte er seinen Trinkspruch aufgenommen und das Glas auf das Wohl einer liebenswürdigen, unschuldig leidenden Frau geleert, während er wenige Schritte davon entfernt sie, auf deren Glück er trank, der Freiheit beraubte und mit seiner Liebe peinigte. Als ob in Hugo's Worten auch nicht der leiseste Stachel verborgen gewesen wäre, der ihn selbst berühren könnte, hatte er sie angehört! Glaubte er sich wirklich einem Weibe gegenüber von jeder Rücksicht und Pflicht losgebunden? Waren ihm die Frauen nur schöne, aber seelenlose Spielzeuge seines Vergnügens und seiner Laune? Suchte er im Verkehr mit ihnen nichts als Sinnengenuß, ohne sich ängstlich um die Mittel zu kümmern, durch die er zum Siege gelangte? Wie Recht hatte da Justine gehabt, daß der Marschall seine Empfindsamkeit mit einem Gelächter beantworten würde! Was half es ihm, wenn er den Degen gegen Moritz zog? Mit einem cynischen Worte würde ihn dieser entwaffnen und seine Beute doch nicht freigeben! Eben war er wieder an dem offenen Fenster vorübergeschritten und sein Schatten hatte sich an der gegenüberliegenden Wand des Zimmers abgemalt, als ein Schall von dem Fußboden her ihn sich umwenden ließ. Hinter seinem Rücken war ein kleiner Stein durch das Fenster geflogen; ein Papierstreifen war mit einem rothen Seidenfaden darum gewickelt und als ihn Hugo losgewickelt, las er in kritzlichen Buchstaben, in denen er Justinens Hand zu erkennen meinte, darauf: „Morgen, ehe Sie fortreiten, auf der Westseite des Schlosses, an dem Eckthurm." Wie hastig er nun aber zum Fenster zurückeilte, wie weit er sich hinausbog und eifrig umherspähte — in dem Hofe, an dem Dachfenster ihm gegenüber regte sich nichts. Dafür war es ihm, als schwebte ihr Schatten durch das Gemach, und der leichte Wohlgeruch, der von dem Papier ausströmte, duftete bis in seinen Traum hinein.

Früh genug weckte ihn die Hoffnung. Welch' eine Lust über die thauschimmernden Wiesen, in dem morgenfrischen Walde mit ihr zu wandeln, während das Schloß noch halb in den Armen des Schlafes lag. Darüber erfuhr er nun eine doppelte Täuschung. Die Dienerschaft des Hauses war durch die Lebensweise des Marschalls daran gewöhnt, früh auf dem Posten zu sein, besonders an einem Paradetage, und als Hugo die Westseite des Schlosses und den zum Stelldichein bestimmten Thurm erreicht, war Justine nicht zu sehen. Auch hätte sie kaum unbemerkt hierher gelangen können. Ueberall waren die Leute in den Höfen, auf dem Platze mit der Zurüstung der Wagen und der Pferde beschäftigt. Hier freilich, auf der abgelegenen Seite — die Hauptzugänge und die großen Portale des Schlosses liegen in der südlichen und nördlichen Front —

war Alles einsam. Die Gebäude hatten ein vernachlässigteres Aeußere. Die Gräben und die alten, sie einfassenden Baluftraden, die der König Stanislaus im Norden und Süden hatte ausfüllen und niederlegen lassen, waren hier zum Theil noch vorhanden. Aber in dem Graben war kein Wasser mehr, dichtes Gebüsch und Haidekraut wuchs in der Tiefe und klomm die Abhänge hinauf, von der steinernen Baluftrade ragte nur noch ein geringer Rest auf, den der Epheu, der sich um die Pfeiler emporwand, vor dem völligen Zusammensturz bewahrt hatte. Seit vielen Jahren mochte die vermorschte Holzbrücke, die über den Graben führte, keinen Reiter und keinen Wagen getragen haben und die Pforten in der Mauer nicht geöffnet worden sein. Ein Theil der Fenster war mit Brettern vernagelt. In der Frische des Maimorgens, in dem Glitzern des Thaus, bei dem Gezirpe und Gezwitscher der Vögel, während der Nebel, der den Waldsaum drüben noch verhüllte, hier langsam aufstieg, dort von einem Sonnenstrahl zerrissen wurde, hatte diese Verlassenheit, das Verwilderte und Verfallene jedoch einen unbeschreiblichen Reiz, einen Zauber der Melancholie, der Hugo's Ungeduld wenigstens für einige Minuten besänftigte. Und lange brauchte er nicht zu warten. Plötzlich erhob sich ein zierliches Figürchen hinter der Baluftrade — er hätte nicht sagen können, wie sie dahin gekommen — und rief über den Graben hinüber, durch das Girren und Lärmen der Tauben, welche in Schaaren auf dem Dachfirst saßen, mit einer hellen Stimme: „Guten Morgen, Herr Capitän, und schönen Dank, daß Sie pünktlich sind!"

„Wie sollte ich es nicht, Mademoiselle Jeanne la Royale, einer so liebenswürdigen Aufforderung gegenüber, die so geheimnißvoll, um Mitternacht, zu mir geflogen kam?" erwiederte er und bemühte sich ihr trotz der getäuschten Erwartung, die nicht sie, sondern Justine herbeigesehnt, das freundlichste Gesicht zu zeigen.

„Hab' ich Sie erschreckt? Das würde mich freuen. Denn Sie haben mich bei unserm ersten Gespräch hintergangen, Sie haben mir verschwiegen, daß Sie unsere Mademoiselle Justine kannten."

„Was konnte ich sagen, ehe ich die Dame gesehen?"

„Nun aber — ich helfe Ihnen nicht, bis Sie mir gestanden, was Sie von ihr wollen."

„Ueber den Graben hinweg?"

Behend wie ein Eichhörnchen huschte sie an der Baluftrade hinab, verschwand einen Augenblick in dem Gebüsch und kletterte im nächsten den andern Abhang hinauf, er reichte ihr die Hand hinunter, um ihr schneller emporzuhelfen. So kam sie auf die Höhe und stand nun vor ihm, noch immer von seiner Rechten festgehalten. Lachenden Mundes richtete sie ihre schwarzen Augen auf sein Gesicht, aber vermochte sie den blauen Glanz der seinen nicht zu ertragen, oder ergriff sie eine unsichtbare Macht: ein Zittern ging durch ihren Körper, ein tiefes Glührоth färbte ihre bräunlichen Wangen, sie warf den Kopf zurück und entzog ihm ungestüm ihre Hand.

„Was haben Sie, Jeanne?"

„Nichts, Herr Capitän, als daß ich ein thörichtes, ungeberdiges Ding bin,"

sagte sie mit abgewandtem Gesicht. „Schelten Sie mich nur aus! Wie komme ich dazu, solche Fragen an einen so vornehmen Herrn zu stellen?"

„Es gibt viel vornehmere Herren im Schlosse, als ich einer bin; und sind wir nicht Freunde, Mademoiselle Jeanne? Fragen Sie nur! Ich sinne der Dame im Thurme nichts Böses, so wenig wie Sie, und damit Sie ganz beruhigt sein mögen, ich kenne sie noch vom Kriege her, wo sie mich, als ich verwundet war, gepflegt hat."

„Das sieht ihr ähnlich, sie ist so gut! Und Sie waren verwundet? O, warum bin ich nicht dabei gewesen!"

„Wenn Sie mir jetzt beistehen, leisten Sie mir denselben Dienst."

„Sind Sie wieder gefährlich verwundet?" Und der Schalk brach von Neuem in ihr aus. „Und ist doch kein Feind zugegen!"

„Manchmal schlägt die Freundschaft Wunden."

„Oder die Liebe!" sagte sie mit plötzlich verändertem Ton. „Wenigstens hörte ich es so von den buntgeputzten Herren und Damen, die vor dem Marschall Komödie spielen. Aber was ist Liebe, was ist sie für einen Irrwisch?" Und sie zerpflückte den Büschel röthlichen Haidekrauts, den sie bei ihrer Kletterei durch den Graben vom Boden losgerissen, und warf die einzelnen Blätter und Blüthchen in die Luft. „Fliegt, fliegt! All' eins, wohin der Wind euch trägt!" Und hastig sich zu ihm kehrend, sprach sie: „Mademoiselle Justine schickt mich zu Ihnen, Herr Capitän."

„Sie hat also jenes Zettelchen geschrieben?"

„Wer sonst? Ich kann nicht schreiben. Sie wünscht Sie heute noch zu sprechen, aber nicht in ihrem Zimmer. Nun hat der Herr Haushofmeister gesagt, daß Sie nach der Rückkehr von der Parade dem Marschall das Geschenk, das Sie ihm bringen, überreichen sollen und hat dazu einen Saal bestimmt, in den von den Gemächern der Mademoiselle eine geheime Thür durch einen Corridor führt. Nach der Aufhebung der Mittagstafel können Sie, unter irgend einem Vorwand, sich den Saal noch einmal öffnen lassen, Niemand wird Sie stören —"

„Und dann will sie kommen?"

„Ja."

„Dank! Tausend Dank!" rief er und drückte sie, ehe sie es sich versah, an sein Herz. Aber flink wußte sie sich aus seinen Armen loszumachen. „Ich bin nur Jeanne la Royale," sagte sie zwischen Lustigkeit und Gereiztheit, „und nicht Mademoiselle Justine, ich bin nicht fein und sauber genug für den Herrn Capitän!"

„Ein allerliebster Trotzkopf sind Sie, kleine Jeanne. Sie weigern mir einen Kuß?" Mit den Händen abwehrend lief sie einige Schritte von ihm weg, und als er ihr nacheilen wollte, sprang sie in den Graben, duckte sich hinter einem Gebüsche zusammen und lachte herauf: „Bleiben Sie oben, Herr Capitän, hier ist es feucht und naß und Sie würden sich Ihre schöne Uniform verderben."

Kräftiger als ihr Spott wirkten Hörnerklänge, die von der Nordseite des Schlosses herübertönten, auf Hugo's Hitze ein: sie mahnten ihn, daß er den Marschall nicht dürfe warten lassen. „Für jetzt leben Sie wohl, Jeanne," rief er hinunter, „aber ohne einen Kuß von Ihnen verlasse ich Chambord nicht."

Ihr helles Gekicher, mit dem Gezwitscher der Schwalben, mit dem langgezogenen Schlage einer im wilden Fliederbusch versteckten Nachtigall wie zu einem Frühlingslaut zusammenklingend, begleitete ihn, bis er den Eckthurm umschritten und nun der kriegerische Lärm vor dem Portale in seinem Gedröhne die sanfteren Töne verschlang. Als der Marschall zu Pferde gestiegen war, mit seinen munteren, lebhaften Augen sein Gefolge, die Wachen überflogen hatte und sich nun an ihre Spitze setzte, regte sich die alte, seit zwei Jahren eingeschlafene kriegerische Begeisterung wieder in Hugo; Alles in und um Moritz hatte etwas Fortreißendes, jede Bewegung, jede Geberde, jeder Blick schien Vorwärts! zu rufen; er hatte die Empfindung, als würde er unter einem solchen Führer jedes Hinderniß nehmen, jeden Feind besiegen. Die Trompeten und Hörner, das Gestampf der Pferde, das Geräusch des Aufbruchs hatten das Schloß längst aus dem Schlaf gerissen, überall an den Fenstern waren Zuschauer und Zuschauerinnen sichtbar. Jetzt öffnete sich auch das Fenster Justinens. Der Marschall sah flüchtig hinauf, einen Blick der Theueren erhaschte Hugo noch, dann ging es im Galopp über den Rasenplatz die Pappelallee hinauf, umblitzt von den Morgensonnenstrahlen, umwogt von dem wilden Schall der Musik.

Während dessen saß Jeanne, beinahe regungslos, auf dem Rand der Balustrade, mit halbgeschlossenen Augen, als wolle sie sich ihr Sinnen und die Bilder, die in ihrer Seele aufstiegen mochten, durch keinen Schein und Hauch der Außenwelt stören lassen. Etwas Fremdes, bisher weder Empfundenes noch Geahntes war in ihr Gefühlsleben getreten. In dem Zwiespalt ihrer Stimmung hätte sie zugleich lachen und weinen mögen. Zum ersten Male erhob sich in ihr die Frage des Neides: warum bist du nicht so schön wie Justine, warum trägst du nicht so bunte reiche Kleider, warum kannst du nicht reden und schreiben wie sie? Ach, tröstete sie gleich darauf eine andere Stimme, was liegt daran! Hat er dich nicht in seine Arme genommen und dich küssen wollen? Und ein Jubelruf entrang sich ihrer Brust. Sie war noch nicht weiter aus dem Schlosse und dem Walde als nach Blois gekommen, aber die glänzende, lustige, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Gesellschaft, die in Chambord erschien und wieder verschwand, kam und ging, seit der Marschall davon Besitz ergriffen, hatte ihre Einbildung geweckt und ihren Mutterwitz entwickelt. Die Großmutter, die Mutter waren Silberwäscherinnen des Schlosses gewesen, die Alte hatte der Enkelin noch von dem großen König Ludwig XIV. erzählen können. Die Mutter hatte sie lesen gelehrt, ihr Pathe, der gute König Stanislaus, sie mit einer kleinen Summe Geldes ausgestattet, der sie, im Verein mit der Stellung, die ihr Pflegevater als Corporal vom Regiment des Königs und Kastellan im Schlosse einnahm, ihr Ansehen und eine gewisse Auszeichnung unter der Dienerschaft wie bei den Leuten im Walde verdankte. Jeanne la Royale hatte in deren Augen — und vielleicht in ihren eigenen, ohne daß es ihr bis heute zum Bewußtsein gekommen — Etwas, das ihrem Namen entsprach, sie war kein Bauernmädchen, kein armes Geschöpf, das Holz im Walde sammelt, keine Dienerin. Wenn zu den Festen, Truppenübungen, Galatafeln des Marschalls die Bürger von Blois, St. Dié und Amboise nach Chambord eilten, um diesen prächtigen Schauspielen zuzusehen, gab es mehr als einen jungen Mann, der Mademoiselle Jeanne la

Royale mit seinen Blicken verfolgte und sie zu einem Tanze auf dem Rasenplatz aufforderte, zu dem der Marschall des Abends die Musik seiner Ulanen aufspielen ließ. Mit kindlicher Unbefangenheit hatte sich Jeanne dem Vergnügen, ihrer Lustigkeit und Eulenspiegelei überlassen. Auch das Abenteuer mit dem Capitän von dem Bosquet hatte von ihrem Muthwillen und ihrer Neugierde den Anfang genommen. Hugo's Erscheinung, das Fremdländische an ihm waren ihr aufgefallen, was Mouret von ihm erzählte, erhöhte ihr Verlangen, noch mehr von ihm zu erfahren, sein Verweilen auf der Brücke, in der Betrachtung des Schlosses, bis in die Nacht hinein, war für sie so ungewöhnlich und seltsam, daß sie mit diesem wunderlichen Manne Bekanntschaft zu machen beschloß.

Jetzt drückte sie die Hände auf den jugendlichen Busen. Wohin drohte sie die unbedachte Laune zu führen! Mit andern Blicken als früher betrachtete sie seit gestern die schöne eitle Justine, mit andern Ohren hörte sie ihre Reden. Das Geheimniß, das jene umgab, woran sie bis dahin nie gedacht, fing ihre bewegliche Phantasie zu beschäftigen an. Es war ihr, dunkel noch und unbestimmt, als ob sie Alles, was sie gethan, Justine und den Capitän zusammen zu bringen, nicht ihret- sondern seinetwegen gethan. War ihr der Fremde theurer als die freundliche Schöne, mit der sie seit Monaten unter demselben Dache lebte und so viele Stunden verplaudert, deren Gesang sie voll Entzücken gelauscht, auf deren Clavier sie geklimpert, von der sie so hübsche seidene Tücher und Schmucksächelchen empfangen? Sie fühlte, wie ihre Wangen darüber roth wurden und schlug die Hände voll Scham, daß die Sonne und die Vögel diese verrätherische Gluth sehen könnten, über ihr Gesicht zusammen. Aber das Feuer brannte weiter, und obgleich sie sich die Augen zuhielt, stand er deutlich vor ihr. Und plötzlich fühlte sie, wie ihre Finger naß wurden, wie sich langsam eine Thräne nach der andern durch die geschlossenen Wimpern stahl, wie sich ihre Brust ungestüm hob, ihr Herz pochte — sie ließ die Hände sinken, und trotz ihrer Thränen und ihrer Seufzer war eine Freudigkeit in ihr, wie sie dieselbe nie gekannt.

Derjenige freilich, dem ihre Sehnsucht nachging, hatte unter den neuen Eindrücken, bei den Uebungen der Reiter, dem Blasen der Fanfaren, dem Pistolenschießen, dem Sturmangriff mit eingelegten Lanzen, in dem Erwachen all' seiner Erinnerungen aus dem Kriege ihrer vergessen, kaum daß er noch der Zusammenkunft mit Justinen am Nachmittage gedachte. Mit feurigen Schlägen schlug sein Reiterherz dem Marschall entgegen: erst an der Spitze seines Regiments, anordnend, ermunternd, überall voran, war Moritz er selbst, der Held von Fontenoy, von dem hundert abenteuerliche Geschichten schon seit seinen Jünglingstagen erzählt wurden. In dem Lichte, das jetzt von ihm ausstrahlte, verlor selbst seine Verrätherei und Tücke gegen Justine etwas von ihrer Schwärze, all' die Verhältnisse, Liebeshändel, Leichtsinn und Treulosigkeit, die ihm nachgesagt wurden, erschienen wie abgestreifte und zerrissene Blumenkränze, Mars hatte sich aus den Banden befreit, mit denen ihn Venus und ihre Nymphen zu fesseln versucht. Gegen den Wüstling, so erlaucht und berühmt er war, hätte Hugo das Wort der Rüge gefunden, dem Feldherrn gegenüber verließen ihn sein Muth und sein Selbstgefühl. Aber seine Stimmung wurde durch solche Betrachtungen nur flüchtig berührt, das militärische Schauspiel nahm seine ganze

Aufmerksamkeit in Anspruch und nach der Rückkehr in das Schloß beschäftigte ihn die Aufstellung des Geschenks, das die Königin von Sachsen und der Herzog von Cumberland dem Marschall bestimmt.

In dem obersten der Säle des Mittelgebäudes, der an den Rundthurm Justinens stieß, auf einer langen und breiten Tafel wurden die Meißener Porzellankacheln zu einer Art künstlichen Felsens aufgethürmt, zwei Zeichnungen, den Ofen von verschiedenen Seiten zeigend, wie ihn die Dresdener Künstler entworfen, an den Wänden aufgehängt. Nachdem Alles schicklich geordnet und von Herrn von Cossé höchlich gelobt und bewundert worden war, trat der Marschall ein. Nur die Vornehmsten seiner Officiere waren mit ihm. Mit trefflichem Anstand entledigte sich Hugo seines Auftrags und überreichte den Brief des Herzogs, mit fürstlicher Huld begegnete ihm Moritz, der in dem Bewußtsein seiner Zwitterstellung sich durch jede Anerkennung seiner Würde von Seiten geborener Fürsten besonders geschmeichelt fühlte. Nicht nur der Werth und die Schönheit, die seine Huldigung, auch der Humor der Gabe erfuhr seine Billigung und seinen Beifall. Auf weißen Grund waren in blauen Farben auf den Kacheln Ansichten von Brüssel und Tournay, von Gent und Ostende, von Bergen op Zoom und Maastricht, von all' den flandrischen und holländischen Städten dargestellt, die der Marschall in seinen Feldzügen erobert; andere Kacheln trugen in prächtigen, leuchtenden Farben das französische und das englische, das sächsische und das hannöversche, das Wappen Moritzens — Alles in gelungenster und saubersten Ausführung, ebenso zierlich wie gefällig. „Sagen Sie Seiner Durchlaucht von Cumberland, meinem werthen Vetter und Nebenbuhler im Dienste des Mars," schloß der Marschall seine Rede an Hugo, „daß er mir für meine alten Tage kein besseres und nützlicheres Geschenk machen konnte. Ein deutscher Kachelofen für einen Invaliden! Noch in diesem Winter werden wir uns daran wärmen, Löwendal, und von unsern Thaten plaudern. Sie sind jung, mein Herr Abgesandter, wie Ihr Herzog, er kann noch eine zweite und dritte Schlacht von Culloden gewinnen, ich kann nur noch von Fontenoy erzählen. Wetter! was bleibt von allen Schlachten, wenn sie ein Jahr vorbei sind? Ein vergilbtes Zeitungsblatt mit dem Bericht davon und eine Ofenkachel mit der Abbildung darauf. Hab' ich nicht Recht, Traum ist Alles!" Er besichtigte die Zeichnungen, überschaute noch einmal lachend den Porzellanberg: „Das wird einen stattlichen Ofen geben; mein Herr Capitän von der Busche, es ist doch etwas um den Ruhm, wenigstens der meinige wird mich im Alter wärmen!" und reichte ihm die Hand.

Da der Haushofmeister erst am nächsten Tage, wo der Marschall dem Abgesandten des Herzogs von Cumberland zu Ehren eine Galatafel halten wollte, den Neugierigen einen freien Zugang zu dem Saal, zur Betrachtung des fürstlichen Geschenks, zu gestatten beschlossen hatte — die Anwesenheit der aus Blois und von den Landsitzen der Umgegend eingeladenen Gäste und der Zuschauer, welche die Kunde von dem Feste herbeilocken würde, sollte nach seiner Meinung die Schaustellung würdiger und großartiger machen — so fügte sich Alles den Wünschen und Erwartungen Justinens und Hugo's. Unter dem Vorwand, Einzelnes an der Anordnung noch zu ändern, fand Hugo keine Schwierigkeit, sich den Saal öffnen zu lassen, nachdem der Marschall sich vom Tische zurück-

gezogen und seiner Umgebung die Freiheit gegeben hatte, nach Belieben Unterhaltung zu suchen. Als er eintretend den Riegel vor die Thür geschoben, konnte Hugo sich in dem weiten hohen Saale vor jeder Ueberraschung und Störung sicher glauben. Von der Decke schaute der junge Ludwig XIV. als Sonnengott Apollo auf dem Wagen, von der ganzen Herrlichkeit des Olymps umstrahlt, auf ihn herab, in Farben, die hier schon verblichen waren und dort zu zerbröckeln anfingen. Der Saal, über demjenigen gelegen, den Moritz zu einem Theater hatte umgestalten lassen, seit langer Zeit unbenutzt, zeigte manche Spuren des Verfalles und der Verödung, wie aber hätten Hugo's Augen an diesen Zeichen der Vergänglichkeit haften können, wo sie, in dem Liebreiz der Jugend, ein lachendes, blühendes Leben, in dem Rahmen der kleinen, von der dunkelbraunen Holzvertäfelung des unteren Theils der Wände kaum zu unterscheidenden Thür wie eine Erscheinung stand und leise seinen Namen rief.

Nun war sie jedoch trotz Allem, was sie ihm sagen wollte, und trotz der Kostbarkeit der Minuten zu sehr Weib, um nach der ersten Begrüßung sich nicht zunächst mit den Kacheln zu beschäftigen, bald diese, bald jene zur Hand zu nehmen und dann wieder aufzubauen, und sich zu erkundigen, welch' ein Werk daraus errichtet werden sollte. Sie freute sich wie ein übermüthiges Kind, daß sie die Erste im Schlosse Chambord sei, die den „deutschen Ofen" gesehen, und daß morgen die Edeldamen und die Patrizierinnen von Blois gleichsam nur das Nachsehen haben würden. Auf hundert und eine Frage hatte ihr Hugo Bescheid zu thun und die Vorstellung, daß der Marschall, wenn er im Winter halb erfroren von seinen Jagden und Paraden zurückgekehrt wäre, sich die Hände und Füße an Raucoux und Laufelt, an Brüssel und Mastricht wärmen würde, erregte immer von Neuem ihre Heiterkeit: „Der Anblick wäre eine Reise von Paris nach Chambord und eine Versöhnung mit ihm werth!" lachte sie.

„Eine Versöhnung? Haben Sie ihn seit seiner Ankunft schon gesprochen und einen Streit mit ihm gehabt?"

„Und welch' schrecklichen Zank! Meinen Fächer hat er mir zerbrochen! Er ist ein Tyrann!" Und indem sie dem Freunde den Vorfall mit der Lebhaftigkeit ihrer Phantasie und der Beredtsamkeit ihres Mundes schilderte, schöpfte sie aus ihrer Erzählung neue Gründe ihres Unwillens und neue Festigkeit, bei ihrem Entschlusse zu beharren. „Ich will mich nicht mehr solchen Forderungen, solchen Mißhandlungen aussetzen, er macht sich die Gastfreundschaft, die er mir gewährt, zu theuer bezahlt. Morgen erbitt' ich eine Unterredung mit ihm, er hat kein Recht, mich hier festzuhalten, ich gehe nach Issoudun zurück, wie es mir der Befehl des Königs vorgeschrieben, und erwarte dort den Ausgang meiner Sache. Ihr Anblick, mein Freund, hat mich mit Muth erfüllt und mir die Zuversicht auf den endlichen Triumph der Unschuld wiedergegeben."

„Aber wird der Marschall Ihnen morgen erlauben, Chambord zu verlassen, da er es Ihnen bis jetzt verweigert?"

„Ich werde schreien, klagen, bis das ganze Schloß zusammenläuft, wenn er meiner Bitte und der Gerechtigkeit nicht Gehör schenkt, ich werde Ihren Schutz anrufen, mein Freund! Man wird es nicht wieder wagen, mich in das abscheuliche Kloster zu schleppen, da Sie um Alles wissen und mein und meines Mannes

Noth der Welt erzählen würden. Was will ich denn, als meine Freiheit, das Recht, da zu leben, wo es mir behagt, mit den Menschen, die mir gefallen! Ich werfe ihm seine Geschenke vor die Füße, brauche ich sie? Habe ich nicht in meiner Stimme und meiner Kunst einen Schatz, der seine Millionen aufwiegt?"

Es war ein zu reizender Anblick, die schöne Frau in ihrer tugendhaften Entrüstung zu sehen, ihre von Leidenschaft beflügelten und gehobenen Worte klangen zu voll und melodisch an sein Herz, stimmten zu harmonisch mit seinen Gesinnungen überein, als daß Hugo sie hätte unterbrechen mögen. Ihr Entschluß war nicht nur der ehrenwertheste, sondern auch der klügste und angemessenste; wohl würde ihre Bitte den Marschall bitter kränken und seinen Stolz im Geheimen verwunden, äußerlich aber blieb die Rücksicht und jede Höflichkeit, die seinem Range, seinem Alter und seinem Charakter gebührte, gewahrt und zugleich Hugo das tollkühne Wagniß erspart, seinen freundlichen Wirth wegen einer dunklen That zur Rechenschaft zu ziehen. Während am vergangenen Tage sie sich bemüht, seine auflodernde Heftigkeit zu mäßigen, beschwichtigte er heute ihren Eifer; die Herzlichkeit und das offene Wesen Moritzens hatten ihn so zu seinen Gunsten gewonnen, daß er nur den einen Wunsch hegte, die Verwickelung möchte sich für Justine, den Marschall und für ihn in Freundschaft lösen. „Hoffen wir's," sagte sie, „ich habe es zu grausam büßen müssen, daß ich seine Huld verscherzt, um nicht Alles zu thun, in Freundschaft von ihm zu scheiden. Allein einen harten Sturm wird es kosten, Sie kennen seinen Eigensinn und Eigendünkel nicht. Wären Sie nicht in meiner Nähe, hätte Ihr Wiedersehen nicht all' den Unwillen über die Behandlung, die mir zu Theil geworden, und den Geist der Empörung in mir wachgerufen — ich wagte es nicht! Sie sind mein Retter und mein Ritter, Hugo! Ihnen verdanke ich, daß ich mich wiedergefunden. Unterliege ich in dem Kampfe, verschwinde ich in einem Kerker, Sie sind da, mich daraus zu befreien oder zu rächen!" Und halb vor Lust und halb in Schmerz warf sie sich an seine Brust.

„Welch' eine Aufgabe für einen so jungen Mann!" sagte da hinter ihnen eine Stimme, die sie auseinander fahren ließ. Der Marschall stand in der Thür, durch die vorher Justine in den Saal getreten; sie öffnend, hatte er ihre letzten Worte gehört. Im ersten Augenblick beherrschte die Verlegenheit alle Drei. Denn wie bestürzt und verwirrt Justine und Hugo waren, auch Moritz fand in der Ueberraschung über das Unerwartete und in der Zweideutigkeit seiner Lage nicht gleich die rechte Haltung und das rechte Wort. Es peinigte ihn, daß sie ihn für einen Lauscher und Horcher nehmen könnten, daß er seine Heftigkeit bezwingen müßte, um nicht den betrogenen, eifersüchtigen Liebhaber zu spielen. Nicht die Absicht, der Zufall hatte ihn hergeführt. Er hatte Justine, mit der er seinen Frieden schließen wollte, um sie wenigstens an diesem Abend nicht an der Tafel zu vermissen, nicht in ihren Gemächern getroffen, in ihrer Unvorsichtigkeit und Hast hatte sie jedoch die Thür, die aus ihrer Wohnung in den Corridor führte, der den Thurm mit dem Saal verband, offen gelassen und der Marschall denselben Weg verfolgt, in der Ueberzeugung, die Neugierde und das Verbot, den Saal zu betreten, habe die kleine Fee dorthin gelockt. Aber er begriff, daß die Liebenden sein Erscheinen anders auslegen würden, und die

Scham und die Sorge, daß jedes Wort nur diesen Verdacht, der ihn mit dem Makel der Lächerlichkeit bedrohte, steigern könnte, mit dem Zorn über die Treulosigkeit Justinens und die Frechheit Hugo's kämpfend, ließ ihn schweigen: so stand er, die linke Hand um den Degengriff geballt, die rechte auf den Tisch gestemmt, mit gerunzelten Brauen, eine dunkle Röthe auf den Wangen, ihnen gegenüber. Justine war erschrocken in eine Fensternische zurückgewichen, ihre Blicke gingen unsicher, forschend, furchtsam von dem Einen zum Andern.

Allein was ist denn hier zu verheimlichen oder zu leugnen? rief es in Hugo's Seele. Nichts ist geschehen oder gesprochen worden, was nicht Justinen's Gatte hätte sehen und hören können, wie viel mehr der Marschall! Und im Bewußtsein, eine gute Sache zu führen, verneigte er sich und sagte: „Fürstliche Gnaden halten mit Recht die Aufgabe, die Madame Favart von mir verlangt, zu schwer für mich, doch wozu bedarf es einer solchen Aufgabe? Ein Wort von Ihnen, Herr Marschall, genügt, sie unnöthig zu machen. Eben versicherte mich Madame Favart, die ich von Brüssel her kenne —"

„Mit der Sie ein geheimes Einverständniß haben, der Sie Briefe und Liebeszeichen von ihrem Manne bringen, während doch ihr Vater und der König diese Ehe nicht billigen?" entgegnete Moritz. Die Kühnheit Hugo's löste ihm die Zunge.

„Ich leugne es nicht, Herr Marschall, ich habe Herrn Favart auf meinen Reisen getroffen."

„Wo?" schrie Moritz auf und that ihm einen Schritt entgegen.

Hugo begegnete ruhig seinen zornsprühenden Augen: „Das kann der Herr Marschall im Ernst keinen Edelmann fragen. Ich kenne das Mißgeschick beider Gatten, wollen mir fürstliche Gnaden gestatten, meine Bitten mit denen der Madame Favart um ihre Entlassung aus Chambord zu vereinigen, damit sie in Paris ihre Sache vor dem Minister selbst verfechten und die Regelmäßigkeit ihrer Ehe, die schweigende Zustimmung ihres Vaters während dreier Jahre hindurch nachweisen kann."

„Sie reden wie ein Advocat, mein Herr!" spottete Moritz, den jede Aeußerung Hugo's nur noch mehr erbitterte. Sein Spiel durchschaut zu wissen, vor diesem Fremden beschämt dastehen zu müssen, war ihm unerträglich. Daß ein Weib ihn betrog und sich blindlings in die Arme eines neuen Liebhabers stürzte, war ein Schicksal, das er mit allen Männern theilte und das er selbst oft genug Andern bereitet, er war welterfahren und abgestumpft genug und von allen Vorurtheilen und Schwärmereien längst zurückgekommen, um sich, wenn auch mit einer Anstrengung und einem Ruck seines Willens, darüber zu trösten. Aber es ging gegen sein Wesen und brachte jede Fiber in ihm in Erregung, daß er sich die Schonung dieses jungen Mannes gefallen lassen sollte. Was mischte der Gelbschnabel sich in seine Angelegenheiten und warf sich zum Richter seiner Handlungen auf? Hier in Chambord, wo er sich unumschränkt wie der König gedünkt? „Ich soll diese leichtsinnige Dame ziehen lassen? Doch nicht zu den Carmeliterinnen nach Angers? Sondern mit Ihnen, nicht wahr? Halten Sie mich für den König Menelaus und sich für den Paris dieser Helena?"

Die Röthe des Unwillens stieg Hugo bis in die Stirn. Durfte sich dieser

Mann ungestraft erlauben, ihn und Justine zu verdächtigen? „Ich habe dem Herrn Marschall schon gesagt, daß ich Herrn Favart auf meinen Reisen begegnet bin und daß ich mich glücklich schätze, sein Freund zu sein."

„Um hier hinter dem Vorwand dieser Freundschaft Verschwörungen anzuzetteln, um mit dieser treulosen Dirne" — Moritz war außer sich.

„Das ist zu viel!" schluchzte Justine und erhob die Hände zur Decke und die schönen Augen bittend zu dem Apollogott, als ob er aus seiner Glorie heruntersteigen und ihr helfen könnte.

„Auf Ihr Zimmer, Madame!" herrschte der Marschall sie an, mit einem Ton, der jede Erwiderung und Zögerung ausschloß. Auch Hugo hatte die Empfindung, daß bei der weiteren Auseinandersetzung, die nun zwischen Moritz und ihm unvermeidlich geworden, die Gegenwart Justinens vom Uebel sei: er ergriff ihre Hand und geleitete sie zu der noch offenen Corridorthür, verneigte sich grüßend vor ihr und schloß hinter der Davoneilenden die Pforte

Alles war so schnell geschehen, daß der Marschall, selbst wenn er es gewollt, es nicht hätte hindern können, aber die Handlungsweise Hugo's, die ihm hätte eine Lehre und eine Aufforderung zur Mäßigung sein sollen, entflammte seinen Jähzorn noch mehr, und als nun vollends Hugo sich ihm gegenüber straff in die Höhe richtete, hoch, schlank und stolz, und mit einer, freilich nur mühsam erzwungenen Ruhe sagte: „Hat mir der Herr Marschall noch einen Befehl zu ertheilen?" sprang die Mine.

„Sie sind ein Verräther, mein Herr! Sie schleichen sich in mein Haus, Sie — verlangen Sie etwa, daß ich an Ihre uneigennützige Freundschaft für einen Vagabunden, an dies Lügengewebe glauben soll?" rief ihm Moritz entgegen.

„Wenn ein Herr von der Busche," antwortete Hugo blaß, aber mit einer entschlossenen Bewegung nach dem Griff seines Degens, „etwas auf seine Ehre versichert, so hat es der Graf Moritz von Sachsen zu glauben, wo nicht, für seine Rede Rechenschaft zu leisten, wie es unter Edelleuten Sitte ist; ich bitte den Herrn Marschall zu bedenken, was er bis jetzt vergessen zu haben scheint, daß ich nicht sein Untergebener bin." Und grüßte und verließ den Saal.

In dem weiten, öden, sonnenheißen Gemach war Moritz mit seinem Zorn und seiner Eifersucht allein: die einzigen Dinge, die noch reden konnten, waren die Porzellankacheln, deren jede eine stolze Erinnerung seiner Heldenlaufbahn in seinem Gedächtniß erweckte, und ihre stumme Beredtsamkeit bohrte, statt seine Aufregung zu besänftigen, nur immer neue Stacheln in sein Herz. Am liebsten hätte er mit einem gewaltigen Schlage das Geschenk des Herzogs von Cumberland zertrümmert, wie vor Jahren in glücklicheren Stunden sein Heer bei Fontenoy und Laufelt . . .

IV.

Trotz dieses stürmischen Vorfalls verfloß der Nachmittag und Abend in friedlichster Weise, keine von den drei Personen hatte Veranlassung oder Neigung das Geschehene zu verrathen. Wie es vorher verabredet worden war, machten

der Marquis von Valfons und Hugo eine Spazierfahrt durch den Wald und fanden bei ihrer Rückkehr den Tisch wie immer gastlich gedeckt und den Wirth in munterer Laune. Eine größere Anzahl von Officieren, die an dem Mahle Theil nahm, gestattete dem Marschall, sich weniger ausschließlich, als gestern, mit Hugo zu beschäftigen; es war nur natürlich, daß er sich, nach einigen Fragen und Bemerkungen, wie ihm der Wald gefallen? von ihm wandte und seinen andern Gästen widmete; daß die Unterhaltung nicht immer einen so abenteuerlichen Flug wie gestern nahm, sondern sich in bescheidenen Geleisen gemächlich fortbewegte. Artig ermunterte der Wirth zum Trinken und that das Seine, die nothwendige Förmlichkeit des Dienstes in die engsten Grenzen zu weisen. Seinem Gesichte, seiner ruhigen Rede war der Sturm nicht anzumerken, der vor wenigen Stunden in ihm getobt, zuweilen, wenn er zu Hugo hinübersah, der eine gewisse Spannung und Ungeduld nicht zu bemeistern wußte, spielte ein Lächeln zwischen Gutmüthigkeit und Ironie um seine Lippen.

Hugo war es in der That zu Muthe wie am Vorabend einer Schlacht, er erwartete gleichsam einen Signalschuß. Was derselbe für ihn bedeuten, wozu er ihn rufen würde: er hätte es nicht zu sagen vermocht, aber er hoffte eine Befreiung seines Gemüths von aller Unruhe durch ihn. Darum athmete er hoch auf, als die Tafel beendigt war, die Gesellschaft sich in einzelne Gruppen auflöste und Valfons auf ihn zutrat und in verbindlichstem Tone sagte: „Herr Capitän, der Herr Marschall von Sachsen wünscht Sie morgen in der Frühe im Walde zu sprechen, wollen Sie mir die Ehre geben, Sie abholen und begleiten zu dürfen?" „Sie verpflichten mich, Herr Marquis." „Also um sieben Uhr?" „Um sieben Uhr, ich werde zu Ihrer und des Herrn Marschalls Verfügung stehen."

„Und nun, meine Herren," rief darüber Moritz, daß seine Stimme das leise Gespräch der beiden übertönte, „treib' ich Sie aus dem Hause. Ich habe Ihnen hier drinnen kein Vergnügen mehr zu bieten. Draußen aber ist Musik und wenn die Herren vorlieb nehmen, auch Gelegenheit zum Tanz. Nur nicht zu wählerisch, Herr von der Busche, Sie sind eben auf dem Lande und im Lager bei Soldaten!"

Gerade so wie für Hugo die Mittheilung des Marquis von Valfons, schien die Rede des Marschalls für die Officiere etwas wie eine Erleichterung von dem militärischen Zwange zu enthalten. Die Rangordnung, die Strenge und Steifheit des Verkehrs waren aufgehoben, lachend, lärmvoll, mit klirrenden Sporen, unter dem Geräusch der an die Steine schlagenden Säbelscheiden, eilten sie die Wendeltreppe hinab und durch die Halle und den Hof auf den Rasenplatz vor der Nordseite des Schlosses. Der Anblick, der sich ihnen dort unten bot, war ein ganz einziger. Zwei scharf vorspringende Rundthürme trennen in der Front rechts und links den eigentlichen Donjon Chambord's von den später daran geschlossenen Bauten und dies Mittelgebäude war bis zu dem Belvedere unter der Königslilie durch Lichter an den Fenstern, durch Fackeln an den Säulen, durch Pechpfannen auf der Balustrade des Daches und in dem offenen Belvedere erleuchtet. Der gelbliche Glanz der Wachskerzen und das rothe Licht der Fackeln mischten sich, unter dem Nachthimmel, bei der herrschenden Windstille, zu einem

phantastischen Flimmer und Schimmer. Hin und her huschte der röthliche Wiederschein über die Schornsteinflächen, die Kuppeln, die Zinnen und Zacken, die Schieferrauten und die Wappenschilder. Für Hugo, der unwillkürlich all' die verschiedenartigen Empfindungen und Stimmungen seiner Seele, die Wirkungen der Eindrücke dieser zwei Tage, in die Außenwelt hinübertrug, wurde Chambord in dieser Beleuchtung völlig zu einem Märchenschloß. Im weiten Umkreise rahmten die dunklen schweigenden Massen des Waldes das Bild von allen Seiten ein. Fröhliche Musik scholl über den Platz und fügte der Magie des Lichtes ihren klingenden Zauber zu. Die Musikbande der Ulanen spielte vor dem Schloßportal Märsche und Tanzweisen. Und auch Tänzerinnen waren vorhanden, wie es der Marschall verheißen hatte, und Niemand brauchte, wenn er sie zum Tanze aufforderte, die Augen zu verschließen. Im Gegentheil, es waren schmucke Mädchen, die Töchter von Schloßbeamten, von Förstern und den wohlhabenderen Pächtern im Walde, die in ihrer halb ländlichen, halb städtischen Tracht sich allerliebst ausnahmen. Es dauerte denn auch nicht lange, so hatten die jungen Officiere ihre Wahl getroffen und schwangen ihre Schönen flink auf dem Rasen umher. Hugo hätte nicht jung sein müssen, um dem Zuge zur Freude, zu dem Alles aufforderte, als Sonderling zu widerstehen; wartete doch seiner die braune Jeanne, das seltsamste und klügste, wenn nicht das hübscheste Mädchen in Chambord. Stand sie auch inmitten der Andern und war durch ihren Anzug nicht auffällig von ihnen unterschieden, so war doch etwas um sie, was sie von jenen trennte. War es die größere Anmuth ihrer Haltung, war es der reinere Silberklang ihres Lachens oder der lebendigere Ausdruck ihres Gesichts? Auch schienen die Gefährtinnen ihr ohne zu sichtbares Widerstreben den Vorrang zuzugestehen, sei es wegen ihres Pathen oder ihres Pflegevaters, sei es wegen der Auszeichnung, die sie bisher immer bei einem solchen Feste von den Männern erfahren. Das Glück blieb ihr auch diesmal treu und bestätigte ihren Vorrang von Neuem. Es wäre noch die Frage gewesen, welches Herz höher vor Stolz aufwallte, das ihrige oder das des Corporals Mouret, als der fremde Capitän Mademoiselle Jeanne la Royale die Hand zum Tanze reichte. „Ich wußte es ja," sagte der Corporal mit lächelnder Genugthuung zu seiner Frau, „der Herr Capitän von dem Bosquet hat ein zu feines Auge, um fehlzugreifen." In Jeannes' Busen überwog die Freude und der Genuß in seinen Armen dahinzufliegen bald die Eitelkeit, von ihm gewählt worden zu sein. Gab es ein größeres Glück, als sich in seinen Arm, an seine Brust schmiegen zu dürfen? Mochte Mademoiselle Justine noch so schön sein — sie tanzte nicht mit ihm.

Eine gewisse Dämpfung würde ihr Hochgefühl erfahren haben, wenn sie in Hugo's Seele hätte lesen können. Denn diese weilte doch nur zur Hälfte bei ihr und in dem freundlich berückenden Taumel des Vergnügens. Wie seine Blicke hingen auch oft genug seine Gedanken an dem erleuchteten Fenster Justinens. Nirgends war dahinter ihre Gestalt, ihr Schatten zu gewahren. Saß sie in der Dunkelheit und weinte, während die Andern sich freuten? Waren doch jetzt die vornehmen Damen des Schlosses — Frau von Cossé am Arme des Marschalls voran — ebenfalls auf dem Platze erschienen, um sich die Beleuchtung des

Donjons anzusehen. Trauerte sie einsam und verlassen, die mehr als all' die Andern zur Königin des Festes berufen gewesen wäre? Welch' grausame Rache übte der Marschall! Wie eine doppelte Befriedigung empfand er über die bitteren und stolzen Worte, die er Moritz gesagt, und immer stärker ward das Verlangen, ihr mitzutheilen, was zwischen ihm und jenem geschehen. Was ihm auch der Morgen und die geheimnißvolle Aufforderung des Marschalls bringen würde — eine Auseinandersetzung oder einen Zweikampf — seines Bleibens war nicht länger in Chambord. Er überlegte, daß er möglicher Weise Justinen in Paris mehr würde nützen können, als hier, daß er nur ihre Geschichte dort zu erzählen brauche, um ihr Freunde und Vertheidiger bis an den Thron des Königs zu erwecken. Wenn es ihm gelänge, sie heute noch zu sehen, zu sprechen, von ihr Abschied zu nehmen — morgen war es vielleicht zu spät! In den Wirbel des Tanzes verschlang sich der Wirbel der Gedanken, beide rissen ihn dahin und das Feuer, das die Erinnerung an Justine in seinem Herzen entzündete, schimmerte zärtlich aus seinen Blicken hinüber in Jeanne's schwarze Augen.

Gerade war wieder ein Tanz dem Ende nahe, als drei langgezogene Trompetensignale ertönten. „Was bedeutet das?" fragte Hugo sein Tänzerin. „Daß es für heute mit dem Tanze und der Freude vorüber ist," antwortete sie, „hören Sie, die Schloßuhr schlägt die zehnte Stunde." „Ach, sie hätte noch eine Stunde warten können!" meinte er. „Wirklich? Hätten Sie noch weiter mit mir tanzen mögen?" „Wie gerne, Mademoiselle Jeanne!" „Und ich erst, ich!" aber sie hielt mitten in ihrem Satze, mit offenen Lippen, inne, sie fürchtete sich vor den Worten, die ihr das Herz auf die Zunge legen wollten. „Sie sind mir noch einen Kuß schuldig!" „Doch nicht hier vor allen Leuten?" lachte sie und suchte im Scherz von ihrer Befangenheit frei zu werden. „Aber morgen!" . . „Ja, morgen!" Und sie sah ihn mit ihren schwarzen Augen so schmachtend und so träumerisch an, wie sie noch nie im Leben etwas angeschaut. Aber darüber hatte er sie, wie die andern Officiere ihre Tänzerinnen, an ihren Platz zu Madame Mouret geführt. Nun noch ein Abschiedsgruß, dann drängte sich Alles auf der Mitte des Platzes zusammen.

Von dem Dache des Mittelgebäudes stiegen in rothen, gelben, blauen Farben schimmernd Raketen zu dem Nachthimmel, der sich allmälig mit Regenwolken bezogen hatte. Stärker erhob sich der Wind. Noch eine wildlustige Fanfare blies die Musik. Dann hörte man die laute Stimme des Marschalls: „Gute Nacht, meine Herren!" Aus einer Seitenpforte wurden die Pferde vorgeführt, die Officiere mußten nach dem Lager zurückreiten. Keiner von ihnen durfte, nach der strengen Zucht des Marschalls, über Nacht außerhalb desselben bleiben. Langsam erloschen die Pechpfannenfeuer, die Fackeln, die Lichter an den Fenstern, einzelne schwere Regentropfen fielen nieder.

Als die ersten Raketengarben in schöngeschwungenen Linien emporflammten, hatte sich Hugo unbemerkt aus dem Gewühl fortgestohlen. Nicht Klugheit, nicht Geistesgegenwart — das Unbewußte in ihm raunte ihm zu, daß dies der günstigste, der einzige Augenblick sei, um ungesehen und unaufgehalten in das Zimmer Justinens zu gelangen. Alle Bewohner des Schlosses waren draußen auf dem

Anger, er brauchte nicht zu besorgen, auf den Stiegen und in den Corridoren einem Lästigen zu begegnen. Oder doch? Schlüpfte nicht da, hart vor ihm, eine schlanke Gestalt in einem schwarzen, sie dicht einhüllenden Mantel, an den Schildwachen vorbei, in die Halle? Unter der Ampel stand sie still. Schon war Hugo Willens zurückzugehen, als er seinen Namen zu vernehmen glaubte. Entschlossen schritt er vor, die Gestalt eilte der Wendeltreppe zu. Halb wandte sie das Gesicht nach ihm und ließ den Mantel, den sie bis dahin hoch bis an die Augen hinaufgezogen getragen, ein wenig zurückfallen. Täuschte ihn die Sehnsucht? War es Wirklichkeit? Blickte bei dem ungewissen Licht, das die Wendungen der Stiege nur dämmrig erhellte, unter dem Officershut, Justinens Gesicht ihn an? Oeffnete sich ihr Mund zu einem Liebesrufe, zu einem: „Komm'!" ihm verheißungsvoll entgegen? Und hätte sich ihm jetzt der Marschall mit gezogenem Degen gegenübergestellt — er mußte der holden Sirene folgen, die zierlich die Treppe hinaneilte, leichten Fußes und leichten Sinnes, nur bedacht, sich an dem Marschall nach Frauenart zu rächen. . .

Die ganze Nacht über hatte es geregnet, im Nebelgrau war der Tag angebrochen. Trübe hingen die Wolken nieder, von keinem Sonnenstrahl durchzittert, als der Marquis von Valfons, pünktlich zur verabredeten Stunde, an Hugo's Thüre klopfte. Der Deutsche empfing ihn in ernst gefaßter Stimmung, die von der Munterkeit des Franzosen seltsam abstach. „Wo waren Sie gestern Abend geblieben, Herr Capitän?" fragte er. „Weg, als ob Sie die Erde verschluckt oder als ob Sie wie eine Rakete in die Luft aufgeflogen wären! Löwendal, Bercaville und ich hätten Sie gern noch zu einem Spiel aufgefordert, und wahrlich, wäre der Marschall nicht dabei gewesen, wir hätten Sie herausgeklopft. Aber schämt Ihr Euch nicht? sagte er uns. Er hat das Wort seines Generals buchstäblich befolgt, lernt daraus, was deutsche Zucht ist. Da ließen wir Sie in Ruhe." Unter Erröthen und verlegenen Worten lehnte Hugo die gute Meinung des Marschalls ab: er sei auf seinem einsamen Landsitze an eine so große Geselligkeit und so rauschende Vergnügungen nicht gewöhnt und darum leichter der Ermüdung ausgesetzt, als die Herren. Valfons scherzte noch eine Weile, rieth ihm, des kühlen Morgens wegen einen Mantel umzunehmen, zuckte aber auf Hugo's Frage: ob ein weiter Spaziergang beabsichtigt sei? mit der Schulter: „Den Marschall treffen wir in den alten Gräben des Schlosses, was er jedoch später beabsichtigt — ich weiß es nicht, denn er gehört nicht zu den Herren, welche Fragen lieben und gerne Auskunft ertheilen."

Es war gerade dieselbe Stelle, wo er gestern mit Jeanne zusammengetroffen war, zu der ihn Valfons führte. Aber wie verwandelt erschien sie ihm! In dem wildüberwachsenen Graben hatte der Regen trübe Wasserlachen gebildet. Unter dem grauverhangenen Himmel verlor das Einsame und Verödete des Ortes jeden malerischen Reiz. In den Nebelmassen, die aus dem feuchten Erdboden aufstiegen, bei dem Mangel an Sonnenlicht hatte jede Farbe ihre Kraft eingebüßt, ein stumpfes Graugrün allüberall. Sie waren die ersten am Platz, allein sie brauchten nicht lange zu warten. Von der anderen Seite kamen der Marschall und der Graf Löwendal daher. Die Begrüßungen waren ausgetauscht, und der Marschall sagte: „Ich danke den Herren für Ihre Pünktlich-

keit. Warum ich Sie hierher gebeten habe? Es ist ein passender, stiller Ort, einen Ehrenhandel auszufechten. Und es gibt einen Ehrenhandel zwischen Herrn von der Busche und mir. Ich habe mir einen Zweifel an einer seiner Behauptungen erlaubt und demselben einen starken Ausdruck geliehen; die Schärfe des Ausdrucks thut mir leid, aber meinen Zweifel selbst nehme ich nicht zurück. Ich glaube an keine Wunder, am wenigsten in der Naturgeschichte. Dafür hat der Herr Capitän das Recht, seine Ueberzeugung mit dem Degen zu vertheidigen, und ich bin zur Genugthuung bereit. Herr Graf von Löwendal, Herr Marquis von Valfons, seien Sie unsere Zeugen."

Noch während seiner letzten Worte hatte er den grauen Mantel abgeworfen und den Degen gezogen. Die beiden Herren machten betroffene Gesichter, aber die Mienen und noch mehr die Haltung und die Geberde des Marschalls schnitten für sie, die ihn und den Eigensinn seines Willens kannten, die Möglichkeit eines Einwands ab. Die dunkle Röthe, die Hugo's Antlitz, als der Marschall zu reden anhob, überflammt hatte, war einer tiefen Bläße gewichen; er versuchte eine entschuldigende Bewegung und sagte mit einer vor Erregung nachbebenden Stimme: „Fürstliche Gnaden" . .

„Soll ich Ihren Degen nicht zu sehen bekommen?" fragte Moritz dagegen.

Nun flog auch Hugo's Mantel zur Erde und sein Degen aus der Scheide. Einsam war die gewählte Stelle wohl, der vorspringende Thurm deckte die Kämpfer, allein der nasse, schlüpfrige Boden hinderte sie feste Stellung zu fassen und drohte durch das Ausgleiten des Einen oder des Andern den Kampf vergeblich oder außerordentlich gefährlich zu machen. Schon wollte Valfons darum dazwischentreten, als die Klingen an einander schlugen und zugleich ein wilder, ängstlicher Schrei erscholl. Ein seltsames Bild bot sich den Augen der Männer, Moritz hatte seinen Degen gesenkt, und Aller Augen sich dorthin gerichtet, woher die Störung kam. Auf der Balustrade, die Arme ausgebreitet, mit fliegenden Locken, wie zum Sprunge über oder in den Graben bereit, stand Jeanne und rief: „Gnade, Herr Marschall, tödten Sie ihn nicht!" und erhob ihre Augen gen Himmel, mit einem thränennassen, leidenschaftlichen Blick, als könne sie von dort herab sich eine Kraft holen, um den Raum, der sie von den Kämpfern trennte, zu durchfliegen und sich zwischen sie zu werfen. Für die Männer überwog die Gefahr, in der das Mädchen auf der zerbröckelnden Brüstung, hart am Rande, in seiner nichts achtenden heftigen Bewegung schwebte, das Wunderliche seines Betragens. „Steige herunter, Kleine," schrie ihr Valfons zu. „Was fällt Dir ein? Der Herr Marschall und der Herr Capitän versuchen ihre Degen."

„Nein, nein! Sie wollen einander tödten," rief sie dagegen und sich vorbeugend verlor sie das Gleichgewicht und stürzte in den Graben.

„Die Thörin! Sie hat sich hoffentlich kein Leids gethan," sagte der Marschall und näherte sich, den Degen noch in der Hand, dem Graben. Hugo aber hatte den seinen schon in die Scheide gestoßen und war, Alles in seinem Mitleid und seiner Neigung für das seltsame Kind vergessend, den Abhang hinuntergeeilt; Valfons folgte ihm. Wenige Minuten darauf hatten sie die Ohnmächtige hinaufgetragen und auf Hugo's Mantel gebettet. Die Dornen und Zacken des Gestrüpps hatten ihr die Wange blutig geritzt und sie war arg mit Wasser und

Erde beschmutzt, daß der Marschall, als sie nun, während Hugo neben ihr kniend ihre Stirne rieb und Valfons ihr sein Riechfläschchen unter die Nase hielt, ihre dunklen Augen aufschlug, ein leichtes Gelächter nicht zurückhalten konnte: „Du bist schön zugerichtet, Jeanne la Royale; was würde der Herr König Stanislaus sagen, wenn ich ihm schriebe, welch' ein Wildfang Du geworden! Du siehst, dem Herrn Capitän ist nichts Böses geschehen. Und mir ebenso wenig. Aber wenn Du für jeden Deiner Tänzer einen solchen Sprung wagen willst, wirst Du Dir bald die Beine brechen und nie mehr zum Tanze antreten können!" Jeanne wußte nicht ein noch aus mit ihren Blicken; so kühn sie jenseits des Grabens gewesen war, so verschüchtert, schamvoll und traurig fühlte sie sich diesseits, unter den Männern. „Lassen Sie mich aufstehen," bat sie Hugo, „mir ist kein Schaden widerfahren." Aber kaum stand sie auf den Füßen, so fiel sie schon wieder vor dem Marschall auf die Kniee: „Vergeben Sie mir, gnädiger Herr!" schluchzte sie und ein heftiger Thränenstrom, der jedes weitere Wort verschlang, trug auch ein gutes Theil der Last von Sorge, Schmerz und Beschämung auf ihrem siebzehnjährigen, sich zum ersten Male empfindenden und zusammenschauernden Herzen davon.

„Steh' auf," sagte der Marschall und strich ihr freundlich die Haare. „Du bist ein tapferes Mädchen. Ruhe Dich aus und dann sieh, wie Du mit Deinen nassen und zerrissenen Kleidern dem alten Mouret eine Nase drehst. Und im Uebrigen schweige, der Herr Capitän rechnet darauf."

Und seinen Begleitern einen Wink gebend entfernte er sich mit ihnen über die Lichtung nach dem Waldsaume zu. „Sind Sie zufrieden, mein Herr von der Busche," wandte er sich dann, als sie aus der Gehörweite des Mädchens waren, an Hugo, „mit der Genugthuung, daß ich meinen Degen mit dem Ihrigen gekreuzt, oder bestehen Sie noch weiter darauf, daß wir unsern Streit über die platonische Liebe und die Beständigkeit der Frauen bis zu Ende ausfechten — das heißt, bis einer von uns eine Wunde weg hat? Die Schönheit ist immerhin einen Degenstich und ein paar Blutstropfen werth."

„Sie beschämen mich, Herr Marschall," entgegnete Hugo. „Meine Hitze verdiente vielleicht eher Strafe, als die Ehre, die Sie mir angethan; ich hatte in meiner Heftigkeit vergessen, daß Sie eben nicht nur der Graf von Sachsen, sondern ein ruhmgekrönter Held sind."

„Wetter, wie schnell verdorrt ein Lorbeerkranz! Alles, was geschieht, geht schließlich spurlos und unkenntlich in Dunst auf. Aber der Mensch bleibt immer derselbe. Daraus stammt auch meine Ketzerei in Liebessachen. Und ich sollte mich wundern, wenn die Erfahrung Sie doch nicht noch zuletzt zu meiner Ansicht bekehrte! Einer, der wie Sie aussieht, seufzt nicht unerhört. Werden Sie roth?"

„Fürstliche Gnaden!"

„Das Gewissen regt sich," drohte Moritz mit dem Finger. „Wie haben Sie es dem Irrwisch angethan! Mit zwei Tänzen! Wenn Sie in Frankreich lebten, würden Sie bald genug in meine Fußstapfen treten. Und damit bin ich bei der Sache, die ich noch mit Ihnen zu besprechen habe . . meinen Handel mit der kleinen Fee . ."

Hugo stand in sichtlicher Verlegenheit, er wagte nicht in das freie, helle Gesicht des Marschalls zu schauen und suchte nach den geeigneten und in seiner Lage schicklichen Worten, den weiteren Verlauf des Gesprächs abzuschneiden: „Ich habe fürstliche Gnaden schon wegen meiner Heftigkeit um Verzeihung gebeten und weder Anspruch noch Recht auf irgend eine Erklärung" —

„Ich aber will reden," antwortete Moritz mit einer gewissen Schärfe. „Es ärgert mich, daß ein deutscher Landsmann so schlecht von mir denken soll, wie Sie gestern dachten und morgen vielleicht wieder denken würden. Ich bin als ein Verächter aller Religionen und ein Wüstling bekannt, es fällt mir nicht ein, dies Urtheil der Welt ändern zu wollen. Wenn ich ein großer König wäre, wie Friedrich von Preußen, hätt' ich Besseres zu thun, als Schauspielerinnen und Tänzerinnen nachzulaufen. Aber er findet bei all' seinen Regierungssorgen noch Muße, Verse zu machen, ich bin ein müßiger Mann und kenne nach dem Kriege kein größeres Vergnügen als das Theater und die Liebe. Ohne die drei, wie armselig wäre das Leben!"

Unter einer knorrigen, vielzackigen, blitzgetroffenen Eiche, deren Aeste nur hier und dort noch spärliches, junges Laub schmückte, verweilte er einen Augenblick, dankte dem Grafen und dem Marquis für ihre Begleitung, verabschiedete sich von ihnen und setzte allein mit Hugo seinen Spaziergang am Waldsaum fort. Langsam lichtete sich das Gewölk und der Ausblick in die Landschaft wurde freier.

„Nun sind wir unter uns," meinte der Marschall. „Die Herren brauchen nicht zu hören, was sich zwei Deutsche zu sagen haben, und übrigens würde ich sie gelangweilt haben. Dem Einen sind alle Frauen gleichgültig, bis auf die seine, die ihn unter ihrem Pantoffel hält, und den Andern hab' ich schon oft genug mit meinen Klagen über diese kleine Frau Favart gelangweilt. Sie ist eine Spitzbübin, launisch und gefallsüchtig, ein unbändiger Trotzkopf, aber ist sie nicht unwiderstehlich, ist sie es nicht? Hat sie mich Ihnen sehr schwarz abgemalt, ganz als Blaubart?"

„Sie hat mit der schuldigen Ehrerbietung von dem Herrn Marschall gesprochen und nur gefragt, wodurch sie sich Ihre Ungnade und Strenge zugezogen."

„Wodurch? Weil sie ein undankbares Geschöpf ist!" rief er, um gleich darauf über sich selbst zu lachen. „Was kann sie dafür? Ich allein bin der Thor und der Schuldige, sie folgt nur ihrer Natur. Keiner klagt den Schmetterling an, daß er von Blume zu Blume fliegt. Sie sieht in mir den Anstifter der Verfolgung, die sie getroffen . ."

„Wenn sie im Gefühl ihrer Kränkung und der unverdienten Mißhandlung einen solchen Verdacht hegte . ."

„Nun ja, Herr von der Busche, um den Knoten zu durchhauen: ich hab' ihr einen schlechten Streich gespielt, etwas gethan, das meiner nicht würdig war. Und Ihnen bekenne ich das, nicht weil Sie mir zuerst die Wahrheit gesagt, hier" — und er legte die Hand auf sein Herz — „hier protestirte immer eine Stimme gegen meine Handlungen, sondern weil Ihre schöne und thörichte Begeisterung mich ansteckte und den Traum meiner eigenen Jugend in mir wachrief. So alt

und so klug und so nüchtern wir werden, gegen solchen Angriff werden wir nie gestählt. Reine Liebe, uneigennützige Freundschaft zwischen Mann und Weib — sie sind nicht von dieser Welt und mit der Gebrechlichkeit unserer Natur nicht vereinbar, aber vielleicht berauscht uns gerade darum ihre Vorstellung. Ein alter Fuhrmann freut sich, wenn er die Peitschen knallen hört, so ging es mir gestern, als Sie mich verlassen hatten. Bei meiner guten Mutter, ich habe auch einmal so über die Liebe gedacht, wie Sie. Allein, ich wollte Ihnen von der Hexe erzählen" . .

„Wie verdien' ich nur Ihr Vertrauen, Herr Marschall!"

„Wissen Sie nicht, daß ein Verliebter von der Geliebten reden muß? Dann am meisten, wo er am unglücklichsten ist. Ich gelte für keinen treuen Liebhaber und wie lange ist es doch schon her, daß mich diese Justine in ihren Banden hält. Im Februar des Jahres 1746 habe ich sie zum ersten Male gesehen, in der Komischen Oper zu Paris. Sie gefiel mir und sie war nicht böse darüber. Von ihrer Verheirathung mit Favart hatte ich keine Kenntniß. Er selbst erwies sich als ein geschickter Theaterdirector, voll Geist und Witz, um rasch ein kleines Stück zu improvisiren, ein Liedchen und eine hübsche Melodie dazu zu erfinden. Er und sie ergänzten sich wunderbar. Ich forderte ihn auf, mit seiner Truppe mir nach Flandern zu folgen. Damals konnte er nicht über mich klagen, ich verschaffte ihm eine Stellung, gute Einnahmen, ein angenehmes Leben, sogar den Ruhm, mit seinen Versen zum Siege von Raucoux beigetragen zu haben. Und Alles ohne böse Absicht. Justine und er benahmen sich so zurückhaltend gegen einander, daß Niemand von ihrem Verhältniß auch nur eine Ahnung hatte. Meine eigene Unwissenheit darüber ging so weit, daß ich glaubte, man habe sie mir entführt, der Prinz von Conti oder irgend ein anderer vornehmer Herr, als sie plötzlich über Nacht aus dem Hauptquartier verschwunden war. Ich hatte die Festung, die mir so lange widerstanden, in der letzten Zeit zu heftig bestürmt; um sich nicht ergeben zu müssen, flüchtete sie. Mein Zorn über diese Keckheit und diesen Trotz einer Schauspielerin war groß und steigerte sich noch, nachdem ich Alles erfahren. Ich kam mir wie der Gimpel vor, den dieses Komödiantenpaar am Narrenseil geführt. Der Mann wurde mir verhaßt, die kleine Frau suchte ich zu vergessen. Aber Herz und Verstand mochten ihr noch so viel Schlimmes nachsagen, tauchte ihr Bild wieder lebendig in meiner Erinnerung auf, so verschwanden alle Schatten und Flecken und das Herz, das sie noch eben gescholten, seufzte ihr nach. Wetter, die Jugend bildet sich ein, sie allein hätte stürmische Empfindungen und träumerische Stunden! Wenn wir Alten reden wollten. . Aber vielleicht hätte ich Leidenschaft und Sehnsucht überwunden, hätte mir der Zufall Justine nicht wieder in den Weg geführt. Zunächst ihren Mann, in Paris, vor einem Jahre. Er war in arger Verlegenheit, ohne Geld, von einem Verhaftsbefehl bedroht. Man behauptete, er sei der Verfasser eines Spottliedes gegen den Frieden, das alle Welt in Paris sang. Ich war gerade auf dem Sprunge, nach Dresden zu reisen, und rieth ihm, sich mir anzuschließen, für seine Mutter und seine Frau wollte ich sorgen. Da kam ich aber übel an. Er ist eifersüchtig wie Orosmane, und war es nun Furcht oder Liebe — Justine wies alle Anerbietungen, die ich ihr machen

ließ, zurück. Diese Sprödigkeit, dieser Bettlerstolz bliesen die halb erloschenen Flammen meiner Liebe wieder an. Hatte sie in Flandern, im Lager meine Huldigungen und Geschenke nicht abgelehnt, konnte sie sich dieselben wohl auch in Paris gefallen lassen.

„Wenn sie mich abschrecken wollte, hatte sie das schlechteste Mittel gewählt. Ich bin der Sohn eines Königs, ein Marschall von Frankreich, man stößt meine Freundschaft und meinen Schutz nicht zurück, wie eine Hand voll Goldstücke, die ein frecher Wüstling einer hübschen Tänzerin anbietet. Seit ich wieder in Paris war, beschäftigt mich diese Angelegenheit unablässig. Mein Stolz, wie meine Leidenschaft waren in gleicher Weise daran betheiligt, sie zu meinem Willen zu zwingen. Und dazu redete Jedermann von ihr, sie sei schöner und anmuthiger, als je, und der Müßiggang ließ mir Zeit, meinen Launen und Grillen nachzuhängen. Eine Einladung nach Chambord zu kommen und auf meinem Theater zu spielen, nahm sie unter einem nichtigen Vorwand nicht an, gerade als ob sie es in ihrem Uebermuth darauf abgesehen, mich zum Aeußersten zu treiben. Wie es um mich stand, wußte meine nähere Umgebung, und so mag es nicht ganz ohne Absicht gewesen sein, daß mein Geheimschreiber mir eines Morgens von dem Lärm erzählte, den ein alter Mann, der sich für Justinens Vater ausgegeben, bei ihrem Auftreten im Theatersaal und nachher vor dem Hause der italienischen Komödie erhoben hätte. Es fand sich, daß alle Angaben meines Schreibers richtig waren: der Alte wollte seine Tochter verklagen und in ein Kloster sperren lassen. Hier war ein Haken, die spröde Schöne zu fassen. Jetzt thut es mir leid, daß ich danach griff, damals dacht' ich nur an den Erfolg. Statt dem Alten zum Guten und zur Versöhnung zu rathen, hetzten ihn meine Vertrauten und ein gefälliger Gerichtsbeamter, der zur Vollführung des ganzen Handels gewonnen wurde, mehr und mehr gegen die arme Justine. Ihre übereilte Abreise nach Luneville zwang mich, grausam gegen sie zu verfahren; einmal jenseits der Grenze, mit ihrem Mann vereint, war sie für mich auf immer verloren .... Nun, es ist ihr kein Leids geschehen, nur die Flügel sind dem wilden Vöglein ein wenig gestutzt worden. Hatte sie bis dahin gethan, als ob ich für sie nicht auf der Welt sei — in dem Kloster zu Angers wurde ich ihr theuerster Freund, ihr einziger Beschützer. In den zärtlichsten Briefen beschwor sie mich um Hilfe und Rettung und versicherte mich ihrer beständigen Dankbarkeit und unwandelbaren Liebe. Sie, die sich bisher wie der Habicht mit Kralle und Schnabel gewehrt, girrte nun wie eine Taube. Und als wir uns in Issoudun wiedersahen — sie kann nicht gerührter und hingebender zu Ihnen gewesen sein, mein junger Herr von der Busche. Sie gleich wieder nach Paris zu schicken und auf die Bühne treten zu lassen, ging nicht; der Verhaftsbefehl war eben da und in rechtskräftiger Form. Ehe er gültig aufgehoben werden konnte, mußte die Klage des Vaters abgewiesen werden. Für diese Zwischenzeit bot ich ihr Chambord zum Aufenthalt an. Mit welchem Entzücken nahm sie meine Eröffnung auf! Befreiung aus dem Kloster, die Gewohnheiten und Freuden ihres früheren Lebens lächelten sie wieder an. Mögen doch die Moralisten über sie schelten, ich wäre an ihrer Stelle auch nicht im Kloster, in der Armuth geblieben; wozu leben wir, wenn wir diesen kurzen Traum nicht ge-

nießen wollen? Wozu uns den Alp der Pflicht aufladen? Um des Drübens willen? Drüben oder drunten ist Alles für uns aus.

„Ohne Widerstreben folgte sie mir darum nach Chambord" — er machte eine Pause, fuhr sich über die Stirn und sagte dann plötzlich in deutscher Sprache: „sie ist meine letzte Liebe. Ich stehe am Ende meiner Laufbahn und werde keinen Lorbeer und keine Rose mehr pflücken. Um so bitterer traf mich der Stoß, den sie mir gestern zufügte. Ein Graukopf, der selber nie die Treue gehalten und nun außer sich geräth, wenn eine junge, muntere Frau sie ihm bricht! Der sich mit all' seiner Klugheit und seiner Zweifelsucht doch in den Wahn gewiegt hat, ihm würde, einmal in seinem Leben wenigstens, das Schicksal aller Männer, von den Frauen betrogen zu werden, erspart bleiben; für ihn würde eins dieser wetterwendischen Geschöpfe zu der steinernen Lilie auf dem Dache seines Hauses werden, die kein Wind zu drehen vermag. Lachen Sie mich aus, ich hab' es nicht besser verdient. Die kleine Fee hat sich und, wenn Sie wollen, alle Frauen, die ich hintergangen, an mir gerächt. Aus der Tiefe Deutschlands führt ihr der Zufall den Liebhaber zu. Und wenig hätte gefehlt, so hätte ich selbst Sie ihr vorgestellt. Recht wie in den Komödien. Und das geschieht mir, der ich die Frauen zu kennen wähnte, und hier in Chambord, dem Schlosse der Liebe und der Untreue! O König Franz, wie Recht hattest Du! Toute femme varie, bien fou qui s'y fie! Damals und heute und zu allen Zeiten. Das ist das Ende aller Weisheit über die Frauen: toute femme varie. Und damit wollen auch wir es genug sein lassen mit unserm Streit und der langen Rede ein Ziel setzen. Sie hat mir wohlgethan. Wie hat der Wind den Dunst fortgejagt, wir bekommen einen schönen Tag, das ist mir lieb für unsere Gäste aus Blois. Ihre Hand, Herr von der Busche! Und daß Sie Frau Justine keine Moralpredigt halten! Ist sie keine Heilige — nun, die Heiligen können dafür nicht so Komödie spielen, wie sie. Die Heiligkeit und die Kunst — Eins ist wohl das Andere werth!"

Hugo hatte den Handdruck des Marschalls empfangen und erwiedert, er entsann sich auch, daß Moritz seine fernere Begleitung abgelehnt, es war ihm, als habe er ihm lange nachgesehen, bis er unter den Bäumen des Waldes entschwunden sei, und zugleich erschien ihm doch Alles, was er seit einer Stunde erlebt und erfahren, wie ein Traum. Wie viel Minuten waren verronnen, seit sich der Marschall von ihm entfernt? War er mit dem Fuße in den Boden eingewurzelt? Er wollte um sich blicken, nach dem Schlosse hinüberschauen: es flimmerte ihm vor den Augen, ein blendendes Licht zwang ihn, sie zu schließen. War es nur die Morgensonne, die ihm in's Gesicht schien, oder war es ein anderes unerfreuliches Licht, dessen Strahlen ihm wehe thaten? Aber diese künstliche Dunkelheit konnte ihm die glückliche Unwissenheit und Unschuld des Herzens nicht wiedergeben. In dem unerbittlichen und unbarmherzigen Lichte der Wahrheit traten alle Mängel und Brüche dieser Welt, alle Flecken und Schwächen auch der ihm theuersten Menschen hervor. O über diese listige Betrügerin! wollte er ausrufen, mehr noch aus Aerger und Eifersucht, als aus tugendhaftem Schmerz, allein das böse Wort erstarb in einer wonnig schuldvollen Empfindung. Sie und er und der Marschall — waren sie nicht allzumal Sünder? Kam es

ihm zu, den ersten Stein zu erheben? Nach dieser selig unseligen Nacht? Wozu nützt es, daß die Tugend ihr Antlitz verhüllt, wenn die Lippen unter den Küssen noch einmal so schön aufblühen? Welch' ein Narr war er, mit all' seinem Warum und Wozu? mit seinen Ueberlegungen und Betrachtungen! Aenderten sie das Unabänderliche? Schufen sie diese unzulängliche Welt in eine vollkommenere um? War sie vielleicht nicht doch von allen möglichen Welten die beste? Und sich darin schicken und sie nehmen, wie sie ist, die wahre Lebensklugheit? Er öffnete die Augen und Alles um ihn her lächelte im Sonnenglanze, das feuchte Gras des Rasens, die rothblühende Haide, das alte Schloß dort drüben, und halb wider Willen lächelte nun auch er, ein melancholisches und doch befreiendes Lächeln über sich und über Justine . . . . Liebe, woher kommst du? Wind, wohin gehst du?

Für Justine war dieser Morgen in anderer Weise, aber nicht weniger bewegt, wie für ihren Freund. Sie hatte beschlossen, am Abend dieses Tages einen Fluchtversuch zu wagen. Und wenn ihr Kopf sich einmal etwas vorgesetzt, arbeitete ihre geschäftige Phantasie unablässig darauf hin. Wenn sie auch ihrer Schönheit und Munterkeit die Kraft zutraute, den Marschall wieder zu versöhnen — sie wollte es nicht mehr. Die Freiheit mit allen Entbehrungen und Mühsalen zog sie in ihrer jetzigen Stimmung der Behaglichkeit und dem Wohlleben in der Gefangenschaft vor. Eine ernsthafte Verfolgung, wenn sie glücklich über die Mauer und die Hecken oder durch die Thore Chambord's gekommen, besorgte sie nicht. Seit das Geheimniß des Marschalls einen Mitwisser hatte, dessen Schweigen er weder erkaufen noch erzwingen konnte, waren ihm die Hände gebunden. Und zu dem Vergnügen, ihn zu ärgern und zu strafen, zu der Sehnsucht, die Luft der Freiheit nach so langer Zeit wieder in vollen Zügen zu athmen, gesellte sich die Lust nach dem Abenteuer. Wie entzückend mußte es sein, mit dem Freunde in langsamen Tagereisen, auf Um- und Nebenwegen, die Verfolger zu täuschen, von Blois nach Paris zu fahren!

Der Tag mit der großen Galatafel des Marschalls und dem Concert, das sich daran schließen würde, erleichterte die Ausführung ihres Planes. Von Jeanne wollte sie sich ein Gewand borgen und in dieser Verkleidung, bei dem Anbruch der Nacht, das Schloß und den Park verlassen. Unter den vielen Zuschauern, welche die Festlichkeit herbeilocken würde, hoffte sie unbemerkt zu entkommen; Jeanne sollte ihr das Geleit bis zum Ausgangsthore geben. Ein Verwandter des Mädchens, ein wohlhabender Gärtnerssohn aus der Vorstadt von Blois, der ein Auge auf die Schöne und ihre Mitgift hatte, würde sich heute die Gelegenheit, sie zu sehen, nicht entgehen lassen, in seinem Wäglein gedachte Justine fortzufahren, einen oder zwei Tage im Hause seiner Mutter auszuharren, bis Hugo einträfe, sie abzuholen. So hatte sie in der Nacht Alles mit ihm verabredet und in ihrer die Zukunft immer in Rosenfarben erblickenden Laune nicht an dem Gelingen ihres Entwurfs gezweifelt.

Seit der Frühe war sie nun mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt. Ein paar Schmucksachen, die ihr besonders gefielen, ein Spitzenbesatz, ein und ein anderes buntgemustertes Seidentuch packte sie vorsichtig, hinter der verriegelten Thür — sie traute dem Kammermädchen nicht, das ihr der Marschall gegeben

— in ein Bündelchen zusammen. Wie leicht ist es, sagte sie und wog es in ihrer Hand, es wird mich am Fliegen nicht hindern. Noch einmal betrachtete sie die Herrlichkeiten, die sie zurücklassen mußte, die prächtigen Möbel, die schillernden Kleider, die Ohrgehänge, zwischen Bedauern und Spott: es ist Alles noch wie neu, er kann es morgen einer Andern schenken. Daran, daß es ihr Mühe und Ueberredung kosten könnte, Jeanne für ihre Flucht zu gewinnen, hatte sie nicht gedacht; diese Grundlage ihres Planes hatte ihr von vornherein festgestanden. Als nun aber das Mädchen zur gewohnten Stunde sich bei ihr einfand, war sie doch befangen und um die Worte verlegen, sich ihr zu vertrauen und ihr Vorhaben zu eröffnen. Sie fühlte wohl, daß in ihr selbst etwas mit der Offenbarung zögerte, allein auch Jeanne's Wesen ermunterte nicht dazu. Ihr Seelchen zitterte noch immer von dem Abenteuer am Graben nach und die Sorge, ein Geheimniß zu bewahren, das sie sowohl um ihretwegen, wie aus Rücksicht für den Marschall und Hugo nicht verrathen durfte, schüchterte sie gegen ihre Gewohnheit völlig ein. Wie versiegt war die geschwätzige Welle ihrer Plauderei und eine geraume Weile saßen sie beide sich einsilbig gegenüber, zusammen und doch nicht bei einander. Endlich ging Justine, die mit der Zeit geizen und mit ihrer Mittheilung eilen mußte, aus ihrer Zurückhaltung heraus und erklärte, ohne sich um die Begründung ihres Entschlusses sonderlich zu bemühen, daß sie in der Nacht aus Chambord entfliehen würde. Von dem Schemel, auf dem sie saß, sprang Jeanne auf und fragte bebend und zornig zugleich: „Mit ihm, mit dem Capitän?“ „Was fällt Dir ein!“ antwortete Justine, über ihre Heftigkeit bestürzt, „ich gehe allein.“ Allein, fuhr es wie ein Blitz durch Jeanne's Sinnen, und er bleibt hier — und sie setzte sich wieder und hörte, ohne ein Wort dazwischen zu sprechen, nur zuweilen mit dem Köpfchen nickend, Justinens Auseinandersetzungen und Bitten zu.

Bei der Heftigkeit Jeanne's hatte Justine gefürchtet, einen Widerstand gegen ihre Wünsche bei derselben zu finden, und sich darauf vorbereitet, ihre Einwände, wenn nicht anders, durch Thränen und Schmeicheleien zu besiegen. Aber sie bedurfte dieser Künste ihrer Liebenswürdigkeit nicht, kaum ihrer Beredtsamkeit. Jeanne stimmte dem abenteuerlichen Plane zu, sie lachte sogar mit ihrem gewohnten lustigen Lachen, als sie vernahm, welche Rolle ihr Vetter Pierre darin spielen sollte. Hatte sich ihr Justinens Leidenschaftlichkeit mitgetheilt, entzündete sich ihre Phantasie an den Vorstellungen von Verkleidung und Flucht, war es die Neigung zu ihrer Freundin, die sie so willfährig machte, oder, von ihr selber nur dunkel empfunden, die Aussicht, den schönen Capitän einen Tag für sich zu haben und, unter dem Vorwand, von Justine zu erzählen, ihn aufsuchen und festhalten zu können — mehr und mehr ging sie aus ihrer Versunkenheit und Stille heraus und wurde wieder der Uebermuth, der sie bisher gewesen. Mit dem Eifer und der Unruhe, als gälte es ihre eigene Flucht oder Entführung, widmete sie sich den Vorbereitungen, überlegte sie mit Justinen den Weg, den sie durch den Wald bis zu dem Thor einschlagen wollten.

Ein Zwischenfall drohte freilich alle Berechnungen zu stören. Justine hatte gehofft, daß der Marschall in Folge ihres letzten Streites sie an diesem Tage nicht beunruhigen würde. Unerwartet und unerwünscht erschien darum Frau

von Cossé bei ihr: der Herr Marschall ließe Mademoiselle de Chantilly bitten an der Tafel und nachher an der Fahrt auf dem See Theil zu nehmen; sie selbst würde es sich zur Ehre rechnen, die ausgezeichnete Künstlerin dabei begleiten zu dürfen. Aber mit rascher Geistesgegenwart wußte Justine dem Plötzlichen zu begegnen. Erwies sie sich gefällig und gehorsam, brauchte sie keinen Besuch des Marschalls zu besorgen, sie beschwichtigte seinen Groll und jeden ihm etwa aufsteigenden Verdacht und konnte, nach der Wasserfahrt, Ermüdung vorschützend sich aus der Gesellschaft entfernen, mit der Gewißheit, von Niemandem nachher mehr belästigt zu werden: so willigte sie denn ohne Zögern ein.

Jedermann im Schlosse hatte an diesem Morgen die Fülle zu schaffen, die Einen die Tafel zu ordnen, die Andern sich zum Empfange der Gäste zu rüsten. Die Gondeln auf dem eine halbe Stunde vom Schlosse entfernten im Kranze schattiger Bäume gelegenen See waren für die Fahrt zu richten und zu schmücken. Außer der Musikbande des Regiments trafen Fiedler, Flöten- und Clarinettenbläser aus Blois ein, das Mahl und die Wasserfahrt durch Musik zu würzen. Seit das Wetter sich aufgeklärt, fingen auch die Zuschauer an herbeizuströmen. Die königliche Hofhaltung des Marschalls übte auf die Bewohner der Umgegend dieselbe Anziehungskraft aus, wie ein Fest in Versailles auf die Pariser. Allein nicht nur die Dienerschaft hatte ihre Mühen, Moritz selbst fand bei seiner Rückkehr von dem Morgenspaziergang im Walde Beschäftigung vor. Ein Courier war mit Briefen und Berichten aus Paris eingetroffen, die zu lesen und zu beantworten waren. Der Einzige, der frei und müßig in Chambord die Thätigkeit der Andren betrachtete und im Stillen beneidete, war Hugo. Wenn ihm eine unaufschiebbare Arbeit obgelegen, würde sie, nach seiner Meinung, ihm die Grillen verscheucht haben. Wie die Wespen, die immer wieder kommen, so oft man sie auch verjagt hat, umschwirrten sie ihn. Es war nicht genug, daß er die Vergangenheit vergangen sein lassen mußte, auch die Zukunft beunruhigte ihn. Durfte er nach dem Vertrauen, daß ihm der Marschall geschenkt, Justinens Flucht begünstigen? Sie aus Blois nach Paris geleiten? Und wiederum ihr das gegebene Wort brechen, wie war es mit seiner Ehre und seiner Freundschaft vereinbar! Je klarer bisher der Strom seines Lebens geflossen, um so schmerzlicher ergriff ihn die Trübung desselben, die nun eingetreten. In ihm kämpfte ein süßer Drang, der ihn trotz alledem zu ihr zog, mit der Furcht ihr noch mehr anheimzufallen. Bald wollte er zu ihr eilen, um ihr Alles zu sagen, was sich zwischen dem Marschall und ihm ereignet, und sie bitten, ihre Flucht aufzugeben, bald schalt er sich einen thörichten Pedanten, der wegen eines Ehrenstrupels Glück und Liebe auf das Spiel setzte. In diesem Zwiespalt wagte er sie nicht zu besuchen und schob, da er die Entschlußfähigkeit verloren, die Entscheidung dem Zufalle zu.

Als dann um die Mittagsstunde die ersten der geladenen Gäste, diese zu Pferde, jene in Kutschen eintrafen, war es auch für ihn mit der Ruhe vorbei. Der Abgesandte des Herzogs von Cumberland gehörte, wie die Porzellankacheln aus Dresden, an diesem Tage zu den Merkwürdigkeiten Chambord's. Die Edelleute der Sologne und der Touraine, der Intendant der Landschaft, ein

Generalpächter aus Paris, der Blois, Amboise, Tours und die Gegend umher bereiste, um sich über die Steuererhebung zu unterrichten, die vornehmsten Bürger aus Blois — Alle, Herren wie Damen, wünschten ihn kennen zu lernen und Allen gefiel seine gute Miene, seine edle Gestalt, der blaue Glanz seiner Augen. Nach Möglichkeit erklärte er den Damen die Form und den Werth eines deutschen Ofens und nannte ihnen die Städte, die auf den Kacheln abgebildet waren. Seinerseits theilte Valfons Jedem und Jeder, die es hören wollten, unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, welch' ein Held der englische Capitän sei, in wie hoher Gunst er bei dem Marschall stände, daß er unermeßlich reich und noch unverheirathet sei — mehr als nöthig war, um Hugo die freundlichsten Blicke der Schönen und die lebhaftesten Freundschaftsversicherungen der Männer zu gewinnen. Aber wie gleichgültig waren sie ihm, als er in den Saal, wo die Gesellschaft das Erscheinen des Marschalls erwartete, in der einfachsten und doch reizendsten Kleidung, am Arm des Herrn von Cossé, zur Seite dessen Gattin, Justine eintreten sah. Welche Gründe er auch haben mochte, sich über sie zu beklagen, wie fest sich sein Herz mit der Enttäuschung gegen ihre verführerische Anmuth zu wappnen versuchte — ihr Anblick entwaffnete seine Gründe, seine Klagen, seinen Schmerz. Aller Augen hatten sich auf sie gerichtet und allen hielt sie bescheiden und sicher Stand. Nichts Herausforderndes, nichts Schauspielerisches war in ihrem Wesen und Benehmen. Der Marschall Löwendal, als der Vornehmste in der Versammlung, kam ihr zuerst entgegen und drückte ihr seine Freude über ihre Anwesenheit in Chambord aus. „Eine schönere Ueberraschung hätte uns der Herr Marschall nicht bereiten können," sagte er laut; „Mademoiselle de Chantilly, die liebenswürdigste und talentvollste Schauspielerin und Sängerin von Paris" — stellte er sie den Anwesenden vor. Die Damen rümpften wohl ein wenig die Nasen, allein die Gegenwart der Frau von Cossé, die sich ihres Schützlings klug und geschickt annahm, bändigte ihre Zungen, und der Eifer der Männer, sich ihr zu nähern, die feine Artigkeit des Marquis und die überschwängliche Huldigung, die ihr der Generalpächter ausdrückte, entschädigten Justine reichlich für die frostige Kühle der Frauen. Um nicht aufzufallen, hatte sich auch Hugo ihr vorstellen lassen und einige verbindliche Worte mit ihr gewechselt. Lange dauerte der Zwang, den sie sich auferlegen mußten, nicht. Die Thür eines Nebengemaches öffnete sich, Herr von Cossé kündigte den Marschall an. Für Hugo war es ein eigenes Schauspiel, diesen natürlichen Sohn einer Gräfin von Königsmark und eines sächsischen Kurfürsten, einen heimathlosen Soldaten, in Frankreich fast königliche Ehren genießen zu sehen. Die Franzosen waren daran gewöhnt, sie ihm zu erweisen.

Wie zu Versailles, wenn Ludwig XV. öffentlich speiste, die Höflinge und Hofstaaten in gebührender Entfernung zuschauten, so hatte auch Moritz heute, bei seiner Galatafel, in den Bürgern und Pächtern, die in ihrem Sonntagsstaat nach Chambord gekommen waren, gaffende Zuschauer genug. Mit einer Gräfin von Chaumont, der vornehmsten Dame der Gesellschaft, saß er in der Mitte der Tafel, ihm gegenüber hatte Hugo einen Ehrenplatz. Von Gold und Silber und Porzellan glänzte der Tisch. Auf einer Galerie über der Thür spielten die

Musikanten. Durch die hohen Fenster blickte der Nachmittagssonnenschein und die tiefe Bläue des Himmels hinein. Von dem freundlichen Gesichte des Marschalls strömte Freude und heitere Laune auf Alle über. Es wäre schwer zu sagen gewesen, ob die an der Tafel, oder diejenigen, die ihnen zusahen, einen größeren Genuß gehabt. Und lustiger noch als beim Mahle ging es bei dem Spaziergange durch den Wald nach dem See zu. Vorsorglich hatte der Haushofmeister Wagen für die Damen beschafft, allein die Mehrzahl zog es vor, am Arme ihrer Cavaliere — Justine konnte sich von dem des Generalpächters nicht losmachen — die kurze Strecke zurückzulegen. In einer Kalesche fuhr Moritz mit der Gräfin, mit Löwendal und Hugo voran, um die allmälig Nachkommenden zu empfangen. Auf einer kleinen, von einer Eichengruppe bestandenen Anhöhe war ein großes Zelt errichtet, das bunte innere Vorhänge in drei Räume für den Marschall, die Damen und die Herren theilten. Unten breitete sich der See wie ein blitzender Spiegel aus. Mehrere Gondeln mit hölzernen vergoldeten Sirenen und Tritonen, mit Neptun und Amphitrite am Vordertheil lagen zur Festfahrt bereit. Bald war das Ufer von dem schwirrenden Gewühl der Gesellschaft erfüllt. Alles schillernd und schimmernd in den lichtesten Farben, sich abhebend von dem Grün des Waldes, sich wiederspiegelnd in der klaren Fluth. Unter Scherzen und Gelächter vollzog sich die Einschiffung, die erste Gondel war schon in der Mitte des kleinen Sees, ehe die letzte vom Ufer stieß. Als die Fahrzeuge alle wieder nahe bei einander waren, zogen die Schiffer ihre Ruder ein und eine unsichtbare Musik erscholl, abwechselnd Geigentöne und Hörnerklang, die sich bald näherten, bald sich entfernten, jetzt sich vermischten, um gleich darauf von einer Trompetenfanfare abgelöst zu werden. Im gefälligen Auf und Nieder der Melodien währte das Concert eine Weile, dann ruderten die Gondeln weiter und vollendeten, immer von den Klängen der Musik, deren Spieler hinter den Bäumen verborgen blieben, begleitet, die Rundfahrt um den See. Der herrlichste Genuß aber — wenigstens war dies nachher die Meinung aller Herren — stand ihnen noch bevor. Als die Gesellschaft wieder gelandet und vor dem Zelte versammelt war, die Diener Zuckergebäck und Erfrischungen herumgereicht hatten, die Damen auf Feldstühlen, oder auf Kissen und Decken, die über den Rasen gebreitet waren, sich niedergelassen, die Cavaliere hinter ihnen stehend, plauderten, oder zu ihren Füßen lagerten, zu ihnen aufschauend, hier ein Schlag mit dem Fächer gegeben wurde, dort ein kühner und ein zärtlicher Blick sich begegneten und die rothgoldigen Lichter der sinkenden Sonne durch Gezweig und Geäst darüber spielten, erhob sich eine liebliche Frauenstimme. Im Augenblick verstummte jedes Geräusch und Gespräch, in dem Schatten einer Eiche stand Justine und sang . . . Kleine Lieder und Arien, jetzt eine ernste und nun eine heitere Weise, Vortrag und Stimme sich gegenseitig stützend und hebend, zuletzt, um dem Marschall eine Huldigung darzubringen, das Couplet, in dem sie am Vorabend der Schlacht bei Raucoux, am Schluß der Theatervorstellung, auf seinen Befehl den nichts ahnenden Officieren und Soldaten verkündigt, daß der Feldherr am nächsten Tage eine Schlacht liefern wolle . . . Mit einem Feuer und einem Ausdruck, die ihre gegenwärtigen Zuhörer ganz in die Stimmung von damals versetzten . . .

Ein Beifall, der sich immer von Neuem wiederholte, lohnte ihr, der Marschall trat an sie heran und küßte ihr die Hand.

In der Menge der Anderen verloren, hatte Hugo ihr zugehört. Ihre Stimme, ihre Kunst hatten etwas Berückendes. War ihre Verstellung größer oder ihr Talent? Dem Manne, dem sie eben noch schmeichelte, gedachte sie in der nächsten Stunde zu entfliehen. Ihr Reiz und ihre Falschheit waren untrennbar. Sie hatte eine Zeit lang dagegen angekämpft, aber ihr Schicksal, vielleicht ihr Stand hatten den leichten Sinn, die Lust am Wechsel, das Spiel mit den Empfindungen mehr und mehr in ihr ausgebildet. Was die Künstlerin gewonnen, hatte die Frau eingebüßt. Die Liebe der Künstlerin konnte beglücken, aber die Treue der Frau konnte nicht dauern. Wie der Salamander aus dem Feuer, ging sie aus allen Veränderungen unverbrannt hervor, nur der heut Geliebte und morgen Verlassene trug die Narben des Brandes. Und während sie unter dem Beifall der Gesellschaft, in der Bewunderung ihrer Schönheit und ihres Gesanges, immer rosiger aufblühte, erblaßte ihr Bild für ihn, und wie sie dann — er begriff nicht warum — an der Seite des Marschalls immer näher zu ihm heranschritt, war es ihm, als würde der Raum zwischen ihr und ihm immer größer, als verschwände sie für ihn in eine duftige Ferne. Jetzt stand sie vor ihm und der Marschall sagte: „Wir alle hatten vergessen, Herr Capitän, als wir das Lied von Raucoux hörten, daß sich einer der tapfersten unserer damaligen Gegner in unserer Mitte befindet — ich bitte, zürnen Sie der Künstlerin nicht darob, da ist sie, schließen Sie Frieden mit ihr!"

Nur zu wohl begriff Hugo die wahre Meinung des Marschalls, denn was lag ihm in dieser Frist an Fontenoy und Raucoux! Er sollte die schöne Frau nicht entgelten lassen, was er am Morgen von Moritz erfahren; er sollte nicht den gekränkten und eifersüchtigen Liebhaber spielen. Wie schlecht kannte ihn bei alledem der Marschall! Was er verloren war ja keine Geliebte, sondern eine Art Göttin oder Heilige. Nichts fehlte ihr, als sie jetzt an seinem Arm einige Schritte in den Wald hinein machte, von all' ihren Reizen und Gaben, wie ihn mochte sie noch Manchen beglücken, noch Manchen wie den Marschall betrügen — nur der Glorienschein um ihr Haupt war dahin! Aber war das ein Grund ihr zu zürnen oder sie anzuklagen? Wo alle Männer ihn um dies Geflüster mit ihr beneideten?

„Hab' ich gut gesungen und gespielt, mein Freund?"

„Bezaubernd, wie immer! Ach, Justine, hätt' ich Sie nie anderswo, als auf der Bühne gesehen!"

„Undankbarer!" Und sie lachte gleich darauf wieder im Vollgefühl ihres Triumphes: „Als ob Sie sich dann nicht in Sehnsucht nach der Frau verzehrt hätten! Nun aber genug, man wird aufmerksam auf uns. Seien Sie um neun Uhr vor dem Schlosse, bei den Kanonen, und erschrecken Sie nicht, wenn Sie ein Bauermädchen am Arme streift. Das ist mein Abschiedsgruß, bis Sie mich aus Blois abholen."

„Sie bleiben bei Ihrem Entschlusse? Sie fliehen?"

„Ja, warum nicht? Gibt es eine günstigere Stunde? Muß der Marschall nicht davon überzeugt sein, daß es mir in seinem Chambord außerordentlich

gefällt? Wozu hätt' ich seinen Argwohn eingeschläfert? Nein, vorwärts!" Und mit einer raschen Bewegung zwang sie ihn, sich wieder der Gesellschaft zuzuwenden.

Wenn sonst eine Festlichkeit im Schlosse, ein Concert auf dem See, Paraden und Jagden gewesen, hatte Jeanne stets in der vordersten Reihe der Zuschauer ihren Platz behauptet. In dieser Weise an Allem, was Chambord betraf, Antheil zu nehmen, erschien ihr, als einem Kinde des Schlosses, so Recht wie Pflicht. Heute hatte sie die Tafel wie die Gondelfahrt versäumt. Einsam saß sie auf den Steinen über dem alten Graben. Wie zum Zerspringen voll war ihr das Herz. Sie hatte die Freundin, als sie geputzt zum Feste ging, nicht sehen mögen. In dem Lärm und Gedränge der Menschen war ihr angst geworden — sie wußte nicht woher — und sie war zu diesem ihrem Lieblingsplatze geflüchtet, wo Niemand sie suchte und Nichts sie störte. Nur vereinzelt und verloren drangen zuweilen Klänge der Musik und das undeutliche Gewirr vieler Menschenstimmen zu ihr herüber. Ueber ihre schwarzen Augen hielt sie ihre dichten feinen Wimpern geschlossen und blinzelte nur ab und zu nach der Sonne, um zu berechnen, wann sie vom Himmel verschwinden und die Dämmerung einbrechen würde. Ihre Gedanken waren zwischen Hugo und Justine getheilt, sie begleiteten die eine auf ihrer Flucht und malten sich die Freude des Andern aus, wenn er das Gelingen derselben erfahren und die Bringerin der glücklichen Kunde in seine Arme schließen würde. Und morgen — morgen hatte sie ihn allein! Sie sprang auf, noch ein schweres Stück Arbeit hatte sie vor sich: den gutmüthigen, aber beschränkten Pierre nicht zu dem Plane zu überreden — er mußte ihr blindlings gehorchen — sondern so genau in alle seine Obliegenheiten einzuweihen, daß seine Einfalt denselben nicht verdarb.

Noch war sie mit seinem Unterricht beschäftigt, als die Gesellschaft in lachender Fröhlichkeit von dem See nach dem Schlosse zurückkam. Der hübsche, ansehnliche Bursche mit seinem guten, stillen Gesicht neben dem schlanken Mädchen, aus dessen Zügen und Augen so viel Schelmerei und Witz, ein so überlegener Verstand und so feste Willenskraft leuchtete — von der Bank vor dem Portal, auf der sie bisher gesessen, bei der Herankunft der Herrschaften sich erhebend, fielen den Herren wie den Damen auf, war doch überdies Jeanne la Royale ihnen Allen von ungefähr bekannt, und der Marschall sagte halblaut zu Hugo: „Wollen Sie mit mir wetten, Herr Capitän, daß die Beiden über Jahr und Tag Mann und Frau sein werden? Und diese Ehe werden Sie gestiftet haben!"

Während die Gesellschaft sich überall hin zerstreute, Diese die für sie bestimmten Gemächer aufsuchten, um auszuruhen, Jene auf dem Rasenplatze blieben, wurde Justine und Hugo, sie durch den Haushofmeister und er durch Valfons, in das Arbeitszimmer des Marschalls entboten. Er empfing sie stehend, mit dem Rücken an den Tisch gelehnt, und weidete sich eine flüchtige Secunde an ihrem Erstaunen. „Sie sind leidend, Madame?" fing er an. „Frau von Cossé hat es mir gesagt. Allein ich halte Sie nicht lange auf, auch Sie nicht, Herr Capitän. Der Dienst des Königs kennt keine Rücksichten. Madame, Sie haben die Freiheit zu gehen oder zu bleiben nach Ihrem Belieben, es hat Sr. Majestät

gefallen, wie mir heute gemeldet wurde, seine Lettre de cachet gegen Sie und Ihren Gatten zurückzunehmen, nichts steht Ihnen mehr im Wege, Paris zu entzücken, wie Sie vorhin uns entzückt haben. Seine Majestät wünscht ferner, Herr Capitän von der Busche, daß ich Sie ihm in Versailles vorstelle. Ich reise morgen und bitte, daß Sie mich begleiten. Ihre Aufgabe in Chambord haben Sie erfüllt, über Erwarten gut, ohne Furcht und Tadel. Und Sie, kleine Fee, auf Wiedersehen in der Oper! Mit dreiundfünfzig Jahren thut man am Besten die Sirenen nur aus der Ferne anzusehen und anzuhören."

„O, Herr Marschall, wie beschämen Sie mich!" rief Justine zwischen Verwirrung und Freude und wollte seine Hand ergreifen, um sie zu küssen.

Er aber erhob halb abwehrend, halb warnend die Rechte, sein Blick flog noch einmal über ihr Antlitz, ihre Gestalt ... „Was ist die Liebe?" sagte er. „Toute femme varie, bien fou qui s'y fie" — und machte ihnen Beiden einen kurzen Abschiedsgruß ...

Tiefe friedliche Nachtstille hatte sich auf Schloß und Park niedergesenkt, eine geraume Weile war schon das Geräusch des letzten davonfahrenden Wagens erstorben. Die Festgäste hatten Chambord verlassen, die herbeigeströmte Menge sich verlaufen. Allein, wie er gekommen, hatte sich Pierre in seinem schaukelnden Wagen auf den zwei großen Rädern wieder auf den Heimweg begeben, froh, daß er die fremde Schöne nicht an seiner Seite hatte, und sehr verdrießlich, daß er nun um all' die Tänze kommen würde, die ihm Jeanne für diesen Dienst versprochen, so ohne jeden Gruß und Handdruck hatte sie ihn fortgeschickt. Aber er würde noch übler gefahren sein, wenn er geblieben wäre und versucht hätte, sie durch Bitten umzustimmen. So voll Schmerz und Zorn war Jeanne, wie noch nie in ihrem Leben. Hätte sie nur etwas zu zerstören, zu vernichten gehabt. War es nicht wie eine Verschwörung Aller gegen sie? Morgen reiste der Marschall nach Versailles und mit ihm der Capitän, übermorgen wollte Justine scheiden — sie, sie allein blieb in dem öden Chambord zurück. Nie würde sie die Freundin, niemals den Fremden, der während dieser Tage ihr ganzes Herz erfüllt hatte, wiedersehen. Es war ihr, als sei damit eine Finsterniß über die Erde gefallen, die sich nicht wieder aufhellen könnte. Sie stand auf der Brücke, über das Geländer gelehnt, in den Cossonbach blickend, an derselben Stelle, wo sie ihn am ersten Abend nach seiner Ankunft in Chambord belauscht. Dunkel, im leisen Gemurmel, flossen die Wellen dahin. So lange er damals auch hineingeschaut, sie hatten sein Bild nicht bewahrt, sie murmelten seinen Namen nicht. Aber für sie lebte Alles umher in ihm und durch ihn. Eine Farbe, einen Glanz hatten Schloß und Park, seit er hier weilte, erhalten, die Jeanne früher nie an ihnen bemerkt. Und nun, wenn er gegangen, sollte Alles wieder grau und lichtlos werden, wie es immer gewesen — nein, viel grauer und unansehnlicher, da sie es einmal im Glanze einer schöneren Sonne gesehen; gleichmäßig, eintönig und leer sollten die Tage ihres Lebens verfließen, nachdem sie zu ihrem Schmerze erfahren, wie voll und bunt von Abenteuern, wie umrauscht von himmlischer Musik sie sein konnten! Es war zuviel des Jammers und der Trauer, es drohte sie zu ersticken. Wenn sie wie heute in der Frühe in den Graben, jetzt in das Wasser spränge?

Mit einem Male wäre sie aller Gedanken und aller Pein ledig. Sie preßte die Hände gegen die Schläfen, als könnte sie dadurch das Hämmern darin unterdrücken. Wie nach einem Gewitterregen eine Rosenknospe sich entfaltet, üppig und duftig, so hatte das Empfindungsleben Jeanne's, das bisher wie unter einer Hülle und im Halbschlaf hingedämmert, sich in diesen Tagen überreich entwickelt. Ohne Uebergang war sie aus der Unbefangenheit des Kindes in die Leidenschaft des Weibes verschlagen worden. Was sie beschwerte, was sie litt — sie vermochte es nicht auszudrücken, aber alle Stacheln verschmähter, unglücklicher Liebe drangen in ihr junges Herz, alle Bitterniß des Daseins schwoll ihr entgegen wie ein uferloses Meer, in dem sie doch früher oder später versinken müßte.

Ueber den Kies des Weges kam ein scharfer Schritt näher und näher. Ihr Ohr horchte, sie hob den Kopf, sie erkannte den Tritt, und das Herz wollte ihr stillstehen. Von der Himmelswölbung ging ein matter, grauröthlicher Schimmer über die Erde, der fahle Schein, der in der Frühlings- und der Sommernacht den Untergang der Sonne an ihren Aufgang knüpft. In diesem Dämmer wurden sie einander gewahr. Er legte seine Hand auf ihre Schulter. „Was treibst Du in der Nacht? Es ist längst Schlafenszeit."

„Ich kann nicht schlafen; ich hörte den Wellen zu, damit sie mich einwiegen."

„Du hast mich vor dem bösen Athem des Cosson gewarnt, ich gebe Dir jetzt den Dienst zurück." Er nahm ihren Arm in den seinen und führte sie dem Schlosse zu. Willenlos folgte sie. „Ich suchte Dich schon bei dem alten Thurm," sprach er weiter, „Du hast gehört, daß ich morgen abreise, ich wollte Dir Lebewohl sagen, allein, nicht vor Deinen Leuten. Ich dachte, es wäre Dir lieber so." Sie nickte mit dem Kopfe, anzusehen wagte sie ihn nicht. Nun gingen sie einige Schritte wortlos neben einander, sie schluchzte ganz leise. „Ich werde immer gern an Dich zurückdenken," hub er wieder an, „um so freudiger, wenn ich Dich glücklich weiß." „Für mich gibt es kein Glück," seufzte sie. „Heute bist Du traurig, weil wir Dich verlassen, sei nur getrost, Du wirst noch viel frohere Tage im Leben haben, als die zwei, die jetzt vergangen sind." „Nie, nie!" versicherte sie dagegen; er sollte nicht glauben, daß für sie ein Glück ohne ihn zu finden wäre. „So möcht' ich auch rufen und klagen, Jeanne, auch mein Herz ist schwer." „Weil Sie von uns scheiden? Müssen Sie denn?" „Ich muß, ich gehöre nicht zu Euch, nicht hierher, scheiden und meiden, sagt man in meiner Heimath, thut weh. Ich habe hier so viel Glück genossen, ich habe hier so viel unwiederbringlich verloren!" „Sie leiden?" Der Gedanke bekümmerte und tröstete sie zugleich. Die Weichheit ihrer Stimme, ihr unterdrücktes Schluchzen, ihre verschluckten Thränen rührten ihn: es war wie das Echo seiner Seele. Was ihn quälte, vermochte er ihr nicht zu sagen, sie würde ihn nicht verstanden haben, und ihr hielt die unbewußte Schamhaftigkeit des Mädchens und die Unbeholfenheit, ihr Gefühl in Worte zu fassen, den Mund verschlossen. Aber in dieser Stummheit verschmolzen ihre Schmerzen miteinander und verrauschten schauernd mit leisem Geseufz in das Geflüster der Nacht. „Ja, ich leide," erwiederte er nach einer Pause, als sie vor einer der kleinen Pforten des Schlosses

standen, auf ihre Frage, „aber die Zeit lindert und vernarbt Alles; sie macht aus dem, was, als es geschah, uns erstarren ließ, eine wehmüthig süße Erinnerung, die wir liebkosen, so oft sie in uns auftaucht.“ Er hatte mehr zu sich selbst, als zu ihr gesprochen; doch was lag daran, daß ihr der Sinn seiner Worte dunkel blieb — sie fühlte seine Lippen auf ihrer Stirn . . und dann stand sie allein an der Pforte, in der Ferne verklang sein Schritt . . .

Um die Mittagszeit des anderen Tages bestieg der Marschall mit Hugo und seinem Geheimschreiber Bercaville seinen Reisewagen, mit Gepäck und Pferden waren die Diener mehrere Stunden früher vorangeschickt worden. In herzlicher Weise hatte Hugo von dem Corporal Jean Mouret und seiner Ehehälfte Abschied genommen, der weinenden Jeanne zur Erinnerung einen Ring mit einem kostbaren Stein an den Finger gesteckt und Justinen, die, über die Balustrade des Daches gelehnt, der Abfahrt zusah, einen letzten Gruß und einen letzten Blick hinaufgesandt. Als der Wagen vom Platze vor dem Schlosse aus in die nach Norden führende breite Pappelallee einbog, hörte Justine hinter sich einen lauten Schrei. Es war Jeanne, die hinaufgeeilt, um den Wagen, der all' ihre Hoffnungen und Träume gleichsam auch in's Blaue entführte, so lange als möglich nachzuschauen. Zärtlich schloß Justine sie in die Arme und drückte ihr weinendes Gesicht an ihre Schulter. „Was hast Du?“ tröstete sie. „Uebermorgen fahren wir ihnen nach, willst Du, so nehme ich Dich mit nach Paris!“ In der aufgewirbelten Staubwolke, in der immer zunehmenden Entfernung wurde der Wagen klein und kleiner. Noch sahen ihn Justinens scharfe, weitsichtige Augen, Jeanne sah vor Thränen schon nichts mehr. „Da ist er noch . . ein Punkt . . Nun ist er verschwunden!“ sagte Justine. „Welch' lustige Tage waren das!“ Und dann flog ein Schatten über die Stirn der schönen Frau oder war es nur der Schatten der grauen Wolke, welche über die Sonne zog? „Werden wir sie wiedersehen?“ Sie schlug die Hände in einander: „Wenn nicht, Paris ist eine Welt; komm mit, Kleine, dort rauscht der Strom der Vergessenheit!“

Jeanne la Royale fuhr nicht mit Justinen nach Paris und als diese dort ankam, fand sie ihren Gatten und ihre Kameraden und Freundinnen und das ganze bunte und zerstreuende Treiben des Theaters zu ihrem Empfange und ihrer Berauschung bereit und war nach wenigen Monaten wieder der verzogene Liebling und die bewunderte Künstlerin der einzigen Stadt; wen sie aber nie mehr in ihrem Leben sah, war Hugo, der bald nach seiner Vorstellung in Versailles vor dem Könige nach Hannover zurückkehrte; war der Marschall Moritz von Sachsen, der am 30. November desselben Jahres — an einem Fieber oder einem Sturze von dem Pferde, so widersprechen sich die Nachrichten — in Chambord plötzlich, wie ein Licht von einem heftigen Windhauch, erlosch — ein Licht, mit dem auch der letzte Glanz dieses alten Königsschlosses für immer erblich.

Indische Reisebriefe.

Von

Ernst Haeckel.

VIII.

Die Galla-Colombo-Straße.

Die ersten beiden Wochen in Ceylon waren mir in beständigem Schauen und Staunen wie ein Traum verflossen. Ich hatte in Colombo die wichtigsten Eigenthümlichkeiten der singhalesischen Natur und Menschenwelt kennen gelernt und in Peradenia die erstaunliche Gestaltungskraft der tropischen Flora bewundert. Nun mußte ich daran denken, den wissenschaftlichen Hauptzweck meiner Reise, die Untersuchung der vielgestaltigen und zum großen Theil noch so wenig bekannten indischen Seethiere, zur Ausführung zu bringen. Insbesondere war ich höchst gespannt, diejenigen Thierclassen, mit deren Studien ich mich seit mehreren Decennien besonders eingehend befaßt hatte: Moneren und Radiolarien, Spongien und Korallen, Medusen und Siphonophoren, an den Gestaden von Ceylon weiter zu erforschen; ich durfte hoffen, hier ganz neue Gestaltungsverhältnisse zu finden, welche dieselben unter dem Einflusse der Tropensonne und der indischen Lebensbedingungen entwickeln.

Die Bedingungen, unter denen die genannten Seethierclassen zu ihrer vollen Entwickelung gelangen, sind vielfach eigenthümlich und es ist keineswegs gleichgültig, welchen Küstenort wir zu ihrer Erforschung aufsuchen. Nicht allein die verschiedene Beschaffenheit des Meerwassers — Salzgehalt, Reinheit, Temperatur, Strömung, Tiefe des Meeres —, sondern gleicherweise (und oft in höherem Maße) die Beschaffenheit der benachbarten Küste (ob felsig oder sandig, aus Kalk oder Schiefer gebildet, ob reich oder arm an Vegetation) wirkt vielfach und bedeutend auf die Entwickelung der marinen Fauna. Insbesondere kann der geringere oder größere Zufluß von Süßwasser, sowie die schwächere oder stärkere Brandung der Wellen, die Existenz gewisser Seethiergruppen ebenso begünstigen, wie sie diejenigen von anderen Gruppen verhindert. Für die massenhafte Entwickelung derjenigen Abtheilungen von schwimmenden Seethieren, deren Untersuchung mir besonders interessant war: Radiolarien, Medusen, Siphonophoren,

sind vorzüglich günstig Meeresbuchten mit tiefem, klarem und stillem Wasser, geschützt durch vorspringende felsige Landzungen, frei von größeren Süßwasser-Zuflüssen, und ausgestattet mit Strömungen, welche schwimmende Seethierscharen hineinführen. Solchen günstigen Verhältnissen verdanken z. B. im Mittelmeer das Hafenbecken von Messina, der Golf von Neapel, die Bucht von Villafranca den großen Ruf, in dem sie seit Jahrzehnten bei uns Zoologen stehen.

Ein Blick auf die Karte von Indien belehrt uns nun, daß dergleichen geschützte Buchten hier äußerst wenig entwickelt sind, viel seltener und unbedeutender, als an den reich gegliederten und vielfach ausgeschnittenen Küsten unseres unvergleichlichen Mittelmeeres. An dem Gestade von Ceylon sind überhaupt nur drei solche Buchten vorhanden: an der südwestlichen Küste die beiden schönen Hafenbecken von Galla und Belligemma, an der nordöstlichen Küste der ausgezeichnete, große und inselreiche Golf von Trinkomalie. Dieser letztere wurde schon von Nelson für einen der besten Häfen der Welt erklärt. Die englische Regierung, die in allen Erdtheilen die wichtigsten, für ihre Weltherrschaft günstigsten Stützpunkte ebenso scharfblickend erkennt als zweckentsprechend und ausgibigst benützt, säumte nach der Besitzergreifung von Ceylon nicht, Trinkomalie zu dessen Kriegshafen zu erheben und mit allen dazu gehörigen Vertheidigungsmitteln reichlichst auszustatten. Schon die Holländer hatten auf zwei vorspringenden Landzungen zum Schutze des Hafens zwei kleine Festungen erbaut: Fort Frederik im Nordosten, Fort Ostenburg in Süden. Von den Engländern wurden diese Fortificationen verstärkt und weiter ausgebaut, sowie auch für die Hebung der kleinen Stadt Vieles gethan. Trotzdem bleibt Vieles zu thun noch übrig, besonders wenn man bedenkt, daß Trinkomalie der mächtigste und wichtigste Schutzhafen für das ganze englische Indien ist. In dem Kampfe, welchen das britische Weltreich früher oder später um den Besitz Indiens zu führen haben wird, dürfte dieser feste Platz voraussichtlich die größte Rolle spielen.

Der Hafen von Trinkomalie, ausgezeichnet nicht allein durch seine Größe und Tiefe, sondern auch durch seine reiche Küstengliederung und durch eine Anzahl bewaldeter Inseln, die seinen Eingang bewachen, läßt schon von vornherein eine besonders reiche Entfaltung des Seethierlebens erwarten. Und in der That scheinen viele Gruppen von Seethieren, vorzüglich die auf felsigem Boden kriechenden Weichthiere und Sternthiere (Mollusken und Echinodermen) hier eine größere Fülle verschiedener Arten zu bilden, als an den meisten übrigen Küstenpunkten der Insel. Insbesondere ist sein Reichthum an schönen Conchylien, prächtig gefärbten Schnecken und zierlich geformten Muscheln, seit langer Zeit berühmt. Auch haben einzelne Zoologen, welche Trinkomalie früher besuchten, dort viele neue Thierformen entdeckt. Es war daher natürlich, daß ich auf diesen Punkt vor allen anderen meine Aufmerksamkeit richtete und wenigstens einen Monat dort zu fischen beschloß. Allein als es an die Ausführung dieses Planes ging, stellten sich leider unübersteigliche Hindernisse derselben entgegen. Die Verbindung von Trinkomalie mit den Hauptstädten der Insel ist noch heutzutage sehr unvollkommen und läßt viel zu wünschen übrig; ebensowohl zu

Wasser als zu Lande. Für die projectirte Eisenbahn von Kandy nach Trinkomalie ist noch Nichts geschehen. Da Kandy fast in der Mitte zwischen der westlichen und östlichen Küste liegt, und mit der ersteren durch die Colombo-Eisenbahn schon seit Jahren verbunden ist, so erscheint die Fortsetzung der letzteren nach der Ostküste als eine Nothwendigkeit, besonders Angesichts der hohen strategischen Bedeutung von Trinkomalie und der Vorzüglichkeit seines Hafens, der in mercantilischer Beziehung noch sehr wenig benutzt ist. Trotzdem kann man auch gegenwärtig von Kandy nach Trinkomalie nur auf beschwerlichen Wegen gelangen, welche tagelang durch dichte unbewohnte Wälder führen. Zudem war gerade Anfang December, als ich diese Reise unternehmen wollte, der Zustand jener Wege besonders schlecht. Die heftigen Regengüsse des Südwest-Monsuns hatten mehrere Brücken weggeschwemmt und ganze Strecken der Straße unfahrbar gemacht. Ich mußte fürchten, daß die Ochsenkarren, die meine 16 Kisten mit Instrumenten ꝛc. dorthin bringen sollten, unterwegs stecken bleiben oder nur unter großen Hindernissen und Beschädigungen Trinkomalie erreichen würden.

Nicht besser aber stand es leider mit dem Seewege. Die Regierung schickt allmonatlich einen kleinen Küstendampfer, den „Serendib", zweimal um die ganze Insel herum, einmal mit der nördlichen, das andermal mit der südlichen Hälfte beginnend. Dieser kleine Dampfer vermittelt die einzige regelmäßige und directe Communication zwischen den Hauptpunkten der Küste; im Uebrigen verkehren zwischen denselben nur unsichere und mangelhafte Segelboote. Nun wollte es aber das Mißgeschick, daß gerade zu jener Zeit, als ich auf dem „Serendib" nach Trinkomalie fahren wollte, derselbe im Sturme Havarie erlitten hatte und behufs Reparatur nach Bombay geschleppt worden war. Ich mußte also zunächst auf den Besuch von Trinkomalie verzichten und ihn auf spätere Zeit verschieben. Zu meinem großen Bedauern kam aber auch später in Folge anderer Hindernisse dieser Plan nicht zur Ausführung.

Zunächst blieb mir nichts Anderes übrig, als mich nach der Südwestküste zu wenden, und mein zoologisches Laboratorium entweder in Galla oder in Belligemma aufzuschlagen. Galla (oder Point de Galle), die bedeutendste Hafenstadt der Insel, die bis vor wenigen Jahren die Hauptstation aller Indienfahrer und der gewöhnliche Ankunftsplatz der europäischen Reisenden war, bot mir den Vortheil europäischer Civilisation, leichtere Beschaffung der nöthigsten Hilfsmittel und beständigen Verkehr mit gebildeten Engländern. Ich konnte dort sicher darauf rechnen, in dem schönen großen Hafen mit europäischen Booten zu fischen, auf den berühmten Korallenbänken eine Fülle interessanter Seethiere zu finden und diese mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit und Bequemlichkeit zu untersuchen und zu verpacken. Außerdem hatte ich den Vortheil, daß schon andere Zoologen vor mir dort gearbeitet und die Bekanntschaft mit Oertlichkeit und Thierwelt erleichtert hatten; insbesondere enthält Ransonnet's schönes Werk viele wichtige Bemerkungen über die dortigen Korallenbänke. Ganz andere Verhältnisse mußte ich in Belligemma erwarten. Die schöne und geschützte Bucht dieses Ortes, fünfzehn Meilen südlich von Galla (halbwegs zwischen diesem und Matura, der Südspitze der Insel gelegen) besaß zwar bezüglich der Korallenbänke und der sonstigen topographischen und zoologischen Verhältnisse

voraussichtlich viel Aehnlichkeit mit Galla; sie hatte aber, selten besucht und wenig erforscht, den großen Reiz des Neuen und Unbekannten voraus. Die tropische Vegetation und die ganze Scenerie war nach Allem, was ich darüber gelesen und gehört, noch schöner und reicher als in Galla. Ganz besonders aber reizte mich der Umstand, daß ich hier einmal auf einige Monate dem Zwange und der Unnatur unseres Culturlebens gänzlich entfliehen konnte; ich durfte hoffen, inmitten aller Reize der üppigsten tropischen Natur mich ungestört ihrem Genusse hinzugeben, und mitten unter einfachen Naturmenschen eine Vorstellung von dem geträumten paradiesischen Urzustande unseres Geschlechts zu gewinnen. Denn Belligemma ist nichts weiter als ein großes, rein singhalesisches Dorf, bewohnt von Fischern, Hirten und Bauern; seine 4000 braunen Einwohner, unter denen sich kein einziger Europäer befindet, leben nur zum kleineren Theil im Dorfe selbst, am Strande der malerischen Bucht, zum größeren Theile zerstreut in Hütten, welche sich auf einen großen Flächenraum des herrlichsten Cocoswaldes vertheilen. Ganz allein in dem einsamen und stillen Rasthause von Belligemma durfte ich außerdem hoffen, meine Arbeiten zusammenhängender und ungestörter auszuführen als in dem geselligen Galla unter vielen wohlwollenden Freunden und neugierigen Bekannten. Freilich mußte ich aber auch darauf gefaßt sein, für die Einrichtung meines zoologischen Laboratoriums und die Ausführung meiner Arbeiten hier auf viel größere Schwierigkeiten zu stoßen; möglicherweise konnten unvorhergesehene und unüberwindliche Hindernisse meine Pläne viel eher vereiteln als in Galla.

Nach längerem Schwanken, und nachdem ich alle für und wider sprechenden Gründe reiflich erwogen, entschied ich mich endlich für Belligemma, und ich hatte diese Wahl nicht zu bereuen. Die sechs Wochen, welche ich dort verlebte, überreich an den wunderbarsten Eindrücken, werden mir immer unvergeßlich sein und bilden in dem Kranze meiner indischen Reiseerinnerungen eine der duftigsten und buntesten Blumengruppen. Wenn ich auch für meine speciellen zoologischen Arbeiten Vieles besser und bequemer in Galla gefunden hätte, so gewann ich doch für meine allgemeine Naturanschauung und Menschenkenntniß weit mehr in dem reizenden Belligemma.

Natürlich mußte ich für einen längeren Aufenthalt in diesem einsamen Fischerdorfe zahlreiche Vorbereitungen treffen. Da das einzige Unterkommen in demselben durch das Regierungs-Rasthaus geboten wird und da der Aufenthalt in solchen Rasthäusern vorschriftsmäßig nicht über drei Tage dauern darf, so erbat ich zunächst die Erlaubniß, dasselbe für mehrere Monate bewohnen zu dürfen. Der Gouverneur von Ceylon, Sir James Longden, an den ich von der englischen Regierung besonders empfohlen war, und dem ich für seine freundliche Aufnahme hier meinen besten Dank abstatte, ließ mir ein Empfehlungsschreiben an den Präsidenten der Südprovinz ausfertigen, in welchem mir nicht nur jene Erlaubniß gewährt, sondern auch sämmtliche Regierungsbeamten angewiesen wurden, mir in jeder Weise gefällig und dienstbar zu sein. Bei der musterhaften Ordnung und Disciplin des Regierungsmechanismus, die in den englischen Colonien ebenso wie im Mutterlande herrscht, ist eine solche officielle Empfehlung des Gouverneurs ein unschätzbarer und oft ein unentbehrlicher

Talisman. Ganz besonders gilt das von Ceylon, da diese Insel von der Regierung Indiens unabhängig ist und unmittelbar unter dem Colonialministerium in London steht; der Gouverneur ist ziemlich unumschränkter Alleinherrscher und kehrt sich an die Beschlüsse seines bloß berathenden Parlamentes sehr wenig. Man schiebt dieser absolutistischen Regierungsform, die gar nicht nach dem Geschmacke der constitutionellen Engländer ist, den größten Theil der vielen Mängel zu, unter denen die Verwaltung der schönen Insel leidet. Einer der größten ist aber jedenfalls der, daß der Gouverneur die Zügel der Regierung nicht länger als vier Jahre führen darf — ein viel zu kurzer Zeitraum, der kaum ausreicht, die Insel gehörig kennen zu lernen. Allein unter den eigenthümlichen Verhältnissen ihrer Bevölkerung, bei dem Umstande, daß unter den $2^1/_2$ Millionen Einwohnern sich nur 3000 Europäer befinden, ist die Concentration der Regierungsgewalt in einer Hand auch in vieler Beziehung vortheilhaft. Im Allgemeinen gewann ich bei näherer Bekanntschaft mit den Verwaltungsverhältnissen die Ueberzeugung, daß auch hier, wie in den meisten anderen Colonien, der praktische Sinn der Engländer regelmäßig das Richtige trifft und die Verwaltung mit größerer Umsicht und Einsicht leitet, als es der Mehrzahl der anderen Culturvölker möglich sein würde.

Nachdem ich mich auch für Galla mit Empfehlungen versehen und noch mancherlei Einkäufe für die Ausstattung meines Aufenthalts in Belligemma besorgt hatte, packte ich meine 16 Kisten auf einen großen zweiräderigen Ochsenkarren, der dieselben innerhalb 8 Tagen bis Galla befördern sollte. Diese Bullock-Cart's sind in ganz Ceylon, soweit Fahrstraßen existiren, die allgemein gebräuchlichen Lastfuhrwerke. Die größten Karren nehmen bis 40 Centner Last auf ihre beiden gewaltigen Räder und werden von 4 starken Buckelochsen (oder Zebus) der größten Rasse gezogen. Das Joch der Deichsel wird nicht an der Stirn befestigt, sondern einfach auf den Nacken gelegt, unmittelbar vor den Fetthöcker, der als Widerhalt dient. Der ganze Karren ist von einem tonnenförmigen Dach überwölbt, das aus gekreuzten Blattfiedern der Cocospalme gefertigt ist und dessen dichtes doppeltes Geflecht die darunter geborgene Fracht auch vor den heftigsten Regengüssen schützt. Matten aus gleichem Geflecht werden auch vorn und hinten vor dem Eingang des Gewölbes befestigt. Die Last muß kunstgerecht so gleichmäßig vertheilt werden, daß der Schwerpunkt in der Mitte über der Axe des Räderpaares ruht. Der Fuhrmann sitzt vorn auf der Deichsel unmittelbar hinter den Ochsen oder geht zwischen ihnen; unaufhörlich treibt er die Thiere durch Rufen oder durch Reiben des Schwanzes zwischen den Hinterbeinen zu rascherem Gange an. Hunderte solcher Ochsenkarren, bald mit zwei, bald mit vier Zebus bespannt, bilden die beständige Staffage aller Landstraßen. Dazwischen bewegen sich dann in rascherem Gange oder selbst in munterem Trabe die kleinen „Ochsendroschken" oder „Bullock-Bandy's"; das sind leichtere zweiräderige Karren derselben Form, die von einem niedlichen schnellfüßigen Laufochsen gezogen werden.

Am 9. December verließ ich das freundliche Whist-Bungalow, begleitet von den herzlichen Wünschen und guten Rathschlägen meiner lieben Gastfreunde. Die Fahrt von Colombo bis Galla bildet ein stehendes Lieblingscapitel in allen

Reisebeschreibungen von Ceylon. Da bis vor wenigen Jahren alle Postdampfer zuerst in Galla landeten und da der erste Ausflug der Reisenden stets von dort nach der Hauptstadt gerichtet war, so wurden die Ankömmlinge auf dieser Strecke zuerst mit den Naturschönheiten der Insel bekannt. Allerdings sind dieselben aber auch hier ganz besonders reich und üppig entwickelt; der Cocospark mit seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von reizenden Bildern, wie ich sie zuerst auf der Excursion nach Kaduwella sah, nimmt einen breiten Küstenstrich in dem ganzen südwestlichen Theile der Insel ein. Bald schlängelt sich die Straße mitten durch denselben hin, bald berührt sie unmittelbar die felsige oder sandige Meeresküste, bald durchschneidet sie dichtere Waldpartien, oder geht auf Brücken über die zahlreichen kleinen Flüsse, die an der Westküste münden.

Während früher die ganze Strecke von Colombo bis Galla nur mit Wagen befahren wurde, ist gegenwärtig im ersten Drittel derselben eine Eisenbahn an die Stelle der Fahrstraße getreten. Die Bahn hält sich ebenfalls ganz nahe der Küste, durchschneidet fast geradlinig in südlicher Richtung den Palmenwald und endet vorläufig in Caltura. Die Fortsetzung der Bahn von hier nach Galla, die für letzteren Ort von größtem Vortheil sein würde, ist von der Regierung nicht gestattet worden, aus Besorgniß, daß dadurch Galla wieder sich heben und einen Vorsprung vor der Hauptstadt Colombo gewinnen könnte. Da der Verkehr zwischen beiden Städten sehr lebhaft und in stetigem Wachsthum begriffen ist, so kann über die gute Rentabilität der Eisenbahn kein Zweifel sein. Lediglich der maßgebende Wunsch, Colombo auf Kosten von Galla immer mehr zu heben, bestimmt die Regierung, selbst der wohlfundirten Gesellschaft, die das Capital für den Bahnbau nachgewiesen hatte, die Concession zu verweigern. Es ist das ein beständiges Object vieler Klagen, die man allerorten auf dieser Strecke hört. Der Reisende ist daher gezwungen, entweder ein sehr theures Privatfuhrwerk zu miethen oder sich dem Postomnibus anzuvertrauen, der täglich von Galla nach Caltura und zurück fährt; aber auch dieser ist theuer und dabei nichts weniger als bequem.

Allerdings führt dieser Omnibus den stolzen Titel der „Königlichen Postkutsche“ (Royal Mailcoach) und zeigt auf seiner Thüre das englische Wappen mit der stolzen Ueberschrift: „Hony soit qui mal y pense!“ Diese Warnung klingt jedoch wie die reine Ironie Angesichts der Beschaffenheit der Kutsche selbst und der Pferde, die mit deren Beförderung gequält werden. Der leicht gebaute Wagen erscheint kaum für die Aufnahme von einem halben Dutzend Passagiere ausreichend, wird aber bei günstiger Gelegenheit auch mit der doppelten Zahl vollgestopft. Sowohl die beiden schmalen Bänke im engen Innenraum als auch die hinten angebrachte Bank werden dann mit je drei Personen besetzt, obgleich sie kaum für zwei hinreichend breit sind. Die besten Sitze bleiben noch die vorn auf dem freien Bock neben dem Kutscher, unter einem weit vorspringenden Schattendach. Hier genießt man den freiesten Umblick in die herrliche Scenerie nach allen Seiten, und bleibt dabei von den starken, nichts weniger als angenehmen Düften verschont, welche die schwitzenden, mit Cocosöl gesalbten Singhalesen, in dem engen Innenraum zusammengepreßt, entwickeln. Dabei beträgt der Fahrpreis der fünfstündigen Omnibusfahrt für jeden „weißen“

Europäer 15 Rupien (= 30 Mark) — mithin für jede Stunde Fahrzeit 6 Mark! — Der farbige Eingeborene zahlt nur die Hälfte.

Der unangenehmste Umstand bei dieser Omnibusfahrt, wie bei allen ähnlichen Postkutschenfahrten in Ceylon ist die greuliche Quälerei der armen Postpferde. Die guten Singhalesen scheinen nämlich seit Alters her und bis auf den heutigen Tag keine Vorstellung davon zu haben, daß Rosselenken eine Kunst ist, die gelernt sein will; und daß die Pferde für das Wagenfahren eingelernt oder „angepaßt" werden müssen. Vielmehr scheinen sie anzunehmen, daß sich das Alles von selbst versteht und daß die Thiere das Wagenziehen bereits durch Vererbung kennen. Ohne sie daher gehörig einzufahren, werden die ungelernten Pferde in ein ebenso unbequemes als unpraktisches Geschirr vor den Wagen gespannt und nun so lange in der verschiedensten Weise gemartert, bis sie aus Verzweiflung davon laufen. Da gewöhnlich dazu weder die lautesten Zurufe noch harte Peitschenschläge ausreichen, so werden die mannigfaltigsten Marterwerkzeuge angewendet: die empfindlichen Nasenlöcher werden mit Haken auseinander gerissen, die Zunge mit einer Zange gefaßt und aus dem Halse herausgezogen; die Ohren werden an Knebel befestigt und mittelst dieser um ihre Axe gedreht, als ob sie aus dem Kopfe ausgeschraubt werden sollten; an den Vorderbeinen werden lange Stricke befestigt, an denen ein halbes Dutzend johlender und kreischender Jungen die armen Thiere vorwärts ziehen; andere zerren inzwischen hinten aus Leibeskräften am Schwanze und schlagen mit Stangen auf die Hinterbeine; ja bisweilen, wenn alles das nicht ausreicht, die gequälten Geschöpfe zur Verzweiflung zu bringen und zum Fortrennen zu veranlassen, wird ihnen eine brennende Fackel unter den Bauch gehalten. Kurz, es wird keine Marter gespart, welche jemals die heilige Inquisition zur Bekehrung ungläubiger Ketzer angewendet hat; und wenn ich oft oben auf dem Bocksitze eine Viertelstunde lang und länger diese abscheuliche Thierquälerei mit ansehen mußte, ohne sie hindern zu können, stieg immer unwillkürlich der Gedanke in mir auf, für welche Sünden diese armen Pferde gestraft werden sollten. Wer weiß, ob ähnliche Vorstellungen nicht auch in den Köpfen der schwarzen Kutscher und Pferdeknechte spuken, welche meistens dem Siva-Cultus und der Lehre von der Seelenwanderung anhängen. Vielleicht denken sie, durch diese Martern sich an den wandernden Seelen der grausamen Fürsten und Krieger zu rächen, die früher die Peiniger ihres Volkes waren.

Entweder derartige Vorstellungen oder gänzlicher Mangel an Mitgefühl, — vielleicht auch die sonderbare, selbst in Europa zuweilen auftauchende Vorstellung, daß die Thiere kein Gefühl besäßen, — erklären es, daß die Singhalesen diese und ähnliche Thierquälereien (auch vielfach an den Zugochsen verübt) als eine Art amüsanter Unterhaltung betrachten. In den Dörfern an der Landstraße, wo die Pferde gewechselt werden, ist die Ankunft der Postkutsche stets das wichtigste Ereigniß des Tages und alle Einwohner strömen neugierig zusammen, theils um die durchkommenden Reisenden zu mustern und zu kritisiren, theils um dem aufregenden Schauspiel des Pferdewechsels beizuwohnen und sich an dem Martern der neu eingespannten Thiere activ zu betheiligen. Sind diese dann endlich in der Verzweiflung zur Flucht gebracht, so rennen sie gewöhnlich,

von lautem Geschrei des johlenden Volkes begleitet, in gestrecktem Galopp oder in voller Carriere so lange als ihr Athem anhält und fallen dann erst in langsameren Trab. Schweißbedeckt, mit schäumendem Munde und zitternden Gliedern, kommen sie nach einer halben Stunde auf der nächsten Station an, wo sie von ihren Leidensgefährten abgelöst werden. Natürlich ist diese Fahrmethode für die Reisenden, die sich der gebrechlichen Postkutsche anvertrauen, weder angenehm noch gefahrlos. Häufig wird die letztere umgeworfen und zerbrochen; die verzweifelten Pferde springen nicht selten querfeldein oder drängen rückwärts den Wagen in ein Bananengebüsch oder in einen Graben hinein; ich gebrauchte daher in kritischen Momenten auf meinem hohen Bocksitze stets die Vorsicht, mich zum Sprunge bereit zu halten. Uebrigens ist kaum zu begreifen, wie die englische Regierung, die sonst so streng auf Ordnung und Zucht hält, diesem Unfug der Thierquälerei nicht längst ein Ende gemacht und namentlich für die armen Rosse ihrer eigenen „königlichen Postkutsche" durchgreifende Schutzmaßregeln ergriffen hat.

Großer Buddha, der du so sehr bestrebt warst, das Elend dieses Jammerdaseins zu mindern und die Leiden der gequälten Geschöpfe zu lindern, welchen großen Fehler hast du begangen! Welche Wohlthat hättest du der gequälten Menschheit und Thierheit erwiesen, wenn du statt des thörichten Verbotes, ein Thier zu tödten, vielmehr das segensreiche Gebot erlassen hättest, kein Thier zu quälen! Das erstere Verbot wird von den buddhistischen Singhalesen in der Regel mit großer Sorgfalt befolgt, wenn auch mit vielen Ausnahmen. Sie sehen es zwar sehr gern, wenn der Naturforscher ihnen die Affen und Fledermäuse wegschießt, welche ihre Bananen und Mangofrüchte stehlen; oder wenn der Pflanzer die Elephanten tödtet, welche ihre Reisfelder verwüsten, die Leoparden, welche ihre Ziegen verzehren, die Palmenmarder, welche ihre Hühner morden. Allein sie selbst weisen in der Regel jede derartige Zumuthung mit Abscheu von sich, und hüten sich sehr, ein Thier direct zu tödten. Aus diesem Grunde sind auch die Mitglieder der Fischerkaste meist Katholiken; sie haben den Buddha-Glauben verlassen, um am Tödten der Fische keinen Anstoß zu nehmen.

Bei der hartnäckigen Insubordination, welche die indischen Pferde ihren Peinigern entgegensetzen, und bei ihrer Neigung zu unvermutheten Seitensprüngen, sowie bei der verzweifelten Schnelligkeit ihres Laufes erfordert das Amt der Rosselenker besondere Geschicklichkeit. Sowohl der Kutscher als sein Assistent, der Pferdeknecht, muß beständig auf seiner Hut sein. Die Ausdauer und Behendigkeit des Letzteren ist bewunderungswürdig; ganz nackt, nur mit einer Schwimmhose und einem umgehängten Posthorn bekleidet, auf dem Haupte einen weißen Turban, läuft der schwarze Tamil lange Strecken neben dem dahinjagenden Wagen her, zieht dabei die Stränge der Pferde bald hier bald dorthin, und schwingt sich mitten im schnellsten Lauf auf den Wagentritt an der Deichsel. Wenn ein anderes Fuhrwerk entgegenkommt oder der Weg eine plötzliche Biegung macht, ergreift er rasch den Kopf der Pferde und lenkt sie mit gewaltigem Ruck nach der freien Seite. Wenn die Kutsche eine der langen hölzernen Brücken passirt, welche die breiten Flüsse überschreiten, hemmt er plötzlich den jähen Lauf der Thiere und führt sie in bedächtigem Schritt über die

lockeren und klappernden Holzschwellen. Wenn ein Kind, wie es oft passirt, mitten über den Weg läuft, oder eine alte Frau dem Wagen nicht ausweicht, springt der Pferdeknecht rasch entschlossen vor die Pferde und schiebt sie mit kräftiger Hand hinweg. Kurz er muß beständig aufpassen und bei der Hand sein.

Obgleich der Charakter der Landschaft auf der ganzen, siebenzig englische Meilen langen Strecke zwischen Colombo und Galla derselbe bleibt, so wird dennoch das entzückte Auge des Reisenden nie ermüdet. Der unendliche Reiz der Cocoswälder und die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in der Gruppirung und Abwechselung ihrer Staffage läßt keine Gleichgültigkeit aufkommen. Die stechende Gluth der Tropensonne wird nur selten lästig, da sie sowohl durch die kühlende Seebrise als den Schatten der Wälder bedeutend gemildert wird. Zwar liefert das zierliche Fiederwerk der Cocospalmen, wie der meisten übrigen Palmen, nicht den dichten und erfrischenden Schatten unserer nordischen Laubwälder; denn durch die Spalten zwischen den Fiedern dringen allenthalben die Sonnenstrahlen wenn auch gebrochen, hindurch. Allein vielfach sind die schlanken Stämme der Palmen mit den zierlichen Gewinden der kletternden Pfefferrebe und anderen Schlingpflanzen bedeckt; gleich den schönsten künstlichen Guirlanden schwingen sich die dicht beblätterten Ranken der letzteren von Krone zu Krone; von oben hängen sie gleich prächtigen Ampeln frei herunter. Manche von diesen Kletterpflanzen sind mit den herrlichsten Blüthen geschmückt, so die feuerrothe Prachtlilie, die blaue Thunbergia, die rosenrothe Bougainvillea, goldgelbe Schmetterlingsblüthen aus verschiedenen Gattungen u. s. w. Ferner stehen unter und zwischen den herrschenden Palmen vielfach andere Bäume, so namentlich der edle Mango und der gewaltige Brodfruchtbaum mit seiner dichten, dunkelgrünen Krone. Der schlanke, säulengleiche Stamm des zierlichen Papaybaumes (Carica papaya) ist elegant getäfelt und mit einem regelmäßigen Diadem von breiten, handförmig eingeschnittenen Blättern geziert. Verschiedene Arten von Jasmin, von Orangen- und Limonenbäumen sind über und über mit duftigen, weißen Blüthen bedeckt. Und dazwischen sind nun die niedlichen, weißen oder braunen Hütten der Singhalesen mit ihrer idyllischen Staffage überall zerstreut; man würde glauben, durch ein einziges, ununterbrochenes Dorf mit Palmengärten zu fahren, wenn nicht hier und da eine dichtere Waldpartie dazwischen träte, und dann wieder ein ländlicher Bazar mit einer Reihe zusammengedrängter Häuser uns in ein wirkliches, dichter bevölkertes Dorf hineinführte.

Dann wendet sich streckenweise der Weg wieder zum Meere und führt oft unmittelbar an der felsigen Küste hin. Hier wechselt weicher, flacher Sandstrand mit felsigen Hügeln, und diese letzteren namentlich sind mit den seltsamen Pandangs oder Schraubenbäumen malerisch bekleidet. Die Pandangs (Pandanus odoratissimus) gehören zu den merkwürdigsten Charakterpflanzen der Tropen. Sie sind den Palmen nahe verwandt und werden auch Schraubenpalmen oder (unpassender) Schraubenfichten (Screw-Pines) genannt. Der niedere, cylindrische Stamm, der meist zwischen 20 und 40 Fuß Höhe erreicht, ist vielfach verbogen und gabelförmig oder nach Art eines Armleuchters verzweigt. Jeder Zweig trägt am Ende einen dichten Busch von großen, schwertförmigen

Blättern (ähnlich den Dracaenen und der Yucca). Diese Blätter sind bald seegrün, bald dunkelgrün, zierlich umgebogen, und am Grunde dergestalt spiralig geordnet, daß der Zweig einer regelmäßig gewundenen Schraube gleicht. An der Basis der Blätterbüsche hängen weiße, wundervoll duftende Blüthentrauben oder große rothe, einer Ananas ähnliche Früchte. Das Merkwürdigste an den Pflanzen sind aber zahlreiche dünne Luftwurzeln, die an vielen Stellen vom Stamme abgehen und sich nach unten gabelförmig verzweigen; unten am Boden angelangt, schlagen sie wieder Wurzeln und dienen als Stützpfeiler für den schwachen Stamm. Es sieht aus, als ob der Baum auf Stelzen ginge. Höchst phantastisch erscheinen diese Pandangs, wenn sie sich auf ihren Stelzbeinen hoch über niederes Buschwerk erheben, wenn sie zwischen den zerklüfteten Felsen des Seestrandes sich anklammern oder schlangenartig zwischen denselben auf dem Boden fortkriechen.

Der weiße Sandboden, welcher den flachen Meeresstrand bildet und mit dunkeln, felsigen Vorgebirgen vielfach wechselt, ist belebt von munteren, rasch entweichenden Sandkrabben, deren Schnellfüßigkeit ihnen den classischen Namen Ocypode eingetragen hat. Aber auch zahlreiche Eremitenkrebse (Pagurus) wandeln bedächtiger zwischen ihren leichtfüßigen Cousinen einher und schleppen das Schneckenhaus, in dem sie ihren weichen, empfindlichen Hinterleib verbergen, mit vieler Würde. Hier und da sind Strandläufer, zierliche Reiher, Regenpfeifer und andere Strandvögel mit Fischfang am Strande beschäftigt und machen den fischenden Singhalesen erfolgreich Concurrenz. Die Letzteren treiben ihr Gewerbe theils einzeln, theils in Gesellschaften; sie fahren dann meist in mehreren Canoes mit mächtigen Netzen hinaus, welche sie gemeinschaftlich an den Strand ziehen. Die Einzelfischer hingegen fangen ihre Beute mit Vorliebe in den Wellen der schäumenden Brandung, und es gewährt ein unterhaltendes Schauspiel, wie die nackten, braunen Gestalten, nur durch einen großen breitkrämpigen Strohhut gegen den Sonnenstich geschützt, kühn in die brandenden Wogen hineinspringen und die Fische mit einem kleinen Handnetz herausfangen. Das erfrischende Seebad scheint ihnen eben so viel Vergnügen zu machen, wie ihren kleinen Kindern, die schaarenweis am Strande spielen und schon mit sechs oder acht Jahren sich als Meister in der edlen Schwimmkunst bewähren.

Gleich einem zierlichen, schmalen Atlasbande zieht sich der weiße oder gelbliche Saum des Seesandes oft stundenlang längs der vielfach eingeschnittenen oder in schönen, flachen Bogen ausgerandeten Küste hin und trennt die tiefblaue Fläche des indischen Oceans von den lichtgrünen Cocoswäldern. Dieser Saum erscheint um so reizender, als die schlanken Stämme der dicht gedrängten Cocospalmen stark über denselben überhängen, gleich als strebten ihre zierlichen Federkronen, die kühlende Seebrise voll einzuathmen und die Fülle des Sonnenlichtes ungetheilt zu genießen. Dazu ist der Boden zu ihren Füßen mit den schönsten Strandblumen geziert, unter denen besonders drei hervortreten: die Geißfußwinde mit ihren zweilappigen Blättern und violettrothen Blüthen (Ipomoea pescapri), eine zierliche rosenroth blühende Balsamine (Impatiens) und die stolze Trichterlilie von Ceylon (Pancratium ceylonicum); die stattlichen weißen Blüthen der Letzteren, mit schmalen, überhängenden Blumenblättern, stehen in

Dolden auf schlanken Stengeln von 6—8 Fuß Höhe. Demnächst sind es dann wieder vorzugsweise die herrlichen Pothos- oder Callapflanzen (Aroideae), die mit ihren gewaltigen Pfeilblättern den Weg verzieren. Wird die Sonnengluth gar zu unerträglich oder kommt plötzlich ein Regenschauer, so bricht der Singhalese zu seinem Schutze einfach ein solches Caladiumblatt ab; es schützt besser als ein baumwollener oder seidener Schirm und ist noch dazu auf das Zierlichste mit hellen Aderfiguren, oft auch mit purpurnen Flecken bemalt. So wachsen in diesem sonnigen Paradiese sogar die Parasols am Wege — oder vielmehr die „Entout-cas", da sie gleichzeitig ebenso gute Regen- als Sonnenschirme sind!

Besonders schöne Zierden der herrlichen Galla-Colombo-Straße sind die zahlreichen Flußmündungen, welche den Cocospark unterbrechen und die ausgedehnten Lagunen, welche namentlich in ihrer nördlichen Hälfte (zwischen Colombo und Caltura) die Küstenflüsse in Communication setzen. Die früheren Herren der Insel, die Holländer, fanden an diesen Wasserstraßen, als Erinnerungen an ihr Heimathland, solchen Gefallen, daß sie ein förmliches Canalnetz herstellten und darüber die Landstraßen sehr vernachlässigten. Gleich den bekannten „Treckschuiten" der Niederlande, fuhren damals zahlreiche Frachtboote auf den Küstenlagunen von Ort zu Ort und vermittelten hauptsächlich ihren Verkehr. Seitdem die Engländer nun die vorzügliche Landstraße hergestellt haben, sind jene Wasserbahnen ziemlich außer Gebrauch gekommen. Aber mit den dichten Bambus- und Palmenwäldern ihrer Ufer, mit den reizenden kleinen Inseln und Felsgruppen, die in den spiegelnden Wasserbecken reichlich zerstreut sind, gewähren sie dem vorüber eilenden Reisenden eine Fülle verlockender Bilder, besonders dort, wo über den dunkelgrünen, dichten Waldmassen sich ganze Schaaren schlanker Cocospalmen erheben — wie Humboldt treffend sagt: „ein Wald über dem Walde". Dazu bilden die aufsteigenden Hügelreihen in blauer Ferne einen passenden Hintergrund; hier und da treten auch die höheren Häupter des Berglandes darüber vor, unter allen immer am meisten auffallend der stattliche Kegel des Adams-Pik.

An den Mündungen der größeren Flüsse, deren man auf dieser Strecke eine ganze Anzahl überschreitet, nimmt die heitere Landschaft einen ernsteren Charakter an; die dunklen Mangrovenwälder machen sich da vorzugsweise geltend. Meist ist hier das Ufer dicht mit solchen Manglebäumen gesäumt, deren verzweigte Luftwurzeln ein undurchdringliches Dickicht herstellen; früher waren dieselben auch bevölkert von Crocodilen; jetzt sind diese vor der unaufhaltsam vordringenden Cultur nach dem oberen Theile der Flüsse zurückgewichen. Der stattlichste unter diesen Flüssen ist der prachtvolle Kalu-Ganga, der „schwarze Fluß", den ich später im größten Theil seiner Länge befuhr; in seiner letzten Strecke ist er so breit wie der Rhein bei Cöln. An seiner Mündung liegt Caltura, ein großes Dorf, an welchem vorläufig die Eisenbahn aufhört. Am südlichsten Ende von Caltura wölbt sich ein prachtvoller Benyan- (oder Benjamin-) Baum gleich einem Triumphbogen über der Landstraße. Der riesige Feigenstamm (Ficus indica) hat Luftwurzeln getrieben, welche auf der entgegengesetzten Seite der Straße Grund gefaßt haben und zu mächtigen Stämmen herangewachsen sind; diese bilden jetzt zusammen mit dem Hauptstamm einen

hochgewölbten gothischen Bogen, um so malerischer, als zahlreiche parasitische Farne, Orchideen, wilder Wein und andere Kletterpflanzen den Stamm überwuchert haben. In der Nähe am Strande entdeckte ich bei einem späteren Besuche von Caltura ein anderes Baumwunder, einen Gummibaum, dessen Pfeilerwurzeln, vielfach gewunden und in Gestalt hoher Bretterzäune aufsteigend, ein wahres Labyrinth bildeten; Schaaren von munteren Kindern spielten in den Nischen zwischen den einzelnen Wurzellatten Verstecken.

Ein anderer reizender Punkt der Straße ist das Rasthaus von Bentotte, an welchem die „königliche Postkutsche" eine Stunde anhält, um die Fahrgäste etwas ausruhen und sich durch ein Frühstück stärken zu lassen. Eine besondere Delicatesse desselben bilden die berühmten Austern des Ortes; man genießt sie entweder frisch oder gebacken, auch wohl in Essig eingemacht. Das Rasthaus liegt reizend auf einem Hügel zwischen hohen Tamarindenbäumen und gewährt einen prächtigen Blick auf das sonnenbeglänzte Meer und auf die Brücke, welche eine Flußmündung überschreitet. Unterhalb der Brücke sah ich nach eingenommenem Frühstück dem Austernfang zu und schlenderte dann noch eine Viertelstunde durch den malerischen Bazar des langgestreckten Dorfes. Der Handel und Wandel in diesen Bazaren stimmt ebenso vortrefflich zu der idyllischen Umgebung, wie die einfache Ausstattung der indischen Hütten und die primitive Kleidung ihrer halbnackten Bewohner. Den weitaus bedeutendsten Handelsartikel bilden Reis und Cörry als wichtigste Nahrungsmittel, Betel und Areca als beliebteste Genußmittel. Diese sowohl als die meisten anderen Handelsartikel liegen in den einfachen Läden, deren einzige Oeffnung Thüre und Fenster zugleich ist, zierlich ausgebreitet auf den frischgrünen Bananenblättern; abwechselnd mit Haufen von Cocosnüssen, prächtigen Bananen-Trauben, den stärkemehlreichen Wurzeln der Yams, den Colocasia u. s. w. Dazwischen erblicken wir die riesigen, oft 50—80 Pfund schweren Brodfrüchte und die nahe verwandten Jackfrüchte, ferner als besondere Delicatessen die Mango und die Annona (den „Custard-Apple" der Engländer). Während uns in diesen Fruchtläden, welche die Singhalesen oft niedlich mit Blumen und Zweigen verzieren, der Duft der edlen Früchte anzieht, werden wir dagegen an anderen abgestoßen durch intensive Gerüche, die nichts weniger als duftig sind; hier liegen in Haufen aufgestapelt frische und getrocknete Seethiere, hauptsächlich Fische und Krebse; von letzteren sind besonders große Garnelen oder „Shrimbs" beliebt, hier „Prawns" genannt, wichtige Ingredienzien für die Reiswürze, den Cörry.

Man würde sehr irren, wenn man auf diesen singhalesischen Märkten den lauten Lärm und die wogende Unruhe suchte, welche das bunte Marktgetreibe der meisten Völker, insbesondere der südeuropäischen, charakterisiren. Wer z. B. den lebendigen Verkehr auf der reizenden Piazza dell' erbe in Verona, oder das lebhafte Gewimmel auf der Santa Luzia in Neapel kennt, der möchte denken, daß ein tropischer Bazar auf Ceylon noch einen viel höheren Grad des lebendigsten Marktgewühles zeigte. Nichts von Alledem! Der stille und sanfte Charakter des Singhalesenvolkes zeigt sich auch in ihrem Handelsverkehr. Das Interesse an demselben erscheint sowohl bei den Käufern als bei Verkäufern gering; so gering wie der Werth der Kupfermünzen, um die man die schönsten

Früchte kauft. Diese Münzen sind, beiläufig bemerkt, Kupferstücke von 1 Cent und von 5 Cents, von denen 100 (beziehungsweise 20) auf eine Rupie (oder einen indischen Silbergulden = 2 Mark) gehen; sie tragen als Gepräge eine Cocospalme. Sind die Singhalesen auch gegen den Werth des Geldes keineswegs gleichgültig, so bedürfen sie dessen doch in weit geringerem Maße als die meisten übrigen Völker der Erde. Denn an wenigen Stellen derselben schüttet die gütige Mutter Natur aus ihrem reichen Füllhorne eine solche unerschöpfliche Fülle der edelsten Gaben ununterbrochen aus, wie es auf dieser bevorzugten Insel der Fall ist. Soviel Reis, als zum Leben absolut erforderlich ist, kann auch der ärmste Singhalese mit leichter Mühe sich erwerben: 10—15 Cents (oder ungefähr doppelt so viel Pfennige) sind für den Tag ausreichend; und der Reichthum an Früchten, welchen das Land, an Fischen, welche das Meer liefert, ist so groß, daß es auch an der Cörryzuthat zum Reis und an mannigfacher Abwechselung nicht fehlt.

Warum sollten da die Singhalesen das Leben sich durch Arbeit sauer machen? Nein, dazu besitzen sie viel zu viel Bequemlichkeit oder „Lebensphilosophie". Und so sieht man sie denn allenthalben in ihren einfachen Hütten zur behaglichsten Ruhe ausgestreckt oder plaudernd in Gruppen auf dem Boden hockend; die wenige Arbeit, welche ihr kleines Stück Gartenland erfordert, ist in kürzester Frist gethan, und die übrige Zeit gehört dem Spiel des Lebens. Und auch dieses ist nichts weniger als aufregend und leidenschaftlich. Vielmehr erscheint über das ganze Thun und Treiben dieser glücklichen Naturmenschen ein Zauber des Friedens und der Ruhe ausgebreitet, der uns abgejagte Culturmenschen des neunzehnten Jahrhunderts gar seltsam und verführerisch anmuthet.

Ihr beneidenswerthen Singhalesen! Euch plagt weder die Sorge um den nächsten Tag noch um die ferne Zukunft. Was Ihr für Euch und Eure Kinder zum Leben braucht, das wächst Euch von selbst in den Mund; und was Ihr sonst noch als Luxus begehrt, könnt Ihr mit leichtester Mühe verdienen. Ihr seid wahrhaft „wie die Lilien auf dem Felde", die rings um Eure einfachen Hütten wuchern; sie säen nicht, sie ernten nicht, und die himmlische Natur ernährt sie doch! Euch beseelt kein politischer oder militärischer Ehrgeiz; keine angstvolle Betrachtung über die wachsende Geschäfts-Concurrenz oder das Fallen und Steigen der Papier-Course trübt Euren Schlaf. Jene höchsten Ziele des höheren Cultur-Menschen, der Geheimeraths-Titel und der Ordens-Stern sind Euch unbekannt. Und trotzdem freut Ihr Euch Eures Lebens! Ja ich glaube fast, Ihr beneidet nicht uns Europäer um unsere tausend überflüssigen Bedürfnisse; Ihr begnügt Euch damit, einfache Menschen zu sein, Natur-Menschen, welche im Paradiese leben und dies Paradies genießen! Wie Ihr da träumerisch hingestreckt unter dem Palmendache Eurer Hütten liegt und das Spiel der zitternden Lichter zwischen den Fiedern der Cocos-Wedel betrachtet; wie Ihr Euch am unvergleichlichen Genuß des Betel-Kauens erquickt und dazwischen mit Euren niedlichen Kindern spielt; wie Ihr ein erfrischendes Bad am Flußufer auf offener Straße nehmt und bei der folgenden Toilette bloß bestrebt seid, den zierlichen Schildpatt-Kamm möglichst blendend in den kunstgerecht gewundenen Zopf zu

stecken! Ja, welcher sorgenschwere Culturmensch sollte Euch da nicht um Euren naiven Naturzustand und Euren Paradieses-Frieden beneiden?

Solche und ähnliche Betrachtungen erfüllten meine Seele, als ich auf der letzten Station vor Galla während des Pferdewechsels die Gruppen ruhender Singhalesen betrachtete, die im Frieden ihrer Hütten unter Bananen-Schatten sich ihres Daseins erfreuten! Hier schien fürwahr der harte „Kampf ums Dasein" aufzuhören; wenigstens schien es so. Ich wurde erst aus diesen Träumen geweckt, als die beiden Rossebändiger mich aufforderten, wieder meinen hohen Bocksitz einzunehmen. Die edlen Malabaren belehrten mich dann zugleich in gebrochenem Englisch, daß es Zeit sei, an das landesübliche Trinkgeld zu denken; nach der Ankunft in Galla seien sie zu sehr beschäftigt und auch die Zeit zu kurz, um diesen wichtigen Gegenstand gehörig zu bedenken. Da ich bemerkt hatte, daß ein vornehmer, vorher ausgestiegener Singhalese als Trinkgeld Jedem der Beiden eine „Doppel-Anna", ein kleines Silberstück von 25 Pfennig Werth, verabreicht hatte, glaubte ich meinen höheren Werth als „weißer Mann" hoch genug zu taxiren, wenn ich das Vierfache dieser Summe gab, nämlich Jeden einen Schilling. Indessen sowohl der Kutscher als der Pferdeknecht wiesen ihren Schilling mit Entrüstung zurück und hielten mir eine Vorlesung über die Bedeutung meiner weißen Haut, die mir höchst schmeichelhaft war. Der Grundgedanke derselben bestand darin, daß jeder weiße „Gentleman" mindestens das Doppelte (eine Rupie) Jedem von ihnen als Trinkgeld verabreichen müsse, daß aber ein so weißer Mann, wie ich, mit blonden Haaren, jedenfalls zu einer der höchsten Kasten gehöre und demnach noch einen beträchtlichen Zuschlag zahlen müsse. Obwohl mir nun eine derartig hohe Taxation meiner hellfarbigen Persönlichkeit nur angenehm sein konnte, ließ ich mich doch zu weiteren Ueberschreitungen der „Weißen-Taxe" nicht bewegen, zahlte Jedem der beiden Rosselenker eine Rupie und hatte schließlich noch die Genugthuung zu hören, daß sie mich für einen vollendeten „Gentleman" erklärten. Angesichts der kostbaren Naturgenüsse, welche diese herrliche fünfstündige Wagenfahrt mir gewährt hatte, fand ich sogar den hohen Fahrpreis von 17 Gulden noch recht billig und bedauerte es trotz der Hitze und Ermüdung sehr, als gegen 4 Uhr der Leuchtthurm von Galla sichtbar wurde. Bald darauf rollte die Postkutsche polternd über die Zugbrücke des alten Festungsgrabens, durch einen langen dunklen Thorweg und der Wagen hielt vor dem „Oriental Hotel" von Punto-Galla.

IX.

Punto-Galla.

Auf einer vorspringenden felsigen Landzunge, welche von Westen her das geräumige, nach Süden offene Hafenbecken umfaßt, liegt stolz und schön Punto-Galla oder „Point de Galle"; seit grauem Alterthum eine der wichtigsten und berühmtesten Städte von Ceylon. Der singhalesische Name Galla bedeutet „Felsen", und hat keinen Zusammenhang mit dem lateinischen Gallus, wie die ersten europäischen Besitzer der Insel, die Portugiesen annahmen; als Illustration dieser falschen Deutung findet sich noch heute an der alten Stadtmauer das bemooste Steinbild eines Hahnes, mit der Jahreszahl 1640.

Wie aus mehreren Zeugnissen von Autoren des classischen Alterthums hervorgeht, war Galla schon vor mehr als zweitausend Jahren ein bedeutender Handelsplatz und wahrscheinlich durch lange Zeit die größte und reichste Stadt der ganzen Insel. Oestliche und westliche Hälfte der alten Welt reichten sich hier die Hand; die arabischen Seefahrer, die vom rothen Meer und vom persischen Golfe aus sich so weit nach Osten vorgewagt hatten, traten hier in Handelsverkehr mit den Malayen des Sunda-Archipels und mit den Chinesen des fernen Ostens. Das östliche Tarsis der alten Phönicier und Hebräer kann nichts anderes als Galla gewesen sein; die Affen und Pfauen, das Elfenbein und Gold, welches jene Seefahrer aus dem sagenreichen Tarsis holten, werden sogar von den alten hebräischen Schriftstellern mit denselben Namen bezeichnet, welche noch heute die Tamils auf Ceylon dafür gebrauchen; die nähere Beschreibung aber, welche sie von dem vielbesuchten Handelshafen Tarsis geben, paßt von allen Häfen der Insel nur auf die ausgezeichnete „Felsenspitze": Punto-Galla.

Die natürlichen Vortheile der geographischen Lage von Galla, nahe der Südspitze von Ceylon, unter 6 Grad nördlicher Breite, sowie der klimatischen und topographischen Verhältnisse (— vor Allem des prächtigen, nur gegen Süd geöffneten Hafenbeckens —) sind so bedeutend und fallen so sehr in die Augen, daß sie dieser schönen Stadt den natürlichen Vorrang als ersten Handelsplatz vor allen anderen Hafenstädten der Insel zu wahren scheinen. Allein die fortgesetzten Bemühungen der englischen Regierung, die Hauptstadt Colombo auf Kosten von Galla zu heben, und besonders die bessere Verbindung von Colombo mit dem Inneren der Insel, sowie die größere Nähe der centralen Kaffee-Districte, haben neuerdings Galla sehr bedeutenden Abbruch gethan. Wie schon früher bemerkt, hat sich daher in den letzten Jahren der größte Theil des Handelsverkehrs von da nach Colombo herüber gezogen, und der schöne Hafen von Galla ist lange nicht mehr das, was er früher gewesen. Trotzdem wird Galla als bedeutendster Handelshafen der Insel nächst Colombo seinen Rang behaupten, und insbesondere wird es der natürliche Ausfuhrplatz für die reichen Producte der Südprovinz bleiben. Unter diesen stehen oben an die mannigfachen Erzeugnisse der Cocos-Palme: das treffliche Cocos-Oel, der Coir, die feste Faser der Nußschale, die vielfach zu Stricken und Geweben verarbeitet wird, der Palmzucker, aus dessen gegohrenem Safte Arrak destillirt wird, u. s. w. Früher spielte hier auch der Handel mit Edelsteinen eine große Rolle, wie in neuester Zeit der Handel mit Graphit oder „Plumbago". Wenn man sich endlich entschließen wollte, die Eisenbahn von Caltura bis Galla fortzuführen, und die Felsen und Korallen, die einen Theil des trefflichen Hafens gefährden, mit Dynamit wegzusprengen, so könnte die verlorene Blüthe von Punto-Galla auf's Neue und glänzender wieder hergestellt werden.

Die Lage von Punto-Galla ist ganz reizend und es ist natürlich, daß fast in allen früheren Reisebeschreibungen dieser Punkt, auf dem die Europäer gewöhnlich zuerst landeten, besonders gepriesen und ausführlich beschrieben wird. Die europäische oder „weiße Stadt" — das „Fort" — nimmt den ganzen Rücken der oben erwähnten, von Nord nach Süd vorspringenden Landzunge ein und besteht aus einstöckigen Steinhäusern, die von säulengetragenen Veranden

umgeben und durch weit vorspringende Ziegeldächer geschützt sind. Niedliche Gärten zwischen denselben dienen nicht weniger zum Schmucke der Stadt, als breite Alleen von schattenspendenden Suriya-Bäumen (Thespesia populnea) und Malvenbäumen (Hibiscus rosa sinensis). Die letzteren vertreten hier die Stelle der Rosen; sie sind mit glänzenden frischgrünen Blättern und prächtigen rothen Blüthen dicht bedeckt, führen aber bei den Engländern den prosaischen Namen der Schuhblumen (Shoe-flower), weil ihre abgekochten Früchte zum Schwarzfärben der Schuhe verwendet werden.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die protestantische Kirche, in hübschem gothischen Stile erbaut und auf einem der höchsten Punkte des hügeligen Forts gelegen, besonders aus. Ihre dicken Steinmauern erhalten den hochgewölbten, von schönen Bäumen umgebenen Raum herrlich kühl, und es war für mich eine wahre Erquickung, als ich an einem glühend heißen Sonntag Vormittag, ermüdet von einer weiten Excursion, vor den Helios-Pfeilen in diese schattenreiche Grotte flüchten konnte.

Gegenüber dieser Kirche steht das größte öffentliche Gebäude von Galla, das „Haus der Königin" (Queens-House). Früher diente es als Sitz des holländischen und später des englischen Gouverneurs. Reisende von hohem Range, oder mit besonderen Empfehlungen ausgerüstet, wurden vom Gouverneur hier gastlich aufgenommen. Daher ist das Regierungs-Gebäude von Galla mit seiner nächsten Umgebung gewöhnlich das erste Stück von Ceylon, welches in älteren Reisebeschreibungen geschildert und bewundert wird. Von deutschen Reisenden haben Hoffmeister und Ransonnet dasselbe bewohnt. Seit einigen Jahren ist jedoch das „Haus der Königin" in Privatbesitz übergegangen und gehört jetzt dem ersten Handlungshause der Stadt, der Firma Clark, Spence u. Co. An den jetzigen Chef dieses Hauses, Mr. Henry Scott, war ich von Freund St. freundlichst empfohlen worden und ich fand bei ihm die gastlichste Aufnahme. Von den prächtigen geräumigen Hallen des Queen's-Haus stellte er mir zwei der besten, nebst einer luftigen schönen Veranda zur freien Verfügung und that außerdem Alles, mir den Aufenthalt in Galla so angenehm und nützlich, als nur möglich zu machen. Nicht allein fühlte ich mich in dem liebenswürdigen Familienkreise des Mr. Scott bald wie zu Hause, sondern ich lernte auch in ihm selbst einen englischen Kaufmann kennen, dessen hohe und vielseitige Bildung seiner hervorragenden äußeren Stellung vollkommen entspricht. Derselbe bekleidet gegenwärtig mehrere europäische Consulate, und es ist nur zu beklagen, daß ihm nicht auch die Vertretung unseres Vaterlandes zugefallen ist. Der gegenwärtige deutsche Consul in Galla, Mr. Vanderspaar, spricht weder Deutsch, noch zeigt er für Deutschland das geringste Interesse und ich entnehme den Berichten früherer Reisenden die Notiz, daß bereits sein Vater und Vorgänger sich durch dieselben negativen Eigenschaften auszeichnete. Mr. Scott hingegen ist mehrere Jahre in Deutschland (u. A. längere Zeit auf der Handelsschule in Bremen) gewesen, spricht vollkommen Deutsch und ist von der deutschen Literatur und Wissenschaft mit hoher Achtung erfüllt. Da ich nun das Glück hatte, hier als derzeitiger persönlicher Vertreter der letzteren angesehen zu werden, genoß ich die Vortheile seiner reichen Mittel in vollem Maße. Ich wurde in Folge dessen selbst wieder

schwankend, ob ich nicht seiner gütigen Aufforderung folgen und statt in Belligemma, mein zoologisches Laboratorium in Queens-House für mehrere Wochen aufschlagen solle. Ich würde hier jedenfalls inmitten des angenehmsten europäischen Comforts und des freundlichsten Familienverkehrs mich weit behaglicher als unter den Indiern im Rasthause von Belligemma befunden und auch viele meiner wissenschaftlichen Zwecke weit leichter und bequemer erreicht haben. Indessen blieb ich dieser verlockenden Versuchung gegenüber standhaft und wurde dafür auch reichlich dadurch belohnt, daß ich die ursprüngliche Natur von Ceylon und seinen Eingebornen dort weit besser kennen lernte, als hier in dem civilisirten Galla.

Die wenigen Tage, welche ich jetzt in Galla blieb, sowie einige weitere Tage, welche ich auf der Rückkehr von Belligemma im Hause von Mr. Scott zubrachte, wurden mit seiner umsichtigen Hilfe so gut benutzt, daß ich trotz der kurzen Zeit eine gute Uebersicht über die herrliche Natur seiner Umgebung und über den Reichthum seiner prächtigen Korallenbänke gewann. Zu jeder Stunde stand mir eine der beiden Equipagen von Mr. Scott zur Verfügung für meine Excursionen zu Lande, ebenso sein treffliches, mit drei Malabaren bemanntes Boot für die Ausflüge zu Wasser. Außerdem machte mich Mr. Scott mit mehreren angesehenen Engländern bekannt, die für meine wissenschaftlichen Zwecke von besonderem Nutzen sein konnten; von diesen bin ich namentlich Capitän Bayley und Capitän Blyth zu großem Dank verpflichtet.

Der erste und nächste Spaziergang, den man nach der Ankunft in Galla machen kann, ist ein Rundgang auf den hohen Wällen des Forts. Diese Wälle, von den Holländern aus Backsteinen sehr solid gebaut, fallen allenthalben steil in das Meer ab und gewähren auf der östlichen Seite eine prächtige Aussicht über den ganzen Hafen und die bewaldeten Hügel, welche denselben einschließen, überragt von den blauen Bergketten des fernen Hochlandes; auf der südlichen und westlichen Seite hingegen erblickt man zu ihren Füßen die wundervollen Korallenbänke, welche die felsige Landzunge, auf der das Fort liegt, rings umgürten, und welche während der Ebbe einen großen Theil ihres blumenähnlichen Thierschmuckes durch das seichte Wasser hindurch schimmern lassen. Besonders prächtige Korallen-Gärten sieht man da in der Nähe des Leuchtthurms, der auf der südwestlichen Ecke des Forts sich erhebt.

Zwei alte dunkle Thore, deren Steinpfeiler gleich dem größten Theile der Wälle mit Farnen und Moosen üppig bewachsen sind, führen aus dem Innern des Forts in das Freie. Durch das östliche Thor gelangt man unmittelbar an den Quai des Hafens und auf den Molo, der hier ostwärts in denselben vorspringt. Durch das nördliche Thor dagegen kommt man auf die grüne Esplanade, einem flachen, ausgedehnten, mit Rasen bewachsenen Spiel- und Exercierplatz, welcher das Fort von der „Pettah" oder der „Schwarzen Stadt" trennt. Die letztere besteht größtentheils aus einfachen Hütten und Bazaren der Eingeborenen; ein Theil derselben zieht sich ostwärts um den Quai des schönen Hafens herum; ein anderer Theil längs des Strandes und der Colombo-Straße. Beide verlieren sich ohne scharfe Gränze in Häusergruppen und einzelnen Hütten, die allenthalben in den umgebenden Cocoswäldern zerstreut sind, theil-

weise auch in das waldige Gartenland der aufsteigenden Hügel hinaufgehen. Auf einem der nächstgelegenen Hügel erhebt sich in schönster Lage, dem Fort gegenüber, die katholische Kirche. Dieselbe ist mit einer katholischen Schule und Missionsanstalt verbunden; in dem Vorstande derselben, Padre Palla (dem Nachfolger des angesehenen, in früheren Reiseberichten oft erwähnten Padre Miliani) lernte ich einen angenehmen, und namentlich in musikalischer Beziehung sehr gebildeten Triestiner kennen; es gewährte ihm großes Vergnügen, daß ich mich in seiner geliebten italienischen Muttersprache mit ihm über Triest und Dalmatien unterhalten konnte. Der wohlgepflegte Garten der Mission ist gleich den meisten Gärten in der paradiesischen Umgebung von Galla reich an den herrlichsten Erzeugnissen der Tropenzone; jedem Botaniker und Pflanzenfreunde geht dabei das Herz auf.

Aber der reizendste Punkt in der ganzen Umgebung von Galla ist meinem Geschmack nach die Villa marina des Capitän Bayley. Dieser unternehmende und vielseitig thätige Mann war früher Schiffscapitän und ist jetzt Agent der P.- and O.-Company. Mit feinem Naturſinn hat er sich für den Bau seines Daheims einen Punkt ausgesucht, wie er hier nicht schöner gefunden werden kann. Ungefähr in der Mitte der weiten Bogenlinie, welche nördlich das prächtige Hafenbecken von Punto-Galla umfaßt, springen ein paar hohe Gneißfelsen weit in das Meer vor; einige kleine Felseninseln, dicht mit Pandangs bewachsen, sind ihnen unmittelbar vorgelagert. Einen dieser Felsen nun (und zwar den am meisten nach Osten gelegenen) hat Capitän Bayley erworben und sich darauf mit eben so viel Geschmack als praktischer Ausbeutung der gegebenen Localität ein kleines Schloß nebst Garten gebaut, ein wahres „Miramare von Galla". Sowohl aus den westlichen Fenstern der Villa selbst, als auch besonders von der daran gelegenen Terrasse genießt man eine Aussicht auf die gegenüberliegende Stadt und den dazwischen gelegenen Hafen, die von keinem andern Aussichtspunkt der Umgebung übertroffen wird. Der Leuchtthurm auf der Kante und die protestantische Kirche in der Mitte des Forts nehmen sich vortrefflich aus; besonders wenn die Morgensonne über dieselbe ihren Goldglanz ausstrahlt. Einen prächtigen Mittelgrund liefern die malerischen schwarzen Felsinseln, die mit den üppigsten Schraubenpalmen (Pandanus) phantastisch verziert sind; an ihrem Fuße liegen mehrere singhalesische Fischerhütten. Für den Vordergrund endlich geben die zerklüfteten und wild auf einander gethürmten schwarzen Felsen in der nächsten Umgebung der Villa ein groteskes Motiv ab; oder will man das Bild freundlicher haben, so nimmt man dazu ein Stück des reizenden, mit den schönsten Tropenpflanzen reich ausgestatteten Gartens.

Unter den vielen Zierden dieses Gartens waren mir besonders mehrere Prachtexemplare der ägyptischen Dhum-Palme interessant (Hyphane thebaica). Der starke Stamm dieser Palme bildet nicht, wie bei den meisten Bäumen dieser Familie, eine schlanke Säule, sondern ist gabelförmig verzweigt, gleich den Drachenbäumen oder Dracaenen; jeder Ast trägt eine Krone von fächerförmigen Blättern. Ich hatte diese ausgezeichnete Palme, die hauptsächlich in Ober-Aegypten wächst, früher in dem arabischen Dorfe Tur, am Fuße des Sinai, kennen gelernt und in meinen „Arabischen Korallen" eine Abbildung derselben

gegeben (1876, Taf. IV, p. 28). Wie mußte ich daher erstaunt sein, dieselbe hier in einem so veränderten Gewande anzutreffen, daß ich sie kaum wiedererkennen konnte. Die Anpassung an die gänzlich verschiedenen Lebensbedingungen hatte aus der ägyptischen Dhum-Palme in Ceylon einen ganz anderen Baum gemacht. Der mächtige Stamm erschien mindestens doppelt so stark, weit kräftiger als in seinem Vaterlande; die Gabeläste zahlreicher, aber kürzer und gedrungener, weit enger zusammengedrängt; die riesigen Fächerblätter weit größer, üppiger und fetter; auch die Blumen und Früchte, soweit ich mich wenigstens erinnern konnte, schienen an Umfang und Schönheit bedeutend gewonnen zu haben. Jedenfalls hatte sich der ganze Habitus des schönen Baumes in dem Treibhausklima von Ceylon so sehr verändert, daß die ererbte Physiognomie desselben in wesentlichen Zügen verwischt erschien. Und das Alles hatten die veränderten Anpassungsbedingungen, vor Allem die weit größere Quantität von Feuchtigkeit bewirkt, die von frühester Jugend an auf den nordafrikanischen, des trockenen Wüstenklimas gewohnten Baum eingewirkt hatten. Die stattlichen Bäume waren aus ägyptischem Samen gezogen, und hatten im Laufe von 20 Jahren eine Höhe von mehr als 30 Fuß erreicht!

Ein großer Theil der reizenden Villa wird von einem großartigen Farngarten eingenommen. Gerade die Farne gedeihen in dem natürlichen Treibhausklima der Insel vorzüglich gut, und Capitän Bayley hatte neben einer Auswahl der schönsten einheimischen auch eine Anzahl merkwürdiger ausländischer Tropenfarne hier zusammengestellt. Da konnte man mit einem Blick die ganze Fülle der zierlichen und mannigfachen Formen überschauen, welche die gefiederten Wedel dieser schönen Kryptogamen entwickeln; auch an stattlichen Baumfarnen, an zierlichen Selaginellen und Lycopodien fehlt es nicht. Nicht minder anziehend waren prächtige Schlingpflanzen, herabhängend aus schönen, an der Decke befestigten Ampeln u. s. w.

Aber auch für den Zoologen besitzt das Miramare von Galla, ebenso wie für den Botaniker, ein hohes Interesse. Eine kleine Menagerie unten im Hofe enthält mancherlei seltene Säugethiere und Vögel (u. A. einen neuholländischen Strauß, mehrere Eulen und Papageien und ein einheimisches Schuppenthier, Manis). Letzteres, sowie einige seltene Fische, hatte Capitän Bayley die Güte, mir zum Geschenk zu machen; wie er mir auch später zu Weihnachten ein paar interessante Loris (Stenops) nach Belligemma sendete. Aber weit anziehender noch als diese seltenen Thiere waren für mich die prachtvollen Korallen, die rings um die umgebenden Felsen in üppigster Fülle wucherten; sogar der kleine Hafen, den der Capitän für seine Barke eingerichtet hatte, und der steinerne Molo, auf dem man landete, erschienen dicht damit verziert; und ich konnte in wenigen Stunden hier meine Korallensammlung wesentlich bereichern. Auch ist ein großer Theil des mannigfaltigen Gethiers, das die ausgedehnten Korallenbänke bei Galla belebt, hier auf engem Raum zusammengedrängt zu finden: riesige schwarze Seeigel und rothe Seesterne, zahlreiche Krebse und Fische, bunte Schnecken und Muscheln, ferner seltsame Würmer verschiedener Classen und wie all' die bunte Gesellschaft heißt, die auf den Korallenstöcken und zwischen deren Aesten ihr Wesen treibt. Es würde sich daher die Villa des Capitän Bayley,

die er gegenwärtig wegen seiner Uebersiedelung nach Colombo verkaufen will, ganz vorzüglich zur Anlage einer zoologischen Station eignen, zumal die bequem gelegene Stadt nur eine halbe Stunde entfernt ist.

Wandert man längs des felsigen Seestrandes noch weiter östlich um die Bucht von Galla herum, so gelangt man aufwärts steigend zu einem höheren Aussichtspunkte, der ebenfalls einen prächtigen Blick auf die Stadt und den Hafen gewährt, und mit Recht „Bella Vista" heißt. Hier hat sich ein protestantischer Geistlicher, Reverend Marx, eine hübsche Villa gebaut und eine Missionsanstalt eingerichtet. Die hohe Bergwand, die von hier aus nach Süden vorspringt und die östliche Umfassungsmauer des Hafens bildet, ist dicht bewaldet. Sie endigt in einer steilen Felsenspitze, die dem Leuchtthurm östlich gegenüber liegt und vor Jahren einmal befestigt werden sollte. Der Plan wurde später wieder aufgegeben. Einige eiserne Kanonen schauen noch jetzt aus dem Gewirre der wuchernden Schlingpflanzen hervor; eine muntere Affenherde trieb dort ihr Spiel, als ich am Sonntag Nachmittag daselbst umherkletterte. Ein enger Pfad, den ich von dort aus weiter verfolgte, führte mich nach Süden, längs der steilen Felsenküste, in einen dichten Wald, voll der prächtigsten Pandangs und Schlingpflanzen. Derselbe wird von einer tiefen Schlucht durchschnitten, in deren Grunde ein munterer Bach zum nahen Meere hinabspringt. Nahe vor seiner Mündung fällt der Bach in ein natürliches Felsenbecken; das ist ein Lieblingsplatz zum Baden für die Eingeborenen. Als ich unvermuthet aus dem Dickicht hervortrat, überraschte ich eine Gruppe von Singhalesen beiderlei Geschlechts, die in diesem „Onawatty-Bassin" lustig umherplätscherten.

Ein ähnliches natürliches Felsenbassin, aber von weit größerem Umfang und künstlich noch erweitert, findet sich unterhalb der vorher genannten Felsenspitze, dem Leuchtthurm schräg gegenüber. Dasselbe heißt „Watering place", weil seine reichen Quellen die meisten Schiffe mit einem Vorrath des besten Trinkwassers versorgen. Die steilen Felsenwände, die dies Bassin umgeben, sind mit stacheligen, wilden Dattelpalmen (Phoenix sylvestris), mit weißblüthigen Asclepiadeen und mit graugrünen Euphorbienbäumen bewachsen. Diese Euphorbia antiquorum gleicht einem riesigen Armleuchter-Cactus und trägt ihre steifen Aeste in regelmäßigen Wirteln; sie gehört nebst ihrem Nachbar, dem stelzenfüßigen Pandang, zu den sonderbarsten Gewächsen dieser Wälder.

Einen ganz anderen Charakter als diese wilden felsigen Berge im Südosten von Galla zeigen die sanften Thäler, welche sich zwischen bewaldeten Hügelreihen im Norden der Stadt ausdehnen. Hier macht sich wieder ganz der idyllische Charakter der Südwestküste geltend. Der beliebteste Ausflug nach dieser Richtung ist der Hügel von Wackwelle, auf dessen Höhe ein reizender Fahrweg durch Cocospark hinführt. Er wird von Picknickpartien aus der Stadt viel besucht, und seit Kurzem hat hier ein speculativer Wirth sogar eine Restauration errichtet und läßt sich von jedem Besucher, auch wenn er Nichts verzehrt, einen Sixpence (= eine halbe Mark) für den Genuß der hübschen Aussicht zahlen. Die letztere betrifft vorzugsweise das waldige breite Thal des Gindurafluss es, welcher eine halbe Stunde nordwärts von der Stadt in das Meer sich ergießt. Gleich einem blinkenden Silberbande windet sich der Fluß

durch die frischgrünen Reisfelder, die „Paddy-Fields", welche die breite Thalsohle einnehmen. Die Abhänge ringsum sind mit dem schönsten Baumwuchs geschmückt. Zahlreiche Affen und Papageien beleben dieselben. Im Hintergrunde erblickt man die blauen Berge des Hochlandes. Ueber diesen macht sich in der Landschaft von Galla durch seine sonderbare Form besonders der stattliche „Haycock" bemerkbar, er gleicht einem glockenähnlichen Heuschober und hat davon seinen Namen erhalten. Weithin von ferne sichtbar, dient er als Landmarke für die nahenden Schiffe.

Aber mehr noch als dieses reizende Gartenland in der nächsten Umgebung von Punto-Galla interessirten mich die unterseeischen Korallen-Gärten, welche sein Fort einschließen; ich bedaure es noch heute lebhaft, daß ich ihrem Studium nicht mehrere Wochen, statt weniger kurzer Tage widmen konnte. Der Wiener Maler Ransonnet war in dieser Beziehung glücklicher. Er konnte während mehrerer Wochen, unterstützt durch die besten Hilfsmittel und namentlich durch eine vortreffliche Taucherglocke, die Korallenbänke von Galla genau untersuchen und hat von denselben in seinem illustrirten Werke über Ceylon (Braunschweig, Westermann 1868) eine vortreffliche Schilderung gegeben. Auf vier Farbendrucktafeln, für welche er die Skizzen unter Meer, in der Taucherglocke aufnahm, hat er das bunte Thierleben dieser geheimnißvollen Korallenwelt recht anschaulich wiedergegeben.

Schon vor neun Jahren, als ich im Frühjahr 1873 die Korallenbänke des rothen Meeres bei Tur, an der Sinaiküste, besuchte und dort zum ersten Male einen Blick in die wundervolle Gestaltenwelt dieser unterseeischen Zaubergärten thun konnte, hatten dieselben mein höchstes Interesse erregt, und ich hatte versucht, in meiner populären Vorlesung über „Arabische Korallen" (Berlin, 1876, mit fünf Farbendrucktafeln) die Organisation dieser merkwürdigen Thiere und ihr Zusammenleben mit verschiedenen anderen Geschöpfen in kurzen Zügen zu schildern. Die Korallen von Ceylon, die ich jetzt zunächst hier in Galla, später genauer in Belligemma kennen lernte, riefen mir jene herrlichen Erinnerungen lebhaft in das Gedächtniß zurück und bereicherten mich außerdem mit einer Fülle neuer Anschauungen. Denn die indische Seethier-Fauna von Ceylon ist zwar im Ganzen mit der arabischen des rothen Meeres sehr nahe verwandt und beide haben sehr viele Gattungen und Arten gemeinschaftlich. Aber die Zahl und Mannigfaltigkeit der verschiedenen Lebensformen ist in dem weiten Becken des indischen Oceans mit seiner verschiedenartigen Küstenentwickelung bedeutend größer, als in dem abgeschlossenen arabischen Golfe mit seinen einförmigen Lebensbedingungen. Auch fand ich die allgemeine Physiognomie der Korallenbänke an beiden Orten trotz aller gemeinsamen Züge doch verschieden. Während diejenigen von Tur sich durch vorwiegend warme Farbentöne, Gelb, Orange, Roth, Braun auszeichnen, herrscht dagegen auf den Korallengärten von Ceylon die grüne Farbe in den mannigfachsten Schattirungen und Tönen vor. Gelbgrüne Alcyonien stehen neben seegrünen Heteroporen, malachitgrüne Anthophyllen neben olivengrünen Milleporen, smaragdgrüne Madreporen und Astraeen neben braungrünen Montiporen und Mäandrinen.

Schon Ransonnet (l. c. p. 134) hat mit Recht darauf hingewiesen, wie

auffallend überhaupt in Ceylon die grüne Farbe allenthalben dominirt. Nicht allein erscheint der größte Theil dieser „immergrünen Insel" das ganze Jahr hindurch mit einem unverwelklichen tiefgrünen Pflanzenteppich geziert, sondern auch die Thiere der verschiedensten Classen, welche denselben beleben, sind zum großen Theile ganz auffallend grün gefärbt. Namentlich prangen viele der häufigsten Vögel und Eidechsen, Schmetterlinge und Käfer im glänzendsten Grün. Nicht minder sind aber auch zahlreiche Meeresbewohner der verschiedensten Classen grün gefärbt, so namentlich sehr viele Fische und Krebse, Würmer (Amphinome) und Seerosen (Actinia); ja sogar Thiere, die anderwärts selten oder nie die grüne Livree tragen, sind hier mit derselben geschmückt, so z. B. mehrere Seesterne (Ophiura), Seeigel, Seegurken; ferner Riesenmuscheln (Tridacna) und Spiralkiemer (Lingula) u. dergl. mehr. Die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung ergibt sich aus der Darwin'schen Züchtungslehre, insbesondere aus dem Anpassungsgesetz der „gleichfarbigen Zuchtwahl oder sympathischen Farbenwahl", welches ich in meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (VII. Aufl. S. 235) erläutert habe. Je weniger die bestimmende Färbung eines Thieres von derjenigen seiner Umgebung abweicht, desto weniger wird es von seinen Feinden bemerkt, desto leichter kann es sich unbemerkt seiner Beute nähern, desto mehr ist es mithin geschützt und im „Kampfe um's Dasein" begünstigt. Die natürliche Züchtung wird mithin die Uebereinstimmung in der vorherrschenden Färbung der Thiere und ihrer Umgebung beständig verstärken, weil sie den ersteren vortheilhaft ist. Die grünen Korallenbänke von Ceylon mit ihren vorwiegend grünen Bewohnern sind für diese Theorie eben so lehrreich, als die grünen Landthiere, welche die immergrünen Walddickichte der Insel beleben. Was aber die Reinheit und Pracht der grünen Farbe betrifft, so werden die letzteren von den ersteren sogar noch übertroffen.

Man würde indessen irren, wenn man aus diesem überwiegenden Grün auf eine ermüdende Monotonie des Colorits schließen wollte. Vielmehr wird man nicht satt, dasselbe zu bewundern, weil einerseits die mannigfaltigsten und schönsten Abstufungen und Modificationen darin zu verfolgen sind, und weil andrerseits allenthalben lebhaft und buntgefärbte Gestalten darin zerstreut sind. Wie die prächtigen rothen, gelben, violetten und blauen Farben vieler Vögel und Insecten im dunkelgrünen Walde von Ceylon doppelt schön erscheinen, so auch die gleichen lebhaften Farben vieler Seethiere auf den Korallenbänken. Ganz besonders zeichnen sich durch solche Prachtfarben, verbunden mit zierlichster und höchst sonderbarer Zeichnung, viele kleine Fischchen und Krebschen aus, die zwischen dem Astwerk der vielverzweigten Korallenbäume ihre Nahrung suchen. Aber auch einzelne stattliche Korallen sind recht bunt und auffallend gefärbt, so z. B. viele Pocilloporen rosenroth, viele Sternkorallen roth und gelb, viele Heteroporen und Madreporen violett und braun u. s. w. Leider sind nur diese herrlichen Farben meistens sehr vergänglich und verschwinden bald, nachdem man die Korallen aus dem Wasser herausgenommen hat, oft schon bei bloßer Berührung. Die empfindlichen Thiere, die mit ausgebreitetem Fühlerkranze im schönsten Farbenglanze prangen, ziehen sich dann plötzlich zusammen und werden unansehnlich, trübe oder farblos.

Wenn nun schon die Farbenpracht der Korallenbänke und ihrer bunten Bewohner das Auge entzückt, so wird dasselbe doch noch weit mehr gefesselt durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen, welche diese Thiere entfalten. Wie die strahlige Gestalt der einzelnen Korallenperson einer regelmäßigen Blume gleicht, so ahmt die zusammengesetzte Form der verästelten Stöcke diejenige der verzweigten Pflanzen, der Bäume und Sträucher nach. Wurden ja doch eben deshalb die Korallen früher allgemein für wirkliche Pflanzen gehalten, und es dauerte lange, ehe man sich von ihrer wahren Thiernatur überzeugte.

Einen entzückenden und wirklich märchenhaften Anblick gewähren diese vielgestaltigen Korallengärten, wenn man bei ruhiger See während der Ebbe im Boote über dieselben hinfährt. In der unmittelbaren Umgebung des Forts von Galla ist der Meeresboden von so geringer Tiefe, daß man dann selbst die Spitzen der steinharten Thiergebilde mit dem Kiel des Bootes streift, und durch das krystallklare Wasser hindurch selbst oben, von den Wällen des Forts, die einzelnen Korallenbäumchen unterscheidet. Eine Fülle der schönsten und merkwürdigsten Gestalten ist hier auf so engem Raume vereinigt, daß ich im Laufe von wenigen Tagen eine prächtige Sammlung zu Stande bringen konnte.

Der Garten von Mr. Scott, in welchem mein gütiger Gastfreund mir dieselbe zum Trocknen aufzustellen gestattete, bot in diesen Tagen einen wunderbaren Anblick. Die herrlichen Tropengewächse desselben schienen mit den fremden Seebewohnern, die sich zwischen sie gedrängt hatten, um den Preis der Schönheit und Farbenpracht zu streiten, und der glückliche Naturforscher, der trunkenen Auges zwischen ihnen auf- und abwanderte, mußte zweifelhaft bleiben, ob er der Fauna oder der Flora den ersten Preis der Schönheit zuerkennen solle. Die Korallenthiere des Meeres ahmten hier in wunderbarer Mannigfaltigkeit die Formen der schönsten Pflanzengebilde nach; und die Orchideen und Gewürzlilien des Gartens spiegelten umgekehrt die Gestalten der Insecten vor. Die beiden großen Reiche der organischen Welt schienen hier ihre Gestalten auszutauschen.

Die Mehrzahl der Korallen, welche ich in Galla und später in Belligemma sammelte, verschaffte ich mir mit Hilfe von Tauchern. Ich fand dieselben hier eben so geschickt und ausdauernd, wie vor neun Jahren die arabischen Taucher in Tur. Mit einem starken Stemmeisen bewaffnet, lösten sie die Kalkgerüste selbst größerer Korallenstöcke unten, wo sie auf dem Felsboden befestigt saßen, ab und hoben sie mit großer Geschicklichkeit zum Boote empor. Manche derselben wogen 50—80 Pfund, und es kostete keine geringe Mühe und Sorgfalt, sie unversehrt in das Boot zu heben. Einige Korallenstöcke sind so zerbrechlich, daß sie beim Herausnehmen aus dem Wasser durch ihr eigenes Gewicht zusammenbrechen, und so ist es leider gerade bei manchen der zierlichsten Formen unmöglich, sie unbeschädigt nach Hause zu transportiren. Das gilt z. B. von gewissen zarten Turbinarien, deren blattförmige Stöcke in Gestalt einer kegelförmigen Düte aufgerollt sind, und von den vielzackigen Heteroporen, welche einem colossalen Hirschgeweihe mit hundert Aesten gleichen.

Die volle Schönheit der Korallenbänke erblickt man übrigens nicht bei der Ansicht von oben, auch wenn man in seichtem Wasser bei Ebbe unmittelbar

über dieselben hinfährt und ihre Spitzen mit dem Boote berührt. Vielmehr ist es dazu erforderlich, selbst in das flüssige Element hinabzutauchen. In Ermangelung einer Taucherglocke versuchte ich schwimmend den Grund zu gewinnen und die Augen unter Wasser offen zu halten; bei einiger Uebung gelingt das leicht. Ganz wunderbar erscheint dann der mystische grüne Schimmer, der über dieser ganzen unterseeischen Welt ausgebreitet liegt. Das entzückte Auge wird durch die merkwürdigsten Lichteffecte überrascht, ganz verschieden von denjenigen der gewohnten Oberwelt mit ihrem „rosigen Licht". Und doppelt seltsam und interessant erscheinen da unten die Formen und Bewegungen all' der tausend verschiedenen Thiere, von denen es in den Korallengärten wimmelt. Der Taucher befindet sich in der That in einer neuen Welt. Gibt es doch eine ganze Anzahl von merkwürdigen Fischen, Krebsen, Schnecken, Muscheln, Sternthieren, Würmern u. s. w., deren Nahrung ausschließlich aus dem Fleische der Korallenthiere besteht, auf welchen sie ihre ständige Wohnung haben; und gerade diese Korallenesser — die man eigentlich als „Parasiten" bezeichnen kann — haben durch Anpassung an ihre absonderliche Lebensweise die wunderlichsten Formen erworben; sie sind namentlich mit Schutz- und Trutzwaffen von der seltsamsten Gestalt ausgerüstet.

Wie aber der Naturforscher in den Tropen „nicht ungestraft unter Palmen" wandelt, so schwimmt er auch nicht ungeahndet unter Korallenbänken. Die Oceaniden, unter deren Hut diese kühlen Zaubergärten des Meeres stehen, bedrohen den fremden Eindringling mit tausend Gefahren. Die Feuerkorallen (Millepora) ebensowohl als die zwischen ihnen schwimmenden Medusen brennen bei der Berührung gleich den schlimmsten Brennnesseln. Der Stich der Flossenstacheln von manchen Panzerfischen (Synanceia) ist eben so schmerzhaft und gefährlich als derjenige des Scorpions. Viele Krabben kneipen mit ihren mächtigen Scheren auf das Empfindlichste. Schwarze Seeigel (Diadema) bohren ihre fußlangen Stacheln, die mit feinen Widerhaken besetzt sind, in das Fleisch des Fußes, wo sie abbrechen und stecken bleiben; sie verursachen gefährliche Wunden. Aber am Schlimmsten wird die Haut beim Fange der Korallen selbst zugerichtet. Die tausend harten Stacheln und Kanten, mit welchen ihr Kalkgerüst bewaffnet ist, verursachen beim Versuche, sie abzulösen und in das Boot zu schleppen, unzählige kleine Wunden. In meinem ganzen Leben habe ich keine so zerfetzte und geschundene Haut gehabt, wie nach mehrtägigem Tauchen und Korallenfischen in Punto-Galla. Noch mehrere Wochen nachher hatte ich an den Folgen zu leiden. Aber was sind diese vorübergehenden Leiden für den Naturforscher im Verhältniß zu den märchenhaften Anschauungen und Naturgenüssen, mit denen ihn der Besuch dieser wunderbaren Korallenbänke für sein ganzes Leben bereichert!

Polnische Belletristik in den letzten zwanzig Jahren.

Von

Otto Hausner,

Mitglied des österreichischen Reichsraths.

III.

So waren die Romane und ihre Verfasser beschaffen bis zu den verhängnißvollen Jahren 1861 bis 1864.

Von da an wird die Bedeutung der Romanliteratur eine andere, weitere und tiefere. Sie muß nun nicht nur die verscheuchte Lyrik ersetzen, sie muß auch das in sich aufnehmen, das andeuten und besprechen, was in der Zeitung und in der Brochüre herauszusagen nicht gestattet wäre, oder wenn auch zulässig, geringere Wirkung haben würde: die sociale Frage in allen ihren Abzweigungen, der Verfall der alten Geschlechter, die aus der Befreiung des Landvolkes von den Fesseln der Frohne erwachsenden Aufgaben, das Recht der Arbeit, die Judenfrage, die Frauenemancipation, der Panslavismus, das Selfgovernment, die Volksaufklärung, der Materialismus und die Freidenker im Kampf mit Idealismus und Frömmigkeit, alles dies fällt jetzt in das Gebiet des Romans und Diejenigen, welche so ernste Fragen behandeln, die sich daher auch an ein ganz anderes Publicum wenden, sind alle mehr oder weniger mit Kraszewski geistesverwandt und in Wechselwirkung stehend. Die neue Generation der Erzähler, die den Altmeister theilweise im Gedankenflug überholt, hat sich insgesammt mehr oder weniger bewußt nach seinen Anregungen entwickelt.

Da wo die Gegenwart, ihre Noth und ihre ungelösten Räthsel die Geister so sehr beschäftigen, ist für die Vergangenheit kein solcher Raum mehr vorhanden, wie vorhin. Es hat daher auch der historische Roman in Polen wie überall gegenwärtig an Terrain verloren; dennoch sind in den letzten 20 Jahren außer den großen Kraszewski'schen Cyclen bedeutende Leistungen zu verzeichnen. Weit alle andern überragt auf diesem Gebiet Theodor Thomas Jeż (pseud. für Sigmund Milkowski, geb. 1820 in Podolien, seit langen Jahren in der Schweiz ansässig) eine ganz eigenartige, im Leben, wie in der Literatur ziemlich isolirt dastehende Erscheinung. Ein Mann aus einem Guße, der sich erst in späterem Alter der Schriftstellerei zuwendete und sie als eine Mission ausübt, welche in jedem Werke ein gesundes Saatkorn in die Erde senken soll. Jeż ist ein überzeugungstreuer und folgerichtiger Fortschrittsmann, wie sie unser Land eben nicht allzuviele aufzuweisen hat und der seine Grundsätze in jeder seiner Erzählungen verficht und predigt. Selbst Adeliger, ist er gegen den heutigen polnischen Adel sehr streng und hält ihn für unfähig, in dem Entwickelungsgange

der Nation seine Aufgabe würdig durchzuführen. Diese seine Haltung, welche jedoch himmelweit von den Pasquillen eines Dzierzkowski, den sentimentalen Gleichheitspredigten Korzeniowski's und auch von den nervösen Anathemen Kraszewski's verschieden ist, hat ihn in den Ruf eines Demagogen gebracht, wie sich überhaupt Jeż mehr der Achtung und Anerkennung, als der herzlichen Sympathien erfreut. Seine weitaus glänzendsten Erfolge erzielte er mit seinen der südslavischen Geschichte entnommenen Erzählungen, namentlich mit den „Uskoken", „dem slavischen Herzog", „Sandor Kowacz", „der Braut des Harem", „Pascha und Asan", in welchen er die Völker der Balkanhalbinsel und der Stefanskrone, nachdem er lange unter ihnen gelebt, in ihrem Thun, Denken und Dichten so lebendig, sympathisch, farbenprächtig und doch getreu schildert, daß wohl kein Erzeugniß ihrer eigenen Literatur eine den Erzählungen Jeż gleichkommende Empfehlung für dieselben abgibt. Hierbei hält er sich von Türkenhaß und panslavistischer Ueberschwänglichkeit fern. In Frankreich hat in den letzten Tagen eine französische Uebersetzung der „Uskoken" solches Aufsehen gemacht, daß Jeż von ersten Pariser Buchhändlern die vortheilhaftesten Anträge erhielt, Fortsetzungen zur sofortigen Uebertragung in das Französische zu verfassen. Die der polnischen Geschichte entnommenen Romane sind merkwürdiger Weise weit matter und namentlich in „Zur Zeit König Albrecht's" hat Jeż seinem sehr dankbaren Stoffe nicht die richtige Seite abgewonnen. Besser schon sind die inneren Religionskämpfe des 17. Jahrhunderts in „Aus schweren Zeiten" geschildert. Ebenso bedeutend ist er im politischen Tendenz- und Sittenroman und hier hat sein kräftiger Farbenauftrag, sein Hervorkehren der ganzen, auch der schmerzlichsten und demüthigendsten Wahrheit vielfach Diejenigen verletzt, welche das Vertuschen der eigenen Schäden noch immer für ein heilsames Verfahren erachten. Wer das Elend des polnischen Bauers zur Robotzeit, die Willkür, Rohheit, Unwissenheit und den Müßiggang der ländlichen Bevölkerung aller Classen unverhohlen durch einen liebenden, schmerzerfüllten Sohn des Vaterlandes dargestellt sehen will, der lese „Das Sieb", „Helena", „Unter dem Streich", „Die Erzählungen Stanislaus'", „Eduard Klotz", „Die Lehrerin", „Die Opfer", „Im Dunkeln" und „Lebenswege" von Jeż und er wird finden, daß die Zeiten des chauvinistischen Selbstlobes gründlich vorbei sind und daß der polnische Körper gesund genug ist, um die schmerzhafteste Operation seiner Wunden zu vertragen. Den Auffassungen Jeż's entgegen gibt uns Peter Bykowski in „Nomina sunt odiosa", „Die Schätze der Urgroßmutter", „Die Fähnlein der Kmita", u. a. eine Reihe wohlgefälliger, an Kaczkowski mahnender Schilderungen der Zustände des 18. Jahrhunderts. Der unter dem Namen Bodzantowicz schreibende Gutsbesitzer Kajetan Suffczyński (1807—1873) hat die trotz einiger neuerer Arbeiten noch immer urkundlich wenig gesichtete, widerspruchsvolle Zeit der Bar'schen Conföderation sehr ansprechend und anschaulich in drei Romanen dargestellt. Diesem an Ideengang und Darstellungsweise ziemlich verwandt ist der gegenwärtige Redacteur der officiellen Lemberger Zeitung Ladislaus Łoziński (geb. 1843) in seinem „Schatz Wataszka's" und „Legionisten", und in den „Denkwürdigkeiten Narwojs". Julius Strutyński (pseudonym: Berlicz Sas 1810—1878) lehnt in der „Frau Castellanin von Troki" und „Frau Starostin von Horodło"

die Darstellung der Zustände unter Stanislaus August an authentische Denkwürdigkeiten an, endlich hat Wladislaus Przyborowski, nachdem er im Tendenzroman höchst unglückliche Versuche angestellt, und in „Hinda" die Assimilirung der Juden und in „Auf dem Grabhügel" die Abwehr fremder Elemente in wenig überzeugender Weise gepredigt hatte, in den „Arianern", dem „Königsfalken" und „der Belagerung von Warschau" das 17. Jahrhundert in etwas leicht hingeworfenen, aber lebhaften Bildern wieder aufzuerwecken gesucht.

Die oben erwähnte Herausbildung der Sittenschilderung zum socialen Tendenzroman der Gegenwart sehen wir in dem ernsten Streben nach Wahrheit, in dem Meiden des grellen Farbenauftrags, in dem Aufgeben der exclusiv nationalen, selbstgefällig chauvinistischen Auffassung, sowie der schwarzgalligen, Alles anfeindenden Scheelsucht, außer dem schon erwähnten Jeż durch drei bedeutende Schriftsteller vertreten: durch Elisa Orzeszko, Johann Zachariasiewicz und Heinrich Sienkiewicz.

Elisa Orzeszko (geb. 1842 bei Grodno in Litthauen) ist entschieden die hervorragendste Erscheinung in der neueren polnischen Romanliteratur und wenn einst Altmeister Cornelius in einem Anfall von bitterem Sarkasmus die Malerin Elisabeth Jerichow-Baumann den einzigen Mann in der Düsseldorfer Schule nannte, so könnte man Elisa Orzeszko den männlichsten aller polnischen Erzähler nennen, ohne den Uebrigen allzusehr nahe zu treten.

Merkwürdig ist, daß diese mit so reichen Mitteln so hohen Zielen zustrebende Frau erst durch die Zerstörung ihres Familienglücks und Wohlstandes, durch die Verbannung ihres Gemahls nach Sibirien und die Confiscation ihres Vermögens der literarischen Production zugeführt wurde und ohne diese Schicksalsschläge wahrscheinlich zeitlebens eine geistreiche, wissensdurstige, ernstdenkende, von ihrer Umgebung nicht verstandene Dame geblieben wäre, aber die Fülle ihres sich stets erweiternden und läuternden Geisteslebens unproductiv in sich verschlossen hätte. Dies ist um so wahrscheinlicher, da die fast völlige Untergrabung alles literarischen Strebens in ihrem engeren Vaterlande, Litthauen dem wirkungsvollen Hervortreten einer Frau anscheinend unübersteigliche Hindernisse entgegensetzte. Als daher aus diesem einst so hoch begnadeten, seit Jahrzehnten aber in Todesschweigen verharrenden Litthauen jetzt ein so frischer und sicherer Ton erschallte, war die frohe Ueberraschung groß und allgemein. Man kann die Romane der Orzeszko füglich in zwei Serien theilen, von denen jede einer Hauptaufgabe gewidmet ist: die erste der überall und stets dringlicher sich aufwerfenden Frage der Stellung der Frauen in der modernen Gesellschaft, die zweite der der heutigen polnischen Gesellschaft unvermeidlichen Aufgabe der Assimilirung der Juden, nachdem in dem Theile Polens (Galizien), wo die Gleichstellung derselben längst Gesetzeskraft erlangt hat, der Uebergang eines beträchtlichen Theils des Grundbesitzes und hiermit des politischen Schwergewichts an sprachlich und sittlich fremde Elemente droht.

Wer die Romane der ersten Serie chronologisch verfolgt, der wird wie einen rothen Faden die immer weiterreichenden und tiefer eindringenden Studien und Forschungen der Verfasserin nach den Ursachen des engen, verkümmerten und verschrobenen Wirkungskreises der Frauen inmitten des intellectuellen und materiellen

Fortschritts der Welt sich hinziehen sehen. Das Erstlingswerk „Die letzte Liebe" ist bloß ein Schmerzensschrei, dem noch die Kenntniß des Sitzes des Uebels fehlt; diese Kenntniß dehnt sich in: „Im Käfige", „In der Provinz", „Die Tugendhaften", „Aus dem Leben eines Realisten", „Herr Graba", „Das Tagebuch Waclawas", „Eine heitere Theorie", „Spinnengewebe" immer mehr aus, und dringt in „In den Tiefen des Gewissens" und „Martha" bis zur klaren Angabe der Heilmittel, zur Anbahnung der Wiedergeburt vor. Es ist das nicht die aufdringliche, oberflächliche Frauenemancipation, welche so viele unschöne und antipathische Verfechterinnen zählt, die da gepredigt wird; es ist die Erörterung des grellen Widerspruchs, welcher namentlich in Polen zwischen der ökonomischen und rechtlichen Inferiorität und zwischen der ethischen und gesellschaftlichen Ueberlegenheit der Frauen besteht, und welcher Widerspruch herz- und gedankenlos, wie ihn anders geartete Zeiten übermacht haben, aufrecht erhalten wird, nicht nur als schnödes Unrecht an den Müttern, Schwestern und Gattinnen begangen, sondern auch zur empfindlichen Schädigung der heranwachsenden und künftigen Generation, welche der Leitung so precär gestellter Wesen überlassen ist. Nur George Sand hat — in ihren späteren Werken — gleich klare, beherzigenswerthe und dennoch wenig beherzigte Worte gesprochen. Namentlich „Martha" ist die erschütternd genaue Darlegung des unaufhaltsamen Niedergangs einer edel angelegten, aber zum Kampfe um das tägliche Brot unzulänglich ausgerüsteten Frauennatur. In diesem Roman gibt es Stellen, welche durch das einfach ausgedrückte, aber tiefsinnige Mitgefühl für die Armen und Unterdrückten an Dickens mahnen.

In der zweiten Serie: „Eli Makower", „Die Familie Brochwicz", „Meir Esofowicz" und „Aus verschiedenen Sphären" (1874—1880), wird so klar und unverhohlen, als es unter den obwaltenden Verhältnissen nur möglich ist, ausgesprochen, daß das gegenwärtige Polenthum sich nur durch eine gründliche Transformation und Läuterung, durch Eroberung der widerstrebenden und Aufsaugung der fremdartigen Elemente in seinem Innern die Zukunft sichern, in seiner Culturentwickelung fortschreiten kann, daß die Festigung des Bürgerstandes, dessen Mangel den Untergang Polens mitverschuldete, nur durch die gesellschaftliche Verschmelzung mit dem Judenthum, durch dessen Gleichstellung in Fleisch und Blut und nicht bloß auf dem Papier, ermöglicht werden kann. Die genaue Kenntniß der inneren Spaltungen des Judenthums, des Kampfes der Altgläubigen gegen die Fortschrittlichen ist erstaunlich und die warme Anerkennung der Juden, namentlich der Solidarität in der Familie und der Organisation der Wohlthätigkeit macht diese Romane den Deutschen lesenswerth in einer Zeit, wo die Rohheit und Unvernunft des von Gewissenlosen, theilweise mit unsichtbaren Fäden geleiteten Pöbels in Norddeutschland Scenen und Zustände herbeiführen, die das peinliche Staunen des übrigen civilisirten Europa's erregen. Erfreulich ist das stete Fortschreiten der Erzählungen Elisa Orzeszko's, welche anfangs in künstlerischer Hinsicht viel zu wünschen übrig ließen; in den Erzählungen „Aus verschiedenen Sphären" hat die Verfasserin eine Vollendung der Form erreicht, welche denselben unabhängig vom Inhalt einen bedeutenden Werth verleiht.

Neben dieser polnischen George Sand haben noch zwei Frauen durch ihre Zeitromane Aufsehen erregt. Die weit begabtere der beiden, Valerie Marrené Morzkowska begann ihre schriftstellerische Laufbahn mit Romanen, deren hochpoetischer Schwung, ätherisch-reine Charaktere und auf Erden unrealisirbare Aspirationen sie für immer von den alltäglichen Menschensorgen fern und über dieselben erhaben erscheinen ließen. „Leben um Leben" und „Zwischen Scylla und Charybdis" sind die Hauptproducte dieser idealen Epoche. Um 1869 begann der Einfluß der Orzeszko sich geltend zu machen und nachdem sie in dem „Gemahl Eleonora's" die Lösbarkeit der Ehe verfochten hatte, wendete sie sich dem socialen Tendenzroman zu, indem sie minder objectiv als ihr Vorbild, aber glänzend und bestechend in „Götze Million", „Rosa" und „Wider den Strom" ihre Thesen entwickelte. Maria Sadowska (pseudonym Zbigniew) dringt in „Oksana", dem „Taugenichts" und dem „Jahrestag" nicht in die Tiefen der socialen Fragen, beleuchtet aber mit Scharfsinn und Humor die Außenseite der gesellschaftlichen Zustände, aus welchen sie jedoch ebenfalls zu demselben Schluß wie ihre zwei Vorgängerinnen gelangt: daß die in Polen ganz auffallend hervortretende Ueberlegenheit der Frauen an Willenskraft und geistiger Regsamkeit in ihrer rechtlich-socialen Stellung einen genügenderen Ausdruck finden muß.

Nächst Elisa Orzeszko ist Heinrich Sienkiewicz (pseudonym Litwos, geb. 1845 im Königreich Polen) die kräftigste, selbständigste Gestalt in der jüngsten Novellistengeneration. Er trat zwar schon 1872 mit einigen Erzählungen: „Umsonst" und der Humoreske „Worszyllos" an die Oeffentlichkeit, aber erst 1876 gab er sich als völlig gereifte, in sich abgeschlossene Individualität kund und mit einem so originell ausgeprägten Styl, daß es genügt, irgend einen Absatz aus seinen Werken herauszugreifen, um ihn sofort zu erkennen, da kein anderer Schriftsteller das Geheimniß besitzt, in lapidaren Sätzen mit kraftvoller Deutlichkeit und Schärfe das herauszusagen, was Tausende dunkel ahnen und empfinden. Er ist echter Humorist, der an treffliche englische Vorbilder mahnt und dessen Humor die Menschenthorheit nach zurückgedrängten Thränen belächelt. Er schreibt Scenen aus dem Volke, Dorfgeschichten, („Kohlenzeichnungen", „Um's Brot"), nicht aber, wie es bisher bei uns üblich war, um das Volk zu idealisiren oder ihm die Moral an den Kopf zu werfen. Wie Keiner versteht er das Volk reden zu lassen, wie es leibhaftig redet und die in das Bauerwamms gesteckten Tugendhelden Gregorovicz's oder die durch salbungsvolle Predigten bekehrten Sünder Wieleglowski's nahmen sich wie Gliederpuppen aus neben Sienkiewicz's Korngestalten, mit Kernworten im Munde, die trotz Unwissenheit und Vernachlässigung, trotz Druck und Ausbeutung, trotz Völlerei und Müßiggang, gegängelt vom Winkelschreiber und Arendator, doch etwas in sich tragen, was eine bessere Zukunft dieses Volkes hoffen läßt. Zwischen den Zeilen läßt sich aus diesen Dorfgeschichten herauslesen, daß den Aufgaben, welche Elisa Orzeszko der heutigen polnischen Generation als unerläßlich hinstellte, sich eine andere, vielleicht die dringendste zugesellt: die Herausbildung des im Landvolk schlummernden Bürgersinns und Nationalgefühls, welche Mission die mit dem Landvolke in täglicher ökonomischer Berührung stehenden höheren Classen bisher so sehr verkennen.

Das Alles aber schwebt bloß in der Atmosphäre seiner Novellen, er läßt es aus den Worten und dem Thun seiner Personen errathen, anstatt es in breiten Reflexionen auseinander zu setzen. Diese objective Methode, gewisse Wahrheiten zur Geltung zu bringen, ist eines der größten Verdienste Sienkiewicz's.

„Der alte Diener" und „Hania" sind lebensvolle, künstlerisch trefflich behandelte Scenen, die sich auf dem kleinen Edelhof abspielen, in dessen anscheinend unveränderter Lebensweise sich der Gegensatz zwischen Denken und Fühlen der „Alten" und der „Jungen" abzuheben beginnt.

Man kann viele Literaturen durchforschen, ehe man auf ein ähnliches kleines Meisterwerk trifft, wie „Janko, der Musikant", wo angeborene, unüberwindliche Sehnsucht nach der Welt der Töne ein kränkliches Taglöhnerkind in den Tod jagt oder wie „Aus den Denkwürdigkeiten eines posen'schen Lehrers", in welchem die Abtödtung der zarten Kinderseele durch ein unnatürliches, von herzlosen Pedanten gehandhabtes Schulsystem einer schauerlich wahren Diagnose unterzogen wird. Die historische Erzählung ist in den Werken S.'s bisher nur durch einen ziemlich mißglückten Versuch „Die tartarische Gefangenschaft" vertreten. Dagegen sind die „Briefe aus Amerika" das Beste, was die polnische Reiseliteratur bisher geliefert hat und der sprudelnde Humor, die scharfpointirte Beobachtung, welche jedes Erlebniß, jeden Gegenstand mit Interesse umgibt, zum Wiederlesen jedes Abschnittes anregt, lassen unwillkürlich an Heine's Reisebilder denken. Diese Briefe machen einen um so wohlthuenderen Eindruck, da die Reiseeindrücke anderer polnischer Sommitäten nur zu häufig mit unheilbarer Voreingenommenheit oder mit hochmüthiger Anwendung des „nil admirari" behaftet sind. Sienkiewicz's Jugend und die Kürze der seit seinem ersten Auftreten verflossenen Zeit berechtigen wohl zu der Hoffnung, daß er noch lange nicht am Zenith des Könnens angelangt ist.

Johann Zacharjasiewicz (geb. 1825 in Radymno, Galizien) ist nächst Kraszewski der fruchtbarste und dem gewöhnlichen Lesepublicum am meisten zusagende polnische Romanschriftsteller. In seinen Anfängen berechtigte er nur zu bescheidenen Erwartungen, und seine ersten Schöpfungen hatten noch viel von dem engbegrenzten, durch Voreingenommenheit umdüsterten Ideengang Korzeniowski's und Dzierzkowski's. In dem „Gelehrten", der „Waise aus der großen Welt", „Renata", „Am Vorabend" und selbst in der später verfaßten „Million im Dachstübchen" finden wir noch jene typischen, widerwärtigen Gestalten, in denen elegante Lebensgewohnheiten, hohe Geburt und Reichthum unvermeidlich mit Herzlosigkeit, Laster oder Dummheit gepaart sind und jenen angeblichen Krieg zwischen den verschiedenen Gesellschaftsclassen, wie er in dieser Schroffheit thatsächlich nie bestand und der gewöhnlich trostlos und ohne mögliche Lösung hingestellt wurde. Doch war Zacharjasiewicz ein fleißiger und ein ehrlicher Mann. Er prüfte, beobachtete, studirte und mit jedem Jahre klärte sich sein Blick, erweiterte sich seine Kenntniß der Menschen und Dinge, befestigte sich sein Urtheil und heute kann man ihn zu den unbefangenen und wirkungsvollen Sittenmalern seiner Zeit rechnen. In „Marcyan Kordysz" nimmt er Partei für die nutzbringende, wenn auch bescheidene Thätigkeit gegen die hochfliegenden Träumereien. In den „Verdeckten Karten", „Im Solde der Frau" und im „Goldenen Geschäft"

schildert er die ökonomischen Umwälzungen Galiziens und dessen Theilnahme an der Wiener Aufschwungs- und Krachperiode. „Die rothe Mütze", „Der geheime Fond", „St. Georg", Das Recht des Unrechts" „Die Abgeordnetenwahl" spielen vielfach in das politische Gebiet über und enthalten über den Hader zwischen Polen und Ruthenen und die Schürung dieses Bruderzwistes durch die österreichische Regierung manches Wahre und wenig Bekannte. Zu seinem größten Nachtheil unterscheidet er sich von Sienkiewicz dadurch, daß er seine Ideen nicht durch die Handlung, durch den Mund seiner Personen darzustellen weiß, sondern dieselben oft zum Schaden der unterbrochenen Handlung in breiten Auseinandersetzungen einfügt.

Ein Zacharjasiewicz sehr verwandtes Talent ist Michael Balucki (geb. 1837 in Krakau), der als Lustspieldichter mehr bekannt ist, in seinen Romanen aber bisweilen mit einfachen Mitteln bedeutende Wirkungen erzielt und alle Zeitfragen nacheinander mit vornehmer Objectivität, doch im entschieden fortschrittlichen Sinn behandelt; so unter Anderem die Judenfrage in der „Jüdin", die Gewerbegesetzgebung in „Immer höher", den modernen Ultramontanismus, der die milde Duldung des alten galizischen Klerus zu verdrängen sucht, in der „Nichte des Herrn Pfarrers", den Kampf der Interessen der beginnenden Industrie mit dem erschütterten Grundbesitz in „Um ein Stück Erde". Auch oft behandelten, anscheinend abgenutzten Stoffen (in „Das Leben zwischen Ruinen", „Der weiße Mohr", „Das verfluchte Gold") weiß Balucki Anziehungskraft zu verleihen.

Adam Plug (pseudonym für Anton Pietkiewicz, geb. 1824) kann ebenfalls zu den Gesinnungsgenossen und Nachahmern Zacharjasiewicz's gezählt werden. Sein „Wirthschaftsbeamter" und seine „Schulfüchse" sind erzählende Monographien aus den Kreisen zweier Gesellschaftsclassen, die in Polen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung behaupten. Der Verfasser gibt sich darin als treuherzigen Optimist zu erkennen, der uns an eine Aussöhnung zwischen Hoch und Nieder, Arm und Reich, ja zwischen den Gelehrten und Einfältigen und zwischen Träumern und Materialisten glauben machen möchte und dies in etwas weitgesponnener aber mitunter herzgewinnender Weise thut.

Ein seltenes Beispiel von ungeahntem, urplötzlichem Hervorbrechen schriftstellerischer Fähigkeiten bietet Josef Rogosz (geb. 1841 in Galizien), welcher bis 1880 als Journalist von ziemlich mäßiger Begabung bekannt war, dessen Händel mit seinen Gegnern von der Presse zu ärgerlichen Vorkommnissen führten und der außer Dutzendnovellen nur „Die galizischen Krankheiten", ein oberflächliches, hämisches Machwerk, geschrieben hatte. Da erschienen 1880 die „Träumer", welche deren Verfasser mit einem Schlage in die Reihe der bedeutenden Erzähler stellten. Es ist dies die Geschichte der Ursachen und Einflüsse, welche zum Aufstande von 1846 führten. Mit großer Plasticität und seltener Unparteilichkeit wird hier die Action eines Theils der polnischen Emigranten, der demokratischen Fraction von Poiliers, auf die „Träumer" im Lande, zurückgeführt; auf die unerfahrene, unpraktische, Tag und Nacht über die Möglichkeit der Befreiung des Vaterlandes brütende Jugend, die über den von Frankreich

importirten Theorien und Schlagworten die Wirklichkeit vor ihren Augen nicht erblickte und erst unter dem Dreschflegel oder der Sense der Bauern verröchelnd, ihren ungeheueren Irrthum einsah.

IV.

Obgleich in den Werken der bis jetzt von uns erwähnten Erzähler die humoristisch-satyrische, komische Auffassung sehr stark vertreten ist, bei Sienkiewicz vorwiegt und zu Zacharjasiewicz's Physiognomie die Hauptstriche beiträgt, so glauben wir doch diejenigen Novellisten in einer gesonderten Gruppe zusammenfassen zu müssen, denen die Hervorkehrung der komischen Seite Zweck ist, deren Werke nach Titel, Plan und Detailausarbeitung das satyrische Gepräge an sich tragen. Wir haben gesehen, wie dieses Genre in der vorhergehenden Periode zwar fleißig und von Vielen gepflegt wurde, aber doch nur verkümmerte, der schnellen Fäulniß anheimfallende Früchte hervorbrachte. In der Gegenwart haben sich zwei humoristische Erzähler ansehnlich über das bisherige Niveau erhoben. Der an Begabung weit bedeutendere Johann Lam (geb. 1838 in Lemberg) eroberte sich als langjähriger Feuilletonist verschiedener Lemberger Blätter den Ruf des witzigsten Kopfes, der schärfsten aber dennoch nicht allzusehr verletzenden Feder im Lande, deren Schnörkel bisweilen selbst Diejenigen belächeln konnten, welche von ihm täglich mit Tintenspritzern bedacht wurden. 1869 trat er zum ersten Male mit einem umfangreichen Werke „Fräulein Emilie" hervor, welches das gesellschaftlich so folgenreiche Uebergangsstadium Galiziens von Frohne, Absolutismus, Germanisirung und Censur zu constitutionellem Leben, Selbstregierung, Preßfreiheit und nationaler Gleichberechtigung mit einer so packenden Naturwahrheit, mit so viel attischem Salz und einer so heiteren Lebensanschauung darstellte, daß man in ihm einen Bahnbrecher, einen Schöpfer des nationalen komischen Romans, eine Art polnischen Cervantes erblickte und erwartungsvoll seiner weiteren Schöpfungen harrte. Diese hochfliegenden Erwartungen wurden keineswegs erfüllt. Der zweite und dritte Roman Lam's, „Der Congreßpole in Galizien" (1870) und „Die Strohköpfe" (1873) zeigten zwar noch die meisten Vorzüge des Erstlingswerkes. Die politischen Faiseurs, Aufschneider und Charlatane, die gravitätischen Hohlköpfe, die ewig geschäftigen und nichts vor sich bringenden Landesregeneratoren, Vereinsmeier und Kirchthumgrößen, die Denkscheu und der Glaube an leere Schlagworte der Menge, die neuen Gesetze ohne Vollstrecker, die politischen Rechte, welche von den Berechtigten nicht verstanden und noch weniger ausgeübt wurden, alle diese Uebel, Schwächen und Lächerlichkeiten der in den Kinderschuhen wackelnden, auf Sinecuren und Nepotismus gestützten Autonomie wurden mit derselben sicheren Hand aus den Schlupfwinkeln der Heuchelei und Vertuschung hervorgezogen und mit demselben Sprühfeuer des Witzes und Sarkasmus überschüttet. Doch schon in diesen Werken fiel es unangenehm auf, daß ganz böse Schäden, die bloß den Zorn oder das Bedauern herausfordern sollten, mit derselben heiteren Laune wie ganz unschädliche Thorheiten behandelt wurden; daß die durchsichtigen Allusionen auf wirkliche Personen nicht aufhörten und das Hauptgaudium des literarischen Pöbels bildeten und daß die ganz veraltete Komik verdrehter Eigennamen oder

Titel fortfuhr, die moderne Physiognomie dieser Zeitbilder zu entstellen. Die letzten Arbeiten Lam's, welche er nach langen Zwischenpausen veröffentlichte: „Die Idealisten" (1876) und „Sonderbare Carrièren" (1880) sind in jeder Beziehung bedauerliche Rückschritte. Die Schürzung des Knotens, nie die starke Seite Lam's, wird hier ganz vernachlässigt, die Handlung schreitet automatisch, von abgetragenen oder unwahrscheinlichen Zwischenfällen begleitet, vorwärts und bricht mit einer so unerwarteten und unlogischen Lösung ab, daß man den Eindruck erhält, als ob der Verfasser ursprünglich etwas Anderes beabsichtigt, dann aber im Unmuth über das eigene Werk und mit Geringschätzung des Lesers der Mühe des Schreibens ein improvisirtes Ende gemacht habe. Namentlich in den „Sonderbaren Carrièren" ist die Intrigue von einer fast kindischen Einfachheit und die Exploitirung und der Ruin eines gelehrten und tugendhaften Einfaltspinsels durch zwei Schufte gröberer Gattung wird nur durch einen großen Treffer wett gemacht. Die Lotterie als Retterin der verfolgten Unschuld ist selbst für einen aufrichtigen Bewunderer des Lam'schen Witzes ein hartverdaulicher Bissen. Die Verspottung der kleinlichen politischen Parteikämpfe der Lemberger Bürgerschaft, ein ganz dankbares Thema, erlahmt nach dem ersten Anlaufe und das einzige Gelungene in dem ganzen Roman ist das mit sanft humoristischen Zügen hingeworfene Conterfei einer hochachtbaren und begabten, aber durch ihre nervösen Inconsequenzen und die unerwarteten Wandlungen ihrer politischen Parteistellung in der nutzbringenden Thätigkeit beeinträchtigten Persönlichkeit. Nach dieser letzten traurigen Leistung muß man allen Glauben an die Elasticität des witzigsten Polen zusammen nehmen, um an eine glänzende Revanche im Romanfach zu glauben. Seine „Lemberger Wochenchroniken" hingegen werden wohl noch lange Freund und Feind ergötzen.

Eine weit bescheidenere Aufgabe als Lam hat sich der nächst ihm gelesenste Humorist: Albert Wilczynski (geb. 1829) gestellt. Es ist das hausbackene Alltagsleben, mit allen seinen untergeordneten Einzelnheiten, die wohl kaum Jemand in seiner eigenen Existenz für bemerkenswerth hält, welches er selbstgefällig, etwas breit, aber mit photographischer Genauigkeit aufnimmt, mit den wärmsten Localfarben ausmalt, mit mildem Humor umwebt. Gewöhnlich spricht er durch den Mund der Hauptperson, meist eines kleinen Landedelmannes, dessen Gedankengang und Ausdrucksweise er mit wunderbarer Naturtreue wiedergibt. Alle seine harmlosen Autobiographen haben eine starke Familienähnlichkeit, sie glänzen weder durch Wissen, noch durch Weltbildung, ihre Willenskraft ist meist unter Null und der Hang zum süßen Nichtsthun ist ihr Gemeingut. Trotz dieser Monotonie der Auffassung, trotz der bloß skizzenhaften Andeutung der Handlung, trotz der niedrigen geistigen Atmosphäre, welche die handelnden Personen umgibt, trotz dem Mangel jeglicher Tendenz und dem Vermeiden der entferntesten politischen Anspielung haben die Plaudereien eine Anziehungskraft, welche auf dem Lande, an Regentagen, wenn man vor dem Kamin mit der Cigarre im Munde sitzt, sich wunderbar potenzirt und durch die Zahl derjenigen bewiesen wird, welche jeden neuen Band Wilczynski's mit großer Ungeduld erwarten und jeden derselben gewissenhaft zu Ende lesen, angefangen von den „Sorgen des alten Commandanten", dem Erstlingswerk, welchem nach lang-

jährigem Schweigen, die „gesellschaftlichen Photographien", „der Strohwittwer", „die Schwester meiner Frau", die „Denkwürdigkeiten eines Klatschbruders", folgten, bis herab zu den letzten Erzeugnissen: „Zum Wohle der Kinder" und die „Familienmission". Der undefinirbare Reiz dieser banalen Erlebnisse und dieses unbefangenen Geschwätzes würde wahrscheinlich in der Uebersetzung spurlos verwischt werden, da hunderte von Kraftstellen, Allusionen und Sprichwörtern in der Uebertragung allen Geschmack verlieren müßten und der fremde Leser nicht mehr den Eindruck der überwältigenden Naturwahrheit hätte, welche den Einheimischen besticht.

Einen nicht ungeschickten Nachahmer hat W. in neuester Zeit in Maciejowski (pseud. Sewer) in dessen Novelle: „Mein Nachbar Dumcio" gefunden. Lebhafter und witziger als W. ist Wolody Skiba (pseud. für Wladislaus Sabowski, geb. 1837), auch ist bei ihm die Intrigue sorgfältiger durchgeführt und dennoch sind seine zahlreichen komischen Romane, von denen wir nur „Die Blume aus Sumatra", „Unter einem Dache" und die „Krummen Wege" erwähnen, wenig gelesen, fesseln die Aufmerksamkeit selten bis zu Ende und bei ihm verstimmt jede Wiederholung sofort, während man dies bei dem gemüthlichen W. gleich Kindern, die beliebte Bücher sofort von vorne wieder lesen, gerne hinnimmt.

Um eine Stufe tiefer steht Boleslaus Prus (pseud. für Alexander Glowacki), welcher schon zu gröblicher Trivialität und chargenhafter Uebertreibung greift, um die Lachmuskeln seines Publicums in Bewegung zu setzen. Die „Plagen der Großmutter" wurden nichtsdestoweniger von dem Warschauer Leihbibliothekenmob sehr goutirt. Nicht viel besser ist Jordan, welcher in seinen „Wanderungen eines Delegaten" keinen wirklichen Menschen mit inneren Widersprüchen und einem Gemenge von guten und bösen Anlagen zu schildern weiß, sondern komische Kategorien aufstellt, und aus jeder uns ein Vollblut-Exemplar vorführt, an dessen wirkliche Existenz er uns glauben machen will, was den komischen Eindruck seiner sonst nicht übel erfundenen Einfälle sehr abschwächt. Das Aeußerste in fratzenhafter Uebertreibung und Unnatur hat — freilich schon in der Epoche vor 1860 — Graf Olizar in den „Denkwürdigkeiten eines Originals" geleistet, in welchen er den wolhynischen Adel als ein Curiositätencabinet von Tollhäuslern darstellt.

Indem wir mit diesem Blick in die niederen Sphären der komischen Erzählung die Uebersicht der polnischen Romanliteratur der Gegenwart schließen, geschieht dies mit der ausdrücklichen Verwahrung, als ob Alle genannt wären, die sich irgendwie im Erzählungsfache bemerkbar gemacht haben. Die Franzosen pflegen bei solchem Anlaß höflich zu schließen: Nous en passons et des meilleurs. Wenn dies hier nicht buchstäblich wiederholt und nicht zugegeben werden kann, daß irgend Einer der Besten übersehen worden ist, so sei doch im Fluge erwähnt, daß, wer das Thema erschöpfen wollte, nothwendig auch noch viele Namen aufrufen müßte, so z. B.: Casimir Chledowski, einen mit glattem Feuilletonstil begabten Proteus, der den historischen Roman, die Humoreske, die Reiseeindrücke und die Criminalnovelle mit gleichem succès d'estime behandelt hat (Ella — Sigmund Korybot — Silhouetten u. s. w.), den ausländische Stoffe

behandelnden Ciechonski (Der Patrizier — Al-Hakkim), den mit gleichem Talente polnisch und französisch schreibenden Edmund Chojecki (pseud. Charles-Edmond) (Alkhabar), den anspruchslosen aber natürlichen Dorfgeschichtenerzähler Casimir Kaszowski, den in gedrückten Verhältnissen frühverstorbenen Johann Turski, welcher wohlgemeinte, von naiver Weltunkenntniß zeugende und demokratische Grundsätze mit starrer Anhänglichkeit an die Vergangenheit verquickende Erzählungen lieferte (Das Leben ohne Zukunft — Die entfernten Verwandten), zwei Nachzügler des sentimentalen Liebesromans: Maria Ilnicka (Der Herr Professor — Schwester Louise) und Gorzkowski (Die Tochter des — wohl gemerkt: griechisch-unirten — Geistlichen), endlich der in der Schweiz lebende Anonymus, der die Auswüchse des Emigrantenwesens und den Unfug der aus dem Russischen importirten Studentinnen in der Satire „Unter den Fittichen der Alma Mater" geißelt. Und noch täglich wenden sich neue noch unerprobte Kräfte oder der Lyrik und Dramatik den Rücken kehrende bekannte Namen der derzeit beliebtesten Form schöngeistigen Schaffens zu, welche dem individuellen Talente die unbegrenzteste Entfaltung gestattet.

Es ist hocherfreulich, daß in den letzten Jahren einige Hauptwerke Kraszewski's, der Orzeszko und Sienkiewicz's in das Deutsche übersetzt worden sind und dem Volke der Denker wohl die Ueberzeugung verschafft haben werden, daß, wenn es die heutige politische Welt wahrheitsgetreu kennen lernen und deren sociale Gebrechen und Auswüchse mit schonungslosem Scalpel blosgelegt sehen will, es sich getrost an die Söhne dieses Landes wenden könne und nicht nöthig habe, sich an die Lectüre der Schriften von Sacher-Masoch und Karl Emil Franzos zu machen.

V.

Während in den letzten zwanzig Jahren die polnische Lyrik und die polnische Romanliteratur jede eine deutliche Signatur an der Stirn trägt, erstere des Niedergangs, des allmäligen Versiegens, letztere des Aufschwungs, der Erweiterung ihrer Aufgabe, muß die dramatische Literatur der letzten zwei Decennien, will man über dieselbe ein entschiedenes Urtheil fällen, in ihren zwei Untergattungen: der ernsten Dramenliteratur und der Lustspieldichtung, genau gesondert betrachtet werden. Da fällt sogleich in die Augen, daß die polnische Lustspieldichtung, welche nach dem plötzlichen Verstummen ihres einzigen großen Meisters, des Grafen Alex. Fredro (im J. 1835) im Laufe eines Vierteljahrhunderts nur einen fruchtbaren Vertreter: Korzeniowski aufzuweisen hatte, nunmehr durch eine ansehnliche Zahl von jüngeren Kräften eine höhere Stufe der Entwickelung erklommen hat, während das Trauerspiel und Drama, welches — in Polen niemals bedeutend — seit Slowacki's Tode noch mehr verwaist war, auch in der neuesten Epoche nur einzelne nicht unglückliche Anläufe, aber kein einziges vollkommen befriedigendes Bühnenwerk zu verzeichnen hat.

Daß die ernste dramatische Literatur in Polen zu keiner kräftigen Entwickelung gelangen kann, ist nur zu erklärlich. Denn Alles, was zu einer Blüthe der dramatischen Literatur gehört, der äußere Apparat, die geeigneten Bühnen, der zureichende Geldaufwand, die geschulten Darsteller und das verständnißvolle

Publicum kann unter den seit hundert Jahren bestehenden politischen Verhältnissen nur schwierig und unvollkommen beschafft und herausgebildet werden. Die Zahl der guten, lebensfähigen, subventionirten Bühnen übersteigt nicht drei (Warschau, Lemberg, Krakau), dies bedingt die geringe Zahl der für das ernste Fach herangebildeten darstellenden Kräfte, welche seit Jahrzehnten noch in auffallender Abnahme begriffen sind. Endlich ist der Geschmack des Publicums in Polen wie fast überall in einer Verwilderung begriffen, welcher neben der Posse, der Operette und dem unsinnigsten Ausstattungsstück höchstens noch das auf nervenerschütternden und sinnenkitzelnden Bühneneffecten aufgebaute Drama einige Theilnahme entlockt.

Zu diesen ungünstigen Verhältnissen gesellt sich der Umstand, daß einige für die Lyrik entschieden begabte Dichter dieser gegenwärtig als wirkungslos verachteten Form entsagen und sich hartnäckig auf das ihrer Eigenart nicht zusagende Drama werfen und Erzeugnisse liefern, in denen schwungvolle Monologe oder Dialoge, von schemenhaften Personen inmitten unmöglicher Situationen vorgebracht, von dem verfehlten Berufe der Verfasser Zeugniß ablegen.

Die Zahl der literarischen, unaufführbaren oder wenigstens nie aufgeführten Dramen ist daher verhältnißmäßig noch größer als in Deutschland, wo doch das häufige Vorkommen dieser ihren Zweck verfehlenden Gattung als Symptom einer ungesunden Entwickelung der dramatischen Production betrachtet wird. Von der geringen Bedeutung der neuesten polnischen Schau- und Trauerspiele darf man aber ja nicht auf deren geringe Zahl schließen, und jede der vielen, aber meist mit sehr mäßigen Preisen bedachten dramatischen Concurrenzen ruft eine erstaunliche Menge von Bewerbern in die Schranken, von denen aber selbst das von Nachsicht und Wohlwollen überströmende Spruchrichtercollegium nur den Wenigsten einen Preis oder die Anempfehlung des Aufführens ertheilt.

Diejenigen, welche das ehrenwerthe, ausdauernde Ringen um ein nationales Drama für den erreichten Erfolg ansehen, stellen gewöhnlich drei Namen als sieggekrönt voran: den als Lyriker schon erwähnten Adam Asnyk, den Historiker und Epiker Josef Szujski und Vincenz Rapacki.

Josef Szujski (geb. 1835 in Tarnow), ist der weitaus productivste der Drei, denn außer seinen drei Hauptwerken: „Wallace", „Die Zborowski's" und „Maryna Mniszech", hat er noch neun bis zehn Dramen, der polnischen Geschichte entnommen, geschrieben. Die historische Auffassung ist eine richtige, auf der tiefsten Erkenntniß der Sitten der betreffenden Zeit beruhende, die Sprache ist edel, der Vers tadellos, einzelne Charaktere können als gelungen betrachtet werden und die meist einfache Handlung geht harmonisch, ohne Unwahrscheinlichkeiten und Knalleffecte, vor sich. Es ist wenig oder nichts an diesen Dramen zu tadeln, es ist Vieles zu loben und dennoch erwärmen und begeistern sie Niemand und bald schwindet die Erinnerung an diese ehrenwerthen Schöpfungen, denen vielleicht ein tüchtiger Verstoß, eine krasse Excentricität mehr Interesse verschaffen würde. Asnyk's wenige Dramen (Cola di Rienzi — Der Jude — Kiejstut) haben ein etwas wärmeres Gefühl, sind von einer innigeren, stellenweise ergreifenden Sprache getragen und hier und da zündet ein elektrischer

Funke, freilich um sofort zu verlöschen. Doch ist in den zwei ersten Stücken die dem Lyriker anhaftende scenische Unbeholfenheit störend und in Kiejstut, dessen Bau weit vollendeter ist, fehlt der eigentliche dramatische Nerv ebenfalls, die Charakteristik ist eine verfehlte. Der Held des Stücks ist ein kraftvoller Redner, seine Gedanken werden klar und überzeugend vorgebracht, in seinen Handlungen aber ist er ein zerrissener Schwächling, ein als Kraftmensch verkleideter Lear, der schließlich weder Mitgefühl noch Bewunderung einflößt. — Vincenz Rapacki, der jüngste der Drei, ein sehr begabter Schauspieler, gelangte auf ganz anderem Wege als die Vorhergenannten, vom Nachahmen zum Schaffen. Selbstverständlich sind seine Werke bühnengerechter als die Stücke des Historikers und des Lyrikers, aber auch seine Gestalten sind plastischer und zwischen Handlung und Diction besteht eine lebendigere Wechselwirkung. Doch hat die Sprache weder die vornehme Ruhe Szujski's noch den harmonischen Fluß Asnyk's, sie ist ungleich, büßt stellenweise ihren Schwung ein und läßt den Eindruck eines ästhetisch-einheitlichen Werkes nicht aufkommen. Bedenklich ist auch, daß es seine erste Arbeit: „Veit Stoß", ist, welche die kräftigste Charakteristik der Hauptfigur, nämlich des verunglimpften Bildhauers enthält, während die späteren Werke „Kopernik", „Acernes" und „Pro honore domus" schon conventionellere Figuren vorführen.

Adam Belcikowski (geb. 1839 in Krakau), hat sich offenbar in das Drama verirrt, während seine Begabung ihn mehr auf das Lustspiel hinwies. Sein erstes Werk: „Adam Tarlo" ist in Handlung und Sprache lahm, in der Charakteristik verblaßt und ohne Energie. Als die Kritik dies hervorhob, suchte er in seinen späteren Werken, namentlich in „Miecislaus II." diesen Fehler durch stark aufgetragene Farben und eine rüde, der deutschen Sturm- und Drangperiode nachgebildete Sprache gut zu machen, vermochte aber bei der Zerfahrenheit der Handlung und durch das beständige Vorschieben von Nebenfiguren kein Interesse zu erwecken. „Francesca da Rimini" kann als abschreckendes Beispiel dienen, wie man ähnliche Stoffe nicht behandeln sollte.

Bronislaw Komorowski (geb. 1843 in Lemberg) machte mit seinem der slavischen Urgeschichte entlehnten „Krok" durch eine gewisse dröhnende Kraft der Sprache einigen Eindruck, welchen der darauf folgende „Cromwell" durch seine ganz verfehlte Charakteristik zerstörte.

Die panslavistischen Tendenzen, welche in dem „Königssohn Marko" und „Mstiwoj und Svanhilda" von Bronislaw Grabowski nachklingen, machen diese schwerfälligen Tiradenstücke noch ungenießbarer. Nicht viel Besseres läßt sich von dem „Prior der Paulaner" und der „Cleopatra" Julian Porabowski's sagen. Graf Leopold Starzenski (geb. 1835 in Lemberg) ist ein formgewandter Lyriker, der, seinen Beruf verkennend, sich hartnäckig an das außer dem Bereiche seiner Fähigkeit liegende Drama klammert und patriotische Rührstücke liefert, in denen bloß einzelne ausgezeichnete versificirte Monologe das Ohr bestechen, während die Charaktere gänzlich verwischt, die Handlung abgebraucht ist. Ihres patriotischen Inhalts halber bleiben aber „der Stern von Sibirien" und „Auf der Bresche" wirksame Zugstücke für das Sonntagspublicum.

Hingegen ist die einzige wenig dramatische Arbeit des früh verstorbenen Paulin Swiecicki (pseud. für Stachurski (1841—1876): „Marta Posadnica" ein zwar unscenisches, aber von echtem warmen Gefühl durchglühtes Werk. Ebenfalls durchaus nicht bühnengerecht, aber aller Beachtung werth, sind die Dramen des bekannten Publicisten und Schülers von Comte, Alexander Swietochowski's (pseud. für Wladislaus Okonski), namentlich „Pater Macarius", „die Unschuldigen" und „Helvia", in denen allen irgend eine Idee, eine These in äußerst wirkungsvoller, feiner, geistreicher Dialogisirung durchgeführt wird. Auch hier treffen wir auf keine wirklich dramatischen Charaktere, da alle Personen bloß Träger oder Widersacher der Tendenzen des Verfassers sind und demgemäß handeln und sprechen.

Diese kurze Umschau auf dem Gebiete des Dramas zeigt nur allzudeutlich, daß von einem Aufschwunge derselben in Polen in den letzten Decennien nicht die Rede sein kann, daß hier noch immer die empfindlichsten Lücken in der polnischen Literatur unausgefüllt bleiben. Ja, wenn wir strenger sichten, müssen wir zugeben, daß in den letzten zwanzig Jahren eigentlich bloß drei Dramen durch ihre Vorzüge die andern überragen und auf dauernde Beachtung Anspruch erheben können, ähnlich wie in der vorhergehenden zwanzigjährigen Epoche der „Mönch" Korzeniowski's und Szajnocha's „Stasio" (ein trostlos schwarzes Seelengemälde in der Art von Hebbel's Maria Magdalena). Es sind dies Wallace, Kiejstut und Veit Stoß. Eine Zwitterart: das historische Lustspiel scheint einigen polnischen Dichtern der Gegenwart mehr zuzusagen und lebensvoller aus ihren Händen hervorzugehen, als das eigentliche Drama; ebenso wie in der gegenwärtigen Malergeneration aller Länder das historische Genrebild weit glänzender und anziehender vertreten ist, als das streng historische Gemälde.

Hier finden wir wieder auf dem ersten Platze Kraszewski mit seinem „Meth des Castellans" und seinem „Fürsten Mein Liebchen", obgleich auch hier die Handlung Nebensache ist und diese beliebten Stücke angenehm dialogisirte Zeitbilder aus dem 18. Jahrhundert sind. In Belcikowski's historischen Lustspielen „König Don Juan" und „die zwei Radziwill" pulsirt mehr Leben als in dessen Trauerspielen. Dieses ganze Genre hat eigentlich keine Berechtigung und wird nur dort hingenommen, wo das Vermögen, geschichtliche Stoffe in höherer Auffassung wiederzugeben, nicht vorhanden ist.

Das Lustspiel, in der höheren Bedeutung des Wortes, schien in den 50er Jahren in Polen absterben zu wollen. Der noch bis 1876 lebende polnische Molière, Graf Alex. Fredro schwieg hartnäckig seit 1835, in unbegreiflicher Verbissenheit über einzelne abfällige Kritiken, deren Bitterkeit doch der allgemeine Strom der Bewunderung hätte aus seinem Herzen wegschwemmen sollen, und entzog seinem damals so armen Vaterlande die Früchte seines Schaffens. Uebrigens waren seine Zeit und deren Sitten, seine Auffassung derselben und die von ihm geschaffenen Haupttypen allgemach vergangen und verschwunden und die Veröffentlichung seines Nachlasses (namentlich „Herr Benet" und „Ein großer Mann in kleinen Dingen") wies deutlich nach, daß er die gewaltigen socialen Metamorphosen der Neuzeit, von der er sich grollend abgewendet hatte, nicht mehr verstand, ja kaum mehr kannte.

Mit dem allein thätigen Korzeniowski aber ging das vor, was Jedem begegnet, der ohne Rivalen, ohne Wetteifer dasteht: er machte mit jedem Jahre Rückschritte und seine eifrigsten Anhänger stutzten über die Verflachung seiner Auffassung, über die stets zunehmende innere Unwahrheit seiner Typen und die Trivialität seiner Sprache. Da trat, zwischen 1860 und 1865, in der Zeit, wo die Lyrik vor dem Roman die Segel strich, eine Generation von jüngeren Männern auf, welche mit der überkommenen Routine zu brechen versuchte, den Plunder der stets forterbenden stehenden komischen Figuren, des tapferen und lebenslustigen, und dabei unverbrüchlich derben und rücksichtslosen Officiers, des abgelebten Gecken, der sich zierenden alten Jungfer, des Erbstücks von familiärem Bedienten, dem man alles anvertraut, in den Winkel stellte, um scharfen Blicks ihre Zeitgenossen, deren Gefühle und Bestrebungen, deren Irrthümer und Schwächen zu mustern, und die Ergebnisse ihrer Beobachtungen auf die Bühne brachte. Diese neue Schule der Actualität, welche nach und nach auch die abgebrauchten Theatercoups, die Verkleidungen, Verwechselungen und Mißverständnisse abgeschafft, und den Dialog von seinen banalen, stereotypen Wendungen gesäubert hat, wurde oft der Nachahmung des modernen französischen Lustspiels angeklagt, als ob, wenn dies auch richtig wäre, die Nachahmung einer gesunden, auf feiner Beobachtung und Wiedergabe der Dinge, wie sie sind, fußenden Richtung ein Verstoß, eine Sünde wäre, bloß deshalb weil diese Methode zuerst außerhalb der Grenzpfähle des Landes angewendet wurde.

Die neue Bewegung wurde durch einen Schauspieler: Johann Checinski (1826, † 1874, Warschau) eingeleitet, der angewidert von der Monotonie der dargestellten Typen und der fadenscheinigen, von vornherein durchschauten Intriguen, den Versuch wagte, die Bühne dem wirklichen Leben näher zu rücken. Aber seine drei besten Stücke: „Die edlen Seelen", „Die wohlerzogenen Leute" und „Die Kritiker", bewiesen, daß zwischen Wollen und Können, Einsehen und Ausführen ein Abgrund liegt.

Der Name des jüngeren Alexander Fredro (Sohn des großen Dramatikers Grafen Alexander F., geb. 1829 in Lemberg), steht mit dem neuen Aufschwung des polnischen Lustspiels in einem gewissen Zusammenhang, denn mit seiner Thätigkeit eröffnete er den Reigen der „Jungen", welche von dem verwaisten Thaliatempel Besitz nahmen. Doch ist der Impuls zur Verjüngung der erstarrten Lustspieldichtung nicht von ihm ausgegangen. Womit er begann und was ihm seinen sogar in das Ausland gedrungenen Ruf verschafft hat, ist nicht das eigentliche Lustspiel, sondern die Posse, das Singspiel, das lever de rideau. In diesem Genre nimmt er mit seiner prickelnden Lustigkeit, seinen derbdrastischen Einfällen, seinen riskirten Zweideutigkeiten und seinen unwahrscheinlichen, aber zwerchfellerschütternden Knalleffecten unter den polnischen Bühnenschriftstellern den ersten Rang ein und „Vor dem Frühstück", „Das Lied des Onkels", „Das Schläfchen Herrn Prosper's", besonders aber die „einzige Tochter" werden daheim und in Uebersetzungen auch auswärts fort und fort aufgeführt und belacht, ohne daß hier die längst bekannten Figuren und die ganz unmögliche Handlung im Mindesten die Wirkung stören, da das Schnellfeuer der Lazzi das Nachdenken über diese Schwächen übertäubt. Doch genügte ihm die Rolle eines polnischen

Labiche nicht und wiederholt versuchte er sein Glück im feineren Salonlustspiel, ja im Tendenzstück. Doch auf diesem Terrain versagten ihm seine Hilfsmittel den Dienst und er fiel entweder, wie im „Mentor" in die blinde Nachahmung seines Vaters, in die Wiedererweckung längst verblaßter, heute ganz unwahrer Typen zurück oder er gab, wie in der „großen Brüderschaft" unter der Firma eines Lustspiels bloß eine in die Länge gezogene, daher verfehlte Farce. Den ernstesten Anlauf, ein Zeitstück zu Stande zu bringen, in welches die Sorgen und Aufgaben des Tages hineinspielen, nahm er in den „fremden Elementen". Doch nur eine der Hauptfiguren, die des adeligen Bezirksmarschalls, dem Fortschritt und Liberalismus in tiefster Seele ein Greuel sind, der aber dennoch aus Eitelkeit, Popularitätshascherei und Mangel an civilem Muth das Opfer eines quasi demokratischen Schwindlers wird, ist treu nach der Natur gezeichnet und gelungen. Dagegen ist der intrigante Held des Stückes ein gar armseliges Individuum, welches genau nach dem Recepte der alten Schule bei dem ersten ungünstigen Zwischenfall den Kopf verliert und das Hasenpanier ergreift. Im „Consilium facultatis" wählte Fredro unbegreiflicher Weise einen Stoff, der ihn dem Vergleiche mit Molière aussetzte. Ein Hauptgebrechen der Fredro'schen Stücke, welches ihnen jede höhere Anziehungskraft benimmt, ist die ganz verkümmerte Zeichnung der Frauencharaktere, die entweder marionettenartig dem männlichen Impulse folgen oder unter dem Vorwande der Naivetät und Unerfahrenheit, wie halbwilde Gänschen, dem Ersten Besten an den Kopf fliegen. Diese Vernachlässigung und Unterordnung des weiblichen Elements ist um so sonderbarer, da der Verfasser als ein frauenverehrender Lebemann hundertmal ausgibige Gelegenheit finden mußte, originelle feingebildetere, geistesstärkere Gestalten zu copiren.

Die fünf wahren Repräsentanten der neuen polnischen Lustspielschule sind Narzymski, Zalewski, Blizinski, Lubowski und Balucki.

Der Erste, welcher in das volle Menschenleben hineingriff und aus demselben wahre Charaktere und wirkliche Situationen auf die Bühne brachte, war der frühverstorbene Josef Narzymski (1839—1872). Seine „Epidemie" war ein Gelegenheitsstück im besten Sinne des Wortes und schilderte die Demoralisation und die Verheerungen des in Galizien neuen und von Wien aus importirten Börsenspiels, in einer Zeit, wo Alles sich noch in Illusionen über den Aufschwung wiegte, während erst nach dem Tode des Verfassers das eintrat, was er dargestellt hat. Der Eindruck war daher ein mächtiger. Man überschätzte den Verfasser und als er seine zweite Arbeit „die Positivisten" gab, war man etwas enttäuscht, obgleich hier die Charakteristik der jüngsten Generation ohne Illusionen und Begeisterung, mit ihrem Durst nach materiellen Erfolgen, dieser starken Geister, welche sich beherrschen, wenn ihr Vater stirbt, aber vor Verzweiflung heulen, wenn ihnen ein genialer Coup mißlungen ist oder ihre käufliche Schöne sie betrügt, vielleicht tiefer und fester ist, als in dem ersten Stücke die Analyse des geborenen und des improvisirten Speculanten. Narzymski ist ein gewissenhafter, vielleicht etwas zu ernster Komödienverfasser. Auch bei ihm sind die Frauengestalten unbedeutend. Sein Hauptfehler ist der etwas

hölzerne Dialog, welcher wohl das ausdrückt, was der Verfasser beabsichtigt, der aber für sich keinen Reiz hat.

Eduard Lubowski (geb. 1839, Krakau) ist ein Narzymski verwandtes Talent und mehrere seiner Stücke, namentlich „Die mit dem Schicksal Versöhnten" nehmen sich wie Variationen über Narzymski'sche Themen aus. In seinem Hauptwerk „die Fledermäuse" hat die Diction eine ganz achtenswerthe Nuancirung und mildert die für ein Lustspiel etwas allzudüstere Auffassung der Schäden unserer gesellschaftlichen Zustände, namentlich der Verwerflichkeit der Leiter der öffentlichen Meinung und der regelmäßigen Zurücksetzung der Ehrenmänner. „Die Vorurtheile" hingegen behandeln einen ansprechenden Vorwurf: die Kraft der Entsagung und Rehabilitirung vor sich selbst, welche in einem glücklichen Moment sich aus einem anscheinend leichtsinnigen und genußsüchtigen Charakter entwickelt. Das harmonische Ineinandergreifen der Handlung ist nicht die starke Seite Lubowski's.

Michael Balucki zeigt in seinen Lustspielen dieselbe Beobachtungsgabe wie in seinen Erzählungen. Die Sünden und Lächerlichkeiten des Tages, namentlich der falsche Schein, die Aufgeblasenheit, die gravitätische Charlatanerie und die Bürgertugenden von Talmi werden von ihm mit großer Verve aufgegriffen, in einen Strudel von Verwickelungen und Zwischenfällen geworfen und in einen derben Humor getaucht, der stellenweise an die Possenhaftigkeit des jüngeren Fredro mahnt, aber manchmal auch das belächeln läßt, was eigentlich den Zorn und die Verachtung erwecken sollte. „Die Räthe des Herrn Raths" sind eine drastische Wiedergabe des jetzigen Treibens der galizischen Kleinstädter, welche durch die Anforderungen der Selbstregierung in Sorgen und Verantwortlichkeiten, aber auch in Ehrgeiz, befriedigte Eitelkeit und Speculationen gestürzt sind, welche, den früheren Generationen unbekannt, die große Mehrzahl der Schwachen und Mittelmäßigen zu Lächerlichkeiten und Ueberhebungen zwingt, die kaum einer Verarbeitung bedürfen, um urkomisch zu sein. Ebenso wahr und frisch aus dem Leben gegriffen sind die „Arbeitsamen Müßiggänger", eine Classe, welche sich wohl auch in Deutschland, namentlich durch das Ueberwuchern des Vereinswesens, zahlreich herausgebildet hat. „Die Jagd auf den Ehemann", „Die goldene Jugend", „Der väterliche Wille" und „Die Verwandten" behandeln etwas abgegriffene Themata, denen keine neue Seite abgewonnen wird. Ganz verfehlt sind die „Emancipirten Frauen", in welchen chargirte durch lauter äußerliche Excentricitäten bezeichnete Typen uns als die Trägerinnen der Frauengleichstellung vorgeführt werden, während der Verfasser gerade in Polen weit tiefer angelegte und weit positivere Resultate erreichende Naturen in Hülle und Fülle vorfinden konnte, die praktisch sich der Leitung der ökonomischen und hier und da auch der politischen Angelegenheiten bemächtigt haben, ohne Vorlesungen zu halten und in Zürich zu studiren.

Casimir Zalewski (geb. 1848 in Plock) sprang im Alter von 27 Jahren mit seinen zwei Erstlingswerken: „Mit dem Fortschritte" und „Vor der Trauung" in zwei Sätzen auf den ersten Platz unter den lebenden polnischen Lustspieldichtern. Umsonst versuchten scheelsüchtige Kritiker, auf die Augier nachgebildete Mache des ersten Stückes und den französischen Zuschnitt beider hinweisend, deren ori-

ginellen Werth zu leugnen. Neben seiner Analyse der Charaktere, ganz bühnenmäßiger Schürzung des Knotens und ungezwungener Entwickelung der Handlung, d. h. neben Vorzügen, die einigen seiner Nebenbuhler ebenfalls nicht abzusprechen sind, übertraf er alle bisher Aufgetretenen durch elegante Leichtigkeit, Natürlichkeit und die geistreichen Pointen des Dialoges. Gerade diese seine glänzendste Eigenschaft wurde als Nachahmung der Franzosen beanstandet, während man ihm es hätte hoch anrechnen sollen, daß er die gesunde Umkehr von der Convenienz zur Naturwahrheit wagte und den Dialog von jenen banalen und doch unwahren Wendungen und Phrasen säuberte, welche in Wirklichkeit Niemand gebraucht oder welche, wenn sie im Leben vorkommen, wahrhaftig nicht verdienen, auf den Brettern verewigt zu werden. So vermeidet Zalewski das in den Schablonestücken so häufig vorkommende „beiseite" Sprechen, welches dem Publicum die Eindrücke oder Absichten der zu sich selbst sprechenden Person enthüllen soll, in der That aber so wirkt, wie etwa die erklärenden Unterschriften unter den Darstellungen der Maler des 14. Jahrhunderts. Der Einacter „Artikel 204" reiht sich in fein geschliffenem Dialog und geschickt herbeigeführter Lösung den besten französischen Mustern an. Hingegen ist die „Böse Saat" in Motiven und Charakteren die Wiederholung eines oft behandelten Themas, welche bloß durch die Frische der Plauderei gerettet wird. Weit bedeutender ist die „Treffdame", welche namentlich durch die folgerichtige Durchführung des Hauptcharakters lebhaft an ähnlich behandelte Stoffe Madame Emile de Girardin's, liebenswürdigen Andenkens, erinnert.

Den ausgesprochensten heimischen Charakter, ohne den geringsten Einfluß französischer Vorbilder zeigen die Lustspiele Josef Blizinski's, welcher schon in reiferen Jahren sich der Bühnendichtung zuwandte und ohne ausgesprochene Tendenz, ohne Bitterkeit, vor Allem aber — ein großes Verdienst — ohne Uebertreibung die Schwächen und Lächerlichkeiten jener Welt, die er stets vor Augen hatte und die er durch und durch kannte, in ungezwungener, durch Intriguen nicht complicirter Form darstellt. Großes Anspannen des Interesses durch überraschende Wendungen ist eben nicht die starke Seite Blizinski's und die Situation wechselt gewöhnlich vom Anfang bis zum Ende nur wenig, ist aber anschaulich, consequent und sympathisch durchgeführt. Die Moral Blizinski's ist gewöhnlich eine höchst laxe und der „Alte Junggeselle" eigentlich eine bedenkliche Rechtfertigung des Concubinats. Seinen Haupttriumph feierte er mit seinem „Herr Damasius", in welchem er einen unter dem kleinen polnischen Landadel glücklicherweise nicht seltenen Typus auf das Herzlichste erfaßte, auf das Sympathischste ausführte. Sein neuestes Werk, welches soeben in der Lemberger Wochenschrift „Tydzien" zu erscheinen begann, „Die Schiffbrüchigen", verspricht an Schärfe der Charakteristik und schillernder Lebendigkeit des Dialoges jenem Hauptwerke ebenbürtig zu werden. Dagegen sind „Väterchen", „Der Mann zur Noth", besonders aber „Die vorsichtige Mama" allzu nachlässig behandelte Bluetten. Die Frauen faßt Blizinski ganz anders auf, als die meisten seiner Collegen und gibt den specifisch polnischen Typus derselben treuer wieder als Jene. Die Mischung von glühender Einbildungskraft und kalten Sinnen, leichter Außenseite mit ernstem Fond, welche dem fremden Beobachter so räthsel-

haft erscheint, wird hier mit kecken Zügen veranschaulicht, und neben Zalewski ist er der Einzige, dessen weibliche Gestalten selbstthätig in das Räderwerk des Stückes eingreifen und dem Zuhörer oder Leser im Gedächtniß bleiben.

Weniger bekannt und beliebt als die bisher Genannten ist Sigmund Sarnecki, obgleich dessen „Rache der Gräfin", „Febris Aurea", „Die Krüppel", „Die Uneigennützigen" und „Die Höflinge des Elends" sich durch ganz tüchtige Charakteristik und durch einen nicht witzlosen Dialog empfehlen. Der Hauptvorwurf, der Sarnecki gemacht werden muß, ist, daß er mit seinen Ideen immer etwas zu spät auftrat, nachdem sie ein Anderer schon vorgebracht hatte. So kam seine Philippica gegen den Durst nach Reichthümern nach der analogen „Epidemie" Narzymski's und „Die unglücklichen Höflinge" nach einem ähnlichen von Balucki bearbeiteten Stoffe. Fast denselben Vorwurf des Mangels an Originalität kann man Sophie Meller in ihrem „Goldenen Vließ" machen, während die Figur des Muttersöhnchens „Zizio" an L'Arronge's „Mein Leopold" erinnert.

Eine Stufe tiefer finden wir in der „Letzten Probe" von Wenzel Szymanowski, einem älteren Warschauer Literaten, und in den „Kammerherren" von Wdowiszewski, einem Lemberger Autor jüngsten Datums, dieselbe unerträgliche Uebertreibung, denselben rohen, verletzenden Farbenauftrag, dieselben fratzenhaften Gestalten, dieselbe Frivolität, welche ganz verworfene Charaktere, einfach niederträchtige Handlungen, nicht dem Zorn und der Verachtung preisgibt, sondern in das Komische zerrt. Nach dem Fusel, der uns in diesen quasi Lustspielen gereicht wird, schmecken Graf Wladislaus Koziebrodzki's Salonstücke, welche der Form nach den französischen Proverbes nachgebildet sind, wie Mandelmilch. Graf Koziebrodzki ist der Dichter für die Liebhabertheater auf dem Lande, eine Art polnischer Najac, der aber an Witz dem französischen Vorbilde gewaltig nachsteht, ganz gewöhnliche Lappalien sehr wichtig behandelt, oft die Pointe ganz verfehlt und das Geheimniß besitzt, in dem kürzesten Stücke langweilig zu sein. „Claudia", „Schneegestöber", „Im Herbst", „Die weißen Handschuhe", „Das verliebte Paar", „Das Angenehme ist des Bösen Anfang" und das „System des Herrn Mathias" sehen sich alle in ihrer „distinguirten" Leere und Schalheit gleich.

Die Lustspieldichter en passant, welche aus ernsteren Gebieten einen Streifzug in Thalia's Land wagen, sind meist unglücklich in ihren Versuchen. So ist Asnyk's Lustspiel „Die Freunde Hiob's" eine ganz nett dialogisirte Moralpredigt ohne alle komische Verve und Graf Leopold Starzenski's „Zauberin" enthüllt uns im Verfasser eine Unkenntniß des weiblichen Herzens, des Thuns und Lassens der Frauen, die mitleidige Verwunderung hervorruft, wie das Gemälde eines Blinden.

Besser erdacht und durch seine ungesuchte Originalität in der Zukunft Vollendeteres verheißend, ist eines der letzten gekrönten Concurrenzstücke: „Ein Duell zwischen Edelmüthigen" von Sewer (pseudonym für Maciejowski).

Das Bauernstück, die dramatisirte Dorfgeschichte bearbeitet mit Geschick und Anerkennung in der gegenwärtigen wie in der vorhergehenden Epoche Wladislaus Anczyc (geb. 1824 in Krakau). Seine „Bauernemigration" ist ebenso, wie seine vor einem Vierteljahrhundert geschriebenen „Bauern-Aristokraten" waren, ein

wohlverdientes Zugstück geworden. Die Gemüthstiefe Anzengruber's, die poetische Verklärung, mit welcher dieser bei aller urwüchsigen Darstellung das Leben des Landvolkes umgibt, erreicht Anczyc freilich nicht. Starczyk, ein Landschlosser aus der Umgegend von Krakau, ist neuerlich in seiner „Johannisnacht" als nicht zu verachtender Nachahmer Anczyc's aufgetreten.

VI.

Die vorstehende Rundreise um die neueste polnische Belletristik hat vielleicht zu lange gedauert, ist vielleicht auf zu viel Einzelnheiten eingegangen und hat wohl Manches aufgenommen, was ohne Schaden dem Vergessen anheim gegeben werden konnte. Es geschah dies, um in einem möglichst vollständigen Bilde der Ueberzeugung Nachdruck zu verleihen, daß die gegenwärtige polnische Literaturepoche nicht die des Verfalls, sondern der Umwandlung ist; daß es nicht lauter Pygmäen sind, welche den Platz der in's Grab gesunkenen Hochbegnadeten einnehmen.

Ziehen wir das Endresultat in vier Worten: das Epos ist hier, wie überall, todt und begraben, die Lyrik ist verscheucht und entmuthigt, obgleich fürwahr die Begabung dafür nicht mangelt. Sie hat, wie in Deutschland und England, dem Roman das Feld geräumt, welcher eine ungeahnte Bedeutung erlangt hat und durch stets neu auftauchende Kräfte noch immer an Umfang und Einfluß gewinnt. Das Lustspiel hat den Weg der Routine verlassen und trachtet, wie der Roman, nach französischem Vorgang, ein treuer Zeitspiegel zu werden. Nur das Drama bildet in dem Neubau der polnischen Belletristik eine störende Lücke, welche allein noch verhindert, Polen den literarischen Großmächten der Neuzeit beizuzählen. Unter den bereits Thätigen und Bekannten dürfte sich kaum Derjenige finden, der endlich jene Bresche ausfüllen und das Banner des nationalen Drama's entfalten wird. Aber die Erfahrung der letzten fünfzig Jahre hat uns gezeigt, daß wiederholt, auf fast allen Gebieten des Geisteslebens, ungeahnt und urplötzlich sich bei uns neue Talente erschlossen, sowie der Blüthenstengel der Aloë über Nacht in die Höhe schießt. Dies läßt die Hoffnung nicht aufgeben, daß gleichwie Matejko und Siemiradzki in der Malerei, die Orzeszko und Sienkiewicz im Roman, Zalewski und Blizinski im Lustspiel und ganz neuerlich Marcus Antokolski und Welonski in der Bildhauerei auftauchten, in nicht allzuferner Zukunft auch ein Erwecker des Drama's uns erstehen wird. Der Zusammenhang der Belletristik mit Kritik und Literaturgeschichte, mit der Presse, den politischen Flugschriften und socialen Essays ist so eng und mannigfaltig, daß es verlockend wäre, auch die Physiognomien der hervorragendsten Gestalten auf diesen Gebieten: eines Grafen Stanislaus Tarnowski und Julian Klaczko, eines Stanislaus Kozmian und Moritz Mann, eines Agathon Giller und Rufin Piotrowski, eines Anton Malczei und Julian Ochorowicz, eines Alexander Tyszynski und Peter Chmielowski zu skizziren und dadurch das Bild der heutigen literarischen Generation zu vervollständigen.

Doch sind die unserem Essay gesteckten Grenzen ohnehin überschritten und gestatten diese Abschweifung auf fremdes Gebiet nicht mehr. Wir erlauben uns

nur noch zum Schluß den statistischen Nachweis zu liefern, daß die polnische schöngeistige Production gegenwärtig auch quantitativ nicht unbedeutend ist.

Im Durchschnitt der Jahre 1876/81 betrug die Zahl der schöngeistigen, in polnischer Sprache gedruckten Schriften: 296 (davon 192 im Königreich Polen, 80 in Galizien, bloß 24 in allen anderen Provinzen, was den Niedergang des ehemals so lebhaft pulsirenden literarischen Lebens im Posen'schen und das fast völlige Aufhören der Emigranten-Literatur kennzeichnet).

Die absolute Zahl polnischer belletristischer Werke steht nur hinter jener der französischen (2320), englischen (1760), deutschen (1550), italienischen (1270) und russischen (460) Literatur zurück, wahrscheinlich auch hinter der spanischen, über welche keine genauen Angaben zu erhalten sind. Am nächsten kommen der polnischen Production die schwedische (220 Werke), holländische (210) und dänisch-norwegische (190) Literatur. Die ungarische Belletristik hat eine noch etwas geringere, die übrigen slavischen Literaturen ganz kleine Ziffern der polnischen entgegenzustellen.

Wenn wir die gegenwärtige Zahl der polnisch Sprechenden auf über 13[1]) Millionen berechnen, so kommt jährlich ein belletristisches Werk auf 4000 Seelen, während dies Verhältniß bei den Russen 1 auf 10,000 beträgt, also $2\frac{1}{2}$ mal ungünstiger ist.

Es ist wahr, die relative belletristische Productivität der übrigen obenerwähnten Nationen ist eine größere als die der polnischen, doch steht sie mit derselben nicht außer allem Verhältniß. So haben wir eine belletristische Schrift auf 2800 Deutsche, auf 2200 Italiener, auf 2000 Schweden, auf 1900 Holländer, Dänen und Norweger, auf 1800 Engländer und auf 1600 Franzosen. Der Abstand zwischen dem relativen Quantum der polnischen und deutschen Belletristik ist daher nicht größer als derjenige zwischen dieser letzteren und der französischen. Der Masse wie dem Werthe nach erhebt sich die schöngeistige Thätigkeit einer Nation, deren geistige Entwickelung schon in Folge ihrer Dreitheilung auf schwere Hemmnisse stößt, über das Niveau der Leistungen so mancher Völker, welche aller Segnungen der Selbstbestimmung theilhaftig sind.

---

[1]) Zu dieser Annahme berechtigt die soeben in Oesterreich beendete Volkszählung, welche über 3,200,000 Polnisch-Redende ausweist, während man bisher, der Abstammung nach, bloß 2,600,000, also um 600,000 weniger, angenommen hatte. Hierzu kommen 2,600,000 unter preußischem Scepter und zum allermindesten 8 Millionen unter russischer Herrschaft.

Aus der Pfalz und aus Baden, 1849.

Briefe eines preußischen Generalstabsofficiers.

I.

Coblenz, den 8. Juni 1849.

Heute früh 4½ Uhr bin ich wohlbehalten mit Pferden und Dienern hier eingetroffen. Nachdem ich auf dem Dampfschiff trotz Ermüdung, Abspannung und Aufregung in dem sehr freundlich vom Capitän mir gebotenen Pavillon des Schiffs herrlich geschlafen hatte, ging ich mich zu melden. Unsere Herren Vorgesetzten machen einen überaus guten, Zuversicht erweckenden Eindruck. Ich gehe heute noch zur Reserve-Division nach Simmern ab. Vor dem 13. geht es nicht los.

Simmern, 10. Juni.

— Ich bin fast Tag und Nacht in Thätigkeit gewesen. Von Coblenz fuhr ich mit Post in dem schönen Thal bis Boppard, von wo aus ein anderer Wagen uns die steilen Abfälle des Hundsrück hinauf führte. Es war ein schöner Abend, die Aussicht über Marienberg hinweg in das Rheinthal herrlich. Ein sehr angenehmer Reisegefährte, gebildet, unterrichtet und liebenswürdig, Dr. Claus aus Bonn, fuhr mit bis Laubach. Frische Lebensluft führte die schöne Natur, das neue Leben dem von Trennungsweh gebeugten Gemüthe zu. — Ich kam hier spät an, meldete mich und fand Alles in wirklich überraschender Seelenruhe. Man war der Meinung gewesen, die zusammengezogenen Truppencorps würden eine Zeitlang an der Grenze der Pfalz stehen, um dann wieder auseinander zu gehen. Meine Ankunft mit dem bestimmten Befehle, die Truppen sollten schon am 11. in engen Cantonnements zwischen Kreuznach und Stromberg stehen, fiel wie eine Bombe in's friedlichste Haus. Es war sofort viel zu thun; ich kam gegen ein Uhr zu Bett und mußte um vier wieder an die Arbeit. Gegen zehn Uhr setzte ich mich zu Pferde und legte die fünf Meilen bis Kreuznach in vier Stunden zurück; dort hatte ich Verabredungen verschiedenster Art mit Goeben zu treffen, welcher in der nämlichen Stellung als Generalstabsofficier bei der ersten Division ist, wie ich sie bei der vierten einnehme. Wie schön war der

Weg in das romantisch gelegene Thal; in dasjenige von Stromberg abwärts, die reizende Aussicht auf Kreuznach! Abends um zehn Uhr war ich zurück. Der neue Plan unserer Cantonnements war entworfen. Ich machte dem General noch Vortrag und bekam neue Arbeit. Kaum eine vierstündige Nachtruhe ward mir zu Theil. Ordonnanzen, Boten, Estafetten kommen und gehen. Morgen rücken wir vorwärts, bleiben jedoch noch auf unserm Territorium. — Ich habe hier einen dritten Gaul, einen Klepper für 65 Thaler gekauft, der mir insofern gute Dienste leisten wird, als er mit großer Virtuosität meinen Burschen von einem Ort nach dem andern tragen soll.

Kreuznach, den 12. Juni.

Wir hatten gestern einen starken Marsch; es regnete fast fortwährend, hinterdrein noch Arbeiten über Arbeiten bis tief in die Nacht hinein; aber Du glaubst nicht, wie mir das Alles gut bekommt: stets bei der Hand, immer frisch, nie abgespannt, voller Lebensluft, der Heiterste im ganzen Stabsquartier. Unsere Division bildet mit noch drei anderen das erste Armeecorps [1]) der mobilen Armee. Es wird vom General von Hirschfeld commandirt und ist bestimmt, gegen die Pfalz einzuschreiten. Der Chef des Generalstabs des Armeecorps ist Major von Roon. Wir sind sehr stark an Artillerie und Cavallerie; sonst gehören zu uns vier Garde-Landwehrbataillone (Berlin, Magdeburg, Coblenz, Düsseldorf) und das bekannte Füsilierbataillon des 24. Infanterieregiments. Mein General heißt von Brun, ist tüchtig und sehr liebenswürdig. Ich vertrage mich mit ihm vortrefflich. Die anderen Divisionen commandiren die Generale von Hannecken, von Webern und von Niesewand. Im Ganzen beträgt das Corps etwa 21 Bataillons, 15 Schwadronen und 48 Geschütze. Wir haben die Bestimmung, gleichzeitig von mehreren Seiten in den gebirgigen Theil der Pfalz einzurücken. So werden wir über Alzey und Kirchheim-Bolanden gegen Kaiserslautern vorgehen, während andere Colonnen von Westen und Südwesten gegen denselben Ort vordringen. Gestern haben die ersten Truppen die Grenze überschritten; heute die Avantgarde unserer Division. Morgen marschiren wir mit der ganzen Division nach Alzey. — Schon um fünf Uhr war ich heute zu Pferde, ritt in frischem Trabe hierher, um wieder mit Goeben zu sprechen. Seine Division war gerade im Begriff, Kreuznach zu verlassen, und stand enggedrängt auf der Chaussee; das war ein hübscher Anblick. Sie marschirten gen Worms, wo auch Freischaaren hausen sollen. Meine Angelegenheiten waren rasch abgemacht; dann hatte ich in der Stadt zu thun, bis mein General kam und nun Vieles zu schreiben, zu dictiren, zu bereden, zu befehlen war. Alles wendet sich an mich, ich decretire, als wenn ich Wunder was zu befehlen hätte. — Gegen Mittag erhielten wir die Nachricht, die Ebernburg sei noch fortwährend von Freischaaren besetzt. Ein Angriff auf dieselbe schien wünschenswerth. Genauere Ansicht von den Dingen zu gewinnen, ritten wir, der General, dessen zweiter Adjutant

[1]) Ein „zweites Armeecorps" commandirte der General Graf Groeben, während das „Bundes-" oder „Neckarcorps" unter dem Befehle des Generals von Peucker stand. Das Obercommando über die mobile Armee führte der Prinz von Preußen.

von Boddien und ich, hin. Wir langten bei der Fähre an und hier meinte man, es seien keine Freischaaren mehr oben. Indessen waren diese Angaben doch unsicher. Meine Bitte um Erlaubniß, mit etwa zwanzig Füsilieren, die gerade zur Hand waren, eine Recognoscirung vorzunehmen, bewilligte der General. Rasch nahm uns die Fähre auf; der schöne Berg ward erklettert, einzeln, vorsichtig; endlich langten wir an und — fanden nur den Wirth! Der Feind war Tags zuvor abgezogen. Ein frischer Trunk Wein that gut! Der General war drüben geblieben und winkte uns zu, als wir froh die Mützen schwenkten. Dann stiegen wir bergab, saßen bald wieder zu Pferde und freuten uns an der hübschen kleinen Expedition, die ein etwas waghalsiges Unternehmen gewesen wäre, wenn wirklich Freischaaren oben waren; so aber hatten wir nur die große Freude, einen Blick von der Ruine herunter in dies unendlich schöne Land zu thun. —

Freinsheim, den 15. Juni.

Mehr geplagt wie ein Packpferd; mehr abgejagt wie ein Berliner Droschkengaul, schlechter lebend wie ein Philister, so ist das Leben eines Generalstabsofficiers im Felde. Von unserer Division werden außerordentliche Anstrengungen gefordert; der größere Theil unserer Truppen sind Landwehren. Es geht nun einmal nicht, daß man Leute, die schon eine gesellschaftliche Stellung haben, sei sie noch so untergeordnet, die Weib und Kind, Haus und Arbeit verlassen, und die nicht die Bildung und das feine Ehrgefühl besitzen, die den vornehmen Ständen eigen sind, daß man diese plötzlich zu Soldaten stempelt. Ihnen geht die völlige Unterordnung ihrer Meinung und ihres Willens unter diejenigen ihrer Obern ab; ihnen fehlt die Hingebung und Aufopferung, die nun doch einmal die specifischen Eigenschaften eines Soldaten sind. Diese Leute würden, wenn man sie unter lustiges, frisches Soldatenvolk brächte, vermöge ihres innewohnenden, anerzogenen und vererbten militärischen Funkens sehr gutes Material abgeben; man sollte sie nur nicht in gesonderte Körper zusammenstellen. Sie nennen sich „die Familienväter", machen die unbilligsten Anforderungen, und den Quartierwirthen gegenüber sind sie äußerst anspruchsvoll. Dazu verpflegen wir uns durch Requisitionen; eine Art, Lebensmittel zu schaffen, die schon an und für sich der Zuchtlosigkeit Thür und Thor öffnet.

Von der ganzen Intendanturabtheilung sind bei der Division nur ein Intendanturrath und ein Secretär anwesend. Beide sind hinter'm Schreibtisch ausgezeichnet, vor'm Feinde in ihren Functionen zu unbewandert. Das Geschäft, Verpflegungsmittel zu beschaffen, fällt damit zum großen Theil mir anheim. Sie verschanzen sich stets hinter den Vorwand, das Requiriren der Lebensmittel sei Sache der Proviant-Colonne, die noch nicht eingetroffen ist. Weil aber doch die Truppen leben müssen, und ich viel zu viel andere Dinge zu thun habe, um nur einigermaßen mich um die Requisitionen zu bekümmern, so bleibt nichts anderes übrig, als die Versorgung der Truppen mit Lebensmitteln in die Hände der Bataillons-Commandeure selbst zu legen. Kurz, die Verpflegungsanstalten sind noch in schrecklichster Unordnung. Die Truppenbefehlshaber schelten und klagen, häufen Vorwürfe über Vorwürfe laut und im Stillen auf mich,

der doch so unschuldig wie nur möglich ist, der ich nur Alles weitergeben kann an den Intendanturrath, welcher dann auch wohl mit einem Dutzend Brode ankommt, um Tausende zu speisen! Es muß Alles getragen werden und ich kann nicht mehr thun, als fortwährend denken, handeln, schreiben, reiten, schelten. —

Wenn ich nicht irre, so schrieb ich zuletzt von Kreuznach. Tags darauf marschirten wir nach Alzey. Wo wir hinkamen im Hessischen, nahmen uns freundliche Hände auf. Die Leute eilten an die Wege, um Käse, Früchte, Wein und Bier zu bringen. Alles sprach es uns aus, wie man sich freue, endlich den schlimmen Nachbarn los zu werden. In Alzey fand ich nach dem starken Marsche sehr freundliche Wirthe, gebildete Leute; die Frau schön und enthusiastisch deutsch. Ich war ein schlechter Gast, die Leutchen hatten wenig von mir, ich war zu sehr in Anspruch genommen; ich kam zum Mittag-, zum Abendtisch zu spät. Was blieb übrig? Man blieb bis Mitternacht auf und war um fünf wieder zu Gange. —

Einen höchst günstigen Eindruck auf unsere Truppe machte das Erscheinen des Prinzen von Preußen, der am Abend des 12. in Kreuznach eingetroffen war und am 13. mit uns marschirte. Der Jubel unter den Landwehren wollte kein Ende nehmen; mit dem Eintreffen ihres alten Generals fingen sie an, sich wieder etwas als Soldaten zu fühlen.

Schon am Abend dieses Tages hatten unsere Vortruppen ein kleines Rencontre mit den Freischaaren bei Monsheim, wo diese einen Todten und einen Verwundeten hatten, beide Mainzer Schneider. Andern Tages aber, als sich unsere Vortruppen der Stadt Kirchheim-Bolanden näherten, gingen uns die Freischaaren kühn entgegen. Schon auf die Nachricht hin, daß Kirchheim besetzt sei, waren Seiten-Colonnen gegen die rechte und linke Flanke des Feindes dirigirt worden. Der rasche Erfolg, der unseren Tirailleurs der Avantgarde im Centrum wurde, verleitete wohl dazu, daß man die Colonnen nicht abwartete und zu rasch vorwärts ging. Die starke Enceinte der Stadt, in welcher namentlich der große Schloßgarten, mit einer hohen Mauer umgeben, in welchem wiederum das massive Schloß eine sehr starke Vertheidigungsfähigkeit besitzt, machte es nothwendig, daß man Artillerie herbeizog. Die Wirkung unserer Granaten hatte den Feind zum Verlassen des Gartens genöthigt und damit drangen von allen Seiten die Schützen unserer Colonnen ein. Das sehr coupirte Terrain gestattete nicht, die Cavallerie frühzeitig genug zur Umgehung zu führen. Hätte man mit dem Angriff in der Front gezögert, so hätte man die ganze Gesellschaft bekommen; so entfloh Alles. Wir fanden etwa 20 bis 30 Todte, die in dem Schloßgarten und den zunächst gelegenen Häusern lagen und einige Gefangene, von denen drei Viertel Fremde waren. Von unseren Truppen war nur etwa die Hälfte der Avantgarde im Gefecht gewesen. Vom Gegner hatten eine Schützen- und acht Musketier-Compagnien in Kirchheim gestanden, mit ihnen auch Herr Zitz. Den Truppen, die unsererseits im Gefecht waren, kann Bravour und Umsicht nicht abgesprochen werden. Ich bin lange in der Tirailleurlinie geritten und hatte meine Freude an dem Geschick, mit dem die Füsiliere die Deckungen benutzten, und der Sicherheit, mit der sie ihren guten Schuß abgaben. Etwa in drei viertel Stunden war die Geschichte zu Ende. Wir hatten

vier Mann und drei Pferde verwundet, eins unmittelbar neben mir. Unsere Artillerie hat genau sechzehn Schuß gethan; achte mal darauf, wie viel die Zeitungen wohl daraus machen werden.

Als wir in Kirchheim einrückten, hing Alles weiße Fahnen heraus; wer nur einen Lappen hatte, kam damit zum Vorschein. Gleichzeitig wurde uns die ungeheuerste Freude ausgesprochen, daß wir endlich gekommen seien. Auch in den Dörfern war ungetheilte Freude. Man betrachtet uns hier als die Erlöser. —

Den 16. Da unterbrach man mich gestern, erst heute früh ist es mir möglich, den Brief zu schließen. Um drei Uhr mußte ich heraus und disponiren und schreiben. Heute haben wir Ruhetag, der uns auch noth thut. Wir rücken nun auf Landau. Sämmtliche Divisionen werden sich dort concentriren. Das Manöver unseres Generals ist recht geschickt gewesen und mit großer Schnelligkeit ausgeführt. — In Marnheim, wo wir die Nacht nach dem Gefechte blieben, bivouakirte der größere Theil der Truppen. Wir lagen mit dem General sehr bequem in einer Mühle auf Streu. Ich wollte, ich könnte Dir einen Begriff davon geben, wie lumpig und erbärmlich diese provisorische Regierung und ihre bewaffnete Macht sind. Die unglücklichen Freischärler sind überredete Leute der untersten Volksclasse. Das Kriegsgericht wird sie wahrscheinlich zum Tode verurtheilen. Das Aufgebot erster Classe besteht aus gepreßten Söhnen rechtlicher Eltern, die sich jetzt haufenweis bei uns melden, worüber die Letzteren über die Maßen glücklich sind. Das Land ist überall für uns; die Städte getheilt. Und wie schön ist diese Pfalz, wie wunderschön!

Altdorf, den 19. Juni.

Unsere Angelegenheiten hier in der Pfalz sind zu Ende. Das ganze Gebäude, welches sich die provisorische Regierung aufgebaut hatte, war ein so gebrechliches, daß es beim ersten Anstoß zusammenfiel. Die ganze Bevölkerung, mit Ausnahme der Städte, und hier doch auch theilweis, jauchzt uns, ihren Befreiern, entgegen. Man bietet Alles auf, um uns gefällig und zuvorkommend zu sein; man weiß nicht, was man unsern Leuten Liebes und Gutes thun soll. Die bewaffnete Macht und der Widerstand, den sie uns entgegensetzte, waren zu kläglich. Nach dem kleinen, durchaus unbedeutenden Gefecht bei Kirchheim sind sie gelaufen, wahrhaft gerannt. Eine Lanzenspitze unserer Ulanen setzte sie wieder in neue Angst; und sie dachten nicht wieder daran, uns noch einmal das Gesicht zu zeigen.

Heute Abend lief die Meldung von einem recht hübschen Handstreich ein, den der Major von Brause mit dem ersten Seitendetachement (zwei Compagnien und vierzig Ulanen) ohnweit Dürkheim gemacht hatte. Ohne sich zu besinnen, war er im vollen Lauf, mit Zurücklassung des Gepäcks, dem Feinde gefolgt und hatte dafür in Dürkheim Herrn Blenckers wohlbesetzte Tafel in Besitz genommen. Die Speisung that unsern Grenadieren und Füsilieren außerordentlich gut, während die 1500 Pfälzer Freischaaren weiter rannten. Man hatte immer davon gesprochen, „in Neustadt werden sie bedeutenderen Widerstand finden." Ein Theil der Bagage des Regiments hatte sich verirrt und fuhr, nicht ahnend,

daß noch Freischaaren im Orte wären, in denselben hinein. Sofort lief Alles von dannen. Wir sind ein Terrain durchzogen, in dem uns einige entschlossene Mannschaften den Durchmarsch außerordentlich hätten erschweren können. Uns hat kein Mensch gestört; ich habe seit Kirchheim keinen Freischärler mehr erblickt. Die bayrischen Behörden sind wieder in Neustadt eingezogen. Leben und Freude ist zurückgekehrt. Die „Provisorische" hatte zu toll gehaust.

Landau ist entsetzt, nachdem Willich noch ein kleines Gefecht bei Annweiler hatte und vollständig aus einander gesprengt wurde. Ihm gegenüber stand General von Webern. Rührend soll der Augenblick gewesen sein, als der Prinz von Preußen in Landau den alten General von Jeetze, dortigen Commandanten, bewillkommte. Die Freischaaren hatten sich zuletzt noch bei Groß-Kandel concentrirt. Ihnen gegenüber steht eine Division. Wir werden jetzt zum Rheinübergange schreiten; wahrscheinlich bei Germersheim oder bei Knielingen. Drüben erwartet uns ein stärkerer Widerstand. Das unglückliche Gefecht bei Ladenburg, welches so brillant Tags vorher begonnen wurde, und andern Tags mit einer rückgängigen Bewegung und vielen Verlusten von Officieren endete, kostet uns das Leben oder, was man eher glaubt, die Freiheit des Majors Hinderfin. Man hatte sich übereilt, sich zu sehr exponirt und bedeutender Uebermacht, trotz der angestrengtesten Tapferkeit, weichen müssen. — Das bayrische Ludwigshafen, von unseren Bataillons genommen, wurde von der Mannheimer Seite aus fast in einen Schutthaufen verwandelt. Zum Dank wurden auch Mannheim einige Granaten zugesandt und die Rauchsäule, die man von dort aus aufsteigen sieht, zeigt, daß sie gezündet.

Wir hielten in Freinsheim, einem der reizendst gelegenen Städtchen, die dies wunderschöne Land hat, einen Ruhetag. Ich sah noch nie etwas Aehnliches an Ueppigkeit und Reichthum einer Gegend, wie es jene Districte bieten. Dort wächst der beste Pfälzer Wein und über die Weinberge hinweg schaut man hinüber auf den Oden- und Schwarzwald. Wir sind Alle ganz entzückt gewesen von dem Anblick. Sieht man wieder hinauf, dann hat man die schönsten Formen und Gruppirungen der Berge des Haardtgebirges. — Heute haben wir uns mehr gegen Germersheim vorbewegt und erwarten stündlich den Befehl zum weiteren Vorgehen auf jenen Rheinübergang.

In Neustadt hatten wir die angenehmsten Quartiere, die man sich denken kann, in einem reichen Hause, in welchem eine junge, gebildete, gescheute und recht hübsche Frau die Honneurs machte und Vater und Sohn, sehr angenehme Leute, uns mit Freundlichkeiten überschütteten. Unsere Unterhaltung war sehr lebhaft. Diese süddeutsche Unbefangenheit und Freiheit ist doch etwas Reizendes! Neustadt liegt wunderschön, etwas oberhalb ist Hambach mit der Maxburg, das alterthümliche Schloß mit den unvergleichlichsten Aussichten, die man finden kann. Eben ruft mich mein General, ich soll mit ihm nach Germersheim; ich nehme den Brief mit zur Post.

Carlsruhe, den 26. Juni.

Mit dem Entsatz von Landau und Germersheim war unsere militärische Promenade durch die Pfalz nach wenigen und unbedeutenden Gefechten beendet.

Mit dem Uebergang über den Rhein begann der zweite Abschnitt unserer militärischen Thätigkeit in diesen schönen aber unglücklichen Ländern, welcher jetzt wieder mit der Besetzung von Carlsruhe und der vollständigen Concentrirung unserer Kräfte sein Ende erreicht hat.

Ich schrieb zuletzt aus Altdorf am 19. und will nun nochmals auf den Abend dieses Tages, dessen letzte Stunde mich so mächtig bewegte, zurückblicken und dann die Details unserer Erlebnisse vom 19. bis zum heutigen Tage zu geben versuchen.

Mein Wirth war der Prediger des Ortes. Er war den ganzen Tag über geschäftig und freundlich gewesen, aber er war mir dabei confus und altersschwächlich erschienen. Nachdem die Ordonnanzen entsandt waren, mußte ich, trotz allen Abwehrens, noch mit dem alten Herrn zu Abend essen und Wein trinken. Der letztere und mein Wesen, das nach all den Aufregungen des Tages heiter über die abgemachten Geschäfte den nächsten Tagen entgegensah, machten ihn gesprächiger. Ein Wort gab das andere. Ein Bekenntniß schien sich in dem alten Herrn emporringen zu wollen, immer wieder schien er es zurückzudrängen. Er brachte das Gespräch auf die Erklärung des Standrechts, auf die Behandlung der Gefangenen, endlich brach er in die Worte aus: „Ich habe zwei Söhne bei den Insurgenten. Es bricht mir das Herz. . . . Laßt sie eines ehrlichen Todes als Soldaten sterben, aber laßt sie nicht wie Diebe und Mörder dem Standrecht anheimfallen!“ Ich suchte zu beruhigen, ich versprach, wenn einer seiner Söhne gefangen werden sollte, das Möglichste für ihn zu thun; ich notirte die Namen, doch umsonst; der Alte, die Arme ringend, bald in den grauen Locken wie ein Verzweifelter wühlend, bald laut schluchzend mit beiden Händen das Antlitz zudeckend, war ohne jede Fassung und verließ mich endlich, der ich selbst bis auf's Tiefste erschüttert war. Die Dienerin erzählte mir dann, der eine der Söhne sei Besitzer einer Handlung in einem benachbarten kleinen Städtchen und abhold jeder revolutionären Bewegung; der andere dagegen Student, sei mit mehreren Kameraden gekommen, habe den älteren Bruder, der sich zum Vater begeben, verspottet und verhöhnt und endlich gezwungen, mitzuziehen. So seien die Söhne vom Vater geschieden; die Mutter sei, auf die Nachricht, daß der Eine der Söhne bei Rinnthal verwundet und in die Hände unserer Truppen gefallen sei, dorthin geeilt, um ihn wo möglich zu retten.

Ich warf mich angezogen auf mein Bett, um eine Stunde zu ruhen. Schon um Mitternacht mußten unsere Truppen aufbrechen, um zu rechter Zeit in Germersheim zu sein; der Uebergang über den Rhein sollte bewirkt werden und man erwartete bedeutenden Widerstand. Eine Recognoscirung am vorhergehenden Tage hatte ergeben, daß der Feind jenseits bereit stehe; seine Geschütze hatten unsere Patrouille begrüßt. Als rechtzeitig die Division wohlgeordnet auf dem Glacis aufmarschirt stand, ritt ich über die Brücke, durch den Brückenkopf über Rheinsheim auf Philippsburg, wo ich kurz vor dem Orte den General von Hirschfeld fand, bei dem ich mich meldete und von dem ich den Befehl für unsere Bivouaks bei Graben in Empfang nahm. — Das Debouchiren über die Rheinbrücke dauerte sehr lange. Unsere Division hatte die zweite, die später als wir

eintraf, sowie das bis dahin in Speyer gewesene Detachement voraus lassen müssen, wodurch der Halt auf dem Glacis sehr ausgedehnt wurde.

Jenseits Rheinsheim, rechts der Chaussee, machte die Division einen neuen Halt und hing hier zum ersten Male ab. Hier kam die Nachricht von der Attake der 9. Husaren an; von der Verwundung des Prinzen Friedrich Karl und derjenigen seines Adjutanten, Premierlieutenant von dem Busche Münch, sowie des Todes zweier Officiere. Unsere Truppen schäumten vor Wuth und als dann ein Transport von etwa 50 Gefangenen von Philippsburg eingebracht wurde, waren die Leute kaum zu halten. Sie stürzten vom Rendezvousorte fort, jenen entgegen. Das Schlagen mit vielen Trommeln brachte sie erst zurück.

Ich äußerte mich schon hier gegen meinen General, daß ich das Vorschieben auch unserer, der vierten Division, auf Graben nicht für zweckentsprechend halten könne. Wenn man erwog, daß sich Mieroslawski eben mit Kühnheit, mit Erfolg und unterstützt durch eine vortreffliche Artillerie, bei Ladenburg gezeigt hatte, so konnte man sich auch denken, daß er kurz resolvirt Kehrt machen und auf denjenigen Punkt marschiren würde, der für uns unbedingt der strategisch gefährlichste war, auf Philippsburg, von wo, gelang sein Anrennen, er uns nach Germersheim zurückwerfen konnte; gelang es nicht, doch die Hoffnung blieb, sich über Wiesenthal und Graben vorbeizuschieben. Wollte er überhaupt etwas gewinnen, so mußte sein Spiel kühn sein und jedenfalls mußte man sich darauf vorbereitet halten. Wollte sich Mieroslawski auf die debouchirten Truppen werfen, so mußte er es rasch und so bald als möglich thun. Es waren der 20. und der Beginn des 21. die Tage, während welcher Zeit unsere Truppen am meisten gefährdet waren; die Gefahr kam nicht von Carlsruhe, nicht von Bruchsal, sondern von Mannheim und Heidelberg. Meiner Meinung nach durfte die vierte Division mit der Reserveartillerie, selbst wenn man es wagte, mit der zweiten und dritten bis Graben vorzugehen, am 20. nicht über Rheinsheim hinaus. Oder, wenn alle drei Divisionen gegen Graben vorgingen, so mußte General von Hannecken den Befehl haben, im Falle eines Angriffs sich auf Philippsburg zurückzuziehen, um dem Gegner dann mit allen Kräften in die Flanke gehen zu können.

Mit Graben hatte man allerdings viel gewonnen; man hatte einen Straßenknotenpunkt, von wo aus man sich mit dem Gros nach Schwetzingen, oder gegen die Bergstraße, oder nach Carlsruhe wenden konnte. Gleichzeitig mit dem Einfluß auf die Bergstraße gewann man einen weiten Raum vorwärts des Defilés, das man im Rücken hatte und den man ausfouragiren konnte.

Wir waren endlich, nach immer mehr sich verzögerndem Marsch in fürchterlichster Gluth, im Bivouac angelangt. Die Landwehren hatten viele Marode, die Wagen, die für die Verwundeten bestimmt waren, hingen voll von jenen. Die dritte Division hatte mit ihrer Spitze ein kleines Rencontre vor Graben gehabt; einige Volkswehren waren übel zugerichtet, in Graben lagen 9—12 Leichen und ebensoviel Verwundete; in einem Kartoffelacker, durch den wir marschiren mußten, lag ein durch *einen* Lanzenstich Hingestreckter, um nie mehr zu erwachen. Die Localität des Bivouac's war wohl geeignet; das Wasser nahe; das Bivouac an sich daher gut. Aber es fehlte an Lebensmitteln. Als wir

anlangten, war das Beste und Meiste schon vergriffen, jede Division hatte ihre Requisitionscommandos zurückgelassen. Auf Graben griff natürlich zunächst Alles und da die Lebensmittel knapp waren, so blieb es denn auch bald nicht dabei, daß die Bataillons ihre Commandos zu requiriren in das Städtchen schickten, nein, jeder Einzelne stahl sich sobald als möglich fort und gegen Abend waren die Straßen mit Herumschwärmenden überdeckt, Der ein Huhn, Der einen Schinken im Arm, Der ein paar Eier tragend u. s. w. Ich habe mich noch gewundert, mit welcher Bescheidenheit und Freundlichkeit einerseits gebeten, andrerseits gegeben wurde. Meine Wirthin, die Frau des Arztes, gab Alles, was sie an Vorräthen hatte; zuletzt bat sie mich nur, ich möchte ihr die Hühner schützen, was ich denn auch bereitwilligst that. Unsere Leute fragten sogar noch immer, was sie zu bezahlen hätten. Eine Frage, die regelmäßig mit einem „Oh! ich bitte!" beantwortet wurde; indessen die Form war doch gerettet.

Nachdem Leute und Pferde sich im Bivouac ein wenig ausgeruht hatten, wurde Obrist Chorus mit zwei Schwadronen und zwei Geschützen gegen Bruchsal vorgeschickt, um dorthin eine Recognoscirung auszuführen. Chorus war bis in den Ort hinein gewesen, nirgends war etwas vom Feinde zu sehen; das bei Wiesenthal am Morgen des Tags durchrittene Bataillon hatte Mittags mit vielen Verwundeten Bruchsal passirt.

Es war spät Abends; noch war kein Befehl zum morgenden Tage ausgegeben. Endlich gegen 10 Uhr ließ Roon mich rufen; er dictirte: die Divisionen sollten morgen früh um 7, $7^1/_2$ und 8 Uhr aus ihren Bivouac's aufbrechen, über Bruchsal die Bergstraße gewinnen und gegen Wiesloch vordringen, während Hannecken die Rheinstraße hielte.

Andern Tages also wurde aufgebrochen. Mir war der Krieg in seiner gräßlichen Gestalt noch neu, und wenn ich die Hoffnungen eines ganzen Jahres in den reich und herrlich prangenden Thälern, das Hauptvermögen der Einwohner, die Hanf- und Hopfenfelder niedergetreten sah; wenn die gut gesinnte Stadt, die uns mit offenen Armen aufgenommen hatte, bis auf's Blut ausgehungert dalag, so wollte sich ein Gefühl von Scham in mein Inneres schleichen. Es ließ sich das Alles nicht ändern, aber ich mochte den Blick nicht rückwärts wenden. Die Einwohner baten übrigens, man möge doch Truppen zurücklassen, weil man gewiß glauben könnte, daß mit unserm Ausmarsch die Freischaaren wieder erscheinen und sie die gute Aufnahme, die den Preußen zu Theil geworden, entgelten lassen würden. Man konnte darauf nicht eingehen.

Der Abmarsch der 2. und 3. Division verzögerte sich länger als man berechnet hatte; es war lange 8 Uhr durch, als wir aus unserm Bivouac, unmittelbar an der Graben-Bruchsaler Straße, den Marsch antreten konnten. Schon da hörten wir eine anhaltende Kanonade, links rückwärts von uns. Natürlich wurden die verschiedensten Muthmaßungen angestellt, woher die Kanonade komme, welche Truppen dort im Gefecht seien. Die Einen meinten, es müsse Groeben bei Mannheim sein, die Andern, es sei Thurn und Taxis von dem Peucker'schen Corps, bei Speyer. Endlich gaben sie mir Recht, es könne nur Mieroslawski sein, der sich, wie zu vermuthen, auf Hannecken geworfen hätte; und zwar müsse er letzteren in seiner Stellung angegriffen haben, da

dieser erst um 9 Uhr aufbrechen sollte. So war es. — Man kommt östlich von Graben bald in den dichten Wald, der sich bis Waghäusel hinzieht; trotzdem hörte man von Zeit zu Zeit immer wieder die Kanonen. — Es war drückende Hitze. Wir waren nicht vor $10^1/_2$ Uhr in Bruchsal, wo Halt gemacht wurde. Mit Sehnsucht hatten wir nach links geschielt, als wir bei Spöck den großen Weg nach Wiesenthal passirt hatten. Da aber auch bis Bruchsal kein höherer Befehl angekommen war, so holte ich nun die Adjutanten zusammen, um die Cantonnements für die Nacht und den Divisionsbefehl zu dictiren. Da sprengte mir der Divisionsadjutant nach: „Sie sollen gleich zum General kommen." Der Hauptmann von Hannecken war mit einem Befehl des Generalcommandos angelangt. Dieser lautete dahin, „daß der General von Brun mit vier Bataillons, vier Schwadronen und acht Geschützen über Forst nach Hambrücken vorgehen und von dort aus nach Umständen handeln solle, um dem im Gefecht scheinenden General von Hannecken zu soulagiren." Der Befehl war uns natürlich sehr willkommen, nur bedauerten wir einerseits, daß es nicht hieß, „die ganze Division", andrerseits, daß wir durch Detachirungen so bedeutend geschwächt waren. Wir waren natürlich, als an der Queue der ganzen Colonne marschirend, nicht mit Avantgarde u. s. w. versehen. Wir mußten also zunächst formiren. Gar zu gern hätte ich sowohl die reitende als die Fußartillerie mitgenommen und damit vier Geschütze mehr, als befohlen, durchgeschmuggelt; aber der General merkte meine Absicht und befahl die Rückkehr von zwei Geschützen per Batterie.

Wir marschirten ab, und nachdem wir Forst passirt hatten, ward ein Ulanenofficier, von Rittgen, mit seinem Zuge vorausgeschickt, um zu sehen, ob er durch den Wald kommen könne und wenn irgend möglich, Nachricht vom Feinde und von Hannecken zu bringen. In Hambrücken angelangt, war es nothwendig, einen längeren Halt zu machen. Man mußte erst Klarheit über die Dinge, die passirt waren, gewinnen, den ermüdeten Truppen Ruhe gönnen und, wenn möglich, die aus der Arrièregarde folgenden Truppen abwarten. Auch konnte man ihn benutzen, einige Lebensmittel ausgeben zu lassen; nur wurde er nach meiner Ansicht viel zu lange ausgedehnt. Meine Bitte war vergeblich und wirklich ungeduldig wurde ich, als zwei meiner Collegen sich gar in einem Gasthause des langgestreckten Dorfes, auch mit *meinen* Pferden, niedergelassen hatten, so daß ich erst nach langem Suchen mein Pferd zum Wechseln und auch meine Karten fand. Der Hauptmann Lengsfeld von der Artillerie, ebenso beunruhigt durch das lange Zögern wie ich, ritt mit mir auf's Recognosciren aus; seitwärts vom Dorfe hörte man noch immer Kanonendonner; der Artillerist kam mit mir dahin überein, daß die Richtung, in der man denselben hörte, nicht mehr von Waghäusel, sondern mehr von Philippsburg herüberschalle, und daß man demselben weit näher gekommen sei. Wie wir horchten und lauschten, kam der Geistliche des Ortes an uns heran und berichtete seine Wahrnehmungen, die er auf Beobachtungen seit dem Morgen des Tages stützen wollte; er verwies uns auf Befragen an einen Forstläufer, der den ersten Angriff mit angesehen hatte und der sofort zum Verhör beschieden wurde. Auch nach dessen Aussagen mußte Hannecken im Zurückweichen sein. Wir ritten nunmehr zu unserer Avantgarde, die vorwärts des Dorfes war, während das Gros rückwärts desselben lag.

Kaum an der äußersten Spitze angelangt, stürzte ein Ulan in vollem Carrière zurück, während gleichzeitig ein Schuß in nächster Nähe fiel. Ich glaubte nicht anders, als daß der Feind dem Ulanen von Rittgen's Patrouille auf der Ferse säße. Wenige Augenblicke später kam Rittgen selbst, während ich bat, die Infanterie an die Gewehre gehen zu lassen. Rittgen war bis jenseits des Waldes gewesen, hatte überlegene badische Dragoner gesehen und von Bewohnern die Nachricht erhalten, daß Wiesenthal vom Feinde besetzt sei. — Der Schuß war von ohngefähr losgegangen.

Ich ritt nunmehr wieder zum General und bat ihn, antreten zu lassen; es wurde jedoch noch Brot und Wein an die Truppen ausgetheilt. Ich trug ihm Alles vor, was ich vorzutragen hatte, und erbat, daß zuerst an das Hauptquartier gemeldet würde, was wir thun wollten. Zum Glück war eben ein Officier von dort da, ich schrieb ihm etwa folgende Meldung, die der General durchaus guthieß: „Nach zuverlässigen Nachrichten ist der General von Hannecken auf Philippsburg zurückgedrängt; meine Vortruppen sind bei Wiesenthal auf den Feind gestoßen; ich werde nun auf Wiesenthal marschieren und es angreifen; falls ich geworfen werden sollte, werde ich über Hambrücken das Gros des Armeecorps zu erreichen suchen. 12 Uhr." — Letztere Direction war als möglich einzuschlagen von dem Forstläufer erkundschaftet worden. — Es kam unter den Mitgliedern des Stabes zu den lebhaftesten Erörterungen, was das Richtigste zu thun sei. Ich ging von der Idee aus, man müsse den Feind anfallen, wo man ihn träfe, ihm einen „échec" beizubringen suchen, und dann schien mir der Ort Wiesenthal in unserm Besitz die Bürgschaft für eine Verbindung mit Hannecken zu enthalten, zudem gewannen wir dadurch freie Hand zu handeln, je nachdem dieser es that. Mir wurde auch die Idee immer deutlicher, daß Mieroslawski die Absicht gehabt hatte, Hannecken nur bei Seite zu schieben, um die große Straße Wiesenthal-Graben zu verfolgen und so die Verbindung mit seinen Truppen in Carlsruhe zu gewinnen. — Ein rechter Mangel war, daß uns alle größeren Karten fehlten; eine gute Uebersichtskarte des ganzen Großherzogthums in zwei Blatt war Alles, was wir hatten.

Endlich erblickten wir das freie Feld des Dorfes Wiesenthal. Die Ulanen des Vortrupps jagten sofort bis an die Lisière heran, bekamen Feuer, und ohne Besinnens ging Major v. d. Mülbe mit seinem Vortrab vor und besetzte sofort die ersten Häuser. Gleichzeitig wurde der Rittmeister von Bonin mit seiner Schwadron vorgezogen und mit dem Auftrage links entsendet, zu sehen, was jenseits des Dorfes sei, wo möglich den Weg nach Philippsburg zu gewinnen und Hannecken Nachricht zu bringen, daß wir kämen.

Es entspann sich nun das Gefecht, dessen nähere Details bald officiell veröffentlicht sein werden. Der Feind war unstreitig vollständig überrascht; unsere Officiere wollen das Alarmschlagen gehört haben. — Als beim Beginn des Gefechts ein Schrapnell über unsern Köpfen krepirte, commandirte der Wachtmeister, der unsere zwei reitenden Geschütze führte, plötzlich: „Retiriren, protzt auf." — „Was wollen Sie," rief der General, „bleiben Sie doch, Sie stehen da ja vortrefflich." — „Es war ein Schrapnell," war seine Antwort. So groß ist der moralische Eindruck, den der Lärm und das Getöse dieses Geschosses

selbst auf Leute hervorbringt, die sich sonst vorzüglich benehmen. Ich kann nicht leugnen, auch ich machte einen tiefen Diener dem Halse meines Pferdes zu, als das erste dieser Dinger kam. Der Wachtmeister blieb also und feuerte ruhig weiter. —

Nach dem Gefecht galt es vor allen Dingen uns zu formiren, um einen Angriff des Feindes, dem wir entgegensehen mußten, im Dorfe zurückweisen zu können; der Besitz desselben erschien zu wichtig, da er über die freie Bewegung auch auf der Rheinstraße nach Carlsruhe entschied. Mieroslawski's Absicht war mit dem Zurückdrängen Hanneckens von Erfolg begleitet gewesen; zu der vollen Realisirung seines Zweckes, sich mit seinen Carlsruher Kräften zu vereinigen, fehlte nur noch, daß er uns schlug, und ich glaubte, daß er zurückgegangen sei, um zu diesem Ende gesammelter und gefaßter über uns herzufallen. Von dieser Ansicht aus erschien uns ein Vorgehen um so gewagter. Die Truppen sollten ein concentrirtes Bivouac beziehen, Feldwachen bis Waghäusel vorgeschoben werden. Sie zogen auf; ich ritt in's Dorf hinein, wo man die Straßen voll von unseren Leuten sah. Fleisch konnte man schaffen, aber Brot fehlte. Ich ging zum General, berichtete und suchte mir ein Plätzchen, wo ich nur einigermaßen ungestört einen Bericht an das Generalcommando schreiben konnte. Ich hatte denselben noch nicht fertig, da wurde ich gerufen. Der General von Hannecken war von Philippsburg herübergeritten. Er sagte, man habe große Freude gehabt, als man unsere ersten Kanonen gehört habe. Die Truppen hätten gejubelt; man habe die Wirkung davon auch sofort an dem Benehmen des Feindes gespürt, der mit seiner Kanonade auf Philippsburg nachgelassen habe.

Ich hatte eben ein Weniges, seit dem Vormittag das Erste, genossen, als mich der General auffordern ließ, die Bivouacs der Truppen zu besichtigen. Es war da Manches zu ändern. Die Füsiliere hatten sich am Besten eingenistet; ihre Feuer brannten lustig; man klagte, daß nichts zu essen da sei. Ueberall war die feste Zuversicht vorhanden, daß uns ein Ueberfall für die Nacht bevorstände. Die Ulanen hatten nicht abgesattelt; die Artillerie war angeschirrt geblieben. Mir bleibt es unerklärlich, daß Mieroslawski an die Möglichkeit, sich durchzuschlagen, auch nicht einmal gedacht hat.

Es war Nacht geworden, bevor ich heimkam. Wir fanden noch keinen Befehl vom Hauptquartier vor; gegen halb elf Uhr kam jedoch ein Officier vom 7. Ulanenregiment mit Depeschen; dieselben enthielten den Befehl, wir möchten die Verbindung mit den anderen Divisionen herstellen. Der General, den ich zu meinem Bedauern aus dem Schlummer wecken mußte, schickte mich mit diesem Schreiben zum General von Hannecken, der das Commando über beide Divisionen übernehmen sollte, und ertheilte mir die Machtvollkommenheit, mit diesem das Nöthige zu verabreden und auch unsere Anschauungen von den Dingen geltend zu machen. Ich ritt mit dem Ulanen weiter, pochte Hannecken aus dem Schlaf, stellte ihm die Sache vor und wurde ermächtigt, dem Generalcommando von Philippsburg aus zu erwidern, daß wir gemeinschaftlich auf Neu-Lußheim vorgehen wollten, indessen anheimgebend, ob es nicht angemessen sei, unser Vorgehen durch ein gleichzeitiges gegen die Flanken des Feindes zu begleiten. Als ich nach Wiesenthal zurückkam, schimmerte der Morgen. Ich ritt zuerst in die

Bivouacs und veranlaßte die Entsendung mehrerer Patrouillen. Hannecken hatte es übernommen, gegen Waghäusel patrouilliren zu lassen; ich schickte nach Kißlach. Die Meldungen kamen halb fünf Uhr zurück; der Feind sei gestern Abend in Unordnung durch Kißlach zurückgegangen, das Dorf sei unbesetzt.

Ich hoffte nun, wir würden so früh wie irgend möglich von unseren Bivouacsplätzen aufbrechen und mit aller Energie vorstoßen, indessen es war als wenn wir Zeit bedurft hätten, uns von unserm Erstaunen zu erholen. General von Hannecken ließ erst um acht Uhr anmarschiren. Auch hatte der Befehl gelautet, daß wir in zwei Colonnen vorgehen sollten; indessen es existirte der für die zweite Colonne bezeichnete Weg gar nicht, und so befanden sich beide Colonnen hinter einander auf das eine einzige Defilé zwischen Waghäusel und Lußheim beschränkt. Die Hitze war mehr als schwül; auf dem Gefechtsfeld bei Waghäusel lagen die Leichname unserer Kameraden noch unbeerdigt, die Cadaver von Pferden, denen die Kugel den Leib aufgerissen, daneben; die heiße Sonne brütete dort schon den penetrantesten Geruch aus; da stand ein zusammengeschossener Munitionswagen, da lag ein Rad; Alles war zertreten. Es war ein gräßlicher Marsch. Mit jedem Schritt aber wurde uns der Abzug des Feindes klarer, mit jedem Schritt weiter in dies enge Defilé hinein, zwischen dichten Wald und tiefen Bruch, mußten wir beklagen, nicht gefolgt zu sein. Die Nachrichten über die Verluste des Feindes lauteten übrigens sehr günstig für uns. Vierzig Todte hatte er in den Rhein versenkt; 200 Verwundete auf Wagen fortgeführt; seine Volkswehren hatten zum großen Theil schon um Mittag das Hasenpanier ergriffen. Alles das trug man uns zu und wir hofften nun, seine Queue noch zu erreichen, um wenigstens einige sichtbare Trophäen unserer Division zu gewinnen, die denn doch den letzten Trumpf ausgespielt hatte. Indessen unser Vormarsch geschah unendlich langsam. Schon bei Neu-Lußheim langte der Befehl ein, die Truppen sollten abkochen, um erst Nachmittag weiter zu folgen. Abkochen war leicht befohlen, aber woher Etwas dazu nehmen? Der Intendanturrath requirirte den ganzen Tag, aber das Resultat bestand dies Mal hauptsächlich in einer Ladung von Zuckerhüten, die er in einer großen Fabrik noch vorfand. — Wir blieben an diesem, zum Abkochen bestimmten Platze, im Bivouac.

Niemand dachte sich Tags zuvor, daß der Feind schon im Abziehen begriffen sei; Jedermann glaubte, daß die vierte Division Nachts oder andern Morgens früh vom Feinde angefallen werden würde. Es schien uns zu wahrscheinlich, daß der Versuch, über Wiesenthal auf Graben vorzudringen, seitens Mieroslawski's noch nicht aufgegeben sei. Die Aussagen der wenigen Gefangenen, die wir gemacht hatten, und der Ueberläufer bestätigten, daß diese Absicht Mieroslawski bei seinem Vorgehen vorgeschwebt habe, sie ließen schließen, daß die Truppen, die wir geschlagen hatten, die Avantgarde des Mieroslawski'schen Corps gebildet hatten. Es wird mir für mein ganzes Leben unvergeßlich und eine Lehre sein, wie das Unwahrscheinlichste oft Wahrheit wird, und daß man sich nie von bestimmt gefaßten Vormeinungen, sondern nur vom Augenschein leiten lassen soll und wie jede Vernachlässigung, die Verhältnisse klarer zu erkennen, sich sehr bestraft.

Daß Mieroslawski's Truppe nicht überaus schlecht war, hatte sie in dem Gefechte gegen die Hessen-Darmstädtschen und Mecklenburgischen Truppen bei Ladenburg bewiesen, das hatte sie in den Gefechten mit uns gezeigt. Es läßt sich Mieroslawski's unerwarteter Abmarsch nach Süden darum auch nur verstehen, indem man sich sagt, daß dem Feinde der moralische Muth fehlte, der auch unglückliche Gefechte ertragen und überleben läßt. Wenn man dazu nimmt, daß die Volkswehren, ein durchaus demoralisirendes Anhängsel, schon am Mittag des 20. bei dem nachdrücklichen Widerstande Hannecken's wankend geworden waren; daß der geordnete und gehaltene Rückzug des Letzteren, von dem am 22. Alles voll war und dessen Verdienst namentlich dem General von Münchow zugeschrieben wurde, jedenfalls einen imponirenden Eindruck auf diese schon lockere Masse machen mußte, so kann man schließen, daß ein überraschender Angriff in der Flanke ein durchaus günstiges Terrain fand. Aus guter Quelle, von einem badischen Insurgentenofficier, theilte mir Major Künzel mit, daß Mieroslawski schon die Absicht gehabt habe, zurückzugehen, als Hannecken seine Position verlassen. Man denke sich nun den wirklich sehr raschen Angriff unserer Infanterie, das entschiedene Auftreten der Geschütze, beides die lagernde fatiguirte marodirende Menge, die nicht einen Posten ausgesetzt hatte, vollständig über den Haufen werfend, bevor sie sich ordentlich fassen konnte, so läßt sich der gewaltige Eindruck, den unser Auftreten, trotz der geringen taktischen Erfolge, der Menge gegenüber machen mußte, ermessen. Dazu kommt noch Eins. Ein Ulan wurde gleich bei dem ersten Vorgehen der Schwadron gefangen; es gelang ihm erst bei Durlach wieder zu uns zu kommen. Dieser sagte aus, er sei vor Mieroslawski geführt worden, sei von diesem (einem französisch redenden Herrn) hin und her gefragt, über unsere Stärke u. s. w. Er habe ausgesagt, „es sei die ganze Armee, die da von Hambrücken komme, der Prinz sei selbst dabei". Der Wald gestattete keine Uebersicht. Ist es da nicht durchaus plausibel, daß Mieroslawski den Rückzug beschloß, wohl erwägend, daß Zögerung das Gelingen desselben gefährdete, indem jede Secunde Groeben sowohl wie Peucker mehr auf seine Rückzugslinie führte. Ist nicht auch erklärlich, daß wenn diese Menge einmal zurückging, sie dann auch bald jede Haltung verlor und von dannen stob, so daß Mieroslawski erst ohnweit Sinsheim im Stande war, sie wieder etwas zum Stehen zu bringen. Seine Anhänger greifen (nachdem bekannt wurde, daß er nur vier Bataillons des Generals von Brun gewichen) in ihren Veröffentlichungen für die Erklärung seines Rückzugs zu der Angabe, der Cavallerieführer Beckert sei untreu geworden. — Eine Granate mag in die Dragoner gefahren sein und dort etwas Unordnung hervorgerufen haben; dies mag den schon ungeordneten Rückzug beschleunigt und noch mehr bouleversirt haben, aber ein plötzliches Weglaufen der Dragoner als alleiniges Motiv der Flucht anzunehmen, scheint mir wirklich dem Verdienste unserer Truppen zu wenig Anerkennung zu zollen und überhaupt ein wenig gewagt zu sein, sowie es diesen vagabondirenden polnischen Officieren und Führern doch zu viel Glaubwürdigkeit schenken heißt.

Carlsruhe, den 27. Juni.

Ich setze meinen gestrigen Brief fort. Also Mieroslawski war unendlich gewandt und rasch der Falle entflohen, die zum Zuschlagen bereit war. Wir machten demnach bei Lußheim Kehrt und folgten den Bewegungen des Feindes auf Carlsruhe. So erreichte unsere Division einen Theil des Feindes am 24. bei Neudorf und schlug ihn. Das Dorf wurde vertheidigt; an zwei Eingängen waren Barrikaden gebaut. Etwa auf hundert und achtzig Schritt von der einen derselben, als ich eben unsere Tirailleurs über die Straße zu ihr hin führte, begrüßte uns ein Hagel von Kugeln; einen heftigen Schlag fühlend, saß es in meiner linken Seite, dicht unter dem Arm. Es that gewaltig weh, aber ich eilte weiter und erfuhr bald, daß es nur eine matte Kugel gewesen sei, die den Rock nicht einmal durchlöcherte. Um so mehr freute ich mich, daß ich mich nicht hatte stören lassen. Obwohl ich mich lange nicht ohne Spannung bewegen konnte, so durfte ich mir doch keine Zeit zur Kühlung nehmen. Hinter Neudorf auf der Chaussee nach Graben, hatte der Feind ein Geschütz stehen, mit welchem Granate über Granate auf uns geworfen wurde, ohne Schaden zu thun. Als ich einen Feldweg längs der Lisière des Dorfes ritt, verfolgten mich die feindlichen Kugeln. Bald kam ich aber wieder zu schützenden Höhen, bis zu denen eben unsere Artillerie vorgegangen war. Es folgte nun bald der Bajonnetangriff. Nachdem Neudorf genommen war, wollte Mülbe sich sofort, ohne das Gros hinter sich zu haben, kaum mit wieder formirter Avantgarde weiter vorwerfen, in die linke Flanke des Feindes, der sich in einen dichten Wald zurückgezogen hatte. Ich bat ihn doch erst zu warten, bis ich ihm das Gros bis Neudorf gebracht hätte. Ich ritt eiligst zurück, um dieses, welches an der Mühle außer Feuer gehalten worden war, vorzuführen. Als dies geschehen, traf der Befehl des Generals von Hannecken ein, wir möchten vor weiterem Vorgehen sein Avanciren in der linken Flanke abwarten, um so gemeinschaftlich größere Resultate zu gewinnen. Als wir uns wieder in Bewegung setzten, sollte Graben, das wir noch vom Feinde besetzt glaubten, angegriffen werden, doch die bis an die Lisière des Orts vorgeschickten Ulanen brachten die Nachricht, daß der Feind fort sei. Wir marschirten nun auf den Ort zu und gewannen unserer Bestimmung gemäß die Chaussee von Graben auf Bruchsal. Es begann sehr heftig zu regnen. Vorgeschickte Patrouillen vergewisserten uns, daß Hannecken Bruchsal nach wenigen Schüssen genommen hatte, wir bogen daher rechts aus von der Chaussee in den Wald und erreichten bald (und ich kann nicht leugnen zu meiner großen Freude, denn meine Contusion schmerzte mich sehr) Neuthard. Die Avantgarde wurde ganz nach Spöck vorgeschoben; das Gros detachirte nach Carlsdorf. Wir bildeten so eine gegen den Feind vorgeschobene rechte Flanke; in Graben hatten wir zwei Compagnien und einen Zug Cavallerie zurückgelassen. Die erste Division hatte von Bruchsal aus auf der Bergstraße gegen Weingarten ihre Vorposten vorgeschoben; wir standen mit ihnen in Verbindung.

Ich möchte hier noch zweierlei besonders erwähnen. Einmal was die Artillerie anbetrifft, der entschieden bis jetzt der Lorbeer gebührt, so hatte Lengsfeld die Bitte an den General gestellt, zur Avantgarde zwei Kanonen und zwei Haubitzen vornehmen zu dürfen; er meinte, er trenne beide Züge nicht gern, sie

ergänzten sich gegenseitig. Es hat sich dieses bei Neudorf durchaus bewährt; beim Angriff auf Gehöfte und Ortschaften sind die Haubitzen fast unentbehrlich. Sollten die großen Fortschritte, die namentlich unsere Artillerie in dem genauen Werfen der Granaten gemacht hat, nicht überhaupt zur Vermehrung der Haubitzen führen? Es ging fast nie ein Wurf fehl. — Dann zweitens, sah man mit Freude, wie die Pioniere, die momentan bei unserer Division waren, bei der Löschung des Brandes, den unsere Granaten hervorgerufen hatten, sich thätig bewiesen. Mit Verachtung jeder Gefahr saßen sie sehr bald auf den Giebeln der Häuser und während im Dorfe Alles jammernd und schreiend umherrannte, waren sie es, die bald die Herren des Feuers wurden.

In den Häusern des Dorfes fand sich noch eine ziemlich ansehnliche Schar Freibeuter versteckt. Detachements mußten die einzelnen Gehöfte absuchen, welche dann meistens kurzen Proceß mit den Gefundenen machten. Einem solchen Detachement band es der General auf die Seele, Menschlichkeit zu üben. Dasselbe brachte zwölf Gefangene an, Menschen aller Nationen, Schweizer, Polen, Franzosen, Galgenvögel wie ich sie nie gräßlicher gesehen habe; auch einen Hannoveraner, den ich per Zwangspaß und mit etlichen Gulden heimsandte. Der arme Kerl war in Freiburg zur Legion getreten; er war Schuster von Profession, hatte sich bei unserem Erscheinen in Neudorf verkrochen und weder gefeuert noch geladen. Ich glaubte es also verantworten zu können, wenn ich ihn laufen ließ. — Ein Subject aber zog Aller Aufmerksamkeit auf sich. Ein schwer verwundeter, schrecklich bebarteter, mit rother Hose bekleideter Kerl, der ganz gottesjämmerlich schrie und von unseren Landwehrmännern, die überhaupt bei allen Gelegenheiten ihrer Wuth, wegen dieses Gesindels Weib und Kind haben verlassen zu müssen, Ausdruck gaben, nicht gerade sanft angefaßt wurde. Er war geborener Hesse, hatte in Frankreich bei der Fremdenlegion gedient, war sodann in römischen Diensten gewesen und hatte jetzt die Rolle eines Instructeurs bei der deutsch-polnischen Legion, mit welcher wir uns bei Neudorf geschlagen hatten, gespielt. In Germersheim trat er sehr bald von dieser Erdenbühne ab. — Im Walde fanden sich noch mehrere Verwundete, die sich bis dahin fortgeschleppt hatten; die unsrigen sandten wir nach Germersheim.

Wir waren noch nicht lange in Neuthard, als ein Doctor, den ich mir hatte rufen lassen, kam und darauf drang, daß ich mich ruhig halte und kühle. In der linken Seite spielte eine Fläche zwei Hände breit in dunkelblau, während in der Mitte eine Kreisfläche von anderthalb Zoll im Durchmesser dunkelroth war. Ich empfand bei jeder Bewegung Schmerz, hatte indessen viel zu viel zu thun, um den Vorschriften nachzukommen oder gar mich hinzulegen. Ich beschwichtigte also meinen Doctor und that nichts für die Contusion. Nachts wurde der Schmerz ärger; ich konnte nicht schlafen. Wie ich fast im nämlichen Moment, als ich die Kugel erhielt, heimwärts an Frau und Vater dachte, so gingen jetzt auch die Gedanken ganz dort hin und ich dankte dem Himmel, so warm wie es mein Herz und so glühend wie es meine Seele vermochte, daß das Ding nicht anders gekommen war. —

Gegen Abend wurde eine größere Anzahl von Fuhrleuten gebracht, welche Freipässe durch unsere Vorposten haben wollten. Sie waren aus den Dörfern

nördlich Philippsburg und hatten gezwungen die Verwundeten und Maroden Mieroslawski's über Sinsheim nach Bretten fahren müssen. Sie berichteten über den ganzen Marsch des Letzteren und sagten aus, daß wir seine ganze Macht mit 60 Geschützen andern Tags in Durlach finden würden. Ich hatte mich in Folge dieser Aussagen des Genauesten über die Wege auf dem linken Ufer der Pfinz zwischen unseren Cantonnements und Carlsruhe aufgeklärt und dem General vorläufig vorgeschlagen, mit der Division am folgenden Tage über Blankenloch auf Hagsfelden und weiter nach Durlach zu marschiren, während Major von Walther mit der Avantgarde direct auf Carlsruhe gehen sollte. Der General willigte ein; aber mitten in der Nacht kamen andere Befehle vom Hauptquartier: alle vier Divisionen sollten sich bei Weingarten concentriren. Ich erhielt nach dringenden Bitten die Erlaubniß, den Chef des Generalstabs des Hauptquartiers privatim bitten zu dürfen, daß wir auf unserer Disposition verharren könnten; ich schrieb vorstellend, überredend und wir marschirten nach Blankenloch, wo wir die entscheidende Nachricht erwarteten, ob wir auf Weingarten oder auf Durlach weitergehen sollten. Boddien kam denn auch schon vor Blankenloch mit General Hirschfeld's Zustimmung zu unserem Wunsche. Wir machten Rendezvous und schoben die Avantgarde vorwärts. Ich ritt nochmals zurück, um dem Gros den Befehl zu überbringen, daß es uns auf dem Fuße folgen möge.

In Hagsfelden empfing man uns mit wehenden Fahnen, weißen Jungfrauen und allen möglichen Begrüßungen. Es war eine erstickende Hitze und wir erlaubten hier, was sonst nie geschah, daß die Leute trinken durften, daß in die Glieder Wein und Wasser seitens der Ortsbewohner gereicht ward. In Blankenloch hatte ich mir einen Bauernburschen zu verschaffen gewußt, der Morgens früh aus Durlach gekommen war. Er sagte aus, daß ganz in der Frühe sämmtliche Geschütze, die in „unmenschlicher Menge" auf dem Marktplatze gestanden hätten, abgefahren worden seien. Ein anderer, der aus Carlsruhe kam, meinte, man suchte dort alle Waffen und Vorräthe zu retten; die Insurgenten hätten den Ort geräumt. Wir glaubten also kaum, daß man in Durlach noch irgend welchen Widerstand finden würde, und der General war entschlossen, direct ohne Aufenthalt auf Carlsruhe zu marschiren. — Plötzlich, zu unserer größten Ueberraschung, in dem Augenblicke, als wir Hagsfelden verließen, hörten wir sehr heftiges Geschützfeuer links. Man sah Durlach liegen, wir gewahrten, daß wir schon vollständig in des Feindes linker Flanke standen, jedoch der eigenthümliche Bogen der Pfinz nöthigte uns zu einem weiteren Marsch, um an den Feind zu kommen. Der Marsch unserer Avantgarde wurde soviel wie irgend möglich beschleunigt. Eine Compagnie wurde nach der Brücke über die Pfinz entsandt, um dieselbe besetzt zu halten. Ich ritt hin, um ihre Aufstellung selbst zu sehen und um mich davon zu überzeugen, ob das Gros gefolgt sei. Jenseits der Brücke sah man in einer Entfernung von 1000 bis 1200 Schritt feindliche Truppen, die auch unsern Anmarsch auf dem linken Ufer der Pfinz wahrnehmen mußten. Vom Gros war nichts zu sehen. Ich entsandte daher eine zweite Ordonnanz, damit das Gros sofort folge. Das Gefecht in unserer linken Flanke schien sehr heftig zu sein; man hörte bedeutendes Ge-

schützfeuer. Ich jagte zurück und fand den General diesseits Rintheim, wo er eben befohlen hatte, daß die Avantgarde auf Durlach marschire, während das Gros auf directem Wege von Hagsfelden nach Carlsruhe sich dirigiren solle. — Mir aber schien der Widerstand des Gegners, nach der Heftigkeit des Gefechts zu urtheilen, viel zu bedeutend, als daß die sehr geschwächte Avantgarde als genügend angesehen werden konnte, denselben zu brechen. Ich stellte dies dem General vor, indem ich einerseits geltend machte, daß es darauf ankäme, den Feind über den Haufen zu werfen, wo man ihn träfe, und daß die Avantgarde zu exponirt sei, wenn man ihr nicht einen Theil des Gros folgen lassen wollte. Der General gab nach. Die Avantgarde war währenddem weiter marschirt und hatte über Rintheim die Chaussee erreicht. Wir ritten eine Weile Schritt hinterher, als in unsrer rechten Flanke Schüsse fielen, denen ein heftiges Musketenfeuer folgte. Ich ritt davon, um zu sehen, was es dort gab. Als ich auf die Chaussee kam, war unsere Infanterie indessen schon wieder gegen Durlach im Marsch. Sie hatte sich mit einem ziemlich zahlreichen Trupp Freischaren herumgeschossen; Lengsfeld war eben im Begriff, den Letzteren noch mit einem Geschütz einige Grüße (Kartätschen) nachzusenden, worauf sie vollständigst das Hasenpanier gen Carlsruhe ergriffen. Da sich nun am Thor dieser Stadt noch bedeutende Haufen zeigten, so wurde dorthin ein paar Mal längs der Chaussee gerollt, was einen wunderhübschen Effect machte. Lengsfeld ließ dies Geschütz dort stehen; dahinter waren zwei Haubitzen geblieben; etwas Infanterie blieb auch dort zurück, man hoffte auf das Nachrücken des Gros, das hier dann Halt machen sollte. Mit dem zweiten Geschütz folgte Lengsfeld der Avantgarde Mülbe's.

Ich war mittlerweile zu Letzterem vorgeritten und hatte ihn dazu bewogen, nach rechts und links zu detachiren, wo Wald war und von wo man, namentlich links, ziemlich anhaltendes Gewehrfeuer hörte. Lengsfeld hatte ein Geschütz vorgeführt und zweimal gegen den Eingang von Durlach, wo sich Freischaren zeigten, feuern lassen. Man sah sie von links nach rechts über die Chaussee eilen. Der zweite Schuß sprengte einen Munitionswagen in die Luft. Ein Landwehrmann kam derweile von rechts keuchend heran und meldete, daß der Feind in dichten Scharen auf dem Wege nach Aue abzöge. Dorthin wurde nunmehr das Geschütz gerichtet und machte durch seine Schüsse alle die Verbindungswege nach der Bergstraße hinüber voll Laufender. Je mehr wir vorrückten, desto entschiedener hörten wir die Heftigkeit des Geschützfeuers auf der nördlichen Front von Durlach. Man konnte also glauben, daß, wenn es möglich sei, die Bergstraße zu erreichen, es gelingen würde, dem Feinde, wenn er demnächst den Rückzug anträte, bedeutenden Abbruch zu thun. Jetzt schien er durchaus noch in und um Durlach Widerstand zu leisten; auf Carlsruhe konnte er nicht zurückgehen, dort stieß er auf unser Gros. Lengsfeld und ich waren nun entschieden der Meinung, man müsse rechts von der Chaussee den südlichen Eingang von Durlach zu gewinnen suchen; Mülbe wollte die Stadt angreifen. Auch der General entschied sich für das Erstere. Die Schwierigkeit, von der Chaussee herunter zu kommen, war sehr groß. Hauptmann von Großmann, der weiter zurück war, baute sich rasch eine Brücke mit Material, welches sich gerade vor-

fand, über den tiefen Wassergraben, welcher die Chaussee begleitet, und avancirte über beide in der Richtung nach Aue. Die weit vorangegangene Landwehr ging über die Eisenbahn und von hier rechts südwärts vor. Ich hatte mir früher einen Seitenpfad gesucht und dirigirte Großmann an Mülbe heran, die nun gemeinschaftlich gegen die Bergstraße, unter enormen Schwierigkeiten durch weiches Terrain, durch Gräben u. s. w., voran eilten.

Mein zweites Pferd hatte ich in Blankenloch bestiegen; es wollte die vielen Gräben nicht überspringen; ich mußte absitzen und tiraillirte nun zu Fuß mit, das Ganze immer ein bischen zusammenhaltend, wenn Mülbe nur immer vorwärts trieb. Hinter uns weg war Lengsfeld mit zwei Geschützen, einer halben Schwadron und etwas Infanterie gegen Aue vorgegangen. Wir erhielten auf weite Entfernungen Feuer, was ebenso erwidert wurde; die Berge wimmelten von Fliehenden, die sich aus den Gärten von Durlach dorthin geworfen hatten. Auf der Höhe sah man eine stärkere Colonne ziehen, die wir nicht mehr erreichen konnten. Ein geschlossenes Gehöft an der Bergstraße war noch vom Feinde besetzt; er räumte es, als wir nahe kamen; einige Gefangene wurden noch darin gemacht. Auf der Bergstraße angelangt, raillirte man sich und drang nun gegen Durlach von dieser Seite vor und faßte hier noch, was noch darin zu fangen war. Nachdem wir eine gute Strecke marschirt waren, kamen Tirailleurs des 17. Regiments, die Durlach links umgangen hatten, von den Bergen herunter. —

Der General war an der Eisenbahn zurückgeblieben. Bald waren Dreißiger von der ersten Division, Hauptmann von Hanffstaengel an der Tête, bei ihm angelangt, hatten ihn begrüßt, ihm die Hand gereicht, ihm gedankt, daß er gekommen wäre, und es ihm in den herzlichsten Worten ausgesprochen, daß ohne sein Dazwischenkommen man noch viele Verluste würde erlitten haben. Als ich den General wiedersah, war er noch ganz voll davon. Sodann war er gegen Carlsruhe geritten, um sein Gros wieder zu treffen.

Als Mülbe mit seinen Compagnien an den ersten Gebäuden Durlachs angekommen war, machte er Halt. Ich ritt durch die Stadt weiter und wollte auf der Chaussee vor Carlsruhe heraus, als eben der Prinz von Preußen von der andern Seite her durchgeritten kam. Die Truppen begrüßten den Prinzen. Er schien sehr erfreut. An den von uns in die Höhe gesprengten Munitionskarren angelangt, sprach er über denselben seine Verwunderung aus. Ich ritt an General Hirschfeld heran und erzählte ihm den Hergang. Man wußte noch nicht, daß wir schon da wären. —

Es ist unstreitbar, daß die einfache Umgehung unserer Avantgarde den Gegner, der, seiner innern Zusammensetzung gemäß, unendlich empfindlich auf seinen Flanken war, veranlaßt hatte, sich in Auflösung in die Berge zu werfen. Vom Thurmberge aus sah er unsern Anmarsch vollständig. Die Cavallerie konnte ihm, vermöge des Terrains, nichts anhaben.

Ich ritt nun zu den Magdeburgern zurück, um sie heranzuholen, damit der Prinz sie sähe. Dieselben waren, als ich sie traf, damit beschäftigt, unter ungeheuerem Lärm ein Haus zu durchsuchen, wo Insurgenten versteckt sein sollten. Sie zogen auch etliche heraus. Mülbe ging zwar auf meinen Wunsch ein; ehe

aber die Truppe wieder in Bewegung kam, mußte ich gen Carlsruhe reiten, wo ich meine Gegenwart betreffs der Cantonnements unserer Division nöthig erachtete. Unterwegs sammelte ich die Brocken der Avantgarde, die wir hatten detachiren und zurücklassen müssen, und dirigirte sie zu Mülbe. Ich wollte eilen, aber mein Pferd war so müde, daß es mich vollständig in Stich ließ. Am Thor von Carlsruhe, in den Straßen, überall fand ich badische Fahnen ausgesteckt; man begrüßte jeden einzelnen Preußen mit Händedruck und aufrichtiger Freude. Einzelne badische Dragoner kamen an mich heran und reichten mir die Hand. Aus den Fenstern reichte man mir Wein; als ich nach dem Weg zum Schloß fragte, hatte ich gleich einen Haufen Menschen um mich, die mich geleiten wollten. Endlich fand ich den Adjutanten des Generals, und durch ihn erfuhr ich, daß dieser seiner Absicht gemäß das Gros angetroffen habe und mit dem Garde-Landwehrbataillon Berlin und den Füsilieren, die an der Tête gewesen seien, die Stadt erreicht und den Bahnhof besetzt habe. Am Thore der Stadt habe er eine Deputation derselben entgegen*hören* müssen; auf dem Bahnhofe habe man noch glücklich zwei Geschütze abgefangen. Chorus sei mit seinen zwei Schwadronen dem Feinde nachgeschickt. Darauf sei der Prinz erschienen und derselbe sei an der Spitze der Truppen in die Stadt eingerückt.

Als ich zum General kam, reichte er mir die Hand, schüttelte sie herzlich und forderte mich auf, ihm über den weiteren Verlauf der Umgehung zu berichten.

Auf den Straßen der Stadt wurde es bald sehr lebendig. Zuerst defilirte die Bürgerwehr der Residenz vor dem Prinzen; dann kamen nach und nach die Truppen der 1. Division. Chorus kam mit einigen Gefangenen zurück; ihm selbst war die Ordonnanz erschossen. Nun wurden die Billets ausgetheilt. Wir haben unser Quartier im Hofe zu Holland.

Es war nicht möglich, alle nach Carlsruhe bestimmten Truppen hier unterzubringen. Zwei Schwadronen Ulanen bivouakiren auf dem Schloßplatz neben den prachtvollsten Orangebäumen. Die Wachen zogen auf, Bürgerwehr und Garden gemeinschaftlich; Abends war Zapfenstreich. Wir haben die Bataillone Magdeburg, Berlin und die 24er in der Stadt; die ganze Artillerie liegt in Gottesaue; die 6ten Ulanen sind ebenfalls in der Residenz; die anderen Bataillone und die 7ten Ulanen in den Dörfern Hagsfelden und Rintheim. Die Vorposten haben die erste und die dritte Division gegeben.

Gestern entfaltete sich hier sofort ein vollständiges Potsdamer Paradeplatzleben. Wir erschienen sämmtlich im schönsten Schmuck; der General hielt Reden; man cokettirte mit den Carlsruher Schönen, saß beim Wein und ließ sich's wohl schmecken; kurz, man konnte sich recht gut zwanzig Meilen vom Feinde entfernt träumen. Ich hoffte sehr, wir würden an einem Ruhetage hier genug haben, indessen es war nicht der Fall, und so fand ich denn Zeit genug zum Schreiben. —

Meine Ansichten zusammenfassend, so halte ich unser Manöver, das mit dem Uebergange über den Rhein und dem gleichzeitigen Angriffe auf die Neckarlinie begann, für ein kühnes und schön gedachtes. Es gelang vollständig; der Feind war am Abgrunde des Verderbens. Trotzdem war der Erfolg für uns

nur die moralische Erniedrigung und die Zersprengung des Feindes, sowie die Concentrirung unserer Kräfte im Innern des Landes, aber leider nicht die Vernichtung des Gegners. Der Rheinübergang, zu dem das ungünstigste und schlimmste Debouché gewählt werden mußte, war dem Feinde glücklich verheimlicht. Er war kühner und klüger gewesen, als wir es voraussetzten und wenn er sich auch hatte irre führen lassen, so hatte er doch mit aller Macht, die er am Neckar besaß, Kehrt gemacht und sich auf unseren allerempfindlichsten Punkt, auf unsere Avantgarde, die zugleich unsere Rückzugslinie deckte, geworfen. Diese stand zwar unter dem General von Hannecken in schöner Stellung bei Waghäusel, wurde indessen mit solcher Uebermacht angefallen, mit solchem Artilleriefeuer überschüttet, daß der General, in bester Ordnung zwar, in eine feste Stellung vor Philippsburg zurückging, doch dem Empörer die Straße von Mannheim auf Carlsruhe freigebend, vermittelst derer er sich zwischen unserer Avantgarde und unseren drei Divisionen hindurch mit seinen übrigen Kräften vereinigen konnte. Aber gerade zu rechter Zeit erhielt unsere Division den Befehl, die Avantgarde zu soulagiren. Wiesenthal wurde genommen und der Feind geworfen. — Mieroslawski hat sich mit wunderbarer, höchst ausgezeichneter Geschicklichkeit der Schlinge entzogen. So wie er bei Wiesenthal geschlagen war, erwog er vollständig die ganze Wichtigkeit dieses Ereignisses; trat sofort den Rückzug an und brachte es mit der energischsten Thätigkeit, der Anwendung aller Mittel dahin, daß er, freilich mit zerfetztem und zerrissenem Rocke, doch sein ganzes Material rettete und den besseren Theil seiner Armee über Sinsheim, wo ihn General von Peucker nochmals tastete, und Bretten Durlach erreichte, sich dort mit den Carlsruher und Pfälzischen Freischaren vereinigend. Sein erstes Aufgebot ist freilich aufgelöst und seine regulären Truppen haben sich meistens zerstreut; aber seine Artillerie hat gehalten und die Masse verzweiflungsvollen Gesindels ist noch mit ihm zusammen und wird noch manchen harten Strauß erfordern.

Peucker und Groeben sind hier eingetroffen; es wird Kriegsrath gehalten und Alles ist gespannt auf das Resultat desselben. —

Schiffer Worse.

Erzählung
von
Alexander Kielland.

V.

Wenn die Sonne im Spätherbst hinter diesen gelben Wolken unterging, die Sturm und Regen verkündeten, senkte sich über die kleine Stadt eine Finsterniß, der man durchaus keinen Widerstand leistete, es sei denn durch die kleine Laterne, welche an der Mauer beim Eingang zum Rathhause brannte. Sonst war es dunkel, pechdunkel in den engen, winkeligen Gassen und unten an der Schiffbrücke, wo man gar leicht geradeswegs in's Wasser hinein spazieren konnte, wenn man etwas im Kopfe hatte oder fremd war.

In den kleinen Läden brannte eine Thranlampe oder ein Talglicht; in den größeren waren in neuerer Zeit Oellampen eingeführt, welche alten Leuten Augenschmerzen verursachten. Ueber die Pfützen auf der Straße fiel ein matter Schimmer, so daß die, welche gut Bescheid wußten, auf den hervorragenden Steinen sich einigermaßen trockenen Fußes bewegen konnten. Die meisten Leute aber trugen hohe Stiefel und gingen unverzagt durch Dick und Dünn, daß man es weithin platschen hörte. Hin und wieder sah man eine Laterne schwanken, bald ängstlich zum Boden geneigt, um einen Uebergang über die bösesten Stellen zu suchen, bald ihr Licht einem Vorübergehenden gerade in's Gesicht oder an den Wänden der niedrigen hölzernen Häuser entlang werfend. Das waren Damen, die mit ihren Haubenkörbchen, aus denen die Stricknadeln hervorsteckten, in Gesellschaft gingen, oder ein Dienstmädchen, das vorsichtig einigen kleinen Mädchen vorleuchtete, welche zur Tanzstunde sollten, und mit ihren dünnen weißen Beinchen und großen Ueberschuhen an den Füßen hinterher gehüpft kamen. Nach sieben Uhr aber erloschen die Lichter in den Läden meistens und es war still auf den Straßen; nur hin und wieder fiel ein Lichtstreifen auf die Wasserpfützen, wenn die Thür einer Branntweinschenke, aus welcher wüster Lärm von Matrosen und Arbeitsleuten herausdrang, aufgemacht wurde.

Dann begannen die Nachtwächter vom Rathhause aus sich über die Stadt zu verbreiten. Meistens waren dies alte Matrosen und Schiffszimmerleute, die

nicht länger arbeiten konnten, Leute mit krummem Rücken, schwachem Gehör und grober Stimme. Sie kamen langsam heran in ihren langen dicken Friesröcken, die Laterne in der linken Hand und mit der rechten den schweren Stab mit der langen eisernen Spitze auf's Pflaster stoßend, so daß man sie schon in weitem Abstande hörte. An den bestimmten Straßenecken riefen sie die Stunden und die Windrichtung ab — ein Jeder in seiner ihm eigenthümlichen Weise, so daß nur die Leute in dem bestimmten Revier wußten, was gerufen ward, während sonst kein Mensch es verstanden haben würde. Wenn dann die Leute zu guter bürgerlicher Zeit, etwas nach zehn Uhr, aus der Gesellschaft kamen, schwankten wiederum einige Laternen durch die Straßen; man begegnete den Wächtern, tauschte ein „Guten Abend" aus und die jungen Leute fragten nach der Stunde, um die Wächter zu necken, die Alten aber fragten ernsthaft nach dem Winde. Nach dieser Zeit aber war die Stadt ganz finster und wie ausgestorben. Die Nachtwächter hatten sich in ihre wohlverborgenen Schlafwinkel zurückgezogen, die sie nur höchst nothgedrungen verließen, um irgend etwas abzurufen, oder wenn sich in der Straße schwere schleppende Schritte von alten steifen Lederstiefeln näherten.

Das war die Brandwache, welche die Runde machte. Sie bestand aus den ältesten Wächtern, die stocktaub geworden waren. Es waren ihrer vier oder fünf, die zusammen gingen; sie hatten den Rockkragen hoch hinaufgeschlagen und die Pelzmütze tief heruntergezogen, so daß sie von einem Feuer kaum etwas gemerkt hätten, bis es ihnen unter der Nase gebrannt. Aber dennoch schlief die Stadt ruhig, ganz ruhig. Und erwachte Jemand aus dem Schlaf und mußte er an all' das Korn denken, das auf dem Speicher lag; oder kam Reihe auf Reihe von Bildern, deutlich, unerbittlich, wie sie im Dunkel der Nacht kommen, von einem Funken, der irgendwie glimmte und um sich griff und die Wand entzündete und sich mächtig ausbreitete und das Haus überspannte und Korn, Salz, Tonnen, Laden und Waarenlager, Alles, Alles verzehrte — da ertönte der schleppende schwere Schritt auf der Straße von alten steifen Wasserstiefeln, Stöcke wurden auf's Pflaster gestoßen, sie näherten sich und zogen vorbei. —

Ach, die Brandwache! Gott sei Dank, so ist Alles in Ordnung! So konnte man ruhig weiter schlafen. Oder es erwachte ein Kind aus einem bösen Traum und lauschte gespannt, geängstigt von scheußlichen Gestalten — Dieben und Schornsteinfegern, welche durch's Küchenfenster kamen und den Vater und die Mutter mit langen Messern ermorden wollten — da erscholl von der Straßenecke her: „Hör' die Wächter, hör'! Die Glocke hat Zwei geschlagen; der Wind ist still!"

Ach! der Nachtwächter! Ach ja, der Nachtwächter war da! Dann konnten keine Diebe oder Schornsteinfeger durch's Küchenfenster kommen; alle bösen Menschen mußten zu Hause bleiben, sonst würde der Wächter kommen und sie auf's Rathhaus bringen. Ach, es gab wohl auch keine bösen Menschen, sondern nur gute, liebe Leute — und Nachtwächter. So schlief das Kind wieder ein, völlig beruhigt und dankbar, und es hatte weiter keinen Traum mehr.

Aber, aber — wenn so die drei schrecklichen Brandschüsse donnerten, daß die Scheiben klirrten und viele von ihnen sprangen, dann gab es auch einen

entsetzlichen Schrecken. Ueber den dunkeln Straßen glühte es roth in der dicken Regenluft wie von einem flammenden Feuermeer, und wenn es auch nur in einem Schornstein brannte; der lange Tambour Jürgen schlug wie toll auf der Trommel mit dem dicken Ende der Trommelstöcke, und vielstimmig vom tiefsten Baß bis zum höchsten Discant erklang es durch die Straßen hin: „Feuer, Feuer, Feuer!“ Beim Spritzenhause sammelten sich Leute mit Laternen und schrien durcheinander nach den Schlüsseln. Die Schlüssel? Die hingen in guter Ruh hinter dem Bett des Brandinspectors. Rasch hin zum Brandinspector! In der pechschwarzen Finsterniß rannte Jemand ihm gerade auf den Leib, so daß das Schlüsselbund weit weg in eine Straßenpfütze fiel. Während man mit Laternen danach suchte, sprengten einige Schiffer die Thür und die Spritzen rumpelten mit unheimlichem dumpfen Laut von dannen. Alte Frauenzimmer in Nachtjacken liefen auf die Straße mit einer Waschkanne oder einem Plätteisen in der Hand und drinnen im Hause sammelten sich Alle im Schlafzimmer der Eltern. Die kleinen Kinder saßen im Bette und weinten; die erwachsenen Töchter — halb angezogen, das Haar über den Rücken herabhängend, bleich und vor Schreck zitternd — sollten sie trösten. Die Mutter aber ließ Kaffee kochen — warmer Kaffee ist gut für Alles und zu jeder Zeit, und der Vater kam hin und wieder nach Hause und berichtete, wie es mit dem Feuer stände.

Die Knaben hatten sich sogleich angezogen und waren verschwunden. Für sie war das Feuer ein Fest, wenn auch ein Fest des Schreckens. Der rothe Himmel über der schwarzen Nacht, die Flamme, die bisweilen aus dem dicken Rauch emporwirbelte, die Männer, welche umhersprangen und laut riefen — dies Alles erfüllte sie mit einer Spannung wie von zehn Romanen; in dem Drange, etwas Ungeheures zu sein, sich durch etwas unerhört Mannhaftes auszuzeichnen, stürzten sie in Häuser hinein, wo weder Feuer noch Gefahr war, und rüttelten mit Riesenkräften an den festesten, unbeweglichsten Gegenständen, um zu retten. Der Brandinspector stand bei den Spritzen und commandirte. Zwei Reihen von Männern und halberwachsenen Knaben reichten die vollen Wassereimer heran und die leeren wieder zurück. An der See oder unten in einem Brunnen wechselten junge Seeleute miteinander ab, die Brandeimer zu füllen, bis sie selbst durchnäßt waren, oder die Kräfte ihnen ausgingen. Officiere der Bürgergarde im blauen Leibrock mit weißen Schnüren liefen umher und waren überall sich selber und Andern mit ihren langen Säbeln im Wege. Mitten im Feuer aber standen wiederum Seeleute. Sie waren in den Häusern und retteten, bis das Dach fiel, oder oben auf den Nachbarhäusern, wo sie nasse Segel ausbreiteten, oder sie hieben Ställe und Plankenwerk nieder.

Thomas Randulf und Jakob Worse waren von Jugend auf bekannt als die muthigsten Helfer bei Feuersbrünsten. Stets waren sie die Ersten auf dem Platz, trugen die alten und kranken Leute aus den brennenden Häusern und stellten sich beim Löschen auf die dem Feuer nächsten und gefährlichsten Punkte. Sie waren es im Grunde, die das Ganze leiteten, obgleich der Brandinspector sowohl gelbe als feuerrothe Federn in seinem dreieckigen Hut hatte.

War Feuer in der Stadt ausgebrochen, so schwebten namentlich die Kaufleute in großer Angst; denn nur sehr selten hatten sie ihre Habe versichert.

Viele Haugianer waren sogar der Meinung, daß dies sündhaftes Mißtrauen gegen die Vorsehung sei, und Einige sagten, sie hätten mit Gott versichert. Wenn aber der Wind in die Straßen hinein fegte und das eine von den kleinen hölzernen Häusern nach dem anderen in Flammen aufging, da verloren auch die Klügsten und Frömmsten die Besinnung und liefen in den Speichern umher, schleuderten Mehlsäcke und Korn in die See hinaus, sich im Schweiße ihres Angesichts unnöthig abarbeitend, während sie das Geld im Comptoir zu retten vergaßen. Durch Feuer und Rauch aber, hoch über dem Lärmen und Rufen ertönten die Schläge der großen Glocke an der Domkirche — zwei oder drei langsame Schläge, dann eine lange Pause, darauf wieder einzelne Töne mit Pausen dazwischen. Das klang so schwer und hoffnunglos! Es war nicht der Schall der Sturmglocke, welche die Menschen zur Hilfe und Rettung herbeirufen sollte; es war das Gebet der Kirche um Erbarmen, der wiederholte verzweifelte Ruf zu Gott, er möge das verzehrende Feuer löschen. —

Die kleine stockfinstere Stadt konnte aber in Winternächten auch durch ein anderes Ereigniß in die lebhafteste Spannung gerathen. Das war um die Weihnachtszeit oder etwas nach Neujahr, wenn bei Nordwestwind Schneegestöber und sternheller Himmel rasch miteinander abwechselten.

Plötzlich tauchte ein Boot am Hafeneingang auf, dann ein zweites und ein drittes, darauf ein größeres Fahrzeug und wiederum ein paar Böte. Sie wendeten sich nach verschiedenen Richtungen im Hafen und suchten im Finstern die Anlegeringe bei den Speichern oder an der Schiffbrücke aufzufinden. Ein Mann sprang an's Land und lief so schnell er konnte zur Stadt hinein; die großen Wasserstiefeln drückten Elephantenspuren in die dünne Schneeschicht, welche das Pflaster deckte. Der Wächter hob seine Laterne empor, um sich den Mann anzusehen. Seine Stiefeln, seine Kleider, bis ganz hinauf zum gelben Südwester, schimmerten wie Silber von unzähligen blanken Sternchen. Der Wächter schmunzelte; er wußte, was das zu bedeuten hatte, und da er gerade an der Ecke des Markts vor Schiffer Worse's Hause war, rief er: „Nordwestwind! Die Häringe sind da!"

Immer mehr Böte, immer mehr kleine Fahrzeuge liefen ein und hie und da klirrte ein fallendes Anker. An die Bretterwand der Speicher wurde heftig angeklopft und alsbald sah man drinnen Lichter sich eilig hin und her bewegen. Die Thür im untersten Stock ward aufgeschlagen und das Licht fiel mit hellem Schein über die Leute in den Böten und die silberglänzende Masse großer dickbäuchiger Frühjahrshäringe.

In der Stadt wurde bei den Kaufleuten angeklopft; es dröhnte im ganzen Hause, wenn der Mann in den Wasserstiefeln einen von der Straße aufgerafften Stein gegen die Holzwand schleuderte; er brauchte aber nicht zu befürchten, ausgezankt zu werden, er wußte, daß er willkommen sei. Alles erwachte und dachte im ersten Augenblick, daß es im Hause brenne. Der Vater aber riß das Fenster auf.

„Ich soll von Ivar Oestebö grüßen, er habe 400 Tonnen für Sie gekauft."

„Kennst Du den Preis?"

„Drei Mark achtzehn Schilling. Wir liegen beim Vorderspeicher mit achtzig Tonnen, die anderen sind dicht hinter uns."

„Welchen Wind haben wir?"

„Nordwest mit Schneegestöber."

„Lauf schnell hinauf zum alten Hans, sage ihm, er solle die Frauenzimmer versammeln, er weiß Bescheid."

Das Fenster ward zugeschlagen, der Mann in den Wasserstiefeln lief weiter und rannte in der Finsterniß gegen andere Männer, die es auch eilig hatten. Der Kaufmann aber warf sich hastig in den Speicheranzug, der auf seinem bestimmten Platz hing. Seine Gattin ermahnte ihn eifrigst, doch zwei der dicksten wollenen Jacken anzuziehen, was er auch nicht unterließ, denn er wußte, was eine Nacht auf dem Speicher bei Nordwest und Schneegestöber sagen will.

Jedes Mal, wenn sich der Himmel überzog, ward der Wind stärker, sodaß die Schneeflocken umherwirbelten; sonst aber wehte nur eine frische Nordwestbrise, bei der fortwährend neue Fahrzeuge einliefen, so daß zuletzt der ganze Hafen von Rufen und Lärm und vom Plätschern der Wellen und dem Klatschen der herabgelassenen Segel und dem hellen wohlklingenden Laut der herabrollenden schlanken Ankerketten erfüllt war. In allen Speichern ward es hell bis in's vierte Stockwerk hinauf, hie und da wurden Thranlampen angebracht, Leute strömten herbei, Männer, Frauen und junge Mädchen; die Salzkammer ward geöffnet, der Böttcher wälzte die Tonnen heran; draußen in den Böten wurden die Leute ungeduldig und riefen zum Speicher hinauf, daß sie jetzt nicht länger warten wollten, und die ersten vier blanken Häringe wurden hereingeschleudert.

Nun war die ganze Stadt bis zum fernsten Winkel benachrichtigt; hinter den kleinsten Fenstern ward es hell und unzählige Kaffeekessel wurden an's Feuer gesetzt. Ueberall herrschte reges Leben und Munterkeit; die Häringsflotte war mit ihrem Fang zurückgekehrt, auf den Alle gewartet hatten und von dem Alle etwas erwarteten. Die Frauen und Mädchen, welche die Häringe ausweiden sollten, zogen unter Lachen und Scherzen die dazu bestimmten Kleider an, obgleich es so kalt war, daß ihnen die Zähne im Munde klapperten. Vor allen Dingen sorgten sie dafür, ein dickes Tuch sorgfältig über den Kopf zu binden, so daß nur die Augen und die Nase frei blieben; denn wenn Häringslake in's Haar kam, so gab es wunde Stellen. Dann liefen sie eiligst fort, um zu dem Speicher zu kommen, wo sie sich zur Arbeit verdungen hatten. Im Nu fanden sie den für sie bestimmten Platz mitten in der hohen Schicht von Fischen, die ihnen bis über die Holzschuhe reichte, neben Tonnen und Salzkübeln und dem unseligen Talglicht, das auf einem Pflock befestigt und zwischen den Häringen niedergesteckt war, und durch Umfallen, Schnäuzen mit nassen Fingern und andern Widerwärtigkeiten viel Unheil anrichtete. Dann ward das kleine blanke Messer hervorgezogen und ein Fisch nach dem andern blitzschnell aufgeschlitzt. Nun war der Schnee voll von Elephantenspuren, und vergebens legten sich neue Schichten darüber; denn sie wurden sofort wieder zerstampft.

Nur im oberen Theil der Stadt, in den breiteren Straßen und bei der Schule lag noch so viel Schnee, daß die Schuljugend, als es endlich Morgen ward, eine kleine Schlacht auskämpfen konnte. Wenn die bleichen, ungesund

aussehenden Zöglinge der obersten Classe ihre todte Last griechischer und lateinischer Bücher zur Schule schleppten, mit ihren Gedanken fern in längst verschwundenen Culturen, die eine Hälfte des Gehirns voll von grammatischen Regeln und die andere Hälfte voll von den Ausnahmen, und sie auf ihrem Wege einem Haufen von den Mädchen begegneten, die nach Hause gingen, nachdem sie die halbe Nacht wacker gearbeitet hatten, so konnte es wohl geschehen, daß die munteren Mädchen lachend die Köpfe zusammensteckten. Sie hatten die Tücher herabgezogen, um den Mund frei zu machen, laut plaudernd und einander lustig zurufend, nahmen sie die Mitte der Straße ein, warm und rothwangig von der Arbeit, voll blanker Fischschuppen an den Kleidern, ja bis zur Nase hinauf. Viele von ihnen waren von demselben Alter wie die gelehrten jungen Herren, oder wohl noch jünger; dennoch fühlten sie sich ihnen weit überlegen und lachten überlaut über die halbverwunderten, halb verächtlichen Blicke, die ihnen zugesandt wurden. Vielleicht fühlten sich die jüngern gelehrten Herren einen Augenblick getroffen. Sie suchten sich aber durch ein „plebs plebis“ oder ein „semper varie et mutabile“, oder einen anderen classischen Witz zu trösten. Sie wußten, daß die Fischer in der Nacht heimgekehrt seien; sie sahen, wie der Hafen von Fahrzeugen wimmelte und die Geschäftigkeit, die in der ganzen Stadt herrschte.

Was ging dies aber sie an? War Geldverdienst etwas, mit dem ihre Gedanken sich zu beschäftigen hatten? Ihre Welt lag über der der rohen Masse; sie wanderten zum Parnaß und verachteten tief die niedrigen Seelen, den Pöbel, der sich sein ganzes Leben hindurch abarbeitete, vornübergebeugt wie das Thier, ohne den göttlichen Funken von dem heiligen Altar der Wissenschaft. Diese tiefe Verachtung des Volkes, welches arbeitet, die bewahrten sie treulich, bis sie wieder herabkamen vom Parnaß und Beamte wurden. Dann lernten sie wohl treffliche Reden halten über das Aufblühen der Erwerbszweige; aber ein wirkliches Verständniß dafür hatten sie nicht.

Von den Beamten waren es eigentlich nur die Prediger, die sich über ein gutes Ergebniß des Fischfangs freuten; denn es pflegten dann die ihnen von der Gemeinde dargebrachten Opfer reichlicher zu fließen.

Wenn der Fang gut ausgefallen war, wenn sich das Geld haufenweise unter das Volk verbreitete, so daß Jeder das Nöthige bestreiten und etwas vorwärts kommen konnte, so pflegten die Juristen laut über schlechte Zeiten zu klagen. Wenn aber das Volk Noth litt, wenn der Fang fehlgeschlagen war, wenn die knappen Zeiten die Einnahmequellen versiegen ließen, so daß Fallimente und Auspfändungen und Zwangsversteigerungen mit hohen Procenten und Sporteln an der Tagesordnung waren, dann hatten die Juristen ihre besten Tage. Abgesehen aber von den Beamten und den wenigen Familien, die von Pensionen oder Zinsen lebten, war über die ganze Stadt eine fröhliche festliche Stimmung ausgebreitet, wenn der Fischfang gut ausgefallen war. Alle hatten ein Interesse daran. Eine reiche Ausbeute brachte den Allermeisten die Erfüllung einer Hoffnung oder die Errettung aus einer Bekümmerniß. Namentlich waren Alle, die ihren Erwerb von der See hatten — und zu denen gehörte fast die ganze Stadt — von den Fischern bis zu den Besitzern der Salzereien

und den Speculanten, in der angestrengtesten Thätigkeit, und Alle gingen wie im Rausche, bis das ganze Geschäft erledigt war.

Nicht allein den Schiffern, sondern auch ganz jungen Steuerleuten wurden Fahrzeuge zum Fischfang anvertraut, und es wurden von diesen die waghalsigsten Fahrten unternommen, um zuerst auf dem Platze zu sein und volle Ladung zu bekommen. Man suchte sich durch falsche Nachrichten zu überlisten, gerieth auch wohl darüber in Streit, der zu Thätlichkeiten führte, oder man hielt tüchtige Gelage ab, wenn Zeit und Gelegenheit vorhanden war.

Daheim im Club herrschte ein äußerst bewegtes Leben; alle Zimmer waren voll von Gästen und man mußte zuletzt mit einem Platz auf dem Billard vorlieb nehmen, wo in gewöhnlichen Zeiten Niemand sitzen durfte. Jeder neue Ankömmling mußte erzählen, wie es mit dem Fange stände, wie sich der Preis stelle, wie viele Häringsschwärme eingeschlossen seien und was es sonst Neues droben im Norden gäbe. Dies war der einzige Weg, um von dort Nachrichten zu erhalten, und danach mußte man seine Maßregeln treffen. Bisweilen waren die Berichte wahrheitsgetreu und man erzielte durch sie reichen Gewinn; manchmal ward man aber auch arg getäuscht und hatte nichts von den theuren Vorbereitungen.

War Jemand besonders glücklich gewesen, so bat er sich wohl in der Freude seines Herzens von der Gesellschaft die Erlaubniß aus, sie mit einem Glase Punsch bewirthen zu dürfen. Wenn dann die Bowle vor den beiden ältesten Mitgliedern, dem Hafenvogt Snell und dem Lootsen-Aeltermann Prahl stand, stimmte man wohl den neuen Gesang zum Preise der norwegischen Fischerei an:

„Von Norwegens Felsen und schönem Land
Wir hören so manches Lied wohl erklingen,
Doch wir, die wir wohnen am norweg'schen Strand,
Wir wollen zum Preise des Nordmeers jetzt singen!
Die See soll leben!
Die Fischer daneben,
Die jährlich aus ihrem Schoße heben
Den reichsten Fang!"

So leerte man die Becher nach der Väter Weise, sang Lied auf Lied zum Preise Alt-Norwegens und der Schiffahrt und der Constitution, und zuletzt ward des Lootsen-Aeltermanns Lieblingslied angestimmt:

„Den Alten jetzt auch wir ein Glas wollen weihen,
Sie waren einst das, dessen wir uns erfreuen,
Sie waren jung, frei und frisch für und für,
Und daß sie auch liebten, beweisen ja wir."

Es gab aber in der Stadt auch Leute, die niemals an diesen Gelagen Theil nahmen und sich niemals im Club sehen ließen, während sie doch das größte Interesse am Fischfang hatten und ihr ganzes Wohl und Wehe darauf beruhte. Das waren die Haugianer, oder die Heiligen, wie sie von den Spöttern genannt wurden. Außer Sivert Jespersen und den Brüdern Egeland, welche neben ihrem Handel mit den Landleuten große Geschäfte beim Häringsfang machten, trieben auch viele andere Haugianer diesen Erwerbszweig. Das waren meistens Leute, die als ganz junge Menschen vom Lande zur Stadt gekommen waren,

um sich bei den Aeltesten zu verdingen, und hier die Sparsamkeit, die Pünktlichkeit und den unermüdlichen Fleiß derselben kennen gelernt hatten. Wenn sie dann selbst ein kleines Geschäft anfingen, wußten sie es bald in Schwung zu bringen. Sie gingen auch mit auf den Fischfang, aber niemals betheiligten sie sich an den Rohheiten, die hier vorfallen konnten und sie kümmerten sich nicht darum, daß die Anderen sie deshalb verspotteten.

Nach und nach kamen auch die anderen Fischer zur Erkenntniß, daß die „Heiligen" nicht zu verachten seien. Trotz ihrer frommen, sanftmüthigen Weise gehörten sie zu den Tüchtigsten und Muthigsten und sie erzwangen sich dadurch die Achtung ihrer früheren Widersacher. Sivert Jespersen hatte sich auch so von unten heraufgearbeitet und er war jetzt einer der wohlhabendsten Leute in der Stadt. Er selbst nahm nicht mehr an den Zügen Theil; er war schon in den Fünfzigen, und harte Arbeit und die Gicht, das Erbtheil der Meisten, die von Jugend auf im Winter der Fischerei obliegen, hatten ihn gebeugt. Wenn aber die Häringszeit kam, so eilte er zum Speicher in dem uralten Friesrock und der Pelzmütze, und dann war er in der munterſten Stimmung.

Wenn das ganze Packhaus von oben bis unten mit Menschen, Fischen, Salz und Tonnen erfüllt war, wenn überall Lärm und Rufen und das Hämmern der Böttcher ertönte, wenn die Windetaue auf- und niederschnurrten, wenn Dielen und Treppen von Blut und Galle, die überall herabsickerten, naß und glitschig waren, wenn man die Spuren der Arbeit bis an die Wände hinauf sehen konnte und überall ein Geruch verbreitet war, wie im Bauch eines Wallfisches: dann ging Sivert Jespersen Trepp auf, Trepp ab, im ganzen Hause umher mit seinem Talglicht in der Hand, und summte halblaut sein Lieblingslied:

„O du mein Immanuel!
Welche Himmelsfreuden
Brachtest du der armen Seel'
Durch dein schweres Leiden.
Schlingen legt der Feind so klug,
Doch wir kennen seinen Trug!"

„Auf, mein Herz! Zu Sang und Luft — nein, nein, nein!" rief er plötzlich mit scharfer Stimme. Es mußte etwas bei den Mädchen vorgefallen sein; entweder zankten sie sich, oder sie waren gar zu lustig, denn ein paar vollgepackte Tonnen wurden umgestürzt, so daß sich der Inhalt auf den Fußboden und in die Salzkübel ergoß.

„Nein — nein — nein," wiederholte Sivert Jespersen, als er herangekommen war, und seine Stimme tönte wieder so milde und sanft wie gewöhnlich: „Ihr müßt mit Gottes Gaben vorsichtig umgehen, auf daß sie nicht umhergeworfen werden und verderben. Nicht wahr, lieben Kinder?"

Er sah von dem einen Mädchen zum andern mit seinen scharfen hellblauen Augen und dem unveränderlichen Lächeln, und es ward ganz still unter ihnen, während sie eifrigst beschäftigt waren, Alles wieder in Ordnung zu bringen. Es machte einen viel größeren Eindruck, wenn Sivert Jespersen sagte: „lieben Kinder", als wenn ein Anderer die ärgsten Verwünschungen ausgestoßen hätte.

Obgleich Hauge's Freunde bei ihrer Thätigkeit wenig Geräusch machten und

ihre Geschäfte scheinbar mit großer Klugheit und Vorsicht trieben, ruhten dieselben doch keineswegs auf sicherem, solidem Boden. Wäre der Fischfang wenige Jahre hindurch fehlgeschlagen, oder hätte eine Feuersbrunst die unversicherten Besitzthümer verzehrt, so wäre manches, dem Anscheine nach große Vermögen bis auf ein Geringes oder ganz zusammengeschmolzen. Dies fühlten sie auch selber, wenn es länger als gewöhnlich dauerte, bis sich die Häringszüge dem Lande näherten, oder wenn die Speicher voll waren von unabgesetzter Waare und Alles von dem Steigen oder Fallen der Preise in Rußland und Preußen abhing. Da zitterte ihnen wohl die Hand, wenn — einmal in der Woche — die Post kam, und ihr Schlaf war unruhig; das war die Zeit, wo sie die meisten religiösen Lieder sangen. Sie kamen jeden Tag zur Versammlung, wo vorgelesen und gebetet und gesungen wurde. Und wenn sie nun so bei einander saßen und sich ansahen, und der Eine vom Anderen wußte, wie viel für ihn auf dem Spiele stände, und sie sich sagten, wie friedlichen, frommen Sinnes sie seien und wie Gott bisher seine Hand über sie gehalten und sie auch diesmal sicherlich nicht im Stich lassen werde, so fanden sie Kraft im Gebet, sie lächelten einander zu und gingen getröstet nach Hause. Und ihre Hoffnung ward nicht getäuscht. Jahr aus, Jahr ein hatten sie reichen Verdienst und ihr Vermögen wuchs; aber sie setzten wiederum Alles in's Geschäft, erspähten jede günstige Chancen und waren trotz ihres stillen Wesens in der That dreiste, ja verwegene Speculanten. Damit konnte sich aber Hans Nielsen Fennefos durchaus nicht befreunden. Nicht als ob es gegen Hauge's Willen und Gebot gewesen wäre, daß die Brüder Handel trieben — im Gegentheil. Aber ihr jetziges Gebahren war nicht die alte Thätigkeit, die mühsame Arbeit um bescheidenen Gewinn. Das Geld kam jetzt zu leicht und in zu großer Menge. Fennefos war auch mißmuthig darüber, daß sich Luxus im Zusammenleben der Brüder einzuschleichen beginne; es wurden Mittagsgesellschaften gegeben, wo man verschwenderisch mit Speise und Trank umging. Für diese Leute, die bisher in äußerster Mäßigkeit gelebt hatten, war schon der Genuß von Braten und Kuchen etwas ganz Ungewöhnliches und sie fanden eine halb kindische Freude darin, sich das Essen von den Kochfrauen der Stadt bereiten zu lassen, wie in den Häusern der Vornehmen. Fennefos machte ihnen Vorwürfe darüber, welche sie ruhig und lächelnd anhörten; sie bedankten sich sogar dafür, aber an der Sache selbst ward nichts geändert.

Auch im öffentlichen Leben der Stadt verstanden diese Männer, die reich geworden waren, ohne daß Jemand es gemerkt, sich allmälig geltend zu machen. Man wurde bald genöthigt, sie in mancher Weise zu berücksichtigen, und ihr frommes Gebahren und die religiöse Sprachweise war bald kein Gegenstand des Spottes mehr. Wie Hauge's Freunde so an äußerem Ansehen gewannen, während der Werth ihres inneren Lebens abnahm, begann sich aus ihrer Mitte eine gewisse oberflächliche Religiösität über die ganze Bevölkerung sowohl in der Stadt, als auch auf dem Lande zu verbreiten, eine officielle Scheinheiligkeit, die bald zu hoher Blüthe gelangte.

So war die Stadt um's Jahr 1840 beschaffen — eine alte Stadt, voll

neuer Lebenskeime — eng und winkelig, finster und pietistisch, aber frisch und lächelnd an der blauen See liegend, mit stolzen Schiffen und braven Seeleuten.

An einem Sommertag hätte man sie sehen müssen, bei Sonnenschein und Nordwind, wenn die Möven über die Bucht und längs den weißen Speichern im Hafen auf- und niederflogen; wenn draußen die Fahrzeuge Salz löschten und der Wind den fröhlichen Gesang: „Amalia Maria! Die kam aus Lissabon!" über die Stadt hintrug und das Salz über die breite Holzrinne in's Lichterfahrzeug mit dem unvergeßlich melodischen Geräusch hinabrutschte und die ganze Stadt von dem frischen Nordseegeruch erfüllt war. Die Leute, die lange Zeit von der Heimath entfernt gewesen waren und die Erde umsegelt hatten, sagten, daß solche Luft nirgends wieder auf der Welt zu finden sei; und sie reisten wieder fort und sie kamen wieder; und in der Heimath gab es einige Wenige, die sich in die Welt hinaussehnten, aber Alle — Alle, die da draußen waren, sehnten sich nach der Heimath. —

VI.

Sarah und Henriette saßen in der Weberstube emsig mit der Arbeit beschäftigt; Henriette flüsterte. Die Mutter schrieb Briefe in der Wohnstube, deren Thür offen stand; Madame Torvestad war etwas schwerhörig und konnte vom leise geführten Gespräch nichts verstehen.

„Ja, kannst Du Dir doch denken, wie sie auf solche Dinge verfallen können, denk' Dir mal, sie stahlen ein Stück Tau —"

„Wer?"

„Lauritz und die Anderen."

„Stahlen sie?"

„Ach, wo willst Du hin!" rief Henriette ärgerlich, „Lauritz sollte stehlen? Nein — sie nahmen es nur, nahmen es, verstehst Du, ein altes Tauende, keine sechs Schillinge werth, das hinter Worse's Ladenthür lag. Was sollte der reiche Schiffer Worse sich wohl daraus machen!"

„Aber, Henriette, ich bitte Dich," antwortete die Schwester, „weißt Du denn nicht, daß es nicht darauf ankommt, ob es viel oder wenig ist, sondern daß Jeder, welcher stiehlt —"

„Ein Dieb ist — ja, ich kenne die Bibelstelle," unterbrach sie Henriette rasch, „aber hör' nun, was sie mit dem Tau vorhatten, Lauritz erzählte es mir gestern Nachmittag in der Küche, als ich Thee schenkte —"

„Während hier die Versammlung war?" fragte Sarah vorwurfsvoll.

Henriette nickte eifrig mit dem Kopf. „Nur nicht an Mutter sagen! Oh, er ist so voller Schwänke, der Lauritz, ich muß immer so furchtbar über ihn lachen. Aber kannst Du Dir denken, da spannten sie das Tau quer über die Straße und zwei Mann hielten an jedem Ende, als es anfing, dunkel zu werden; und wenn dann Jemand kam, auf den sie böse waren, so zogen sie das Tau stramm an, daß er fallen mußte. Und da kam der Kriegscommissär, Du weißt, der alte rothe, schlimme Kerl, der fiel auf den Kopf und brach den Arm."

„Hast Du denn den Verstand verloren, Henriette, Du kannst doch nicht meinen, daß das recht war?"

„Ja, gerade vollkommen recht! Du solltest nur wissen, wie böse er ist; alle jungen Leute in der ganzen Stadt hassen ihn und ich auch; wenn er auf der Session ist, so schimpft und wettert er in Einem fort, und zuletzt, wenn er ganz wüthend geworden ist, so schlägt er mit der Reitpeitsche! O nein, das war gerade gut für ihn. Hätte er nur beide Arme gebrochen, der scheußliche Mensch!"

Sarah hörte ganz erschreckt der Schwester zu; da machte die Mutter eine Bewegung, als wenn sie sich erheben wollte und die Schwestern arbeiteten jetzt eine Zeitlang, ohne zu sprechen, weiter. Sarah dachte darüber nach, wie sie sich Henriette gegenüber benehmen sollte und sie fragte sich selbst, ob es nicht ihre Pflicht sei, der Mutter Alles zu sagen. Madame Torvestad aber war merkwürdig schwach gegen ihre jüngste Tochter. Sie pflegte wohl zu sagen: „Für Henriette ist mir nicht bange, sie läßt sich leicht beugen und wird schon zur rechten Zeit vom Ruf der Gnade ergriffen werden. Dies war anders mit Dir, Sarah! Du hast einen starken Sinn, der früh in der Zucht des Herrn geübt werden mußte. Und Gott sei Dank! weder Dein braver Vater noch ich selber haben die Ruthe gespart, und Gott hat seinen reichen Segen dazu gegeben, daß Du zu dem geworden, was Du bist."

Sie sagte dies mit ungewöhnlicher Wärme. Sonst war das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter etwas steif. Sie sprachen mit einander über weltliche und geistliche Dinge, aber zu einer Vertraulichkeit zwischen ihnen kam es nie. Sarah war in den strengsten Grundsätzen von den Pflichten der Kinder gegen die Eltern erzogen und sie sah mit Ehrfurcht zur Mutter empor. Sie würde sich eher die Hand abgehauen, als gegen ihren Willen gehandelt haben; sie wagte es aber nicht, sich ihr um den Hals zu werfen, wozu sie oft einen heftigen Drang fühlte.

Wenn Henriette voll Muthwillen sie küßte und umschlang, fühlte Sarah ein wundersames Wohlbehagen; sie riß sich aber gleich wieder los, da sie wußte, daß die Mutter es nicht gern sähe.

Nachdem die Schwestern eine Zeitlang stillschweigend gearbeitet hatten, flüsterte Henriette wieder: „Er hatte neulich Sonnabend etwas im Kopf."

„Wer?"

„Lauritz."

„Pfui doch, woher weißt Du denn das?"

„Er erzählte es mir selbst."

„Schämt er sich denn aber gar nicht?"

„Ach, das ist doch nicht so schlimm, er war auch nicht ganz betrunken, wie Du Dir wohl denken kannst, sondern er hatte nur so einen Spitz, wie sie es nennen."

Henriette schien ganz stolz auf ihn zu sein; ehe sich Sarah aber von ihrem letzten Schrecken erholt hatte, rief die Mutter:

„Sarah, komm' her und hilf mir. Wo ist die Stelle, wo der Herr vom Weinstock spricht?"

„Evangelium Johannis, fünfzehntes Capitel."

„Lies es mir vor."

Sarah begann, während die Mutter sie mit ihren klugen Augen beobachtete;

sie gab sich aber den Anschein, als ob der Brief, den sie schrieb und das Vorgelesene sie völlig beschäftigten.

Madame Torvestad schrieb häufig; ihre Briefe standen wegen ihres verständigen, liebreichen Tones in hohem Ansehen und wurden von den Freunden ringsum im Lande sehr geschätzt. Sie wurden dort, wohin sie gesandt wurden, in den Versammlungen vorgelesen und dann sorgfältig aufbewahrt, um an die, welche bekümmert und trostbedürftig waren, ausgeliehen zu werden.

Als Sarah den zwölften Vers las: „Dies ist mein Gebot, daß Ihr einander lieben sollt, gleichwie ich Euch geliebet habe," unterbrach die Mutter sie und sagte: „Ja, das war eben der Vers, an den ich dachte."

Sie sah wieder in ihren Brief und schrieb weiter, indem sie zugleich das Geschriebene vor sich hin sprach; Sarah merkte aber gut, daß es zugleich an sie gerichtet sei:

„Das ist die erste Frucht, welche der Zweig des wahren Weinstocks tragen soll, nämlich die Liebe, die gegenseitige Liebe unter den Brüdern; diese Liebe ist es, die namentlich Johannes als das Zeichen der Kinder Gottes hinstellt. Aber, liebes Herz, jetzt gilt es, gib Acht darauf, wie Deine Liebe zu den Brüdern entstanden ist, oder weshalb Du sie liebst, ob etwa weil sie von Gott geboren sind, oder darum, weil etwas Liebenswürdiges an ihrer Person vorhanden ist. Gib Acht, ob Deine Liebe damals und dadurch entstand, daß Du selbst den Herrn suchtest, daß Du nach seiner Gnade und nach Frieden mit Gott hungertest und durstetest und damals anfingst, Ihn so zu lieben, daß sobald Du sahst oder hörtest, daß ein Anderer auch den Herrn suchte und liebte, dieser Andere Dir bloß dadurch so lieb, so liebenswerth und brüderlich nahe ward, daß Du darüber alle seine anderen Eigenschaften vergaßest."

Sarah war, während die Mutter sprach, glühend roth geworden; sie beugte sich über die Bibel und wollte weiter lesen, allein die Mutter unterbrach sie: „Ich danke Dir, Sarah, Du brauchst nicht mehr zu lesen; ich wollte nur diese Betrachtungen der gegenseitigen Liebe in mir selbst durch das heilige Wort erwecken."

Dann schrieb sie weiter und las wie vorher, halb für sich, halb zu Sarah gewandt: „Siehe, dort hat der Versucher wieder eine seiner tückischen Fallen gestellt, gib Acht und bete zu Gott, er möge Deinen Fuß bewahren, daß Du nicht hineintrittst. Denn die sündhafte Liebe liegt auf der Lauer hinter der Liebe zu den Brüdern, wie die Schlange sich hinter den köstlichen Früchten des Baumes versteckte. Sieh' Dich deshalb wohl vor, daß Du im Geiste liebst und nicht im Fleische. Wenn Du aber im Geiste liebst und Du auf Deinem Wege Einem begegnest, der denselben Gott sucht, den Du liebst und in dessen Liebe Ihr beide vereinigt seid, da sollst Du gewißlich diesen einen Suchenden lieben. Und wäre er auch" — hier wurde ihre Stimme eindringlicher — „und wäre er auch bloß ein Suchender in weiter Ferne, ja wäre er sogar ein Irrender, der nur dunkel das Licht unterscheiden könnte, mit nur gebrechlichen Füßen darnach wanderte, ja wenn auch sein Aussehen und sein natürlicher Sinn noch so abstoßend und der Umgang mit ihm noch so schwierig wäre, Du sollst ihn doch lieben um der gemeinschaftlichen Liebe willen, die Euch zuerst liebte. — So, mein Kind, ich

danke für Deinen Beistand. Geh' nun wieder zu Deiner Arbeit und bete zum Herrn, er möge um seiner Liebe willen die gegenseitige Liebe in Deinem Herzen verklären, auf daß Du Dich nicht irrest."

Als Sarah aus der Stube gehen wollte, fügte die Mutter hinzu: „Ich wundere mich darüber, daß wenn Ihr Schwestern so zusammen sitzet, Ihr dann nicht ein religiöses Lied singt; das thaten wir immer so in meiner Jugend. Das erleichtert die Arbeit und beschützt den Sinn gegen böse Gedanken und die Anfälle des Versuchers."

Bald darauf sangen die Schwestern mit klarer aber gedämpfter Stimme ein Lied, das, wie sie wußten, die Mutter liebte:

„Mach hoch das Thor und weit die Thür,
Dein Ehrenkönig kommt zu dir."

Wenn Henriette die Worte vergessen hatte, so summte sie die Melodie mit, bis sie wieder auf den Text kam. Sarah aber war ganz bleich geworden, ihre Augen brannten, sie schlug sie aber nicht auf.

Keine von ihnen hörte, daß Hans Nielsen Fennefos die Treppe herauf kam und auf dem Absatz draußen stehen blieb. Er lauschte dem Gesang und gedachte unwillkürlich jener Nacht, als er seine Mutter singen hörte. Eine tiefe Bewegung ergriff ihn, es war ihm, als sei Sarah's weiche Stimme der seiner Mutter ähnlich und Thränen traten ihm in die Augen. Als er in seine kleine Kammer hinaufgekommen war, saß er lange in einander widerstreitende Gedanken versunken. Wie sehr hätte er gewünscht, in diesem Augenblick seine Mutter bei sich zu haben, um sich mit ihr zu berathen. Sie war aber vor zwei Jahren gestorben. Die, welche an ihrem Sterbebett standen, erzählten, es sei so gewesen, als habe sie sich in den Himmel hineingesungen.

Hans Nielsen kam aus einer Versammlung der Aeltesten von den Brüdern, zu denen er selbst gehörte; denn es kam dabei nicht an auf die Jahre, sondern auf Glauben, Liebe, Gerechtigkeit und Erfahrung in religiösen Dingen, sowie wahre Weisheit.

Es war aus Nielsen's Heimathsgegend ein Schreiben eingetroffen, in welchem darüber geklagt ward, daß sich dort unter den Brüdern eine gewisse Lauigkeit eingeschlichen habe. Es ward daher die Bitte ausgesprochen, daß man Jemand hinsenden möge, der das verglimmte Feuer wieder anzufachen verstände. Man wünschte am liebsten Hans Nielsen, wollte aber auch gern jeden Anderen nehmen, der dazu ausersehen würde. Als dies Schreiben verlesen war, sagte der Aelteste in der Versammlung, ein Greis, der noch mit Hauge zusammen gewirkt hatte:

„Nun, lieber Hans Nielsen, was meinst Du dazu? Bezeugt der Geist in Dir, daß Du dem Ruf der Brüder folgen sollst, oder weißt Du einen Anderen, der sich besser dazu eignen würde?"

„Ich denke, daß Hans Nielsen der Meinung ist, es sei gut für ihn, dort zu bleiben, wo er ist," sprach Sivert Jespersen, ohne von der Postille, in welcher er blätterte, aufzusehen.

Es ward nun nicht weiter über die Sache gesprochen. Sie kannten einander so genau und verstanden einen kleinen Wink oder eine schwache Betonung so gut,

daß die Pause, die jetzt folgte, ihnen dieselben Aufschlüsse gab, wie eine längere Erörterung.

Endlich erhob Fennefos sich und sagte: „Ich will mich selbst prüfen und den Geist bitten, mich zu erleuchten; morgen oder vielleicht heute Abend in der Versammlung werde ich Euch meine Antwort bringen."

Nun saß er in seiner Kammer und prüfte sich ganz aufrichtig, um über sich selbst zur Klarheit zu kommen. Er hatte schon mehrere Male Spuren einer Mißbilligung, wie sie aus Sivert Jespersen's Bemerkung herausklang, bei seinen Freunden wahrgenommen. Im Allgemeinen wünschte man ihn wohl in der Gemeinde zu behalten; aber es gab doch Mehrere, die sich durch seine Anwesenheit gedrückt fühlten. Diese gaben nicht undeutlich zu erkennen, daß der Aufenthalt im Hause der Madame Torvestad für einen Laienprediger schädlich werden und zu Verweichlichung führen könne. Als dies zu Hans Nielsen's Kenntniß kam, fiel sein erster Gedanke auf Sarah. So scharf wie er nur konnte, hatte er sein eigenes Herz erforscht. Es war ihm aber nicht möglich, mit Sicherheit zu entscheiden, ob die Freude, die er in ihrer Gesellschaft empfand, das Emporkeimen einer sündhaften Liebe, oder vielmehr herzliches Gefühl von Freundschaft und Ergebenheit für dieses Mädchen sei, das besser und reiner war als alle Anderen.

Als er darüber nicht zu einem bestimmten Schluß hatte kommen können, und da der Gedanke ihn zu beunruhigen und zu ängstigen begann, war er eines Tages zu Madame Torvestad gegangen und hatte sie ohne Umschweife gefragt, ob sie ihm den Rath geben könne, er solle sich verheirathen, und ob sie ein christlich gesinntes Mädchen kenne, das sie ihm zur Frau empfehlen wolle. Madame Torvestad wurde dadurch nicht überrascht. Es war unter Hauge's Freunden und namentlich unter den Herrnhutern nichts Ungewöhnliches, daß sich die Jüngeren in solchen Angelegenheiten von den Aelteren leiten ließen. Man wollte sogar wissen, daß der selige Torvestad dereinst seine Frau in Christiansfeld durch's Loos erhalten habe. Andererseits aber lag es der Madame Torvestad so nahe, an ihre Töchter und namentlich an Sarah zu denken, daß Hans Nielsen's Anfrage fast als ein Antrag anzusehen war. Sie antwortete aber ausweichend; sie glaube nicht, daß er, ein so beliebter Prediger, schon jetzt seine Reisen im Lande aufgeben dürfe, und er könne selbst einsehen, daß, wenn er erst verheirathet wäre, er sich nicht so leicht von Hause los machen könne. Sie fügte hinzu, daß sie zur Zeit auch kein Mädchen kenne, das sich besonders gut für ihn eigne.

Hans Nielsen ward durch diesen Bescheid schmerzlich berührt. Er konnte nicht begreifen, was Madame Torvestad dagegen haben könne, ihm ihre Tochter zu geben. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß die Madame andere Pläne haben könne, aber noch weniger dachte er daran, sich ihrem Willen zu widersetzen oder ihn zu umgehen. Er bestrebte sich im Gegentheil zu der Ueberzeugung zu kommen, daß sie Recht habe, und es gelang ihm dies auch nach einiger Ueberwindung.

Eine Woche war seitdem vergangen und Hans Nielsen hatte in dieser Zeit sich selbst genau beobachtet. Er sagte sich, daß wenn ihn heftiges Verlangen zu

Sarah gezogen hätte, so müßte er tiefen Schmerz gefühlt haben, als er seine Hoffnungen getäuscht gesehen. Aber wenn er aufrichtig gegen sich sein wollte, so fühlte er keinen tiefen Schmerz. Gewiß wäre er sehr glücklich gewesen, wenn sein Wunsch erfüllt worden wäre; allein da er nun, obgleich er in ihrer Nähe verblieb, weder einen Drang empfand, sich ihr noch weiter zu nähern, oder aus Besorgniß an sündhaftem Begehren, sie zu fliehen, so gewann er die Ueberzeugung, daß seine Gedanken rein seien und er ward ruhiger, aber auch etwas schwermüthig.

Nun kam jener Brief, dazu der Argwohn, der in Sivert Jespersen's Worten versteckt lag, und dann zuletzt die Gefühle, die auf ihn einstürmten, als er sie singen hörte. Alle seine Zweifel regten sich wieder, und wie er so allein im trauten Stübchen saß und es dort immer dunkler ward beim herannahenden Abend, kam sein Blut stärker in Wallung, und Gedanken, die er nie zuvor gehabt, traten heran um sich gegenseitig anzuklagen und zu vertheidigen. Weshalb wollte er nicht von dannen ziehen und in den Winter hinein seinem Beruf von Hütte zu Hütte folgen? Weshalb zog es ihn nicht hin zu all' den Armen und Bekümmerten, welche ringsumher im Lande in ihrer Einsamkeit mit Zweifeln und Anfechtungen kämpften? Warum sehnte er sich nicht wie früher nach dem Kampf mit den bösen Mächten? War es nicht so, wie Sivert Jespersen gesagt hatte: er befand sich zu wohl in seiner Umgebung? Und war es nicht wiederum Sarah, nur Sarah, die daran Schuld war? Er fühlte, daß eine der bösen Stunden herankäme, die ihn bisweilen, zumal als er jünger war, heimsuchten. Er rang die Hände und betete, der Geist möge ihn erleuchten und das Dunkel zerstreuen. Er krümmte sich wie im Schmerz zusammen und athmete kurz und beschwerlich, und die Gedanken wirbelten an ihm vorbei, böse Gedanken, häßliche, unreine Gedanken, die nicht sein eigen waren; statt sich selbst ernsthaft zu prüfen, erinnerte er sich der Zweifel und Spöttereien, die er gehört; wilde, verwirrte Bilder jagten ihm durch den Kopf, und wenn er einen Entschluß fassen, einen festen Punkt aufstellen wollte, um der furchtbaren Anfechtung zu entgehen, so ließ ihn Alles im Stich, er lag machtlos da, gefesselt an Händen und Füßen, und der Teufel selbst stand vor ihm und grinste ihn an. Da rief er laut: „Weich' von mir, Satan!" und ermattet und vernichtet warf er sich in's Sopha auf sein Angesicht.

Aber als er seine Augen schloß, war es ihm, als ob kleine feurige Zungen hinter den Augenlidern flammten, sie sammelten sich, flimmerten, verschwanden und kamen wieder, bis es ihm plötzlich schien, als habe er in einem Moment vor den geschlossenen Augen in der Dunkelheit die Worte: „Zieh' fort!" gelesen. Er sprang auf und sah sich in der halbdunkeln Kammer um, indem er ausrief: „Zieh', zieh' fort!" Es wurde klar in seinem Kopf, und es ward stiller in ihm, er war erhört worden: der Geist hatte ihn erleuchtet und die Finsterniß verjagt, und er kniete nieder und dankte. Dann warf er Rock und Weste ab, öffnete das Fenster und ließ den herabströmenden Regen sich über sein Gesicht ergießen. Nun war er über sich selbst zur Klarheit gekommen. Es war wirklich Gefahr vorhanden; er mußte fort, je eher je lieber, und nun sehnte er sich — ja Gott sei gelobt — er sehnte sich nach dem Kampf mit den bösen Mächten.

Er zündete sein Licht an und rasirte sich, ohne daß ihm die Hand zitterte, er war völlig ruhig geworden; wohl etwas matt, aber wunderbar froh und zufrieden. Dann wusch er sich über den ganzen Körper und zog reine Kleider an.

Hans Nielsen war von schöner, kräftiger Gestalt, seine Stirn war nicht sehr hoch, aber breit und offen. Das dunkle Haar war etwas steif, weshalb er es ganz kurz geschnitten trug. Seine Nase war groß und gebogen, der Mund mit den schmalen Lippen festgeschlossen, das Kinn rein und kräftig. Da die Lippen so schmal waren und er keinen Bart trug, traten, wenn er sprach, beide Reihen seiner starken, gleichmäßigen Zähne weit hervor; und Viele in der Versammlung konnten, wenn er sang oder vorlas, das Auge nicht von diesem Munde abwenden, einem Munde so roth und weiß, so frisch und sauber, der niemals durch Tabak und geistige Getränke verunreinigt wurde. Reinheit war überhaupt das Wort, das zum Manne paßte. Dies galt nicht nur von seiner Kleidung und seiner Wäsche, sondern auch von dem Antlitz mit den großen offenen Zügen und dem glattrasirten, starken Kinn. Und aus den grauen klaren Augen leuchtete ein so heller und doch ernster Strahl, daß Manche den Blick nicht zu ertragen vermochten. Sein Auge hatte nicht den scharfen, stechenden Blick, welchen viele seiner Mitbrüder in den Sünder hineinbohrten, als wollten sie in tiefe Abgründe verborgener Bosheit eindringen. Hans Nielsen's Blick machte den Eindruck, als erwarte er dieselbe Reinheit zu finden, wie die, aus der er hervorgegangen war; und das war wohl der Grund, weshalb die Meisten zur Seite sehen mußten, wenn er gerade vor ihnen stand.

Fast alle Haugianer der Stadt waren in der Versammlung, da es Samstag war. Es entstand eine freudige Bewegung unter ihnen, als Fennefos zu Endre Egeland, der am kleinen Katheder stand, um aus der Postille vorzulesen, herantrat, und ihn bat, ein Paar Worte zur Versammlung sprechen zu dürfen. Alle setzten sich zurecht, um den beliebten Redner gut hören zu können; es war recht lange her, daß er zu ihnen gesprochen.

Viele wurden jedoch schmerzlich überrascht, als er begann: „Geliebte Brüder und Schwestern, ich bin gekommen, um Abschied von Euch zu nehmen."

Allen aber that es wohl, seine Stimme wieder zu hören. Die Alten nickten entzückt mit dem Kopfe und lächelten einander zu: das waren einmal wieder der Ton, die kräftigen wohlbekannten Worte aus Hauge's Tagen, die nach und nach durch so viele Einflüsse abgeschwächt worden waren.

Hans Nielsen's Haltung war eine andere, als die man bei denen zu sehen pflegte, die sonst die Versammlungen leiteten; seine Stimme war nicht kläglich, sein Haupt nicht gebeugt und er lächelte nie. Hoch aufgerichtet und geraden Hauptes stand er unter ihnen da, seine Bewegungen waren einfach und gemäßigt, aber sein helles Auge drang überallhin und erleuchtete gleichsam selbst den entferntesten Winkel. Zuerst ermahnte er die Versammlung voll Ernst und Nachdruck; dann dankte er Allen herzlich für gute und treue Brüderschaft, ja er wandte sich sogar auf eine Weise, daß Alle es merken mußten, an Sivert Jespersen, als er insbesondere denen seinen Dank aussprach, die ihm die Hand gereicht hatten, als er nahe daran war, zu straucheln und sich zu verirren. Er

schloß mit einem Gebet, das sich lange bei den Freunden in der Erinnerung erhielt. Es war dies einer von den Augenblicken, wo die Worte wie ein Sturmwind über ihn kamen und sein ganzes Wesen gleichsam von Innigkeit und Begeisterung erglühte.

Als er geendet hatte, drängte sich Alles um ihn her, um seine Hand zu drücken und noch ein Wörtchen von ihm zu erhalten, denn es war ungewiß, wann man ihn wieder sehen werde. War ein so beliebter Prediger erst auf der Reise, so war es voraus zu sehen, daß man ihn überall gern haben und gern hören wollte und daß er so von Ort zu Ort weiter ziehen müsse.

Fennefos war in der That auch eine der festesten Stützen der Gemeinde. An Vielen von den Anderen, namentlich Endre Egeland und Sivert Jespersen, haftete etwas wie ein kleiner Makel; wenigstens sprachen die Leute übel von ihnen, denn man war von allen Seiten umringt von Spöttern und Verleumdern.

Auf Hans Nielsen aber hatte niemals der geringste Schatten geruht. Ja es sprach sogar der neue Prediger in der Stadt, der sich den Haugianern nähern zu wollen schien, mit großer Anerkennung von ihm. Das erfüllte die Brüder mit großem Stolz, denn es war in der That eine höchst seltene Ausnahme, daß einem Laienprediger von einem wirklichen Geistlichen Lob gezollt wurde.

Hans Nielsen's Abreise ward auf einen der nächsten Tage festgesetzt, sobald die Aeltesten die Briefschaften, die man ihm mitgeben wollte, angefertigt hätten, und die Bücher und Schriften, die er auf seiner Wanderung austheilen sollte, geordnet wären.

Es war am Schluß des October und Hans Nielsen's Absicht war, längs der Küste bis Christiansund hinauf zu gehen, und an jedem Ort, wo sich Freunde fanden, sie um sich zur Erbauung zu versammeln. Von Christiansund wollte er durch das Sätersthal ziehen, um womöglich um die Weihnachtszeit in seinem Heimathsort einzutreffen.

VII.

Es war nicht Heuchelei, wenn Madame Torvestad stets davon sprach, wie lieb es ihr sei, daß Hans Nielsen in ihrem Hause wohne, und wie leid es ihr immer thäte, wenn er dasselbe verlassen müsse. Diesmal jedoch sagte sie Nichts davon, daß ihr Hans Nielsen's Abreise in diesem Augenblick sehr gelegen komme.

Sie spannte jetzt alle Segel aus, um den Schiffer Worse für ihre Tochter zu erobern. Was sie eigentlich dazu bewog, war nicht leicht zu ergründen. Anderen Leuten gegenüber würde sie gern ihr Interesse für eine arme verirrte Seele, die nur auf diese Weise vom Verderben errettet werden könne, vorgeschoben haben; alle diejenigen, welche sie genauer kannten, wußten, daß ihre stärkste Leidenschaft ein immer wachsendes Verlangen nach Macht und Einfluß sei. Und dafür war Jakob Worse eine gar werthvolle Eroberung, namentlich seit er mit der Firma Garman in Verbindung getreten war. Das würde nicht nur die Gemeinschaft der Brüder nach Außen stärken, sondern — was für sie die Hauptsache war — da sie denselben diesen neuen kostbaren Zuwachs zugeführt hatte, ihre eigene Stellung unter ihnen befestigen.

Denn daran zweifelte Madame Torvestad nicht, daß es ihr gelingen werde, aus Jakob Worse einen Bruder zu machen. Sie hatte viel von der Welt gesehen und sie hatte mehrere ältere Männer gekannt, die sich mit jüngeren Mädchen verheirathet hatten. Sie berechnete, daß sie durch ihre Tochter auf ihn einwirken, daß ihr Einfluß sich über seine ganze Thätigkeit ausbreiten, daß die Gemeinde ihr danken, daß endlich die Sache des Herrn gefördert würde. Sarah sah Alles kommen. Seit jenem Gespräch über den Weinstock war sie nicht länger in Ungewißheit darüber, was ihr beschieden sei.

Als Hans Nielsen reiste, schenkte er ihr das Kostbarste, was er besaß: einen eigenhändigen Brief von Hauge an seine Mutter. Das Papier war vergilbt und abgenutzt und die Tinte gebleicht. Fennefos, der das Buchbinderhandwerk erlernt, hatte eine zierliche Mappe zur Aufbewahrung des Briefes angefertigt und darauf ihren Namen nebst einer Bibelstelle angebracht.

Unter den Frauen ward viel darüber gesprochen; man fand es merkwürdig, daß Hans Nielsen sich von einem solchen Kleinod trennen wolle. Kam man aber zur Madame Torvestad mit einer solchen Andeutung, so erfolgte eine so scharfe, eiskalte Zurückweisung, daß sie nicht wiederholt ward.

Sarah ward verwirrt, aber froh und glücklich über die Gabe und die herzlichen Worte, die er ihr zum Abschied sagte — sonst fühlte sie sich unglücklich, hoffnungslos unglücklich. Nachts lag sie im Bette und weinte und betete um die Gnade, daß sie sich selbst überwinden möge.

In einer solchen Nacht kam die Mutter in Sarah's Schlafkammer. Es war ganz dunkel, und Sarah, aufgelöst in Thränen, merkte Nichts, bis sie die Mutter sagen hörte: „Nun kannst Du sehen, liebes Kind, wie sehr ich Recht hatte; danke dem Herrn, daß Du bei Zeiten die Gefahr gewahrtest."

Sie sagte dies so gebietend und vorwurfsvoll, daß Sarah sich im Bett erhob und lange Zeit sitzen blieb ohne zu weinen oder zu beten, während schwere trotzige Gedanken in ihr aufstiegen. Sie hatte keine Kraft, dagegen anzukämpfen; willenlos ließ sie die bösen Gedanken ziehen, wohin es ihnen gelüstete — nach all' den Fehlern, die sie jemals bei den Brüdern entdeckt oder bei der Mutter geahnt hatte, nach dem Schiffer Worse, der stets nach Tabak roch und Verwünschungen ausstieß, so daß es ihr vor ihm ekelte — und weit, weit hinüber nach verbotenen Gegenden, voll Sonnenschein und Glück, wo sie allein war mit einem hohen, starken Manne mit frischem Munde und weißen Zähnen. Und sie warf sich wieder zurück in's Bett und verfiel in einen Zustand zwischen Wachen und Träumen, und am nächsten Morgen war es ihr, als ob ein Berg von Elend auf ihr laste.

Schiffer Worse ahnte anfangs Nichts von dem Glücke, das ihm zugedacht war. Es bedurfte mehrerer deutlichen Fingerzeige von Seiten der Madame Torvestad, ehe er sich mit dem Gedanken vertraut machen konnte, daß die hübsche Sarah, die er als kleines Mädchen gekannt und gesehen hatte, wie sie heranwuchs, seine Frau werden solle. Als er sich aber erst an den Gedanken gewöhnt hatte, ward er von jener Liebe ergriffen, wie sie älteren Männern ankommen kann und die sie verjüngt, aber auch blind macht.

Der Fischfang hatte in diesem Jahre einen ganz ungewöhnlich reichen Aus-

fall. Jakob Worse war unermüdlich thätig und stets in der vorzüglichsten Stimmung. Ueberall begleitete ihn der Gedanke an Madame Torvestad's gemüthliche Wohnung, den traulichen Platz neben Sarah, die feinen weißen Hände, die ihm den Thee brachten, in den Madame Torvestad, als ganz besondere Vergünstigung, einige Tropfen Rum träufelte, und wenn er mitten in der emsigsten Arbeit begriffen war, konnte plötzlich ein listiges Lächeln, ja fast etwas Träumerisches die verwetterten Züge überfliegen, was die Anderen aber kaum bemerkten und Keiner verstand.

Noch niemals war er so unternehmend und so vom Glück begünstigt gewesen. Er machte in Gemeinschaft mit der Firma Garman bedeutende Geschäfte und ließ sich auf große Einkäufe ein. Munter und lebhaft wie ein Jüngling versetzte er, wenn er kam, Alles in die beste Laune und es herrschte nur eine Stimme darüber, daß Worse ein verteufelter alter Herr sei. Dies durfte man aber bei Leibe nicht so sagen, daß er es hörte.

„Der Henker mag alt sein," rief er aus und schob das Glas von sich, wenn Jemand ungeschickter Weise den Vorschlag machte, ein Glas auf das Wohl des alten Worse zu trinken.

Wenn er nach schwerer Arbeit sein Tagewerk vollbracht, eilte er nach Hause, um sich umzukleiden. Er machte die sorgfältigste Toilette und sparte die Seife nicht, um jede Spur seiner Beschäftigungen auf dem Speicher unter den Häringsfässern zu vertilgen. Ja er badete sich sogar — das hätte Randulf nur wissen sollen — mit wohlriechendem Wasser, das Lauritz ihm insgeheim hatte verschaffen müssen. Dann bürstete und striegelte er das ergrauende Otternfell auf seinem Haupte und strich es in steifer Masse vor die Ohren. Nach diesen Vorbereitungen begab sich Capitän Worse, der Compagnon der Firma Garman & Worse, in sein Hinterhaus zur Madame Torvestad.

Er hatte etwas treuherzig Ritterliches an sich, wenn er dort den Hof machte, was ihm nicht übel stand, und was sich noch besser ausgenommen haben würde, wenn die Mutter und nicht die Tochter der Gegenstand seiner Bewerbung gewesen wäre. Dem munteren Capitän aber wäre es gewiß nie im Traume eingefallen, sich mit einer bejahrten, überfrommen Wittwe zu verheirathen, und das hatte Madame Torvestad auch sehr bald erkannt. Als sie dann aber sah, wie Worse's Neigung zu ihrer Tochter im besten Zuge sei, und wie er voll jugendlichen Eifers immer näher rückte, veränderte sie plötzlich ihre Taktik; sie ward zurückhaltend, konnte seine Andeutungen nicht verstehen, und als er sich dann unumwundener ausdrückte, war sie unerschöpflich in Einwendungen. Sarah sollte theuer erkauft werden.

Zuerst führte sie den großen Unterschied im Alter an; sie müsse, sagte sie, gestehen, daß sie sich ihn nicht so groß vorgestellt, sie habe wirklich nicht geglaubt, daß Capitän Worse den fünfzigen schon so nahe sei. Doch wäre darauf noch nicht das größte Gewicht zu legen; das Bedenklichste sei der Zustand seiner Seele, seine gottlosen Reden, sein weltlicher Sinn und sein Festhalten an Allem, was dieser Welt angehöre.

Worse räumte ein, daß er wohl nicht zu Gottes besten Kindern zu

rechnen sei, aber er sei doch auch keins von den schlechtesten und er könne sich auch bessern.

Natürlich müsse er sich bessern, hieß es, wenn er ernstlich daran denke, Sarah zum Weibe zu bekommen; er müsse sich in vielen Beziehungen ganz verändern.

Worse ging auf Alles ein. Er vermeinte, eine unbegrenzte Anzahl der längsten Erbauungen aushalten zu können, wenn er nur bei seiner Sarah sitzen und sie dann heimführen dürfe.

Dennoch standen die Unterhandlungen still. Worse wußte schließlich nicht, ob es damit vorwärts oder zurück ginge. Er war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Von Sarah's eigenem Willen war zwischen der Mutter und dem Freier wenig die Rede. Madame Torvestad kannte ihre Tochter, wie sie sagte, und Jakob Worse, der ziemliche Erfahrungen in Liebesabenteuern hatte, bildete sich ein, daß, wenn Sarah vor seinem Blick erröthe, wenn sie nicht mit ihm allein sein wollte und seine Geschenke zurückwies, dies die Weise der spröden Mädchen sei, von denen er gesungen und die er am Gestade der Ostsee und des Mittelmeeres oft genug gesehen hatte. —

Obwohl Consul Garman sich scheinbar wenig um die Begebenheiten in der Stadt kümmerte, hatte er doch seine Fühlhörner dahin ausgestreckt, und man wußte auf Sandsgaard recht gut Bescheid davon, was da drinnen vorging. Namentlich die beiden Fräulein interessirten sich für alle Neuigkeiten aus der Stadt — alle ohne Ausnahme.

So konnte es nicht ausbleiben, daß dem Consul Jakob Worse's Bewerbungen um Sarah zu Ohren kamen und das erregte seinen Unwillen und seine Bekümmerniß. Einmal war es ihm durchaus zuwider, daß sein Compagnon sich überhaupt auf eine neue Heirath einließ, denn dies konnte nur dazu beitragen, Unklarheit in ihr Verhältniß zu bringen.

Dann aber dachte er mit einem Gefühl der Beängstigung daran, daß diese heilige Familie, mit der Worse in Verbindung zu treten beabsichtigte, ihm seinen braven Capitän gänzlich verderben werde. Consul Garman war nahe daran, die Haugianer zu hassen, obgleich er wenig von ihnen wußte. Aber es empörte ihn, daß die Religion, die dem Menschen zur Aufklärung und Erziehung in der Tugend und vernünftigen Bildung gegeben sei, von einigen durchaus unwissenden Fanatikern und Religionsschwärmern gemißbraucht würde, um dem gemeinen Manne, dem gerade am meisten ein gesundes und praktisches Christenthum Noth thue, den Kopf zu verkehren. Er sandte deshalb sofort ein Boot aus, um Capitän Worse nach Sandsgaard zu holen, als die beiden Fräulein, die einander kaum zu Worte kommen lassen konnten, ihm erzählt hatten, daß Jakob Worse eine Tochter der frommen Madame Torvestad heirathen wolle.

Als Worse kam, erzählte ihm der Consul sehr eifrig, wie er in der Zeitung gelesen, daß in Bremen ein Schiff zum Verkauf ausgeboten sei. Sie nahmen die „Börsenhalle" vor, untersuchten die dort angegebenen Dimensionen, zogen das Alter und den wahrscheinlichen Preis in Erwägung und kamen zuletzt Beide zum Resultat, daß es ein Schiff sein müsse, das gerade für ihre Firma passen würde.

Der Eine ward von dem Eifer des Anderen angesteckt; es war ganz ungewöhnlich, daß der Consul sich so kopfüber in einen neuen Plan stürzte und ehe Worse noch recht zur Besinnung gekommen war, hatten sie die Abrede getroffen, daß Worse sogleich morgen oder übermorgen mit einem Bremer Schooner, der im Außenhafen auf Nordwind wartete, abgehen solle, um das Schiff zu kaufen, wenn es der Beschreibung entspräche und sich überhaupt als brauchbar erweise. Dann solle er das Schiff entweder nach Sandsgaard führen oder auf demselben eine Fracht nach irgend einem passenden Orte einnehmen. Voll Eifer und Geschäftigkeit nahm Worse Abschied, um sich zur Reise vorzubereiten; aber erst als er im Boote saß, fiel es ihm ein, daß er sich von Sarah trennen solle. Mit einem Mal verschwand das stolze Schiff, und das ausgezeichnete Geschäft erhielt in seinen Augen einen äußerst zweifelhaften Anschein. Sein Eifer erkaltete immer mehr und es kamen ihm tausend Einwendungen in den Sinn, während er durch den Hafen zurückfuhr.

Consul Garman aber rieb sich die Hände; er hatte noch zur rechten Zeit eingegriffen. Dann machte er Ueberschläge und Berechnungen über das Bremer Schiff und er mußte sich gestehen, daß es höchst zweifelhaft sei, ob das Geschäft gut ausfallen werde.

Nachmittags bemerkte Madame Torvestad, daß Worse's Mädchen unten im Hofe mit dem Ausklopfen und Reinigen von Reisekleidern beschäftigt waren. „Soll der Capitän verreisen, Martha?" rief sie freundlich von dem Gange herab, der rund um das Hintergebäude führte und wo ihre Zimmer lagen.

„Ja!" erwiderte Martha ziemlich barsch; Madame Torvestad war bei den Mädchen nicht sehr beliebt.

„Wohin wird er denn reisen?"

„Weiß nicht, aber es wird, wie ich glaube, eine sehr lange Reise werden, noch länger als das vorige Mal."

Martha hatte ein Gefühl davon, daß diese Nachricht die Madame ärgern würde, und darin hatte sie Recht. Madame Torvestad gerieth sogar in die höchste Bestürzung. Sie bewahrte aber äußerlich ihre Ruhe, kehrte in ihre Zimmer zurück und dachte eine Weile nach. Dann rief sie: „Sarah, setz' den Theekessel über's Feuer. Martha sagt, der Capitän Worse wolle reisen, ich denke aber, daß sie sich irrt. Was meinst Du dazu?"

„Ich? Mutter!"

Madame Torvestad hatte mehr sagen wollen, aber es lag ein so sonderbarer Ausdruck in Sarah's Gesicht, daß sie es aufgab. Sarah ist klug, dachte sie; es thut nicht Noth. Darauf strich sie ihr Haar zurecht, zog ihren Ueberwurf an und ging aus dem Hause. Sie nahm ihren Weg nicht über den Hof, wo Martha noch immer beschäftigt war, sondern sie ging um das Haus herum zur Straßenthür.

Jakob Worse sprach in sehr übler Laune mit seinem Packhausvorsteher, der zugleich sein Geschäftsführer in seiner Abwesenheit war.

Worse's Geschäft in der Stadt war nämlich von seiner Aufnahme in die Firma unberührt geblieben. Andererseits stand Sandsgaard mit all' seinen verschiedenen Anlagen ausschließlich unter dem Consul. Die Gemeinschaft er-

streckte sich in der That nur auf gewisse Zweige der Thätigkeit der Firma, in denen Worse's Capital hauptsächlich angebracht war, wie namentlich die Schiffsrhederei und was damit in Verbindung stand.

Als Worse die Madame Torvestad eintreten sah, schickte er seinen Gehülfen fort und grüßte etwas verwirrt.

„Ich komme, Ihnen eine gute und gesegnete Reise zu wünschen, Capitän Worse!"

„Ich danke, hm — ich danke vielmals, Madame, ich wollte aber —"

„Wird die Reise lange dauern?"

„Es läßt sich darüber nichts Bestimmtes sagen. Er will haben, daß ich —"

„Wer, sagten Sie?"

„Der Kunsel, Kunsel Garman; er sendet mich nach Bremen, um ein Schiff zu kaufen."

„Sendet?" sagte Madame Torvestad mit ungläubigem Lächeln; „ich hätte nicht geglaubt, daß der eine Compagnon so ohne Weiteres den anderen senden könnte."

„Compagnon! oh ja — sehen Sie! Er ist doch der Kunsel Garman und ich bin der Schiffer Worse; anders wird die Geschichte wohl niemals. Und außerdem, wenn es darauf ankommt ein Schiff zu kaufen, so ist das gerade etwas für mich."

„Es wundert mich, ja es betrübt mich, daß Sie mir nicht geradezu den wahren Grund Ihrer Abreise sagen. Das hätten wir doch von Ihnen erwarten können."

Er starrte sie mit offenem Munde an.

„Ich kann Sie versichern, Herr Capitän Worse, daß ich sehr wohl begreife, daß Sie jetzt reisen wollen, um aus der ganzen Geschichte heraus zu kommen."

Sie würde in diesem etwas drohenden Tone noch weiter geredet haben, wenn nicht der Capitän halb erzürnt und mit geröthetem Gesicht aufgesprungen wäre.

„Hören Sie, Madame Torvestad," rief er eifrig, „nun thun Sie mir meiner Seel' Unrecht, ja, Sie müssen entschuldigen, daß ich heftig werde; aber ich kann nicht anders — erst habe ich mich fast grün und gelb geärgert über die vermaledeite Reise und hin und her speculirt, wie ich mich davon freimachen könnte und jetzt kommen Sie hier an und erzählen, daß ich mich wie ein schlechter Kerl betragen will. Die ganze Welt ist wohl verrückt geworden."

Damit ging er stürmisch im Zimmer umher und strich sich über sein Otternfell. Die Madame aber betrachtete ihn wohlgefällig und es fiel ihr ein Stein vom Herzen.

Die nervöse unruhige Stimmung, in der sie sich bei ihrem Eintreten befand, verschwand völlig und sie konnte wieder in ihren gewöhnlichen überlegenen Ton, wie ihn eine Mutter einem zweifelhaften Freier gegenüber anschlagen muß, fallen.

„Ich kann nicht leugnen, daß ich nach dem, was in der letzteren Zeit zwischen uns vorgefallen war, sehr überrascht wurde, als ich von Ihrer plötzlichen Reise hörte."

„Glauben Sie denn, daß ich nicht auch daran gedacht habe? Der Teufel hole das Bremer Schiff! Könnte ich nur einen Vorwand oder einen Ausweg finden —"

„Nun, vor zwanzig Jahren würde Jakob Worse schon einen Ausweg in einem solchen Fall gefunden haben!"

Das hieß, ihn an seiner schwachen Seite angreifen. Daß Jemand von ihm meinen sollte, er sei ein alter Tropf, der Nichts mehr von Liebe verstände, brachte ihn in die höchste Aufregung, und er gab der Madame eine Schilderung seiner Gefühle, so glühend und aufrichtig, daß sie Alles aufbieten mußte, um ihn zu beschwichtigen.

„Gut, gut, Capitän Worse, ja, ja — ich zweifle nicht daran," rief sie zu wiederholten Malen; „aber es ist mehr von nöthen als die irdische Liebe, wie treu diese auch sein möge. Der Mann, dem ich getrost mein Kind, meine Sarah sollte anvertrauen können, müßte an sie auch durch die gemeinschaftliche Liebe zum Herrn fest und dauernd gebunden sein. Und wie oft habe ich Ihnen nicht gesagt: Ihr Leben als Seemann ist reich an Versuchungen und wenig geeignet, stille Früchte in der Bekehrung zu tragen."

„Ach, ja gewiß, Madame, wir haben Alle ein schwaches Fleisch in vielen Stücken," erwiderte Schiffer Worse, welcher hoffte, eine Bibelstelle gefunden zu haben.

„Sehr wahr, Capitän Worse, der Eine mehr, der Andere weniger. Aber eben darum sollen wir ein Leben scheuen, welches so viele Versuchungen mit sich bringt. Setzen wir den Fall, daß ich Ihnen meine Tochter gegeben hätte, und Sie dann plötzlich gleich nach der Hochzeit abgereist wären."

„Nein, liebe Madame, das wäre wahrhaftig nicht geschehen, darauf können Sie sich heilig verlassen!"

„Wenn ich nun — ich will den Fall setzen — Ihnen meine Einwilligung gäbe, glauben Sie dann, daß der Consul — daß Ihr Compagnon Ihnen gestatten würde, die Reise aufzuschieben?"

„Natürlich, natürlich, daß können Sie doch begreifen!" — Worse ward ganz aufgeregt bei der Aussicht, die ihm eröffnet wurde.

„Könnte ich mich darauf verlassen?"

„Ja, bei meiner S—"

„Schwören Sie nicht; ich glaube Ihnen eher ohne das. Setzen Sie sich nieder und hören Sie, was ich Ihnen darüber sagen will. Ich habe in der letzten Zeit viel darüber nachgedacht. Es ist mir, als spräche immer eine innere Stimme in mir, daß in dieser Verbindung mit meiner Tochter eine Rettung für Ihre Seele läge. Ja — ich hatte sogar nach vielem Erwägen und Prüfen daran gedacht, die Hochzeit auf nächsten Sonntag festzusetzen —"

„Was, was sagen Sie?" rief er und sprang vom Stuhle in die Höhe, „oh Madame, Sie sind doch eine ganz verteufelt prächtige Frau!"

„Aber jetzt, da ich sehe, daß eine plötzliche Reiseordre Sie Ihrer Familie entreißen kann, um Sie wieder in Versuchungen und Gefahren zu stürzen, die leicht — wir wissen wie leicht! — die guten Keime ersticken und Sie wieder zu

einem verlorenen Schaf machen können, jetzt darf ich nicht mehr daran denken, Ihnen mein Kind, meine geliebte Sarah, anzuvertrauen!"

„Aber ich bitte Sie, liebe Madame, hören Sie mich doch, ich werde nicht reisen, ich will nicht reisen; ich gehe geraden Wegs zum Kunsel und sage ihm, er solle sich einen Anderen suchen; ich schwöre Ihnen, ich reise nicht!"

„Diesmal vielleicht nicht, aber das nächste Mal, wenn es Ihrem Compagnon einfällt."

„Niemals! Wenn ich sie bekomme, so verspreche ich —"

Er hielt inne; durch das Fenster sah er die Raaen von „der Familie Hoffnung" draußen in der Sandgaardsbucht und die Madame sagte mit gezwungenem Lächeln:

„Versprechen Sie nicht, was Sie nicht halten können und bedenken Sie sich nicht, um unsretwillen zurückzutreten. Wohl ist Sarah vorbereitet, aber sie weiß noch Nichts mit Gewißheit. Ich habe mit keinem der Brüder davon gesprochen und die Hochzeit sollte, wie ich mir dachte, in aller Stille gefeiert werden, wie es bei uns Sitte ist — nur mit dem Prediger und einigen wenigen Freunden. Ihr Haus ist fertig — Sie hätten Sie bloß hineinzuführen gebraucht."

„Ich verspreche Ihnen, die See von dem Tage an zu verlassen, wo ich mit Ihrer Tochter verheirathet werde," sagte Worse und streckte die Hand aus. Er stellte sich vor, wie er Sarah in seine Stuben einführen und die Thür hinter ihr zuschließen werde, um sie stets bei sich zu haben.

Die Madame aber sagte: „Es ist ein zweifelhaftes Ding. Ich habe von vielen Seeleuten gehört, die nicht von der See lassen konnten, obwohl sie zu Jahren gekommen waren, es ihnen an Geld und Gut nicht fehlte und sie Weib und Kind hatten. Dergleichen sieht man, obgleich ich es wahrlich nicht zu begreifen vermag. Ich meinestheils bin der Ansicht, der Seemann müsse Gott danken für einen ruhigen Hafen nach einem sturmvollen Leben."

„Sie haben Recht, Madame. Gerade so will ich es haben. Geben Sie mir Ihre Tochter und Sie werden sehen, daß ich mich in allen Stücken bessern werde, wie Sie es wünschen."

Sie reichten sich die Hände. Worse drang darauf, daß sie sogleich zu Sarah gingen. Als sie aber über den Hof schritten, wo Martha die Weisung erhielt, die Reisekleider wieder wegzuhängen, ward Worse die Sache doch etwas bedenklich.

„Was wird sie aber dazu sagen?" fragte er leise.

„Sarah wird treu und liebevoll gegen den Mann sein, welchen ihre Mutter im Vertrauen auf Gott für sie gewählt hat," erwiderte Madame Torvestad in einem zuverlässigen Ton, der ihn sehr beruhigte.

Sarah hörte sie kommen; sie hatte es erwartet, und es war keine Spur von all' den Thränen, die sie vergossen hatte, mehr zu sehen. Bleich wie immer trat sie gesenkten Blicks in die Stube, als die Mutter sie hereinrief.

„Sarah! Hier steht der Mann, der Dich zum Weibe begehrt. Ich habe in Deinem Namen versprochen, daß Du ihm eine treue liebevolle Gattin vor

Gott und Menschen sein willst. Nicht wahr, mein Kind, Du wirst den Willen Deiner Mutter erfüllen und so dem Gebot Gottes gehorchen?"

„Ja, Mutter."

„So gebt Euch einander die Hände, in Jesu Namen, Amen!"

Worse war bewegt, er versuchte etwas davon zu sagen, daß er gegen sie wie ein Vater sein wolle; als er aber mitten im Satze war, schien es ihm nicht recht passend, und als er dann verbessern wollte, kam kein rechter Sinn hinein, so daß er zuletzt Madame Torvestad's Hand ergriff und sie unmanierlich preßte. Die Hand seiner Verlobten aber nahm er ganz vorsichtig, fühlte aber mit großem Behagen, wie fein und weich sie sei. Sein ganzes Benehmen war an jenem Abend höchst ungeschickt, allein er war von seinem Glück so erfüllt, daß er auf den Ausdruck in Sarahs Gesicht nicht weiter achtete.

Als er in seine Wohnung zurückkam, ging er lange in glückseligen Träumen auf und nieder. Es war heute Dienstag — nur noch vier Tage bis Sonntag! Bis dahin wollte er sein Haus aufputzen; es war bei Weitem nicht fein genug für seine junge Gattin.

Als Worse fortgegangen war, hieß die Madame ihre Tochter Henriette zu Bette gehen; Sarah wollte mitgehen, aber die Mutter hielt sie zurück.

„Jetzt mußt Du Gott für all' seine Güte danken, Sarah!"

„Ja, Mutter!"

„Willst Du nicht auch mir danken?"

Sarah schwieg und rührte sich nicht.

Es fuhr der Mutter ein Stich durch's Herz. „Sarah!" sagte sie mit scharfem Ton. Aber als Sarah aufsah, lag in ihrem festen Blick ein Ausdruck, vor dem die Mutter zurückwich. Sie fragte nicht mehr, sondern sagte nur gute Nacht und Sarah ging hinaus.

Madame Torvestad fiel in tiefe Gedanken. Es stiegen ihr Erinnerungen aus ihrer Jugend auf und die waren keineswegs angenehm. Auch sie war an einen Mann gegeben, den sie nicht kannte; auch sie war viel jünger gewesen als er; aber er hatte es verstanden, sie auf die rechte Weise zu nehmen. Wohl gedachte sie der Thränen, die sie anfangs vergossen; aber später war es besser geworden. Sie war vor weltlicher Eitelkeit und leichtsinnigen Liebesträumen bewahrt geblieben und davor wollte sie auch ihre Kinder behüten. Aber dieser Blick der Tochter traf eine schwache Stelle in ihrem Innern, wo er sich tief einbohrte und wie ein Stachel stecken blieb. Sie, die sonst ihrer selbst und ihrer Handlungen so sicher war, ward jetzt von peinlichem Zweifel ergriffen. Alle die alten Erinnerungen und eine unbestimmte Besorgniß, daß sie die stille Tochter doch nicht von Grund aus kannte, machten ihren Schlaf unruhig und plagten sie mit bösen Träumen.

Henriette aber, welche die Schwester schluchzen hörte, warf sich auf ihr Bett und versuchte sie zu trösten.

VIII.

Der erste Schatten, der auf Schiffer Worse's Glückseligkeit fiel, war die Begegnung mit dem Consul Garman, als er sich nach Sandsgaard begeben hatte, um seine Verlobung zu melden.

„Guten Morgen, Worse," rief ihm der Consul entgegen. „Eben war der Bremer Capitän hier; er will Sie mit Vergnügen mitnehmen, und da er ganz segelfertig ist, so thäten Sie wohl am besten daran, wenn Sie heute nach Smörvig hinausführen. Unser Wagen soll Sie in der Stadt abholen. Sie können dann absegeln, sowie der Wind günstig wird."

„Ich danke bestens, Herr Kunsel — aber — hm".

„Ist etwas dazwischen gekommen?"

„Ja — leider — ist etwas dazwischen gekommen."

„Doch kein Unglück?"

„Nein — eher ein Glück," schmunzelte Worse, dem durch die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, der Muth stieg; „ich will mich verheirathen."

„Tod und Teufel," rief der Consul, sich gänzlich vergessend; hm, verheirathen wollen Sie sich — das kam mir etwas unerwartet; mit wem, wenn ich fragen darf?"

„Mit einer Tochter der Madame Torvestad, die wie Sie wissen in meinem Hause wohnt."

„So? Ich glaubte nicht, daß Madame Torvestad eine Tochter von passendem Alter habe."

„Sie ist allerdings etwas jung — etwas jünger als ich," erwiderte Worse, dem das Blut zu Kopf stieg, „aber sonst ein sehr gesetztes und ernstes Mädchen."

„Ihre Familie gehört zu den „Erweckten"; haben Sie die Absicht, Haugianer zu werden, Capitän Worse?"

„Meiner Treu, nein," erwiderte der Andere und wollte lachen; der Ton des Consuls verhinderte es aber.

„Nun ja, mein lieber Jakob Worse, das müssen Sie mit sich selbst ausmachen," sprach der Consul und erhob sich, um ihm die Hand zu reichen; „nehmen Sie meinen Glückwunsch; mögen Sie diesen Schritt nie bereuen. Wann soll die Hochzeit stattfinden? Schon Sonntag! Nun, wahrhaftig, Sie haben Eile, ja, ja, wenn Sie es nur nie bereuen!"

Als Worse fortging, war es des Consuls erster Gedanke, ihm nachzueilen und ihm recht aus Herzens Grund eine Beschreibung der Haugianer und ihres ganzen scheinheiligen Wesens zu geben. Er besann sich aber. Morten Garman war ein kluger Mann, der seine Worte nicht gern verschwendete. Er hatte vom Schiffer Worse in der kurzen Unterredung genug gesehen und er war in den mancherlei Symptomen der Liebe hinlänglich bewandert.

Worse fand die rechte Stimmung erst wieder, als er nach Hause zurückgekehrt war, obgleich die Scheuerfrauen und Handwerker aller Art, die hier ihr Wesen trieben, den Aufenthalt keineswegs behaglich machten. Worse aber ging vor Glück strahlend umher; bisweilen machte er einen Abstecher in's Hinterhaus, um Sarah einen Augenblick zu sehen. Aber auch hier hatte man alle Hände voll zu thun und Sarah saß stets verschämt über ihre Arbeit gebeugt. So verbrachte er die Tage, ruhelos vor lauter Glück; am Freitag Morgen wiederholte er beständig: „übermorgen, übermorgen!"

Er beachtete durchaus nicht, daß seine Freunde ihn aufzogen und ihm allerlei Unheil prophezeihten; sogar die unangenehme Begegnung mit dem Consul

vergaß er. Des Schiffes aber, für das sie Beide so begeistert gewesen waren, ward niemals wieder mit einem Worte zwischen ihnen gedacht.

Am Sonntage wurden sie vom Prediger in Madame Torvestad's Behausung in Anwesenheit einiger Freunde getraut; und am Abend ward Sarah Jakob Worse übergeben, der sie in seine Wohnung einführte und die Thür hinter ihr schloß.

Im Herbste kam endlich der Schiffer Randulf heim. Worse beeilte sich mit ihm zusammenzutreffen und sie fingen sofort an sich einander zu erzählen, wobei sie sich gegenseitig kaum zu Worte kommen ließen. Indessen war die Begegnung bei weitem nicht so interessant, wie Worse es sich gedacht hatte. Die Geschichten von Rio de Janeiro waren veraltet und der alte herzliche Ton von früher wollte nicht recht hervorkommen, bis Randulf endlich auf den Kern der Sache losging und sagte: „Nun, Du alter Heide, Du hast Dich, wie ich höre, mit einer der elftausend klugen Jungfrauen verheirathet?"

„Ja, Freundchen, ich sage Dir, das ist ein prächtiges Frauenzimmer," entgegnete Worse und blinzelte mit den Augen.

„Nimm Dich nur in Acht, daß sie Dich nicht zu einem Hasenfuß macht, wie Sivert Geschwind und die Anderen."

„Hat keine Noth, mein Junge; Jakob Worse hat schon früher mit Frauenzimmern zu thun gehabt."

„Nun, was das betrifft, Freund Jakob, so scheint es mir, daß es Dir mit Deiner ersten Frau nicht zum Besten ging."

„Ach sprich doch nicht von der, die war ja nicht recht klug. Nein, Sarah, das ist ganz was Anderes" — und er hielt nun eine äußerst warme Lobrede über alle ihre Vorzüge.

Thomas Randulf aber lächelte fortwährend ungläubig, was Jakob Worse höchlich ärgerte; er wurde immer eifriger in der Schilderung von Sarahs trefflichen Eigenschaften und seinem eigenen Glück, aber mit immer stärkerem Zweifel senkte sich Randulf's lange Nase über die emporgezogenen Mundwinkel, so daß Worse endlich der Sache überdrüssig ward und sich zum Fortgehen anschickte.

„Nein, nein, Jakob, Du darfst noch nicht gehen; hast Du denn solche Eile? Noch ein kleines Glas!"

„Ja, ich habe Eile, es ist halb zwölf Uhr und um zwölf essen wir zu Mittag."

„Aha, da fängt's schon an," rief Randulf triumphirend; „Du darfst keine Minute länger fortbleiben, als Deine Frau es Dir erlaubt hat. Natürlich darfst Du auch kein Glas Wein mehr trinken; sie könnte es merken. Hahahaha! Du hast Dir was schönes zurecht gemacht, Jakob, während ich fort war."

Die Folge davon war, daß Worse bis halb ein Uhr sitzen blieb und daß er mit etwas gerötheten Gesicht und schwimmenden Augen heim kam. Seine Frau hatte mit dem Essen auf ihn gewartet. Sie war sehr ernst, ernster als gewöhnlich, und als er in einem munteren unbekümmerten Tone zu sagen versuchte: „Randulf ist heimgekommen," antwortete sie ihm zu seinem großen Verdruß: „Ja, das sehe ich!"

Schlimmer war es noch, daß sie ohne ein Wort zu sagen die Flasche vom Tisch nahm, denn Worse war es gewohnt, ein Mittagsschnäpschen zu trinken. Er wagte aber keine Einwendungen zu machen. Die Nachwirkungen von Randulf's starkem Marsala machten sich geltend und er fühlte sich nicht so sehr Herr seiner Zunge, daß er es gewagt hätte, sich auf eine längere Erörterung einzulassen. Es herrschte deshalb bei Tische tiefes Schweigen, und dann legte Worse sich auf's Sopha in der Wohnstube um zu Mittag zu schlafen.

Sonst schlief er nur ein Stündchen; aber heute erwachte er erst um 5 Uhr und er war höchst erstaunt, als er sich in ein graues Tuch eingewickelt fand und vor dem Sopha eine Schale mit Hafersuppe stehen sah. Er lag stille und bedachte sich eine Weile. Der Kopf war ihm schwer und sein Gedächtniß dunkel und unzusammenhängend. Er erinnerte sich zweier Knaben, die ihn ausgelacht hatten, als er leichtfüßig über die Treppen vor dem Gewürzladen der Gebrüder Egeland hüpfte und daß er die Absicht gehabt sich zum Polizeimeister zu begeben, um sie zu verklagen; auch erinnerte er sich deutlich einer Flasche, die sich entfernte und in einem Schrank verschwand, dann aber hatte er nur einen unbestimmten Eindruck von gekochtem Dorsch. Er wollte aufstehen, aber in demselben Augenblick trat Sarah vom Eßzimmer herein und rief: „Nein, nein, Du bist krank, Du mußt liegen bleiben."

„Ach was, Sarah, das hat Nichts zu bedeuten. Es kommt bloß davon her, daß —"

„Ich will die Mutter holen," sagte sie und ging zur Thür.

„Nein, nein, was soll die hier; dann will ich lieber liegen bleiben, wenn Du es durchaus haben willst."

Er legte sich wieder hin und sie reichte ihm die Hafersuppe. Der milde Trank that ihm in seinem schlaffen dürstenden Zustande wohl; er dankte ihr und wollte ihre Hand ergreifen, sie aber zog sie zurück. Sie stand hinter ihm und betrachtete seinen grauen Kopf; es war gut für ihn, daß er nicht ihre Augen sah. Worse lag den ganzen Tag auf dem Sopha und befand sich wohl dabei in seiner Ermattung nach dem bösen Vormittagsrausch.

Am nächsten Tage war er wieder ganz hergestellt. Doch wagte er nicht nach der Flasche zu fragen; die war und blieb verschwunden.

Von seinem Sohne Romarino erhielt Worse einen Brief, der ihn in sehr üble Laune versetzte. Der junge Herr warf ihm vor, welche Thorheit es gewesen sei, in so vorgerücktem Alter eine so junge Frau zu nehmen und beklagte sich dann ziemlich unumwunden über den pekuniären Verlust, welchem der Vater ihn ausgesetzt habe. Worse reichte Sarah den Brief; sie las ihn, während er brummend im Zimmer auf- und abging.

„Von dem jungen Manne ließ sich kaum etwas Anderes erwarten; weder von seiner Mutter noch von Dir hat er wohl etwas Besseres gelernt. Wie Ihr säet, so sollt Ihr ernten! Willst Du, daß ich an ihn schreibe?"

„Ja, dafür würde ich Dir sehr dankbar sein," erwiderte Worse erfreut; „da würdest Du mir eine große Last abnehmen."

Sarah hatte es überhaupt, als sie erst Hand anlegte, verstanden, eine ganz

andere Ordnung im Hause einzuführen, wo bisher, da die Hausmutter fehlte und der Mann so oft und lange abwesend war, so Manches versäumt worden.

In den ersten Wochen nach der Hochzeit hatte Sarah sich für gar nichts interessirt. Als ihre nur halb zur Entwickelung gekommene Jugend, ihre emporkeimenden Hoffnungen und verkümmerten Wünsche mit einem Schlage unbarmherzig niedergestampft wurden, fiel gleichsam ein dunkler Vorhang, der das Leben verhüllte und keine andere Aussicht ließ, als die Erlösung durch einen seligen Tod, mitten vor ihr nieder.

Eines Tages aber war ein neuer Lebenskeim in ihr erweckt. Als sie aus der Stadt, wo sie einige Einkäufe gemacht, nach Hause kam, traf sie hier ihre Mutter, welche sich in den Stuben zu schaffen machte, Stühle längs den Wänden zurecht setzte und ihre kleinen geistlichen Bücher auf den Tischen umher ausbreitete.

Als Sarah eintrat, sagte die Mutter mit einer Stimme, die nicht völlig so sicher war als sonst: „Ich habe mir gedacht, es sei besser die Versammlungen hier in Deinen Stuben abzuhalten; sie sind doch heller und geräumiger."

„Hast Du meinen Mann darum gefragt?"

Meinen Mann! Es war das erste Mal, daß die Wittwe diese beiden Worte so fest und sicher aus dem Munde ihrer Tochter hörte, daß sie unwillkürlich zusammen fuhr. Sarah begann ganz ruhig die kleinen Bücher der Mutter auf einen Haufen zu sammeln, den sie dann auf einen Stuhl neben der Thür legte; sie stellte einige Stühle wieder auf ihren rechten Platz und sagte ohne aufzusehen: „Ich will keine Versammlung in meinem Hause abhalten, ohne mich vorher darüber mit meinem Mann berathen zu haben."

„Daran thust Du sicherlich Recht, liebe Sarah," erwiderte Madame Torvestad sehr freundlich, wenn auch mit bebenden Lippen; „ich hatte es wohl nicht recht bedacht. Ich hoffe, daß Ihr heute Abend zu uns hinüberkommen werdet."

„Wenn mein Mann will."

Damit ging die Mutter fort und nahm ihre Bücher mit. Sarah preßte die Hände gegen die Brust. War die Sache auch ganz still abgelaufen, so war es doch Beiden bewußt, daß es ein Kampf gewesen sei, ein Aufruhr, in dem die Tochter über die Mutter gesiegt hatte.

Sarah blieb eine Weile stehen und betrachtete die soliden Möbeln aus Mahagoni, die neuen Gardinen, die Spiegel, den Schlüsselschrank, dessen Schlüssel sie selbst in der Tasche trug. Sie trat zum Schrank, schloß ihn auf und betrachtete all' die kleinen und großen Schlüssel, die darin hingen. Wohl hatte sie ihren Mann in einer Anwandlung überströmenden Glückes sagen hören: „Siehe, dies Alles ist nun Dein! Du kannst damit machen was Du willst; und sollte etwas fehlen, wozu Du Lust hättest, so sage es nur und es soll sofort da sein."

Sie hatte aber seine Worte nicht beachtet. Was kümmerte sie sich um all' diese Dinge? Konnte irgend etwas ihr verlorenes Leben ersetzen? Erst dadurch, daß sie die Mutter in ihren Stuben sich als Herrin geberden sah, ward sie aus ihrem traumähnlichen Zustand geweckt.

Mit den gemeinschaftlichen Einkäufen, die Madame Torvestad anfänglich für beide Haushaltungen besorgte, hatte es ein Ende. Sarah nahm Alles jetzt selbst in die Hand und glimpflich aber unerbittlich ward die Herrschaft der Mutter wieder auf das Hinterhaus beschränkt.

Sarah war von Jugend auf tüchtig zur Arbeit angehalten worden und sie hatte die Gabe der Mutter, Alles wohl zu ordnen und einzurichten, geerbt. Diese Gabe hatte sich aber bis jetzt nicht entwickeln können, denn die Mutter hatte die Tochter stets bevormundet und Sarah hatte sich wie ein Dienstmädchen plagen müssen — pflichtgetreu und gottesfürchtig, ohne anderes Interesse für die Sachen, die sie unter Händen hatte, als daß sie sie nicht zerbreche. Jetzt hatte sie ihren eigenen Haushalt, war frei und unabhängig und gebot über weit größere Mittel, als die Mutter. Die reiche Frau Worse, wie man sie in der Stadt zu nennen anfing, war eine ganz andere und weit bedeutendere Erscheinung als die verwittwete Madame Torvestad, und das Gefühl davon gab Sarah ein neues Interesse am Leben und nahm etwas von der Kälte, die sich über ihr ganzes Wesen gelegt hatte hinweg. Als die erste schlimmste Zeit überstanden war, begrub sie ihre Träume und ihre Jugend so gut wie es gehen wollte, in Gebet und Beschäftigung mit Büchern, und ihr Hauswesen hielt ihre Gedanken von unfruchtbaren Grübeleien fern.

Den größten Vortheil von dieser Veränderung hatte Jakob Worse. Selbst mitten in seinem höchsten Glück hatte ihm die eisige Kälte, mit der sie sich seine Liebkosungen gefallen ließ, nicht entgehen können. Jetzt aber wurde ihr Wesen anders; wohl war sie nie liebevoll, oder auch nur freundlich, aber sie sorgte doch für ihn, machte es ihm gemüthlich im Hause, sprach mit ihm und befragte ihn sogar um seine Geschäfte und seine sonstigen Angelegenheiten. Worse gab ihr mit Freuden alle nöthigen Erklärungen und konnte sich nicht genug darüber wundern, daß seine Frau Alles so gut begriff. Bald konnte sie ihm sogar Rathschläge ertheilen und zuletzt befragte er sie über Alles.

So verging der Herbst und der Winter trat ein. Sarah besuchte die Versammlungen fleißig nach wie vor. Wurden sie bei der Mutter abgehalten, so pflegte sie auf ihrem alten Platz bei der Bibel zu sitzen. Sie sah noch hübscher aus als früher, denn ihre Haltung war eine freiere geworden; auch in ihrer Kleidung war eine Veränderung vorgegangen. Nicht daß sie sich übermäßig herausgeputzt hätte; selbst der strengste Haugianer würde an ihrem Anzuge nichts haben aussetzen können. Die Frauen aber, die sich darauf verstanden, konnten nicht umhin, zu bemerken, daß ihr Leinenzeug zu dem feinsten gehörte, welches aufzutreiben war, daß ihre wollenen Kleider an Kostbarkeit seidenen wenig nachgaben, und daß, wenn sie einen weißen Kragen über dem Kleide trug, derselbe aus echten Spitzen von großem Werthe bestand. Aber auch die Männer sahen etwas Ungewöhnliches in der jungen Frau und ihre eigene Frauen bekamen bisweilen Bemerkungen zu hören, wie: „Nehmt Sarah zum Beispiel, so solltet Ihr Euch kleiden, so solltet Ihr Euer Haus einrichten." Der Mutter ward auch Lob gespendet, weil sie ihre Tochter so gut erzogen habe.

Worse ging nicht immer zu den Versammlungen. Wenn er es vorzog, in den Club oder zu Randulf zu gehen, so widersetzte Sarah sich dem nicht. Am

besten aber befand Worse sich zu Hause. An den Winterabenden, wo früh Licht angezündet wurde, saß er am Tisch in der Wohnstube bei seiner Arbeit. Worse hatte eine recht geschickte Hand und in seiner Jugend hatte er etwas von der Schiffsbaukunst gelernt; nun war er auf den Gedanken gekommen, ein kleines Modellschiff zu bauen, das bis in die mindesten Einzelheiten „der Familie Hoffnung" entsprechen sollte. Sarah las ihm vor und strickte. Es waren die Schriften Scriver's, Johann Arndt's, Luther's und ähnliche. Worse hörte nicht gerade andächtig zu, aber der Ton ihrer weichen, klaren Stimme that ihm wohl und überdies sah sie so hübsch aus, wenn das Licht auf ihre reine Stirn und das dunkele, glattgestrichene Haar fiel.

Im Club machte man nach wie vor schlechte Witze und selbst Randulf konnte es nicht lassen, ihn zu necken. Ueberhaupt war Randulf's Zurückkunft eine Enttäuschung für Worse; diese ewigen Sticheleien über seine Heirath wurden ihm unerträglich. Randulf selbst war Wittwer, seine Kinder waren erwachsen, der älteste Sohn war Schiffer und wohnte in der Stadt.

Nicht minder war es Worse peinlich, wenn Randulf das Gespräch darauf brachte, wie sie sich dieses Jahr für den Fischfang einrichten wollten; denn er gedachte dann seines der Madame Torvestad gegebenen Versprechens. Eines Tages aber ließ Sarah einige Worte darüber fallen, als ob sie darauf vorbereitet sei, er werde wie gewöhnlich am Fischfang Theil nehmen.

„Weißt Du denn nicht," wandte Worse ein, „daß ich, ehe ich verheirathet ward, Deiner Mutter versprechen mußte, ich wolle niemals mehr —"

„Das weiß ich wohl," erwiderte Sarah, „aber dies Versprechen nahm die Mutter Dir ab um meinetwillen und ich entbinde Dich jetzt davon. Du kannst gern reisen, wenn Du willst."

Sarah hatte ihrer Mutter dasselbe gesagt, als sie von der Sache sprachen; mochte sie nun Nichts dagegen haben, daß ihr Mann sie eine Zeitlang allein ließ, oder weil sie auch in dieser Sache von der Mutter unabhängig sein wollte. So faßte es diese wenigstens auf und fühlte sich in ihren Hoffnungen immer mehr getäuscht.

Worse sprach jetzt mit großem Eifer von Allem, was er bei dem bevorstehenden Zuge ausrichten wolle und Randulf dachte in seinem stillen Sinn: jetzt hat er Erlaubniß bekommen.

Der Fischfang fiel in diesem Jahre aber schlecht aus. Die Häringsschwärme wollten sich nicht recht setzen und das Wetter war höchst ungünstig. Worse's Bemühungen hatten wenig Erfolg, sein früheres Glück war von ihm gewichen oder, wie Andere meinten, seine frühere Thatkraft; Worse beginne alt zu werden, hieß es allgemein.

„Ach ja," sagte Randulf im Club, „wenn ein so alter Mann eine so junge Frau nimmt, ist es bald vorbei mit ihm," wobei er eine sehr bezeichnende Geberde machte.

Worse brachte eine tüchtige Gicht mit nach Hause und flüchtete hinter den Ofen zu seiner Frau. Daheim war es doch am besten, und als „der Familie Hoffnung" zum Frühjahr eine lange Reise unternehmen sollte, machte Worse

selbst den Vorschlag, daß sein altes Schiff einem der anderen Capitäne im Dienst der Firma übergeben werden solle.

Lauritz Seehus ward zum Steuermann befördert. Er war während des Winters in Bergen gewesen, wo er sein Examen abgelegt hatte, und ehe er fortzog, hatte er sich von Henriette das heilige Versprechen geben lassen, daß sie ihm für Leben und Tod treu bleiben wolle. —

Auch im nächsten Frühjahr ging Worse nicht zur See. Er klagte über Gicht und Magenschmerzen. Der Arzt konnte mit sich nicht darüber einig werden, was ihm eigentlich fehle; er meinte jedoch, die Leber sei angegriffen.

Je kränklicher er aber ward, desto mehr machte seine Frau sich mit ihm zu schaffen und desto sorglicher war sie gegen ihn; es war fast so, als wäre sie seine Tochter, daß sie aber zugleich seine Gattin war, machte ihn doppelt glücklich und dankbar. Dazu kam, daß im Laufe der Zeit all' das Singen und Lesen um ihn her ganz unvermerkt auf ihn einwirkte. Jakob Worse hatte sich immer Gott ungefähr so vorgestellt, wie den Consul Garman — als einen strengen und genauen Herrn, der schließlich aber doch gutmüthig war und mit dem es sich wohl auskommen ließ, wenn man nur selbst nicht schlecht und arglistig war. Aber jetzt lernte er etwas ganz Anderes.

Es half nur wenig, daß er ein braver Seemann gewesen, der nie einem norwegischen Mann (mit Ausländern und Schweden nahm er es nicht so genau) zu nahe getreten war, sondern Jedem das Seine hatte zukommen lassen; das war jetzt bei weitem nicht genug. Manches Mal, wenn von der Schwierigkeit der Bekehrung, von der schweren Noth in der Stunde der Anfechtung die Rede war, dachte er ganz insgeheim, sollte dies Alles wohl wahr sein?

Sein Glaube an Sivert Jespersen war keineswegs unerschütterlich und zu Endre Egeland hatte er auch kein besonderes Vertrauen; er hatte zu schlimme Erfahrungen mit ihrem eigentlichen Charakter gemacht. Dann aber mußte er an Sarah denken. Sie, welche doch die Vollkommenheit selbst war in allen Beziehungen, sagte, daß sie jeden einzelnen Tag — buchstäblich jeden einzelnen Tag — den alten Adam ertödten und mit dem bösen Feind in ihrem eigenen Fleische kämpfen müsse. Dies erregte in immer höherem Grade seine Besorgniß und er fragte sie, ob sie bei ihm so sehr viel von dem alten Adam sehen könne? Der Bescheid, den er darauf erhielt, war wenig tröstlich. Zuerst hielt sie ihm vor, daß er so viele Eide und Verwünschungen ausstieß. Daß dies nicht recht sei, konnte er selbst einsehen und er gab sich auch Mühe, es zu unterlassen; indessen war dieser Fehler bei ihm sehr tief eingewurzelt, wenn er auch selbst glaubte, daß er sich darin bessere. Er bekam aber außerdem noch Anderes zu hören, was ihn tief erschütterte.

Sarah bat ihn, er möge beten und singen; dazu war er aber nicht im Stande und sie sagte dann, er habe noch nicht die Freimüthigkeit des Geistes erlangt, um Gottes Wort anwenden zu können. Worse mußte sich gestehen, daß er dazu nicht gelangt sei, wie sehr er es auch zu seiner Beruhigung hätte wünschen mögen. Wenn er dann aber in den Versammlungen bemerkte, mit wie großer Freimüthigkeit des Geistes Sivert Geschwind sich des Wortes Gottes bediente und er seine einschmeichelnde Stimme so süß und geschmeidig lispeln

hörte, während es ihm zugleich einfiel, wie schmählich Sivert ihn einst um die Ladung Salz betrogen habe, so verging Jakob Worse die Lust zur Freimüthigkeit des Geistes und er begab sich in den Club.

Am andern Tage aber ward er dann immer wieder wie ein Kranker behandelt. Alle Einwendungen, mochte er sie im Scherz oder im Ernst vorbringen, waren fruchtlos; er mußte sich die Haferſuppe und das graue Tuch gefallen lassen und seine Frau setzte sich zu ihm und strickte. Zuletzt glaubte er wirklich, er sei krank, wenn sie es sagte.

Der Brief, den Sarah an ihren Stiefsohn schrieb, blieb nicht ohne Wirkung, und als Romarino kurze Zeit nachher heimkam, um ein selbständiges Geschäft anzufangen, entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und seiner jungen Stiefmutter. Romarino machte ihr in seiner läppischen Weise etwas den Hof, was sie entweder nicht bemerkte oder sie doch nicht bekümmerte; jedenfalls aber brachte er ein jugendliches Element in's Haus. Und obgleich Jakob Worse nicht das Geringste, ohne es mit Sarah zu überlegen, unternahm, so hatte es doch immer den Anschein, als ob der Alte sich gegen die beiden Jungen auflehnte.

Als Romarino seinen eigenen Hausstand gegründet und sich mit einem Mädchen aus Bergen verheirathet hatte, von der man nur wußte, daß sie munteren und weltlichen Sinnes sei und daß ihre Familie nicht zu den „Erweckten" gehöre, ward das Verhältniß kälter. Die jungen und die alten Worse's hatten ganz verschiedene Interessen und sie kamen nur äußerst selten zu einander. Romarino machte ein sehr großes Haus, worüber der alte Worse bedenklich den Kopf schüttelte. —

Es dauerte geraume Zeit, bis Madame Torvestad ganz zur Einsicht kam, wie völlig sie sich in ihrer Tochter geirrt habe und bis sie erkannte, daß sie hier Nichts ausrichten könne. Von dem Verlobungsabend an, wo Sarah der Mutter so fest in's Auge geschaut hatte, war sie ihr aus den Händen geglitten, um sich ihr als gleichberechtigt an die Seite zu stellen und bald war Madame Torvestad Nichts als Frau Worse's Mutter. Klug wie sie war, ließ sie Nichts von ihrer Enttäuschung merken. Sie gelobte sich aber selber, daß es ihr mit Henriette nicht so gehen sollte; dieser wollte Madame Torvestad einen Mann geben, von dem sie sicher wäre, daß sie ihn beherrschen würde und Henriette selbst sollte ganz anders in der Zucht gehalten werden als zuvor. Vor allen Dingen sollte nun das arme Mädchen bei der Bibel auf Sarah's Platz sitzen, wenn diese nicht da war. —

Von Fennefos erhielt man mehrere Jahre hindurch nur spärliche Nachrichten. Es hieß, daß er sich im Norden aufhalte, weit nördlicher als je zuvor; ja Einige erzählten, daß er sogar ganz oben in Finmarken gesehen worden sei. Die Aeltesten bekamen wohl zuweilen einige Mittheilungen; aber in den Versammlungen ward Nichts davon bekannt gemacht. Und wenn sich Einer nach Fennefos erkundigte, so ward ihm geantwortet, daß ein Jeder für sich sorgen müsse oder daß die Wege des Herrn unerforschlich seien.

Es waren nämlich keineswegs erfreuliche Dinge, welche die Freunde aus verschiedenen Gegenden über Fennefos zu berichten hatten. Er, der früher wie ein liebevoller Friedensbote von Ort zu Ort gewandert war, erregte jetzt Un-

ruhe und Schrecken, wo er sich sehen ließ. Man erzählte, daß er wie ein Ungewitter Gottes über das Land einherzöge. Seine Rede sollte wie Feuer zünden. Viele wurden irre, nachdem sie ihn gehört, ja, ein junges Mädchen sollte sich sogar wegen seiner Rede das Leben genommen haben. Die Prediger erwähnten seiner in ihren Berichten, der Ruf der Mäßigung und Sanftmuth, dessen er sich früher erfreute, war verschwunden und die Gegner riefen triumphirend: „Seht, seht! — auch er heuchelte!“

Es entstand große Betrübniß unter den Brüdern, an welche die Nachricht davon gelangte, und nach und nach wurde es allgemeiner bekannt, wie sehr sich auch die Aeltesten bemühten, es zu verdecken.

Viele schrieben ihm und baten ihn, er möge wieder nach dem Süden kommen; sie hofften, daß, wenn er unter seinen alten Freunden weilte, sein Geist wieder die frühere Klarheit erlangen werde.

Aber er kam nicht und zuletzt war das ganze Land von dem verderblichen Laienprediger erfüllt, der mit einem Schwarm bleicher Männer und Frauen mit aufgelöstem Haar, welche weinten, schrieen und ihre Kleider zerrissen, singend durch den Schnee von Hütte zu Hütte zog. Da baten die Aeltesten Madame Torvestad, sie möge einen Brief an ihn schreiben.

Am nächsten Tage überreichte sie ihnen einen versiegelten Brief. Dies verstieß gegen die Regeln; aber da die Umstände auch ungewöhnlicher Art waren, wurden keine Einwendungen gemacht. Der Brief ward im Herbst abgesandt und als es Frühling ward, verbreitete sich das Gerücht, daß Fennefos gen Süden ziehe.

Den Brief aber hatte Sarah geschrieben; die Mutter hatte sie darum gebeten.

(Schluß im nächsten Heft.)

Nürnberg und die bayrische Landesausstellung.

Den deutschen Reisenden, namentlich aus unserem Norden, mag wohl zuerst ein eigenthümliches, fremdartiges Gefühl ergreifen, wenn er, unter dem stattlichen Portal des Staatsbahnhofes in Nürnberg heraustretend, die Gräben, Mauern und Thürme dieser alten Stadt vor sich sieht; aber es wird sich in Zutrauen verwandeln, sobald er durch eines ihrer gewaltigen Thore hereingefahren ist, und einer Empfindung Platz machen, die er vielleicht als Knabe gehabt, wenn er in das altmodische Großvaterhaus kam. Diese Giebel und Erker und Thürmchen ohne Zahl, das Auf und Ab dieser Straßen, diese Brücken und Stufen und Brunnen und Figuren — sie grüßen ihn wie Etwas, das er schon einmal gesehen, irgendwo, weit weg, in der Kindheit oder im Traume; was das Leben ehedem so bunt und vielgestaltig, so beziehungsreich und individuell machte, hier ist es — aber nicht vereinzelt oder als eine Curiosität, nein überall, unaufhörlich, von Haus zu Haus, auf Schritt und Tritt. Stundenlang kann man gehen und stundenlang wird man nicht müde werden, die Mannigfaltigkeit der Formen zu bewundern, Seitenansichten und Profile, die Façaden und ihre Gliederung, Pfeiler, Fenster und Thüren, das Ganze wie das Einzelne, Schmiedewerk und Schnitzwerk, Steinmetzenarbeit und Malerarbeit — Marienbilder und vergoldete Porträtmedaillons. Wenig Symmetrie: jedes Haus ein Wesen für sich, manches quer oder vorgeschoben, ohne Rücksicht auf die anderen; desto mehr von jener mittelalterlichen Phantasie, welche das Hauszeichen hatte, statt der Hausnummer: ein rothes Roß, springend; ein überlebensgroßer Stier, ausgestreckt auf allen Vieren; ein gehörnter Widder, auf den Hinterbeinen. Wenn ein Licht durch den Erker geht oder ein Frauenkopf darin erscheint, möchte man ausrufen: siehe da, Gretchen!

Man wohnt und wandelt im Mittelalter — vierzehntes, funfzehntes, sechzehntes Jahrhundert sprechen mit Einem, laut und vernehmlich, ihre Stimmen vermischt mit den Geräuschen von Eisenbahn und Pferdebahn, und man wird mit ihnen am Ende so vertraut, wie mit dem Heut und dem Gestern. Die berühmten Künstler jener vergangenen Zeit werden uns zu Wirklichkeiten, die nicht außerhalb des Lebens oder jenseits desselben stehen, sondern thätig und mitten darin, es verschönernd und veredelnd. Ihre Werke schmücken den Markt und die Kirche, das Haus und den Friedhof; was sie vor neun und zwölf Menschenaltern schufen, bildet immer noch einen Theil des öffentlichen und privaten Lebens dieser Stadt. Ihre Wohnhäuser stehen noch; an den identischen Plätzen, auf denen sie gewandelt, haften ihre Namen, nicht wie Namen der Kunstgeschichte, sondern wie die von Männern, die sichtbar unter uns sind, von Meistern, deren körperliche Gegenwart und Nähe man empfindet.

Das Volk ist höflich, intelligent und von freundlicher Gemüthsart; die Natur zeigt schon südliche Fülle, der Boden, wiewohl Sand, trägt gute Gemüse, die Gewässer liefern Karpfen und Forellen. Die Landschaft ist nicht malerisch, ohne Berg und Wald; aber die Gartenkunst hat, dicht vor den Thoren, mannigfach die reizendsten Anblicke geschaffen — traulich bettet das Jetzt sich im Einst, und ein Anstrich

heiteren Behagens, rühriger Fleiß, Lust am Erwerben, Freude am Genießen vermählen sich mit der alterthümlichen Umgebung. Als ich eines Morgens durch eines der engen Gäßchen am Thiergärtnerthor ging, sah ich auf dem Bürgersteig vor dem Flur eines kleinen, unscheinbaren Hauses hingebreitet einen Teppich von grünem Moose, mit rothen und weißen Rosen darin. Kinder standen umher und als ich eines derselben nach der Bedeutung fragte, sagte dieses: „hier wird heute Hochzeit gemacht!"

Auch die alten Geschlechter leben noch; ihre großen Namen und zum Theil ihre großen Reichthümer haben sich auf Nachkommen vererbt, die noch immer zu den angesehensten Einwohnern der Stadt zählen. Ihre Stiftungen verbreiten noch Segen, ihre Fahnen und Schilde hängen in den Kirchen. Ueber dem Erz, das Peter Vischer zur Ehre Gottes und ihrem Andenken gegossen; um den Stein, den Adam Krafft in ihren Kapellen gemeißelt; um das Bildwerk der Altäre, welches Veit Stoß in ihrem Auftrage geschnitzt; in den Gefäßen, welche Jamnitzer aus ihrem Golde geschmiedet, schimmert noch immer der Strahl des ewigen Lichtes, welches seit bald einem halben Jahrtausend brennt, und durch die hohen Fenster im Chore, von Hirschvogel, dem alten Glasermeister und Maler, scheint die Sonne des Frühlings und des Sommers. Wer, der im Germanischen Museum das köstliche Porträt des Rathsherrn Hieronymus Holzschuher lange betrachtet, sein sprühendes Auge, die feine, hohe Stirn, die frische Farbe des Gesichts und das Silber des Bartes, gäbe sich nicht gerne der Täuschung hin, daß dieser Mann lebt? Er ist mehr als dreihundert Jahre todt und dennoch Einer, ohne den man sich das heutige Nürnberg gar nicht zu denken vermag. Noch im Bild erleuchtet er seine Vaterstadt; er lebt nach seinem Tode noch, weil Albrecht Dürer ihn gemalt hat. Denn die Kunst verewigt das Leben und noch heute beherrscht Albrecht Dürer Nürnberg — Nürnberg, das ist Albrecht Dürer's Stadt. Er ist uns gegenwärtig, wo immer wir gehen. Sein Standbild, auf der Höhe des nach ihm benannten Platzes, hat seines Gleichen nicht einmal in der alten Burg der Zollern. Die Burggrafen haben Nürnberg verlassen, aber Dürer ist da geblieben. Alte Giebelhäuser, die sein Auge noch gesehen haben mag, stehen im Hintergrund; und im Vordergrunde, links, der Sebalduskirche gegenüber, steht der Sebalder Pfarrhof, das schöne „Chorhaus" — so nennt man hier jedes Haus mit einem „Chörlein" oder Erker — in welchem Melchior Pfinzing, Propst von St. Sebaldus, den „Theurdank" dichtete, die poetische Verherrlichung von Kaiser Maximilian's abenteuerlicher Brautfahrt und Brautwerbung um Maria von Burgund. Der Glanz des niedergehenden Mittelalters vereinigt sich hier mit dem Glanz der aufgehenden Renaissance; tief verwebt mit den noch immer lebendigen Erinnerungen ist das Bild und Andenken des letzten Ritters, dessen Triumphzug im Festsaale des Rathhauses — der Kaiser im vollen Krönungsornat auf einem Wagen, den sechs Paar Pferde ziehen und umgeben von schönen, jugendlichen Frauen — von Pirkheimer entworfen und von Dürer ausgeführt ward. Man meint, diesen Beiden miteinander noch irgendwo begegnen zu müssen, wie sie durch's Leben wandelten, unzertrennbare Freunde, — Dürer, der Goldschmiedssohn, in dem Hinterhause, Pirkheimer, der Patriciersohn, in dem Vorderhaus desselben mächtigen Gebäudes geboren, welches heute noch seine bescheidenere Front der Winklerstraße, seine reiche, palastartige Façade dem Markt und dem schönen Brunnen zukehrt. Es gibt Häuser in dieser Stadt, in der Theresienstraße und Hirschelgasse, am Aegydienplatz und am Panierplatz, die den Fremden, wenn er sie unter einem blauen Himmel und am heißen Mittag sieht, nach Italien versetzen, mit ihren weiten, säulenumstellten Höfen, ihren breiten, steinernen Treppen und ihren hohen, stillen Sälen. Es gibt andere Häuser, Kaufhäuser, mit dunklen Thoren und vergitterten Bogenfenstern, mit mächtigen Kellern und Gewölben, aus denen es kühl heraufweht und mit einem Geruch, wie von starkem Wein, oder Olivenöl oder Früchten oder Specereien; und es gibt andere Straßen, enge Straßen, im Innern, welche das Bild der alten freien Reichsstadt erneuern, wenn der Marktverkehr in ihnen rege, wenn die beladenen Frachtwagen den Berg heraufkommen, wenn die schweren Karrengäule das Steinpflaster stampfen und die Fuhrleute mit den Peitschen knallen. Nein,

Nürnberg ist keine todte Stadt; Nürnberg lebt. Es lebt ein zweifaches Leben: das der Vergangenheit und der Gegenwart, das der Kunst und des Handels. Seine Häuser haben eine Geschichte: solch' eine vom Wagen und Gewinnen, vom Werben um Reichthum und schöne Kaufmannstöchter, wie sie fast in allen alten und berühmten Handelsstädten sich legendenhaft erhalten haben. Nürnberg hat seinen Whittington so gut wie die City von London; seinen Viatis, der mit einer Baarschaft von sechs Pfennigen hierher kam und mit einer Hinterlassenschaft von zwölf Tonnen Goldes starb. Noch steht, in der Königsstraße, das Viatishaus, ein stolzer venetianischer Bau mit vier Thürmen am Dach und dem geflügelten Löwen von St. Markus an der Ecke. Noch steht auch das Pellerhaus am Aegydienplatz, selbst das Viatishaus an Pracht übertreffend — jetzt still und vereinsamt in seinen weiten Corridoren und steinernen Bogenhallen von der feinsten italienischen Arbeit; denn der Tod ist hindurch gegangen und der zehn Fuß hohe Kronleuchter von geschliffenem Bergkrystall aus der alten Hauskapelle hängt jetzt im Königssaal des Berliner Schlosses. Aber lange war es Nürnberger Wunsch, so reich zu sein, um das Pellerhaus kaufen zu können; und der es gebaut und nach dem es heute noch heißt, Martin Peller, war ein armer Lehrling in des Viatis' Geschäft, der seines Lehrherrn holdseliges Töchterlein Marie gewann und heimführte [1]).

Das ist lange her; aber immer noch, mag die Sonne nun glühen um die Zinnen und Zacken dieser thurmhoch, Stockwerk über Stockwerk aufgemauerten Patricierhäuser, oder mag der Mondenschein in den stillen Straßen liegen und um die Thürme von St. Lorenz und Sebaldus flimmern; mögen die Märkte gefüllt sein mit dem bunten Schimmer des Tages oder die Brunnen rieseln und die wunderbaren Glocken läuten in der Nacht — immer hat man hier das Gefühl einer Wirklichkeit, die schöner, reicher und poesievoller ist, als in den meisten anderen Städten Deutschlands. Und immer hört man hier, unter den alten Brücken und Stegen und längs der überhängenden Dächer am Ufer die Pegnitz rauschen, erinnernd an die Zeiten des Meistergesangs und an Hans Sachs; erinnernd daran, daß der absterbende deutsche Kunstgesang aus der Kraft des Volkes die Nahrung neuen Lebens zog. Und immer noch, in den Abendstunden, kommen die Frauen und Mädchen der Nachbarschaft zu einem Brünnlein, welches mitten im Volksquartier liegt, und füllen den Eimer, während ein Männlein aus Erz, in der Tracht des 18. Jahrhunderts, mit Frack, Zopf und einem Stab in der Hand, freundlich lächelnd zu ihnen herabsieht. Auf einer Tafel am Brunnen liest man: „Dem Volksdichter und Stadtschreiber Konrad Grübel seine Vaterstadt"; und jedes Kind kennt ihn und zeigt Dir mit der Zuvorkommenheit, welche dem Nürnberger von Natur eigen ist, den Weg zu dem Haus, in welchem „der Grübel" gewohnt. Er hat nur in Nürnberger Mundart gedichtet und nichts Gewaltiges, was die Welt bewegt hätte; doch Goethe wußte wohl, was in dem Männchen steckte, als er von ihm sagte, daß dieser Dichter „mit Bewußtsein ein Nürnberger Philister ist. . . Auf diese Weise versteht er die Verhältnisse der Männer, und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrburschen, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevatterinnen, sowie der Dienstmägde, der Dirnen, in Gesprächen oder Erzählungen auf das Lebhafteste und Anmuthigste vor Augen zu stellen"; und in der That hat er dem deutschen Volks- oder Handwerksburschenlied mehrere höchst charakteristische Weisen geschenkt, die wie „Der Peter in der Fremde" und „Der Schlosser und sein Gesell" („A Schlosser haut an G'sell'n g'hat") lange fortleben werden. Er war, bevor das Vertrauen seiner Mitbürger ihn zu städtischen Ehrenämtern erhob, ein Flaschner, wie die Leute hier, oder ein Klempner, wie wir

[1]) Nürnberg, seine Baudenkmale und Kunstwerke. Nürnberg, Stein's Buchhandlung (A. Köllner). — Das beste kleine Buch über Nürnberg, welches ich kenne. — Der einstige Besitzer der Stein'schen Buchhandlung war Palm, der Ehrenmann, der auf Napoleon's Geheiß 1806 erschossen ward.

sagen, und sein Haus schaut zwischen anderen Handwerkerhäusern von der steil ansteigenden Grübelstraße [1]) auf das Wasser und das Grün der von der Pegnitz gebildeten Insel Schütt, und weiterhin über den Spitalplatz, mit dem Denkmal von Hans Sachs, gegen die räucherige Hans-Sachsen-Gasse, in welcher das Haus des lieder- und schwänkereichen Schuhmachers auch noch ganz rüstig dasteht. Beide, der Schuhmacher und der Flaschner, sind Söhne desselben heiteren, hellen Frankenvolks; und wiewohl durch vierhundert Jahre getrennt, leben sie in der Vorstellung derer, die heut in und neben ihren Häusern wohnen, wie Nachbarn und gute Freunde. Sie haben das Handwerk zu hohen Ehren gebracht; und wie Peter Vischer, dessen Haus in der Peter-Vischer-Gasse heute noch links von einem Gelbgießer und rechts von einem „Flaschner" flankirt wird, haben sie von dieser St. Lorenzer Seite her, dem Wohnsitz der Zünfte, den Geschlechtern dort oben auf der St. Sebalder Seite gezeigt, daß Ruhm auch zu gewinnen sei, wo kein Reichthum ist. Diese Unterschiede, die übrigens bis zum Aufhören ihrer Privilegien als einer freien Reichsstadt in Nürnberg fortbestanden haben, sind nun ausgeglichen, und Nichts ist geblieben aus jenen Kämpfen der emporstrebenden Demokratie und des besitzenden Stadtadels, als der Stolz beider, der Bürgerschaft und des Patriciats, auf ihr altes Nürnberg; das gemeinsame Bestreben, ihm durch Fleiß und Fortschritt neuen Glanz zu geben und die Pietät für Alles, was an die Tage der Vorzeit erinnert. Kein altes Gebäude von einiger Bedeutung wird niedergelegt, ohne daß eine Gedenktafel die Stätte bezeichnet, an der es gestanden. Der Glanz der alten Namen hat sich erhalten, und nicht nur in Monumenten von Erz und Stein. Von den neunzehn Familien des alten Patriciats welche heut noch existiren, werden elf schon früh im 14. Jahrhundert genannt; unter ihnen die Haller und die Holzschuher, die Volkamer und die Behaim, die Stromer, Imhof und Kreß von Kressenstein. Die Paläste der Tucher stehen noch, wo sie vor Jahrhunderten gestanden; eine Straße heißt nach ihnen und sie selber brauen gegenwärtig ein dunkles Bier in dem alten ehemals reichsstädtischen, schon um das Jahr 1672 begründeten „Waizenbräuhaus" am Hallerthor; ihr freiherrliches Wappen, das einst über der Handelsniederlage zu Lyon prangte, nimmt sich jetzt nicht schlechter aus an dem gewaltigen Bierfaß in der Ausstellung, aus welchem zwei herkulische Brauknechte mit Schurzfell und rothem Wamms den schäumenden Gerstensaft schenken. So setzt, wie das junge Grün überall zwischen den altersgrauen Mauern der Stadt hervorquillt, in dieser selbst das blühende Leben der Gegenwart gleichsam das der Vergangenheit fort und ich wüßte kaum einen zweiten Ort in Deutschland, wo man so sehr die Empfindung einer Continuität im Culturleben hätte, wie gerade in Nürnberg.

Eine solche Stadt schickt sich trefflich zum Hintergrund oder als Folie einer jener Ausstellungen, welche bezwecken, Entwickelung und gegenwärtigen Stand des Gewerbes in seiner vielfältigen Verzweigung bis zu der höchsten Stufe, wo es sich mit der Kunst berührt, aber dennoch innerhalb gewisser, engerer oder weiterer localer Umgrenzung zu zeigen. Bayern, und in Bayern vorzüglich München wird in der Geschichte der Wiedererweckung des deutschen Kunstgewerbes stets an erster Stelle genannt werden; und in dieser Zeitschrift selbst, bei Gelegenheit der deutschen Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung von 1876, hat unser unvergeßlicher Mitarbeiter, Prof. Alfred Woltmann, in Ausdrücken des höchsten Lobes von der bayerischen Hauptstadt gesprochen und richtig vorhergesagt, welch' bedeutenden Impuls in der angedeuteten

[1]) Die Straße hieß bei seinen Lebzeiten der „Schießgraben" (ein Theil des alten Nürnberger Stadtgrabens), wie dieser Name sich noch in der „Ankündigung" findet, in welcher er zur Subscription auf seine Gedichte einlädt:

„Und on Schöißgrob'n, wou i woh'
Tau nehmt mer d' Subscribent'n oh."

Richtung die Münchener Ausstellung, und in derselben namentlich die Abtheilung: „Unserer Väter Werke" geben würde [1]).

Auch Nürnberg hat seiner alten Traditionen, denen zufolge Kunst und Handwerk einander frühe schon durchdrangen, sich rechtzeitig wieder erinnert, und ist nicht zurückgeblieben, als es galt, sie den Anforderungen und Bedürfnissen des modernen Lebens anzupassen. Wohl ist eine Periode des Stillstands und ökonomischen Niedergangs auch für diese Stadt zu verzeichnen in dem traurigen Jahrhundert, welches dem 30jährigen Kriege folgte; doch ungleich so vielen anderen deutschen Städten, die von einem ähnlichen Schicksal betroffen worden, war weder ihre Thatkraft, noch ihr Unternehmergeist gebrochen, und als mit dem Dampf und der Maschine ein neuer Motor in die Welt gekommen, begann eine neue Epoche der Arbeit und des Wohlstandes für Nürnberg: Die erste Locomotive, welche jemals deutschen Boden befahren, rauchte (1835) zwischen Nürnberg und Fürth. Jetzt umgürtet ein Wald von hohen Schornsteinen Nürnberg und seine Nachbarstadt. Peter Vischer würde seine Freude haben, wenn er in die Erzgießerei von Burgschmiet-Lenz in der Burgschmietsgasse treten könnte; und Albrecht Dürer, wenn er lebte, würde Gott für die guten Bleistifte danken, welche aus der Faber'schen Fabrik hervorgehen. Das Etablissement von Cramer-Klett, dem Vorsig Nürnberg's, bildet — vor dem Wöhrder Thor — einen eigenen Stadttheil und beschäftigt 3000 Arbeiter. Andere Maschinenfabriken reihen sich, wenn nicht in gleicher Ausdehnung, doch mit gleich anerkannten Leistungen an. Wie diese, gehört auch Zeltner's Ultramarinfabrik dem Weltmarkt an; und die Riesenbrauereien von Henninger und Tucher stehen keiner anderen in Bayern nach.

Doch hat man in Nürnberg über den Maschinen und der Massenarbeit jener feineren Handwerksübung nicht vergessen, welche so recht, wie das Wort es sagt, der menschlichen Hand bedarf; zu welcher diese sorgfältig gebildet werden muß und nicht anders gebildet werden kann, als indem der Arbeiter selbst in eine höhere Sphäre der Anschauung gehoben, sein Geschmack geläutert, sein Auge an den Anblick und die Schätzung reiner, edler Muster gewöhnt wird. Die deutsche Kultur, soweit sie sich auf das Verständniß und die Pflege der Schönheit des äußeren Lebens bezieht, ist in einer völligen, überaus heilsamen Umwälzung begriffen. Diese Bewegung, wenn man will, eine retrograde, insofern sie, freilich mit den verbesserten Werkzeugen der Gegenwart und der gesteigerten Leichtigkeit des Verkehrs, da wieder anknüpft, wo die Vergangenheit oder vielmehr der Bruch mit der Vergangenheit uns gelassen hat, muß doch andrerseits, wenn sie nicht handwerksmäßig enden soll, auch eine künstlerisch fortschreitende sein, und in ihr nimmt Nürnberg mit seinen Bildungsmitteln keinen geringen Platz ein. In Nürnberg befindet sich das Germanische Museum; aus der Privatinitiative des Frhrn. von Aufseß hervorgegangen zu einer Zeit (1852), die derartigen Bestrebungen in keiner Weise günstig war, ist es seitdem, in Folge der Ereignisse auf politischem und der Geschmackswendung auf ästhetischem Gebiet fast zu einer nationalen Angelegenheit geworden, und wie seine reichen, stetig vermehrten, trefflich geordneten Sammlungen in ihren ältesten Theilen ein höchst schätzbares Material für das Studium der historischen Vorzeit enthalten, so gewähren sie in ihren verhältnißmäßig neueren, dem Hausgeräth unserer Altvorderen, ihrem Porzellan und ihren Oefen, ihrer Tischler- und Schlosserarbeit werthvolle Anhaltspunkte für die Fortsetzung der deutschen Renaissance. Ferner befindet sich in dieser Stadt das bayrische Gewerbemuseum, ein Institut von hohem Ruf, welches seinen bildenden Einfluß nicht auf Nürnberg oder Bayern beschränkt, sondern durch geschätzte Publicationen mit Illustrationen und Kunstbeilagen [2]) ganz allgemein auf die deutschen

[1]) S. „Deutsche Rundschau", 1876, Band VIII, S. 426 ff.: „Die deutsche Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung in München".

[2]) Kunst und Gewerbe. Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunstindustrie. Heraus-

Ateliers und Werkstätten ausdehnt, und endlich befindet sich hier die Kunstschule, mit dem ausgezeichneten Architekten Gnauth an ihrer Spitze. Von der unmittelbaren Wirksamkeit solcher Anregungen gibt einen sprechenden Beweis die Fleischmann'sche Kunstanstalt, gegenwärtig in einem alten Patricierhause der Hirschelgasse, dessen weite Räume ganz gefüllt sind mit den schönsten Nachbildungen mittelalterlicher Muster in Holz, Thon und Metall. Der Ruf dieser in der That sehenswerthen Fabrik ist weit in's Ausland gedrungen; und Geh. Rath Reuleaux aus Berlin, der dicht vor uns im Fremdenbuche stand, hat sich über die Leistungen derselben in höchst anerkennender Weise geäußert.

Aus jenen so besonders dafür geeigneten Kreisen ist auch der Gedanke der bayrischen Landesausstellung in Nürnberg hervorgegangen. Ihren intellectuellen Urheber, Dr. C. Stegmann, Director des bayrischen Gewerbemuseums, nannte Nürnbergs erster Bürgermeister, Frhr. von Stromer, am Tage der Eröffnung, „den Kopf und die zügelführende Hand" bei der Ausführung des Unternehmens; während der Schöpfer der reizenden Ausstellungsbauten und -Anlagen, Prof. Gnauth, mit den Lehrern und Zöglingen seiner Anstalt „einen einfachen Hain" in eine „prachtvoll gerichtete Ausstellungsstätte" verwandelte. Wie Dr. Stegmann's Vorschlag auf günstigen Boden fiel und, unter dem hohen Protectorat König Ludwigs II., das Werk rasch und glücklich von Statten ging, schilderte bei jener feierlichen Gelegenheit ein zweiter Redner, Regierungspräsident von Pfeufer: „Von überall her kamen Zustimmungsadressen und bereits im October 1880 war das Landescomité in der Lage, einen Aufruf erlassen zu können zur Betheiligung an einer bayrischen Landesausstellung für Kunst, Industrie und Gewerbe mit dem Sitz in der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg, dem gewerblichen und industriellen Mittelpunkt des Frankenlandes, in der Heimathstätte eines Hans Sachs und Albrecht Dürer, eines Adam Krafft und Veit Stoß, Peter Vischer, Pirkheimer, Behaim und Jamnitzer. Und heute, nach Ablauf von nur 18 Monaten, haben sich in der künstlerisch ausgestatteten Arena 3000 Aussteller versammelt, um Zeugniß abzulegen von der Leistungsfähigkeit der bayrischen Kunst, Industrie und des Gewerbes, von dem Ringen und Schaffen, welches das künstlerische und gewerbliche Leben in Bayern beseelt, von den Mitteln und Wegen, welche dem Lande zu Gebote stehen und von den Fortschritten, welche auf diesen Gebieten gemacht worden sind."

Es ist hier nicht beabsichtigt, eine genaue Schilderung der bayrischen Landesausstellung in Nürnberg zu geben, da dem Verfasser des vorliegenden Artikels die dazu nothwendigen Specialkenntnisse fehlen. Er möchte nur im Allgemeinen den Eindruck reproduciren, welchen sie wahrscheinlich auf viele Besucher vor ihm und viele Besucher nach ihm gemacht haben wird. Sie werden alle darin übereinstimmen, daß man sich etwas Freundlicheres und Hübscheres kaum denken kann, als den Anblick, welchen das Maxfeld gegenwärtig bietet. Im Nordosten der Stadt gelegen, nicht weiter von derselben entfernt, als daß man mit der Pferdebahn und selbst zu Fuß sehr bequem dahin gelangen kann, hat man diesen ziemlich umfangreichen, schattigen, aber früher wenig benutzten Promenadenplatz (denn Spaziergänger scheinen die Nürnberger nicht zu sein), in eine der anmuthigsten und belebtesten Anlagen verwandelt. Wem es beschieden war, das Maxfeld in seinem vollen Frühlingsglanze zu sehen, bald nach Eröffnung der Ausstellung, in dem diesmal wirklich „wunderschönen Monat Mai", der wird lange mit Vergnügen daran zurückdenken. Er wird sich des herrlichen Morgens und des Weges erinnern, der aus dem Innern der Stadt nach dem Thore führt, der steinernen Pracht der Sebalduskirche vorbei, durch kühle Straßen, der breiten Schattenstreifen und der warmen, goldenen Helligkeit der Sonne. Vielleicht gefällt es ihm auch, einen Augenblick zu verweilen bei den Insassen des leichten Pferdebahnwägelchens, in welchem ihm die zuvorkommende Höflichkeit der

gegeben vom bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. — Erscheint bereits im 15. Jahrgang.

Männer gegen die Frauen gar angenehm aufgefallen sein wird, zumal wenn er sie mit dem entgegengesetzten Betragen in einer gewissen „Weltstadt" vergleicht; oder er wendet seine Aufmerksamkeit einer alten, reichen Bäuerin aus dem Frankenlande zu, schwarz gekleidet, mit kostbaren Silberketten über der Brust und einem Bündelchen am Arm — einer stattlichen Figur mit markigen Zügen, an deren heiterer Gesprächigkeit das ganze Coupé sich ergötzt. Nun öffnet sich das dunkle Thor — schwarz von dem Dunkel der Jahrhunderte — und die sonnige Frühlingslandschaft liegt vor uns, mit Gärten und Villen. Durch die Gitter und über die Mauern quillt das junge Grün. Der blühende Rothdorn mischt sich mit dem Silber der Kastanie, und darüber spannt sich der blaue Himmel. Den Abschluß bildet die laubige Masse des Maxfeldes, von zierlichem Plankenwerk eingefaßt. Trat man hinein um diese Zeit, wo der Flieder in der Blüthe stand und alle Wohlgerüche von Blättern und Knospen in der Luft waren, so hatte man anfänglich gar nicht das Gefühl, in eine Ausstellung zu kommen, sondern in einen Park. Mächtig über uns wölbten sich die Kastanien; dichte Bosquets waren da und Grün in mannigfachen Schattirungen und blühendes Gesträuch, weite Rasenplätze, viel Wasser, Teiche mit Schwänen und kleine Seen mit Gondeln und Springbrunnen. Man wandelte durch die hohen Alleen und zwischen Beeten, in denen die Verbenen und Azaleen leuchteten und der Rhododendron sich eben aufschloß. Aber auch, nachdem dieser erste Zauber des Frühlings gewichen ist, wird die Gartenlandschaft bleiben und — da zu dem Programm der Ausstellung periodische Gartenbauausstellungen gehören — in ihrer Erscheinung dem Gange des Jahres folgen und den Wechsel der Jahreszeiten durch die Ernten dieses gesegneten Landes illustriren. Bleiben werden die malerischen Durchblicke, welche geschaffen wurden, indem — oder vielleicht trotzdem — man jeden einzelnen dieser bejahrten Bäume mit der größten Pietät schonte; bleiben endlich wird die überaus glückliche Anordnung der Ausstellungsgebäude, welche nicht auf einen Haufen zusammengedrängt sind, sondern einzeln oder gruppenweise durch angemessene Zwischenräume vertheilt, in dem umrahmenden Grün wie Bilder erscheinen — leicht, lustig, graziös, phantasievoll, nicht überladen mit Schmuck, ihre durchbrochenen Façaden, weiß und gold, glänzend in der Sonne. Nach einem wohldurchdachten Plane, der auch das Zufällige geschickt zu benutzen wußte, vereinigen sich die decorativen Gegenstände mit den Ausstellungsobjecten zu künstlerischer Wirkung: sogar das Blau und Weiß der bayrischen Flagge leiht sich stimmungsvoll dem Contrast mit den leuchtenden Farben im Innern und dem von Außen hereinnickenden Grün. Ueberraschend war der Saal der Münchener Kunstschule, mit den Abgüssen der äginetischen Bildwerke, deren blendendes Weiß sich wundervoll abhob gegen das Stück tiefblauen Himmels, das von oben durch das offene Dach frei hereinschien. Man athmete hier, in der milden, warmen Luft wirkliches Alterthum und griechisches Leben. Mit einer Behaglichkeit, die sonst nicht das Loos von Ausstellungsbesuchern zu sein pflegt, durchwandelt man diese siebzehn verschiedenen Sectionen und Gruppen, die — man möchte sagen — logisch auseinander entwickelt sind und in denen man sich, an der Hand des gefällig ausgestatteten und hübsch illustrirten „officiellen Führers" (mit Genehmigung des bayrischen Gewerbemuseums herausgegeben von Rudolf Mosse) ohne Mühe zurechtfindet. Ein gleiches Lob verdienen die officiellen Kataloge, welche — direct vom bayrischen Gewerbemuseum bearbeitet — sich als ganz vorzügliche Leistungen darstellen: über die bloße Nomenclatur hinaus geben sie, immer von den allgemeinen Bedingungen der geographischen Lage, der natürlichen Verhältnisse des Bodens und der Bevölkerung ausgehend, zu jeder der Abtheilungen von Fachmännern verfaßte Einleitungen, welche in ihrem Zusammenhang einen vollständigen Abriß der Geschichte von Kunst und Industrie dieses Landes enthalten.

Das eben ist der Vorzug, welchen diese Local- oder Specialausstellungen einer Stadt oder eines Landes vor den großen, den allgemeinen oder Weltausstellungen haben: sie gewähren bei geringeren Dimensionen die Möglichkeit eines Ueberblicks.

Man sieht weniger, aber man sieht besser. Ich glaube, daß das „Zu viel" der Wiener Ausstellung vom Jahre 1873 zu einer heilsamen Reaction geführt hat: es ging über das Fassungsvermögen und selbst die physische Kraft des Einzelnen hinaus. Denn der wißbegierige Mensch ist doch immer, auch auf Ausstellungen, nur ein Mensch, und das Maß seiner Fähigkeit zu sehen, ein begrenztes. Seitdem haben wir die kleineren, aber höchst gelungenen Ausstellungen von Berlin, Frankfurt a. M., Düsseldorf, Stuttgart gehabt; und die von Nürnberg schließt sich würdig an. Man kann hier weit wandern, von Halle zu Halle, von Pavillon zu Pavillon, „aus den heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen" in diejenigen, wo die Pfälzer Cigarren wachsen; aus den Zonen des Leders und Hanfes in diejenigen, wo die hübschen Nürnberger Spielsachen und die würzigen Nürnberger Lebkuchen sind, wo das Gold der Juweliere schimmert, die Majoliken stehen und die trauten Zimmer winken, in deren Kachelöfen, Bronzen, geschnitzten Möbeln und Getäfel man die Vorbilder des germanischen Museums wiedererkennt — man kann von dem einen Pol der Ausstellung, den Bildern Kaulbach's und den Gipsmodellen Schwanthaler's zu dem andern reisen, den Kesseln der Brauereien und den Modellen der Dampfschiffe, die den Bodensee befahren, und man wird, wenn man sich die Sache nur gehörig eintheilt, Ermüdung kaum verspüren. Was hier geboten ist, kann ein Jeder, mit nur einigem guten Willen, leicht bewältigen; das Schauen wird Genuß und unterweges lernt man vielerlei, was auch dem Gedächtniß des Laien sich einprägt und seinen Gesichtskreis erweitert, ihm klare Vorstellungen und die Dinge selbst gibt, wo früher nur Namen und Worte waren.

Ich spreche hier nicht von Fachmännern und schreibe nicht für sie. Wenn es diesen von der größten Wichtigkeit sein muß, die Einzelleistung kennen zu lernen und zu studiren, so interessirt den allgemeinen Besucher mehr das Gesammtbild. Für ihn ist eine solche Localausstellung in der That ein Stück lebendig gewordener Culturgeschichte, welches ihn mit dem wirthschaftlichen Leben einer Stadt oder eines Landes in seinen großen und charakteristischen Zügen bekannt macht. Er kann auch hier nicht Alles sehen; und nicht Alles, was er sieht, versteht er. Aber was sein Blick erfaßt und seinem Verständniß nahe tritt, steht doch immer in einer inneren Verbindung unter einander und in einer sichtbaren Beziehung zu dem Ganzen. Selbst das eigenthümlich zusammengesetzte Publicum einer solchen Ausstellung, hier die Beimischung fränkischen Landvolkes in seiner zwar nicht auffälligen, aber doch besonderen Tracht, die Männer in schwarzen Tuchanzügen, Mützen und Jacken, die Frauen in dunklen Kattunkleidern, seidenen Kopftüchern und sehr vielen Bändern, trägt dazu bei, das Localcolorit zu verstärken und deutlicher jenes „milieu" hervortreten zu lassen, aus welchem allein das Individuelle und Typische sich erklärt.

Bayern ist vorwiegend ein ackerbautreibendes Land und reich bedacht von der Natur. Vor Allem ist es das Land des Hopfens und in der Bierproduction nimmt Bayern die erste Stelle unter den Staaten Deutschlands ein. 1880/81 wurden im gesammten deutschen Reiche 38,492,347 hl Bier erzeugt. Davon kamen auf Bayern allein 11,821,915; auf Württemberg 3,396,292; auf Baden 1,155,450; auf Elsaß-Lothringen 982,659; auf das Reichssteuergebiet 21,136,031. Auf den Kopf der Bevölkerung trafen in Bayern 235, in Württemberg 192, in Baden 71, in Elsaß-Lothringen 54, im Reichssteuergebiet 62 l.[1]). Dann ist Bayern ein Wein- und Tabaksland. Nächst Elsaß-Lothringen ist Bayern der größte weinbauende Staat Deutschlands und die Pfalz in Bayern dasjenige deutsche Land, in welchem die Weincultur in der größten Ausdehnung betrieben wird. Die Weinberge nehmen daselbst den 46. Theil der Flächenausdehnung des Kreises ein: gegenüber 1553 ha für Acker- und Gartenländereien, Wiesen, Weiden und Hutungen stehen in der Pfalz

[1]) Officieller Katalog, Gruppe I, S. 20.

12,891 ha für Weinberge [1]). Und jeder Weintrinker wird dafür dem Gott der Reben und dem wackern Pfälzer Weinbauer dankbar sein. Wer kennte sie und priese sie nicht, die edlen Gewächse von Deidesheim und Forst, von Ruppertsberg und Ungstein, welche zugleich so süß sind und so feurig? Von einer anderen, schwereren Beschaffenheit sind die Weine von Unterfranken, die Weine des Mains, wie sie am üppigsten gedeihen an den sonnigen Abhängen der Leiste und des Steins bei Würzburg; die Weine der fränkischen Saale, von denen der Saalecker in den Kellern der Fürstbischöfe von Fulda lange dem Johannisberger den Rang streitig machte. Die Weinproduction in Unterfranken nimmt vom gesammten Areal des Kreises den 86. Theil in Anspruch; 9,737 ha sind daselbst mit Wein bebaut.

Von dem Pfälzer Tabak vermag der Verfasser dieses Artikels nicht mit der gleichen Vorliebe zu sprechen, wie von dem Pfälzer Wein. Aber das ist individuell und ändert nichts an der Thatsache, daß der Tabaksbau neben dem Weinbau und der Bierproduction eine dritte Quelle des Wohlstandes für Bayern ist. Gegenwärtig erzeugt Bayern $^3/_7$ des Gesammtertrages von Tabak in Deutschland: 129,160 Ctr. von 597,780 Ctr. (1878); und von der Gesammtproduction Bayerns kommen 17% auf Franken, 82% auf die Pfalz [2]).

Drei solche Factoren wie Bier, Wein und Tabak, zu welchen noch die Obstculturen der Pfalz, Unterfrankens und Aschaffenburgs, die prachtvollen Gemüsepflanzungen, namentlich Bambergs — „Klein-Italiens" — hinzukommen, vermögen wohl einem Lande jenen Grad wirthschaftlichen Wohlseins und seiner Bevölkerung jene Temperatur der Zufriedenheit zu geben, in denen, von den ersten, niedrigen Sorgen abgelöst, die Cultur gedeiht.

Dem Vogel ist wohl in der Luft gemüthet,
Wenn es dort unten im Neste brütet.

In der That haben von je die Landschaften und Bevölkerungen, welche heute unter der Krone Bayern vereint sind, in der Geschichte deutscher Cultur eine sehr hohe Stellung eingenommen. Die Pfalz, dieser drei- und vierfach begnadete Gau gehörte, seit der Hohenstaufenzeit, zu dem Erbe der Wittelsbacher. Bamberg, Würzburg, Augsburg, Nürnberg, Regensburg kamen viel später, erst in unserem Jahrhundert hinzu, und mit ihnen kamen Handel und Gewerbe, Kunstfleiß und Industrie — wo noch, im ganzen deutschen Reich, gäbe es auf so engem Raum zusammen fünf solche Städte, mit einer solchen Tradition und einer solchen Fülle von Baudenkmalen und Kunstschätzen aus Deutschlands bester Zeit? Nichts als eine Reise nach Bayern und eine Wanderung durch diese Städte gibt uns einen Begriff von der Herrlichkeit des vielgeschmähten und dennoch in manchen Stücken nicht wiedererreichten Mittelalters. Die Bedeutung Münchens beginnt ungleich später; ihre Erhebung zur deutschen Kunststadt par excellence datirt vom Regierungsantritt Ludwigs I. Mit Recht sagt der Katalog der Nürnberger Ausstellung [3]), daß der Ruhm der ersten öffentlichen Pflege der deutschen Kunst Bayern gebührt und daß namentlich die Monumentalmalerei daselbst eine Heimath fand, wie sie in Deutschland niemals, aber auch in Italien und Frankreich seit Jahrhunderten nicht mehr zu finden gewesen war. Die Namen der Architekten L. von Klenze und Fr. von Gärtner, unter den Malern obenan der von Cornelius und, im Anschluß an ihn, die von Heß und Schraudolph, von Overbeck und Kaulbach, von Schnorr von Carolsfeld, M. von Schwind und Carl Rottmann bezeichnen die erste Periode von Münchens Geltung als Vorort der deutschen Malerei; und seitdem die ideale Richtung, welcher sie huldigen, vor einer mehr realistischen zurückgewichen, ist unter Piloty's Führung eine neue Generation an ihre Stelle getreten, von welcher Makart, Böcklin und Feuer-

[1]) Das. S. 15.
[2]) Das. S. 35.
[3]) Gruppe XII, S. 6.

bach aus der Malerschule zu München hervorgegangen, Gabriel Max, F. A. Kaulbach, Defregger und Lenbach dort noch dauernd thätig sind.

Leider muß von der Ausstellung in Nürnberg gesagt werden, daß sie die Kunst nur sehr unvollständig und — um bei der Wahrheit zu bleiben — auch sehr unvortheilhaft repräsentirt, sowohl in der historischen als in der modernen Abtheilung. Unzweifelhaft ist viel da, was den Besucher anziehen und mit Bewunderung erfüllen wird; aber es steht in keinem Verhältnisse zu der Mehrzahl des Minderwerthigen und in keinem Falle reicht es aus, weder um von der Entwickelung und Geschichte, noch um von der gegenwärtigen Höhe der Kunst in München ein richtiges Bild zu geben. Sogar auf den Katalog erstreckt sich die Unzulänglichkeit: es ist, ganz im Gegensatz zu den übrigen Theilen desselben, außerordentlich schwer, sich nach seinen Angaben im Kunstpavillon zu orientiren; und gibt keinen Beweis von derjenigen Genauigkeit, welche sowohl die Künstler als das Publicum zu verlangen ein Recht haben, wenn man bei dem schönen, auch in Berlin ausgestellten und anerkannten Kleopatra-Bilde von Hermine von Preuschen lesen muß: Hermann von Preuschen.

Ob es bei der Ungunst, unter welcher die Vertretung der Kunst auf der Nürnberger Ausstellung offenbar gelitten hat, nicht besser gewesen wäre, ganz darauf zu verzichten? Freilich bezeichnet die Kunst die Höhe der Cultur und ihre Rückwirkung auf das Gewerbe war nirgends mächtiger, als gerade jetzt, noch irgendwo von größerm Einfluß und Erfolg, als gerade in München. In dieser Hinsicht, der des Kunstgewerbes, ist die Nürnberger Ausstellung unübertrefflich; wenn sie vielleicht, wie Kenner sagen, keine directe Steigerung der gewonnenen Höhe bezeichnet, so bestätigt sie doch, wie die bessere Kunstübung in immer breitere Massen des Handwerks eingedrungen ist. Darum empfiehlt sich hier als besonders instructiv das Studium der Einzel- und Collectivausstellungen der Staats-, Communal- und Privatfachschulen, sowie der Lehrwerkstätten. Denn das fachgewerbliche Bildungswesen steht in Bayern auf einer hohen Stufe; seine Industrieschulen, Baugewerkschulen und Gewerbemuseen, seine Realschulen und Fortbildungsschulen, die technische Hochschule in München, endlich die Kunstgewerbeschulen in Nürnberg und München sind, weit über die Landesgrenzen hinaus, Anstalten von anerkanntem Ruf und sie alle wird man hier theils durch ihren Lehrmittelapparat, theils durch Arbeiten ihrer Schüler und Schülerinnen in vortrefflicher Weise vertreten finden. Das Entzücken der Damen waren namentlich die Ausstellungen der Münchener und Nürnberger Frauenarbeits-Schulen. Ausrufe freudigen Staunens wurden hier beständig laut und der Abschied von diesen Spitzenarbeiten und Durchbrucharbeiten mit erhabenem Kreuzstich schien dem weiblichen Theil des Publicums jedesmal schwer zu werden.

Hier wäre vielleicht die Bemerkung am Platze, daß für die Zwecke des unmittelbaren Verkaufs, welche bei einer Ausstellung doch nicht außer Acht bleiben sollten, in Nürnberg so wenig als möglich gesorgt ist. Weder waren bei der Mehrzahl der ausgestellten Gegenstände die Preise vermerkt, noch fand sich, mit seltener Ausnahme, Jemand, welcher Auskunft darüber hätte geben können. Das Einzige, was uns fortwährend zum Kauf angeboten wurde, waren Loose zur Ausstellungslotterie. Da verstanden ihrer Zeit die Berliner „das Geschäft" doch besser.

Daß ein Pavillon mit einer Schnellpresse und einer Ausstellungszeitung nicht fehlt, versteht sich; denn Bayern ist, wie kein anderes Land, auch das Land des Buchdrucks, von seiner ersten Zeit an bis zur Herstellung der Schnellpresse, deren Erfinder, König und Bauer 1818 eine Fabrik in Kloster Oberzell bei Würzburg begründet haben, welche heute mehr als je florirt. In Nürnberg selbst ward 1390 das erste Papier aus Linnen gemacht. In Augsburg fand die Buchdruckerei 1468, in Nürnberg 1470 Eingang. An einem Hause des Aegydienplatzes, dem Pellerhause gegenüber, findet sich eine Denktafel mit folgender Inschrift:

„Anton Koberger, dem bedeutendsten Buchhändler und Buchdrucker seiner Zeit, 1470—1513 widmen diese Tafel an der Stätte seiner Wirksamkeit 1880 zu ehrendem Andenken
Deutsche Buchhändler."

Nirgends gibt es ältere Buchhandlungen als in Bayern: die von J. Koesel in Kempten, die heute noch besteht und ihren liturgischen und patristischen Verlag hier ausgestellt hat, stammt aus dem Jahre 1593; von den Nürnberger Handlungen stammt die bereits genannte Stein'sche aus dem Jahre 1603, die von U. E. Sebald aus dem Jahre 1670 und die von Lampart u. Co. in Augsburg aus dem Jahre 1680. Buchhandlungen aus dem 18. Jahrhunderte sind sehr zahlreich, und Nürnbergs älteste Zeitung, der „Correspondent von und für Deutschland" datirt von Anfang unseres Jahrhunderts, 1805. Die „Ausstellungszeitung der bayrischen Landesausstellung zu Nürnberg", herausgegeben vom Institute des „Fränkischen Kurier", der zweiten großen und zweitältesten Zeitung Nürnbergs (W. Tümmel's Verlag) und gedruckt auf einer von König und Bauer aufgestellten Schnellpresse, wird von Herrn Dr. H. Eberhard, dem Chef-Redacteur des „Kuriers" redigirt, erscheint in einem hellen und luftigen, von hohen Bäumen umrauschten Pavillon, in welchem zu schreiben, zu setzen und zu drucken eine Lust sein muß, und enthält, so weit sie mir vorliegt, eine Reihe der tüchtigsten Artikel über die Specialfächer der Ausstellung.

Der Druckerei gegenüber, im Grün versteckt wie das Nest in den Zweigen, erblickt man einen lauschigen Holzbau, mit Erker und Altan, und in selbigem die altdeutsche Weinstube, welche Herr Eduard Witter, Buch- und Weinhändler aus Neustadt an der Hardt allhier aufgethan hat. Hier sitzt es sich kühl und gut, wo die Sonne durch Laubdunkel und gemalte Fenster auf eichene Tische, grüne Römer und altmodige Kannen scheint; hier trinkt und träumt es sich schön in der Einsamkeit des Nachmittags, so lange diese Räume noch still sind, wie Scheffel singt:

Und nähert sich solch' einem Schoppen
Mein Herz, dann überwallt's —

und wenn es sich just so fügt, daß der Gast vom Handwerk ist, so mag er vielleicht beim goldenen Schimmer und lieblichen Dufte des „Deidesheimer Langenmorgens" der besseren Zukunft denken, wo der Wein und das Buch überall Hand in Hand gehen, und nicht nur in Neustadt an der Hardt oder Nürnberg. Da freilich, an den Ufern der Pegnitz, drinnen im Burgfrieden, wie hier draußen im Maxfeld, setzt man sich immer zu Tisch mit Hans Sachs und Albrecht Dürer und dem gelehrten Pirkheimer, und hebt jedesmal das Glas, um Peter Vischer und Veit Stoß und Adam Krafft Bescheid zu thun. Auch von der Balustrade der großen Restauration, an der dunkelgetäfelten Wand, unter dem schönen Plafond, sehen diese Würdenträger ernst herab und geben dem fröhlichen Treiben in den Sälen und Veranden die rechte Stimmung und Künstlerweihe, welche nirgends in Nürnberg fehlt, wenn man sich darauf versteht.

Tritt man nun gegen Abend heraus, wenn die Sonne tief steht und die Kastanienkronen erleuchtet, so zeigt sich uns ein anderes Schauspiel, sehr verschieden von Allem, was wir am Tage gesehen haben. Um diese Zeit schließen sich die Räume der Ausstellung, und der eine Menschenstrom begegnet einem anderen, der sich aus den Thoren der Stadt gegen das Maxfeld ergießt. Dann ist Concert und die Bierhallen bevölkern sich, jene kleine Colonie von Häusern aus Holz, mit Tannen und Fahnen lustig verziert, einfach in der Construction, aber immer künstlerisch in der Wirkung, luftig und leicht gezimmert, mit Schnitz- und Balkenwerk, mit Tischen und Bänken und Stühlen und Trinkgefäßen, Alles schlicht, aber Alles „im Styl" eines neben dem andern, mitten im Garten, zwischen der Restauration und der Weinstube. Was das Bayerland an guten Sorten zu bieten vermag, das ist hier zu haben; und die Namen seiner Classiker: Gabriel Sedlmeyer und den „Pschorr", Henninger und Gebrüder Reif, man findet sie sicher, in Einzel- oder Collectivausstellungen. Dem deutschen Biertrinker muß zu Muthe sein, als wenn er das Land Kanaan vor sich sähe, wo Culmbacher und Nürnberger und Münchener und Erlanger und Kitzinger aus der ersten Quelle fließen und nicht wie bei uns aus schmalen Gläsern getrunken werden, sondern aus mächtigen Humpen und Krügen

von Stein. Aber er darf sich nicht besinnen, falls er in den „gemeinschaftlichen Bierhallen“ seine Wahl zu treffen gedenkt zwischen der zierlichen Schenkin des Frankenlandes und der handfesten Kellnerin aus Altbayern — denn wo das „Spatenbräu“ verzapft wird, ist bald kein Platz mehr zu haben. Bis über den Weg und weit hinaus sitzen die Männer und die Frauen und die Kinder obendrein, dichtgedrängt, und wo keine Stühle mehr sind, werden Tonnen umgestürzt und Wagen herangefahren. Langsamer, zögernder, mit einer gewissen Vorsicht in der Auswahl füllen sich die benachbarten Locale; doch sie füllen sich, darauf kann man sich verlassen und der Augenblick kommt an jedem schönen Sommerabend, wo die Menschenmenge vor den Bierhäusern zusammenwächst mit der Menschenmenge vor dem Weinhaus und der Restauration und dem Café. Dann aber gibt es ein buntes, lebhaftes Bild — das Blau des Himmels, das Grün der Bäume, die Abendsonne, die schimmernden Uniformen der Militärmusik und die Tausende, die von fern und nah hier zusammen gekommen sind; und wenn die vergoldeten Giebel ringsum noch einmal aufblitzen und das Brausen und Branden im Garten sich vermischt mit den Klängen des Orchesters und dem stärkeren Rauschen des Windes in den Wipfeln: dann mag der Nürnberger, als guter Wirth, sich wohl vergnügt die Hände reiben, und, indem er den Ueberschlag macht, zu dem Erfolge der bayrischen Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung sich Glück wünschen. Uns aber, den Gästen, ziemt es, dankbar zu scheiden; und wenn es nun, auf dem Heimwege, stiller wird hinter uns und einsamer um uns her; wenn auf dem Goldgrunde des Abendhimmels das Bild Nürnbergs noch einmal erscheint mit seinem Mauernkranz und Basteien und Thürmen, und die Glocken von St. Sebaldus ihren Feierabendruf erschallen lassen und die von St. Lorenz antworten — dann vielleicht klingt es auch durch unsere Seelen melodisch in Max von Schenkendorf's schönen Versen:

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll:
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürer's Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Das ist die deutsche Treue,
Das ist der deutsche Fleiß,
Der sonder Wank und Reue
Sein Werk zu treiben weiß.
Das Werk hat Gott gegeben;
Dem, der es redlich übt,
Wird bald sein ganzes Leben
Ein Kunstwerk, das er liebt.

Julius Rodenberg.

Literarische Rundschau.

Deutsche Geschichte.

Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Von Georg Kaufmann. Leipzig, Duncker und Humblot. Erster Band (1880): Die Germanen der Urzeit. Zweiter Band (1881): Von dem römischen Weltreiche zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters. 419—814.

Deutsche Geschichte. Von Wilhelm Arnold. Zweiter Band: Fränkische Zeit. Erste Hälfte. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1881.

Der Titel „Deutsche Geschichte" kommt endlich in die Mode. Die altüberlieferte Zaghaftigkeit unserer Gelehrten, das Ganze nur in weiter Ferne als ein unerreichbares Ziel vor sich zu sehen und am unsterblichen Einzelnen wie Ameisen herumzukriechen, der Unfehlbarkeitsdünkel, der über einen engen Kreis nicht hinausgehen will, um diesen sicher zu beherrschen und jeden Eindringling abzuwehren, die stolze Bescheidenheit, welche Gesammtdarstellungen den Halbwissern überläßt, um selbst mit der Meisterschaft im Kleinen zu prunken, alles das ist noch nicht todt, aber auf dem Rückzuge begriffen; schon bemerkt man Wetteifer in darstellender Zusammenfassung auf demselben Gebiete; und es gibt sogar bereits Gelehrte, die mit sich selbst wetteifern, und ihre Lieblingsepoche bald dichterisch, bald wissenschaftlich, bald knapp, bald ausführlich, bald illustrirt, bald unillustrirt behandeln.

Herr Dr. Kaufmann war durch vieljährige auf die älteste germanische Geschichte beschränkte wissenschaftliche Arbeit unzweifelhaft berufen, eine zusammenhängende Erzählung zu versuchen, wie er sie in dem oben genannten Werke geliefert hat. Und wir freuen uns sagen zu können, daß dieselbe im Ganzen und Großen gelungen ist. Das Buch ruht nicht nur auf ausgedehnter Forschung: es ist, von Einzelheiten insbesondere des zweiten Bandes abgesehen, auch ziemlich gut componirt; die Darstellung schreitet in kurzen Sätzen vor, denen man freilich hie und da Unterbrechung durch eine längere Periode wünschen möchte; aber durchweg spüren wir energische Durchdringung und entschlossene Gestaltung des Stoffes. Der große Gang der Ereignisse, die Charaktere der handelnden Personen, die Zustände, die sie schaffen und aus denen sie hervorgehen, die realen geschichtlichen Mächte, auf denen die wichtigsten Entscheidungen beruhen, werden uns klar gemacht; und der Verfasser scheut sich nicht, zur Hypothese seine Zuflucht zu nehmen, wo die Quellen versagen. Wie wäre es auch möglich, in so dunkler Zeit einen Zusammenhang darzulegen, wenn man den Muth der Vermuthung nicht besäße? Eben darum liegt es in der Natur der Sache, daß jeder Kenner an einzelnen Punkten unzufrieden sein und andere Meinungen bevorzugt wünschen wird. Solche Differenzen wollen wir hier nicht austragen. Am schwersten vermissen wir im zweiten Buch des zweiten Bandes unter den germanischen Staaten auf römischem Boden eine selbständige Behandlung der Angelsachsen: einzelne Glieder dieses Volkes treten auf, sie greifen mächtig ein in die deutschen Verhältnisse;

aber der Boden, auf dem sie gewachsen, wird uns nicht anschaulich gemacht; und doch können wir unter allen Germanen des siebenten und achten Jahrhunderts am meisten diesen Angelsachsen in's Herz schauen und so durch ihre Vermittelung auch die übrigen verwandten Völker besser verstehen. Wenn der Verfasser dem Ostgothen Theodorich ein besonderes Capitel widmet, wenn er ihn sehr geschickt schon vorher in die Geschichte anderer germanischer Staaten verwickelt zeigt und dann doch ein Gesammtbild gibt und die Persönlichkeit zuletzt in glücklichem Contraste und glänzender Beleuchtung zeigt, so begreifen wir fast nicht die Entsagung, welche hier darauf verzichten mochte, dem fortlebenden Andenken des Königs noch einen Blick zu gönnen und das festausgeprägte Charakterbild des Dietrich von Bern der Sage mit dem großen Theodorich der Geschichte zu vergleichen.

Weniger hat uns das Buch von Professor Arnold befriedigt. Die „Deutsche Urzeit" desselben Verfassers, die wir früher zur Anzeige brachten, wird jetzt nachträglich als der erste Band einer deutschen Geschichte bezeichnet, und die vorliegende „fränkische Zeit" ist der Anfang der Fortsetzung. Die übrigen germanischen Staaten außerhalb des fränkischen werden, wie schon der Titel vermuthen läßt, nicht umfassend herbeigezogen. Arnold ist mit den Quellen weniger vertraut als Kaufmann; und er räumt der Reflexion, einem oft leeren Räsonnement mehr Raum ein als dieser. Wo Kaufmann kurz und straff, ist er breit, ja zerfließend. Man vergleiche etwa, wie beide Autoren den Chlodowech (Chlodwig bei Arnold) oder die Kaiserkrönung Karls des Großen darstellen. Bei Kaufmann weht immer die klare Luft der wirklichen Welt; die Gestalten, die Arnold zeichnet, verschwinden zuweilen in dem Nebel einer mystischen Romantik. Chlodowech soll nach Arnold die Nothwendigkeit einer Vereinigung romanischer und germanischer Stämme zum Schutz der christlichen Cultur gegen Slaven (?) und Araber erkannt haben, „wenn er auch vielleicht weniger selbstbewußt für diese letzten Ziele, wie (als?) um seine Existenz und Herrschaft kämpfte." Wie seltsam! Wenn Arnold in der Gründung des fränkischen Reiches „etwas Providentielles" sieht, kann er dann nicht mit größerer Wahrscheinlichkeit zwischen dem beschränkten Menschen, der nur beschränkte und nahe Ziele hat, und der göttlichen Führung, die in die Zukunft schaut, unterscheiden, anstatt dem irdischen Gefäße selbst etwas von göttlicher Voraussicht einzugießen? Und welchen Sinn überhaupt hat die Wendung, man müsse dem Gregorius von Tours, dem alten Geschichtsschreiber der Franken, wohl zugeben, daß „in der Gründung des fränkischen Reiches etwas Providentielles lag?" Darf, wer an die Vorsehung glaubt, sie nur zeitweilig und für besonders große Zwecke eingreifen lassen, wie einen König, der bloß gewisse Hauptsachen seiner persönlichen Entscheidung vorbehält? Um Chlodowech's Politik durch einen Gegensatz recht zu heben, bemerkt Arnold: „Wäre Theodorich ein Staatsmann gewesen (!), so wäre er nicht nach Italien gegangen, um hier im Dienst des oströmischen Kaisers zu regieren (?), er wäre in Pannonien geblieben und hätte dort in Verbindung mit den benachbarten Stämmen ein großes germanisches Ostreich zu gründen versucht." Der arme Theodorich! Ein König, der seinen Beruf verfehlt hat! Ja wenn er so klug wie ein deutscher Professor des neunzehnten Jahrhunderts gewesen wäre! Bei der Kaiserkrönung Karls des Großen wird, mit Vernachlässigung der besten zeitgenössischen Nachricht, wieder das alte Märchen von der „Ueberraschung" Karls des Großen aufgetischt und in kostbarer Weise ausgemalt. Der Professor der Rechte weiß uns zu erzählen, welche juristische Bedenken Karl hegte und wie diese Bedenken nur durch die plötzliche Ueberraschung gehoben werden konnten, welche der Papst sich in Scene zu setzen erlaubte: „staatsmännisch wie er war (!), fühlte er wohl den Mangel der gesetzlichen Form und zugleich die Möglichkeit endloser Verwickelungen, wenn er trotzdem die Krone aus der Hand seines ersten Reichsbischofs annahm." Wir wollen unsere unmaßgebliche Meinung über die Achtung vor dem formalen Recht, die bei einem „Staatsmanne" des achten und neunten Jahrhunderts zu erwarten wäre, hier nicht näher entwickeln, und nur darauf hinweisen, daß Arnold den welthistorischen Act, jener Krönung zuletzt

gerade so auffaßt, wie die Gründung des fränkischen Reiches: „Es ist etwas von unmittelbarer Inspiration dabei", sagt er wörtlich. Und wieder sind ihm die Menschen nicht *blinde*, was guten Sinn hätte, sondern halbbewußte „Werkzeuge einer höheren Hand": er weiß genau, daß der Papst, der Kaiser und das Volk, das ihnen zujubelte, sich als solche „*ansahen*". Ganz wie der Mörder Guiteau: nicht?

Neue Literatur über Rußland.

1. *Russische Wandlungen.* Neue Beiträge zur russischen Geschichte von Nikolaus I. zu Alexander III. Leipzig, 1882. Duncker u. Humblot.
2. *Lose Blätter* aus dem Geheimarchiv der russischen Regierung. Leipzig, 1882. Duncker u. Humblot.

Diese beiden Schriften schließen sich der Reihe von Veröffentlichungen an, welche in obigem Verlage nun schon seit Jahren erscheint und zum Ziel hat, den Gang der öffentlichen Dinge in Rußland in möglichst zusammenhängender Weise zu verfolgen. Daß diese Aufgabe eine sehr schwierige ist, weiß Jeder, der mit der Regierungsmethode des russischen Reiches auch nur oberflächlich bekannt ist. In Rußland lebend, über Rußland Wahrheiten zu drucken, ist nicht gestattet; außerhalb wohnend, vergrößern sich noch mehr die Schwierigkeiten, welche sich jedem Versuch entgegenstellen, den äußeren Bethätigungen des staatlichen und Volkslebens sowohl als den inneren Motiven desselben nachzuforschen. Diese Schwierigkeiten hindern natürlich auch die vorliegenden fortlaufenden Veröffentlichungen daran, wirklich das zu sein, was die Befriedigung eines weit verbreiteten Bedürfnisses wäre: zuverlässige Quellen der zeitgenössischen russischen Geschichte. Sie bestehen zum großen Theil aus Mittheilungen, die dem Verfasser aus gelegentlichen russischen Quellen zuflossen. Welchen Werth aber russische Quellen meist haben, die außerhalb der officiellen Kreise liegen, mag man schon nach dem Werth der russischen Presse beurtheilen. — Nichtsdestoweniger ist es eine dankenswerthe Arbeit, die durch Presse oder private Mittheilung zugänglichen Thatsachen mit möglicher Sorgfalt zu fixiren, in Verbindung zu setzen und darnach ein wenn auch nur skizzenhaftes Bild dieser oder jener Seite des russischen Lebens zu entwerfen, eine Arbeit, welche der Verfasser mit anerkanntem Geschick und nicht ohne jene instinctive Kenntniß des russischen Wesens vollführt, welche so wesentlich ist für die richtige Beurtheilung, so durchaus fremd Jedem, der Rußland nur aus Büchern oder gelegentlichen Reisen kennt und so höchst selten sich findet bei den Vielen, welche heutzutage über Rußland schriftstellern. Dieses instinctive Urtheil ist es, was die Darstellungen des Verfassers oft auch dort werthvoll macht, wo sie anekdotenhaft über die Oberfläche hinstreifen. Daher ist ein Abschnitt, wie der „Unter Alexander III." (in „Russ. Wandlungen") von Interesse, dürfte aber von einem künftigen Historiker nur mit großer Vorsicht benutzt werden. Ebenso leicht hingeworfen sind andere Skizzen, wie die über „Wielopolski", die „Verbrüderung von Kalisch", während andere Abschnitte — der Bericht über das Gubernium Pleskau, die Denkschrift Trepow's, die Denkschrift der Liberalen von 1880 von dauerndem Werthe sind durch ihren actenmäßigen Inhalt. Der Abschnitt „Kaiser Nikolaus und die Julirevolution" nimmt neben dem Denkschreiben von 1880 in diesem Band den ersten Platz ein. Von großem Werth sind die Actenstücke, welche die „Losen Blätter" enthalten. Hier ist wirklich geschichtlicher Stoff, dessen Interesse durch den Umstand vermehrt wird, daß er noch heute lebendig, wirksam ist. Diese Berichte des Reichscontroleurs an den Kaiser, die ohne Zweifel echt sind, bestätigen authentisch, was man aus einzelnen Erlebnissen längst vermuthete: daß die Unordnung, Unterschleife, Unehrlichkeit in der Intendantur während des Türkenkrieges von 1877 nicht wesentlich

geringer waren, als was im Kriege von 1855 das allgemeine Entsetzen erregte. Diese Fingerzeige auf die Verwaltung des Marineamts, der Eisenbahnen, einiger Steuergebiete vervollständigen nur das vom Reichscontroleur entworfene Bild einer heillosen Finanzverwaltung, deren übrigen Gebiete, wenn sie aufgedeckt würden, nicht minder Staunenswerthes aufweisen würden. Diese Verwaltung in andere Bahnen zu lenken, ist heute das vornehmste Streben des jungen Monarchen. Aber wenn man erwägt, welche Gewalten ein zu Sparsamkeit und Redlichkeit geneigter Reichscontroleur gegen sich wach ruft; wenn man aus diesen Blättern die allgemeine Gewohnheit der Geringschätzung öffentlicher wie privater Werthe erkennt, wie sie in Rußland herrscht, so wird man an der Möglichkeit zweifeln, daß auch die zäheste Kraft der Mißwirthschaft von Jahrhunderten durch den bloßen Willen einzelner Personen ein Ende zu machen im Stande sei. Aus diesen Zuständen, wie sie in den Berichten des Reichscontroleurs oder dem Denkschreiben des Gubernators von Pleskau hervortreten, spricht ein tiefwurzelndes System, eine staatliche Gewohnheit, welche nur durch ein neues System des Staatslebens entfernt werden kann. Und es ist um so interessanter, diese actenmäßigen Darstellungen heute zu lesen, wo mehr als seit lange man in unserem Nachbarlande bestrebt ist, mit Nacht und Grauen gnädig zu bedecken, was in diesem großen Reiche etwa tadelnswerth scheinen könnte. Wenn diese Veröffentlichungen, soweit sie die Meinung und Richtung des Verfassers ausdrücken, auch nicht für unparteiisch gelten können, so ist es doch möglich, in gewissem Grade durch die Vorurtheile des Verfassers hindurch oder über sie hinweg zu blicken. Man kann bemerken, daß er mit Vorliebe das Böse aufdeckt; allein man ahnt auch, daß vom Standpunkt eines auf europäischem Culturboden stehenden Mannes in den geschilderten Zuständen die dunklen Farben nothwendig die wenigen Lichtpunkte beschatten müssen, die man mit einigem guten Willen etwa entdecken könnte. Man ahnt, daß sich unendlich viel mehr des Uebeln noch aufdecken ließe in einem Lande, wo die centralen Organe solche eingefleischte Schäden zeigen und das gesammte Leben in der Provinz von diesen centralen Organen sklavisch abhängig ist. Diesen Zuständen gegenüber ist es auch für einen völlig unbetheiligten Zuschauer schwer möglich, die objective Ruhe ganz zu bewahren, und es mildert sich sogar das harte Urtheil, welches man sonst geneigt ist, über die blutige Gewaltsamkeit zu fällen, mit welcher die jugendlichen Heißsporne des Nihilismus gegen die bestehende Gewalt anstürmen. Die ursächliche Verbindung zwischen dieser Mißwirthschaft des Beamtenthums und dem Nihilismus liegt auf der Hand und bildet den unheilvollen Kreis, in den dieses Reich gebannt ist.

v. **Die Tragödien des Aeschylos.** In den Versmaßen der Urschrift in's Deutsche übersetzt von Carl Bruch. Breslau, E. Morgenstern. 1881.

Die Perser. Tragödie des Aeschylos. Verdeutscht und ergänzt von Hermann Köchly. Herausgegeben von Carl Bartsch. Heidelberg, Carl Winter. 1880.

Des Aristophanes Werke. Uebersetzt von Joh. Gustav Droysen. Dritte Auflage. 2 Bde. Leipzig, Veit & Comp. 1881.

Die Uebersetzung des Aeschylos von Bruch liest sich glatt und leicht, wie seine Uebersetzung des Sophokles. Aber an Kraft und Poesie hat das Original sehr oft eingebüßt und der stilistische Charakter ist ein anderer geworden. Aeschylos nennt gute Worte die Aerzte des kochenden Zornes. Bruch läßt das Bild fallen und setzt nur: „daß gute Worte stillen wilderregten Zorn." Okeanos sagt zu Prometheus: „Laß mich an dieser Krankheit (für andere zu sorgen und zu wagen) krank sein; da es gut ist wohlgesinnt sinnlos zu scheinen." Wiederum tilgt Bruch die bildliche Wendung und bringt das im griechischen Text vorhandene Wortspiel, das wir durch „wohlgesinnt sinnlos" anzudeuten suchten, nicht heraus, wenn er übersetzt: „Gern will ich eines solchen Fehlers schuldig sein; ein Thor zu scheinen, trägt man gern, wenn's treu man meint." Solche Beispiele lassen sich häufen. — Die Proben von der Uebersetzungskunst des verstorbenen Philologen Köchly, welche das zweite oben genannte Büchlein liefert, sind nicht erfreulich. Genauere Nachbildung wird freilich versucht, aber das Resultat ist zuweilen ein holpriges, ja unmögliches Deutsch. Die Form „Heribann" statt „Heerbann" gehört dem neunten Jahrhundert, nicht dem neunzehnten. „Das Heer, was jetzt in Hellas Bann zurückgeblieben" kann man zwar sagen, wenn man Lust hat, aber nur indem man einen Sprachfehler begeht: hier hätte der Herausgeber bessern dürfen. Der prosaische Ausdruck „bei solchem Stand der Dinge" begegnet wiederholt. „Auch von mir aus, Freunde, bin ich stets in Angst und Kümmerniß", das klingt nicht schön. „Ertragen muß der Sterbliche, was Leid die Götter senden." Doch genug der Blumenlese! — Droysen's Aristophanes! „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" Es gehört zu den anerkannten Meisterwerken der deutschen Uebersetzungskunst und bedarf keines neuen Lobes. Nur daß der Verfasser neue Verbesserungen darin angebracht, sei hier bemerkt. So ausgezeichnet, wie die Uebersetzung, sind bekanntlich die Einleitungen. Feinste ästhetische Bildung charakterisirt die alte Komödie; politische und historische Einsicht liefert wichtige Beiträge zur griechischen Geschichte und stellt uns auf den richtigen Standpunkt, um die unsterblichen Schöpfungen des „ungezogenen Lieblings der Grazien" zu genießen.

ξ. **Goethe's Werke.** Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verl.-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).

Welch bedeutenden Erfolg die illustrirte Ausgabe der Werke Schiller's hatte, die dem gleichen Verlag entstammt, ist bekannt. Ueber 52,000 Exemplare befinden sich in den Händen des Publikums. So konnte denn auch das zweite Unternehmen gewagt werden, des Altmeisters Werke in einer pietätvollen Auswahl dem deutschen Volk in gleicher Ausstattung zu bieten. Wir bemerken sogleich, daß es uns augenblicklich nur darum zu thun war, unsern Lesern eine kurze Nachricht über das begonnene Werk zu geben, und daß wir später genauer darauf eingehen werden. Es liegen drei Lieferungen vor, welche geeignet sind, die besten Hoffnungen zu erwecken. Sie enthalten nicht weniger als 60 Illustrationen, welche zum größeren Theile von süddeutschen Künstlern stammen. Ich hebe folgende hervor: „Der Goldschmiedsgeselle" von Benczur, „Schöne Nacht" von J. C. Welsch, „Meeresstille" und „Glückliche Fahrt" von Th. Weber, „Willkommen" und „Abschied" von E. Kanoldt, „Mailied" von R. Püttner, „Die glücklichen Gatten" von Max Volkhardt, „Tischlied" von J. Weiser — eines der am feinsten charakterisirten Bilder und ungewöhnlich geistvoll in der Technik — „Ritter Curts Brautfahrt" von J. Watter, „Wirkung in die Ferne" von H. Lossow. Besonderer Erwähnung verdienen die Zeichnungen zum Umschlag und zu einigen Titelköpfen und Initialen von H. Götz in Karlsruhe. Wir können die volle Ueberzeugung aussprechen, daß sich diese Goethe-Ausgabe jener Schiller's in Ausstattung und Illustrirung ebenbürtig anschließt; sie verdient auch den gleichen Erfolg und wird ihn sicher erringen, wenn die Fortsetzung dem Beginne entspricht. In etwa 80 Lieferungen wird das schöne Werk vollständig sein.

ρ. **Lenau's sämmtliche Werke.** Mit Biographie, Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Der große Vorzug dieser Ausgabe besteht darin, daß sie wohlgeordnet in zwei handlichen Bänden uns Alles von und über Lenau mittheilt, was einem gewissenhaften Herausgeber zugänglich war. Nicht nur finden sich bei den einzelnen Gedichten die Varianten der ersten Auflagen: überall, wo der authentische Nachweis möglich war, werden wir auch mit dem Datum und den näheren Umständen der Entstehung bekannt gemacht. Für ein intimeres Verständniß Lenau's ist dies von ungemeiner Wichtigkeit; denn nicht bei vielen anderen Dichtern war — und zwar in einem verhängnißvollen, tragischen Sinne — Leben und Dichten so sehr Eins: „ich glaube, die Poesie bin ich selber; mein selbstestes Selbst ist die Poesie", schreibt er einmal. Und ein andermal: „ich will mich selber an's Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt." Die Biographie, welche dem ersten Bande voransteht, ist ein verständig gemachter Auszug aus „Lenau's Leben" von Schurz, mit Benutzung der anderweitigen Schriften, Briefsammlungen und Erinnerungen von Emma von Niendorf, Anastasius Grün, Karl Mayer und Berthold Auerbach. Mancher Name, der aus Rücksicht für eine noch lebende Generation bisher verschwiegen ward, durfte hier zum ersten Male genannt werden. Von den edlen Frauen, deren Einfluß auf Lenau wir einige der köstlichsten seiner Gedichte verdanken, leben — so viel wir

wissen — nur zwei noch: die Lotte der „Schilflieder" und die Sophie des unvergleichlichen „Wild verwachsne dunkle Fichten"; und wir fürchten, daß namentlich gegen die Letztere der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe zu herb in seinem Urtheil gewesen sei. Dankenswerth ist der Anhang: „Aus Lenau's Briefen und Gesprächen", in welchem wir namentlich manche für des Dichters Eigenart sehr bezeichnende Aeußerungen über zeitgenössische Kunst und Künstler erhalten. Lob endlich verdienen die historischen Einleitungen zu den epischen Dichtungen, sowie das musterhafte Register zu den lyrischen Gedichten: allgemeines Inhaltsverzeichniß, alphabetisches Inhaltsverzeichniß und Verzeichniß nach den Anfangszeilen. Die Sorgfalt und Genauigkeit bei Veranstaltung dieser Ausgabe gereicht ihr nicht minder zur Empfehlung, als ihr gefälliges Aeußeres, guter Druck und sauberer Einband.

ρν. **Albrecht von Haller's Gedichte.** Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Ludwig Hirzel, o. Professor der deutschen Literatur an der Universität zu Bern. Frauenfeld, J. Huber. 1882.

Den dritten Band der von Jakob Baechtold und Ferd. Vetter herausgegebenen „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes" bildet eine neue, vollständige von L. Hirzel besorgte und mit einer Einleitung versehene Ausgabe von Haller's Gedichten. Die Vorzüge dieser umfangreichen Einleitung — der textkritische Theil des Buches ist vorzüglich — liegen vor Allem in der Beschaffung eines sehr ausgedehnten Neumaterials, in der sorgfältigen Nachprüfung des ältern, schon bekannten und benutzten und in der umsichtigen und gewissenhaften Behandlung des schwierigen Stoffes. Hirzel benutzt hier zum ersten Mal Haller's autobiographische Skizzen (auf der Brera in Mailand), seine Briefe an Gemmingen, Bodmer u. s. w. Zum ersten Male ist hier Haller's bisher noch nicht behandelte Recensententhätigkeit zur Darstellung gebracht, zum ersten Mal der Ausgangspunkt von Gottsched's Animosität gegen den großen Dichter und Gelehrten durch den Nachweis aufgedeckt, daß es sich um das bekannte où est la femme handelte; zuerst ist von Hirzel gezeigt, welche zwingenden äußeren Gründe Haller bewogen, seine angesehene gelehrte Stellung mit einem bescheidenen Berner Staatsamt zu vertauschen. Kurz, es gibt kaum eine Frage in der Hallerliteratur, zu der Hirzel nicht etwas Neues beigesteuert hätte. Wenn auch nach seiner eigenen Vorbemerkung manches Detail unberücksichtigt bleiben mußte und manches nur andeutungsweise geboten werden konnte, so hat doch das Werk die wissenschaftliche Erkenntniß des Gegenstandes nicht nur einigermaßen gefördert, wie der Verfasser allzu bescheiden hofft, es hat ihn nach der stofflichen Seite hin so ziemlich erschöpft und ist insoweit als durchaus abschließend zu betrachten; namentlich das biographische Moment hat eine kaum zu erweiternde Bereicherung erfahren. Die ästhetisch-kritische Würdigung Haller's ist freilich nicht über dasjenige hinausgekommen, was vor Hirzel in dem Buche von A. Frey: „A. v. H. und seine Bedeutg. f. d. d. Literatur" (vergl. d. Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" 1880) geleistet war, wo manche Punkte (wie Haller's Vorbilder, Sprache, Nachwirkung) weit ausführlicher und klarer dargethan sind als bei Hirzel.

ξ. **Zeiten, Völker und Menschen** von Karl Hillebrand. Sechster Band: Zeitgenossen und Zeitgenössisches. Berlin, Rob. Oppenheim. 1882.

Es gibt bei uns wenige Autoren, welche so wie der Verfasser es verstehen, mit Liebe fremden Individualitäten nachzugehen und ihnen stets gerecht zu werden. Es ist nicht nur die Weltkenntniß des Herrn Hillebrand, nicht nur die reiche Lebenserfahrung, die ihn dazu befähigen; höher stellen wir den feinen Herzenstakt, das innere Gentlemanthum, welches er in allen derartigen Arbeiten bekundet. Der erste der dreizehn Aufsätze beschäftigt sich, im Anschluß an die drei Bände der „Correspondance" von Sainte-Beuve, mit der Individualität des berühmten französischen Kritikers. Uns ist nichts Besseres bekannt. Mit der gerechtesten Abwägung von Licht und Schatten verbindet sich vollendete Klarheit der Umrisse; die inneren Motoren dieser verwickelten Persönlichkeit werden aufgewiesen, jeder einzelne Zug aber im Zusammenhange mit dem ganzen menschlichen und literarischen Charakter dargestellt. Mancher Zug in Hillebrand erinnert an Saint-Beuve, und vielleicht liegt darin auch die Erklärung für die psychologische Feinheit der Studie. — Die gleiche Eigenschaft zeigt sich aber auch in anderen Charakteristiken und Schilderungen: „Eine ostindische Laufbahn", „Graf Circourt" ꝛc. Einige der Essays, wie „Das belgische Experiment", „Guizot im Privatleben", „Antonio Panizzi" sind den Lesern unserer Zeitschrift bekannt. Von den Aufsätzen, welche allgemeine Fragen behandeln, ist hervorzuheben „Deutsche Stimmungen und Verstimmungen" — er könnte vielen „Verstimmten" zum Auswendiglernen empfohlen werden, leider aber dürfte auch das nicht viel helfen, so lange ein nicht geringer Theil unserer Gesellschaft es als Lebensberuf betrachtet, verstimmt zu sein. Die alte Geschichte: als wir's nicht hatten, da besangen, beredeten, beschrieben wir's und da wir's haben, sind wir unzufrieden. — Einer besonderen Empfehlung bedarf ein Buch von Hillebrand nicht.

ρο. **Deutsche Klänge aus Oesterreich** von Fercher v. Steinwand. Wien, L. Rosner. 1881.

Fercher v. Steinwand hat eine bestimmte Anzahl eifriger Verehrer, in weitere Kreise ist er eigentlich wohl nie gedrungen. Er hat einen kräftigen lyrischen Anschlag, seine Gedichte zeichnen sich durch Tonfülle, durch Wärme der Empfindung aus, aber er bildet sich mit einer Willkür Worte und Reime, die vielleicht originell sein sollen, entschieden aber wie sprachliche Ausschreitungen wirken. Abgesehen hiervon zeichnen sich einzelne der Gedichte durch poetischen Vollwerth aus.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 13. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alexander. — Ein moderner Zauberer. Tagebuchblätter von Alexander (Alexander Heimbürger). 2 Bde. Mit einer Einleitung von Dr. Levin Schücking. Münster i. W., Coppenrath'sche Buch- & Kunsthandlung. 1882.

Auf Reisen. Briefe eines Dilettanten. Wien, C. Konegen. 1882.

Av-Lallement. — Physiologie der deutschen Polizei. Von Friedrich Christian Benedict Av-Lallement, Doctor beider Rechte, großh. sachs.-weim. Hofrath. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Baedeker. — Schweden und Norwegen nebst den wichtigsten Reiserouten durch Dänemark. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 10 Plänen und 25 Karten. 2. verb. u. verm. Aufl. Leipzig, K. Baedeker. 1882.

Baedeker. — Südbaiern, Tirol und Salzburg, Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 25 Karten, 12 Plänen und 7 Panoramen. 20. Aufl. Leipzig, K. Baedeker. 1882.

Baedeker. — Süd-Deutschland und Oesterreich. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 27 Karten und 39 Plänen. 19. Aufl. Leipzig, K. Baedeker. 1882.

Berger. — Von den Inseln und aus See. Poetische Erzählungen von Wilhelm Berger. Bremen, Tiercken & Wichlein. 1882.

Bibliothek deutscher Curiosa. V. Band: Christian Weise's Bauern-Komödie „Von Tobias und der Schwalbe". Aufgeführt im Jahre 1682. Mit einer Einleitung herausgegeben von Rudolph Genee. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1882.

Biedermann. — Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Vom Thronwechsel in Preußen 1840 bis zur Aufrichtung des neuen Deutschen Kaiserthums. Nebst einem Rückblick auf die Zeit von 1815 bis 1840. Von Karl Biedermann, ord. Hon.-Prof. an der Universität in Leipzig. 2 Bde. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer.

Birt. — Hamburger Skizzen. Hebung des Stadtbildes durch das Rathhaus. Mittel zur Gründung eines Fonds für Zwecke der Stadtverschönerung und zur Erweiterung des Lokal-Verkehrs in Hamburg. An den Gedenktagen des großen Brandes von 1842 dargebracht von Alexander Birt. Hamburg, Karl Grädener. 1882.

Bodenstedt. — Vom Atlantischen zum Stillen Ocean. Von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Brentano. — Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg von Clemens Brentano. Mit Vorwort und Anmerkungen herausgegeben von Karl Bartsch. Freiburg i. Br. u. Tübingen, akadem. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 22—27. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Capitelli. — Memorie e lagrime. Versi di Guglielmo Capitelli. Padova. 1882.

Collection Spemann. Deutsche Haus- u. Hausbibliothek. Bd. 24. Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen. Ein Familienbuch von Dr. W. Wurm. Mit 3 Holzschnitten. — Bd. 25. Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde von J. J. Engel. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, W. Spemann.

Daudet. — Wundersame Abenteuer des edlen Tartarin von Tarascon. Von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung von Paul Christiani. Mit dem Portrait Alphonse Daudet's. Dresden, H. Minden.

Dielitz. — Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie, Losungen, Schlacht- und Volksrufe. Besonders des Mittelalters und der Neuzeit, gesammelt, alphabetisch geordnet und erläutert von J. Dielitz, Königl. Preuss. Geh. Regierungsrath und Generalsekretär der Königl. Museen. Görlitz, C. A. Starke. 1882.

Dierckx. — Die Araber im Mittelalter und ihr Einfluß auf die Cultur Europa's. Von Gustav Diercks. 2. Aufl. Leipzig, Otto Wigand. 1882.

Dorpat. — Die deutsche Universität, im Lichte der Geschichte und der Gegenwart. Eine historische Studie auf dem Gebiete östlicher Culturkämpfe. 2. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Elb. — Ueber Gebäudestatistik. Von O. Elb, königl. sächs. gepr. Civilingenieur. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung. 1882.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath. Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg. 30. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 11. Lfg. — 2. Abthlg. 3. Lfg. Enthält: Handwörterbuch der Chemie. 1. Lfg. — 2. Abthlg. 4. Lfg. Enthält: Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs. 2. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1882.

Erckmann-Chatrian. — Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau. Lfg. 3—6. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung. 1882.

Esmarch. — Die erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen. Ein Leitfaden für Samariter-Schulen in fünf Vorträgen von Dr. Friedrich Esmarch, Professor der Chirurgie a. d. Univ. Kiel, Generalarzt I. Cl. u. Geh. Med.-Rath. 3. unv. Aufl. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1882.

Faulmann. — Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst, ihrer Erfindung durch Johann Gutenberg und ihrer technischen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck, 12 Beilagen und 300 in den Text gedruckten Illustrationen, Schriftzeichen und Schriftproben. Lfg. 19—25. (Schluss). Wien, A. Hartleben's Verlag.

Findel. — J. G. Findel's Schriften über Freimaurerei. 1. Band. 1. Heft: Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben. Leipzig, J. G. Findel. 1882.

Fusco. — Oriente ed occidente viaggi e impressioni della Vedova di Edoardo Fusco. Napoli. 1882.

Gallia. — Kritische Monatsschrift für französische Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Dr. Adolf Kressner in Cassel. Band I. Nr. 1. Juli 1882. Leipzig, P. Ehrlich.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 20. Jahrg. Heft 6. 7. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VI. Jahrg. Heft 9. Juni 1882. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Lfg. 13—17. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Hirsch. — Die Walldorfer. Roman von J. Hirsch. Berlin, W. Ißleib (G. Schuhr). 1882.

Hohenzollern, die, und das **Deutsche Vaterland,** von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Lfg. 22—24. München, Fried. Bruckmann's Verlag.

„Im Licht der Wahrheit." Beleuchtung von Dr. Heinze's Anklageschrift Hungarica „im Licht der Wahrheit". Preßburg u. Leipzig, C. Stampfel. 1882.

Junghans. — Die Schwiegertochter. Von Sophie Junghans. Berlin, A. Goldschmidt.

Kalb. — Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Herausgegeben von Dr. Paul Nerrlich. Mit 2 Facsimiles. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1882.

Kant. — Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum derselben herausgegeben von Dr. H. Vaihinger, Privatdoc. d. Philosophie an der Universität Strassburg. I, 2. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Kantecki. — Die neapolitanischen Sommen. Ein historischer Essay von Klemens Kantecki. Aus dem Polnischen übertragen von Raphael Löwenfeld. Posen, Jos. Jolowicz. 1882.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 17—20. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Knortz. — Shakespeare in Amerika. Eine literarhistorische Studie von Karl Knortz. Berlin, Th. Hofmann. 1882.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. Lfg. 26. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Kübler. — Das Buch der Mütter. Eine Anleitung zu naturgemäßer leiblicher und geistiger Erziehung der Kinder und zur allgemeinen Krankenpflege. Von M. S. Kübler (Frau Scherr), 2. durchges. u. erg. Aufl. Leipzig, Ambr. Abel.

Leixner. — Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto von Leixner. Mit über 300 Textillustrationen und zahlreichen Tonbildern ꝛc. Lfg. 12—17. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Ge-

schichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 44—47. Stuttgart, J. Engelhorn.

Lenz. — Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden. Von J. M. R. Lenz. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von Dr. Max von Waldberg. Berlin, W. H. Kühl. 1882.

Leschwo. — Der Ring der Wahrheit. Roman von A. Leschwo. 2 Thle. Leipzig, Jul. Klinkhardt. 1882.

Mahlke. — Moderne Tragikomödien. Ernste und heitere Zeitbilder von Karl Mahlke. Mit 33 Illustrationen von Henry Albrecht. Berlin, A. B. Auerbach. 1882.

Mantegazza. — Einen Tag in Madeira. Ein Capitel aus der Hygiene der Liebe. Von Paul Mantegazza, Prof. d. Anthropologie a. d. Universität in Florenz. Leipzig, K. Scholtze. 1882.

Meinert. — Fliegende Volks- und Arbeiterküchen. Eine Denkschrift, der unter dem Allerhöchsten Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta stattfindenden Ausstellung für Hygiene und das Rettungswesen gewidmet von Dr. Meinert. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1882.

Meinert. — Speise- und Nährstofftafeln für Militär- und Anstaltstischen, Schulen ꝛc. von Dr. C. A. Meinert. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Moldenhauer. — Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von C. F. Theodor Moldenhauer. Lfg. 10. Köln, E. H. Mayer. 1882.

Monatschrift für deutsche Beamte. Organ des unter dem Protectorat Seiner Majestät des Kaisers stehenden Preußischen Beamten-Vereins. Redigirt von L. Jacobi, Kgl. Geh. Reg.-Rat, Mitgl. d. Reichstages u. des preuß. Abgeordnetenhauses. (Liegnitz.) Grünberg i. Schl., Fried. Weiß Nachf. 1882.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Lfg. 17. 20. 21. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Nys. — Le droit de la guerre et les précurseurs de Grotius par Ernest Nys. Bruxelles, C. Muquardt. 1882.

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Pracht-Ausg. Mit 40 prachtvollen Stahlstichen und gegen 600 Holzschnitte von der Hand vorzüglicher Künstler. Lfg. 13—20. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882.

Perrot-Chipiez. — Geschichte der Kunst im Alterthum. Aegypten — Assyrien — Persien — Kleinasien — Griechenland — Etrurien — Rom. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. — Aegypten. Mit ungefähr 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Lfg. 2. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Pflug. — Beitrag zur Beurtheilung der Deutschen Südungarns in ihrer Haltung dem „Deutschen Schulverein" gegenüber. Von Julius Pflug, städt. Archivar. Pancsova, C. Wittigschlager. 1882.

Presber. — Rheinische Novellen von Hermann Presber. 2. Aufl. Leipzig, Th. Thomas. 1882.

Ratzel. — Anthropo-Geographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Report, annual, of the Board of Regents of the Smithsonian institution, showing the operations, expenditures, and condition of the institution for the year 1880. Washington. 1881.

Richter. — Bilder aus der deutschen Culturgeschichte von Albert Richter. I. Band. Lfg. 5. 6. II. Band. Lfg. 1. Leipzig, Fr. Brandstetter.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 9. Wien, A. Hartleben. 1882.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 76. Charles Darwin. Von Julius Lippert. Prag, Verlag des Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVII. Serie. Heft 392. Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. Von M. Neumayr. — Heft 393/394. Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. Von Dr. Max Beheim-Schwarzbach. Berlin, C. Habel. 1882.

Schlegel. — Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften. Herausgegeben von J. Minor. 2 Bde. 1. Bd. Zur griechischen Literaturgeschichte. — 2. Bd. Zur deutschen Literatur und Philosophie. Wien, C. Konegen. 1882.

Schneider. — Der menschliche Wille vom Standpunkte der neueren Entwickelungstheorien (des „Darwinismus") von G. H. Schneider. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhdlg. 1882.

Schweiger-Lerchenfeld. — Die Adria. Von Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt (wovon 40 Vollbilder, theilweise auf Cartons), 6 Plänen und einer großen Karte des Adriatischen Meeres und seiner Gestadeländer. Lfg. 2—4. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. Lfg. 8—10. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Schwicker. — Julius Schvarcz und seine Schriften. Von Prof. Dr. Schwicker. Budapest, Wien u. Leipzig, W. Lauffer. 1882.

Shakespeare's Selbstbekenntnisse. Nach zum Theil noch unbenutzten Quellen von Fritz Krauss. Weimar, A. Huschke's Hofbuchhdlg. 1882.

Shakespeare's sämmtliche Werke. Illustrirt von John Gilbert. Lfg. 29—37. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger). 1882.

Simson. — Ueber die Beziehungen Napoleons III. zu Preussen und Deutschland. Ein Vortrag von Bernhard Simson, Professor. Freiburg i. Br. u. Tübingen, akadem. Verlagsbuchhdlg. von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Swarth. — Les printanières par Hélène Swarth, Arnhem, J. Minkman.

Testament, das neue, übersetzt von Karl Weizsäcker. 2. neu bearb. Aufl. Freiburg i. Br. u. Tübingen, akadem. Verlagsbuchhdlg. von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Teutsch. — Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Siebenbürger Sachsenlande. Von Traugott Teutsch. Lfg. 15—19. Kronstadt, H. Dreßnandt. 1882.

Thöl. — Handelsrechtliche Erörterungen. Eisenbahnrecht und anderes Frachtrecht. Insbesondere die 23 Ungültigkeiten im Betriebs-Reglement für die Eisenbahnen Deutschlands. Zugleich eine Antikritik gegen Goldschmidt. Von Dr. Heinrich Thöl, Geh. Justizrath und Professor der Rechte zu Göttingen. Göttingen, Dieterich'sche Sortim.-Buchhdlg. 1882.

Vorträge, philosophische, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. Heft 1. Ueber das realistische Princip der Autorität als der Grundlage des Rechts und der Moral von Prof. Dr. Fredericks nebst den Entgegnungen des Präsidenten v. Kirchmann, Lic. Dr. Fr. Kirchner, Prof. Michelet, Oberlehrer Essen und Prof. Lasson. Halle a. d. S., C. E. M. Pfeffer. 1882.

Walujew. — Lorin. Roman von Graf P. A. Walujew. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Thl. 2, 3. Leipzig, F. A. Brockhaus. — St. Petersburg, Kaiserl. Hofbuchhdlg. H. Schmitzdorff (C. Röttger). 1882.

Wanderbilder, europäische. Nr. 30. 31. 32. Die Gotthardbahn. Von J. Hardmeyer. Mit 48 Illustrationen von J. Weber und einer Karte. — Nr. 37. Freiburg im Breisgau. Von L. Neumann. Mit 31 Illustrationen von J. Weber und einer Karte. Zürich, Orell Füssli & Co.

Weber's Vogelschaukarte der Gotthardbahn. Zürich, Orell Füssli & Co.

Wellmer. — Gemüthsbildung und Thierschutz. Von Meta Wellmer. Herausgegeben vom Münchener Thierschutzverein. Neue Aufl. München. 1882.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten

Schiffer Worse.

Erzählung
von
Alexander Kielland.

IX.

Die Firma Garman & Worse hatte einige gute Jahre gehabt. Wie ein frischer Blutstrom rollte Jakob Worse's Geld in das dahinsiechende Geschäft, vertheilte sich über die Glieder und machte den ganzen Organismus gesund und stark; nach und nach gewann die Firma ihren vollen Glanz in der Heimath wie im Auslande wieder. Das Antlitz des Consuls ward wieder glatt und unbekümmert und sein Schritt war leicht und jugendlich, wenn er die breite Treppe hinanstieg, um nach den fremden Arbeitern zu sehen, die er aus Kopenhagen hatte kommen lassen, um die Gesellschaftszimmer im ersten Stock zu decoriren. Zum Frühjahr sollte Christian Friedrich nach Hause kommen; seine Ausbildung im Auslande war vollendet, wenn er jetzt den letzten Winter in Paris zugebracht hatte.

Der Consul freute sich sehr darauf, daß sein Sohn nach Hause kommen sollte — zumal jetzt, da er ihm zeigen konnte, daß die Firma sich kräftigen Gedeihens erfreue und das Geschäft in voller Blüthe stehe. Nur ein unangenehmer Punkt war da, nämlich das Verhältniß zu Worse. Consul Garman verwünschte in seinem Herzen die Haugianer und alle heiligen Leute mehr als je. Es war eingetroffen, was er befürchtet hatte: seinen braven Schiffer Worse hatten sie ihm verdorben. Derselben Meinung waren auch die beiden alten Fräulein. Wohl kam er in der ersten Zeit nach seiner Heirath öfter nach Sandsgaard und bemühte sich, ganz ebenso zu sein, wie früher. Das wollte aber nicht gelingen, er vermochte den rechten Ton nicht wieder zu finden und auf beiden Seiten konnte man sich des peinlichen Gefühls nicht erwehren, daß die guten alten Tage für immer dahin seien.

Nur ein einziges Mal war Frau Sarah Worse auf Sandsgaard gewesen, als der Consul eine große Mittagsgesellschaft zu Ehren der Neuvermählten gegeben hatte.

Mit niedergeschlagenen Augen saß sie neben dem Consul Garman an der strahlenden Tafel, umgeben von all' den hohen Herren und Damen, die sie nur auf der Straße oder in der Kirche gesehen hatte. Rund um sie her erklangen Scherze und Gelächter und ein froher Lärm, dergleichen sie in ihrem Leben nie gehört hatte, obgleich die Gäste der Meinung waren, daß sie ihre Munterkeit aus Rücksicht gegen die bekannte Religiösität der jungen Frau bedeutend herabstimmten.

Jakob Worse aber, der an diese Gesellschaften gewöhnt und bei Allen gut gelitten war, befand sich äußerst wohl und wollte seiner Frau zunicken. Sie aber erhob kaum die Augen während der ganzen Mahlzeit; und als sie nach Hause kamen — Worse mußte sich darin finden, daß sie fuhren — sagte sie zu ihm, daß sie das Gefühl habe, als sei sie im Vorhofe der Hölle gewesen.

„Ach nein, Sarah, wie kannst Du das sagen; es waren wahrhaftig lauter brave, gutmüthige Leute!"

„Merktest Du denn nicht, daß sie Dich nur zum Besten hatten," sagte sie mit scharfem Ton; denn so hatte sie es aufgefaßt, wenn der Bürgermeister oder ein anderer der Gäste sich die Ehre ausgebeten hatte, ein Glas mit dem alten Capitän und jungen Ehemann zusammen zu trinken.

Sie ging niemals wieder dahin. Einmal war sie verständig genug, einzusehen, daß sie in diesem Kreise niemals festen Fuß fassen würde; dann aber war auch für sie, die von Kindheit an nur ernste und religiöse Reden gehört hatte, etwas wahrhaft Teuflisches an diesen frohen, sorglosen Menschen, die laut lachten, während sie den verderblichen Wein tranken. —

Consul Garman ließ nicht ab, es seinen Schwägerinnen vorzuwerfen, daß sie ihn nicht früher von Schiffer Worse's Liebäugeln mit den Haugianern unterrichtet hatten. Er meinte, daß er ihn curirt haben würde, hätte er ihn nur behandeln können, ehe die Krankheit überhand genommen.

Worse schien sich aber recht wohl zu befinden und das war doch eigentlich die Hauptsache, wenn es nur von Dauer wäre. Trotzdem vermißte man ihn aufrichtig in Sandsgaard, und als er sich dann sogar ganz von der See zurückzog und sein altes Schiff einem anderen Führer überließ, gab Consul Garman ihn vollständig auf.

Der Consul fühlte sich danach noch einsamer als früher und oft wanderte er in trübsinnigen Gedanken auf dem breiten Kiesweg vor dem Gartenpavillon auf und nieder. Der Pavillon lag an einem Teich, um den sich ein hübscher Kranz von Schilf zog. Früher war der Teich wohl größer gewesen; denn der Consul konnte sich aus seiner Jugend erinnern, daß sich das Wasser damals nach beiden Seiten des Lusthauses hin erstreckte und daß sich eine Zugbrücke dort befand.

Er hatte noch eine dunkle Erinnerung von Damen in einem blau und weiß gestrichenen Boote und von einem hohen Manne in rothseidener Jacke, der vorn im Boot mit einem Ruder stand. Jetzt war der Teich so klein, daß sich kaum ein Boot darauf hätte bewegen können und der Consul stellte oft Betrachtungen darüber an, wie der Teich hätte so einschrumpfen können. Der Schilf mochte wohl Schuld daran sein, und der Gärtner erhielt jedes Jahr die Weisung, mit

dem Schilf gut aufzuräumen; das half aber nur wenig. Der Garten war ursprünglich in altfranzösischem Stil angelegt mit breiten rechtwinkligen Gängen, dichten hohen Hecken und Alleen oder ganz niedrigen Buchsbaumhecken. In gewissen regelmäßigen Zwischenräumen waren runde Plätze angebracht, auf die je vier Wege einmündeten; hier standen Bänke umher und in der Mitte eine Sonnenuhr oder ein Denkstein oder etwas Aehnliches.

An der Außenseite des Gartens aber war ringsumher, namentlich gegen Nordwesten, ein dichter Gürtel von Bäumen gepflanzt, der sich wie ein breiter Rahmen um die ganze Anlage zog. Es waren gewöhnliche, inländische Bäume, welche den feinen französischen Garten mit seinen fremden Blumen und Gewächsen gegen den rauhen Wind von der See beschützen sollten. Der Pavillon mit dem Teich lag westlich vom Hauptgebäude, und obgleich er nicht eben weit davon entfernt war, ward er doch in früherer Zeit als eine Art Trianon betrachtet, wohin man sich begab, um Kaffee zu trinken oder Musik zu hören. Der stattliche Zug schlängelte sich auf vielfachen Umwegen, über die Brücke und rund um den Teich dahin oder man stieg in's Boot und ließ sich mit drei Ruderschlägen unter zahllosen Complimenten und witzigen Bemerkungen übersetzen. Aller dieser Dinge konnte Morten Garman sich von seiner Jugend her erinnern. Er selbst hatte es versucht, die alten Weisen und Gewohnheiten aufrecht zu erhalten; aber es hatte ihm nicht recht glücken wollen. Die Menschen wurden anders, der Teich wuchs immer mehr zu und selbst der zierliche Garten seines Vaters sollte, wie es schien, demselben Geschick erliegen.

Zu beiden Seiten des breiten Kiesweges, der nach dem Pavillon führte, lief eine Hecke, die so dicht war, daß sich die jungen Damen zum großen Verdruß des Gärtners darauf zu setzen pflegten, und in derselben standen in regelmäßigen Zwischenräumen sechs aus Buchsbaum geschnittene Pyramiden. Hier pflegte der Consul auf und nieder zu spazieren und hier war noch Alles so zierlich und so steif wie in früherer Zeit. Der übrige Theil des Gartens aber hatte nach und nach ein etwas verwildertes Aussehen angenommen. Die einfachen Bäume, die gepflanzt waren, um Schutz zu geben, hatten sich, als sie erst dicke Stämme und kräftige Wurzeln bekamen, auf eigene Rechnung breit gemacht, und da die Windseite sie daran verhinderte, sandten sie lange Zweige in den Garten hinein, über die rechtwinkligen Gänge, und die schnurgraden winzigen Buchsbaumhecken. Dieser Einbruch in den friedlichen Garten ging zuerst von einer Gruppe junger Buchen aus. Mehrere Jahre hindurch waren sie fast ganz in der Entwickelung stehen geblieben. Der Nordwind fegte ihre Wipfel ab und bog sie und alle anderen Bäume nach der anderen Seite hinüber, so daß es aussah, als seien sie mit der Schere schräg abgeschnitten. Als sie aber endlich genügende Kraft nach unten gesammelt hatten, dehnten sie sich aus, wuchsen in einander und in die anderen Bäume hinein, um jeden Sonnenstrahl kämpfend, und strotzend von Kraft und Gedeihen. Die anderen Bäume folgten ihrem Beispiel und selbst die bescheidenen Hollundersträuche, die an der äußersten Grenze standen und in den ersten bösen Jahren allen Unbilden des Wetters am meisten ausgesetzt waren, wuchsen kräftig auf und versuchten sich zu den jungen Vogelbeerbäumen und Pappeln, die neben ihnen standen, emporzustrecken. So-

wohl der Consul wie der Gärtner suchten dem Eindringen dieser fremden Elemente Einhalt zu thun, aber ihre Bemühungen waren vergeblich, von allen Seiten brach üppiges Wachsthum ein über den steifen, zierlichen Garten. Unter den Bäumen konnten die Hecken nicht mehr gedeihen und verschwanden nach und nach, Gesträuche, die früher durch die Schere in bescheidenem Umfang gehalten waren, nahmen riesige Dimensionen an, und die Wege, auf denen sonst zwei Personen bequem nebeneinander gehen konnten, hatten sich so verengt, daß man kaum mehr hindurchkommen konnte.

So war der Garten allmälig zum Park geworden und nur durch völlige Ausrottung der Eindringlinge hätte man den alten Zustand wieder herbeiführen können. Und das wäre Schade gewesen um die schönen Bäume; viele meinten auch, es sähe jetzt weit hübscher aus als früher und nur der Consul sah mit Bedauern seinen alten Garten von Jahr zu Jahr hinschwinden, bis er nur noch den breiten Kiesweg mit den sechs Pyramiden vor dem Pavillon übrig hatte.

Wenn er hier an den hellen, stillen Sommerabenden auf und ab wandelte, konnte er zwischen den aufrührerischen Bäumen den rothgelben Abendhimmel durchschimmern sehen, wie er seine Farben über die Sandsgaarder Bucht und über das Meer hinauswarf, dessen Fläche aussah wie Glas, das in langen Querstreifen auf- und abwogt. Dann dachte er an die herrliche Aussicht über das Meer, welche man ehemals vom Dache des Gartenpavillons aus hatte. Nun war es damit vorbei. Es ging mit dem Garten wie mit der Stadt; in beiden wucherte so viel Neues empor und überwucherte das Alte, daß es nicht mehr zu kennen war.

An der Hinterseite des Pavillons befand sich eine geheime Thür im Paneel, deren Schlüssel der Consul stets in der Tasche trug. Manche Erinnerungen kleiner Liebesabenteuer drängten sich ihm auf, wenn er jetzt in seinen alten Tagen selten einmal die kleine Hinterthür öffnete. Eine Wendeltreppe führte nach der Kammer oben. Die Treppe war eng und jetzt ward es ihm schwer genug, hinaufzusteigen — aber in seiner Jugend, wie leicht flog er da hinauf und hinunter!

„Le nez — c'est la mémoire," sagte er mit einem selbstgemachten Bonmot, indem er die eingeschlossene Luft mit dem Geruch von altem Mahagonyholz einsog; dann wanderte er wieder summend auf und ab in dem kleinen Rest des Gartens seiner Jugend, indem er das wohlgeformte Bein vorsichtig und elegant hinsetzte, und träumte, er habe Schuhe an und weiße, seidene Strümpfe. —

Aber auf dem Wege draußen hielt ein Wandersmann an und blickte über die Bucht hinaus. Es war der bekannte Laienprediger Hans Nielsen Fennefos. Hohen Wuchses, abgemagert, einen scharfen Glanz in den hellen Augen, lehnte er sich in Gedanken versunken an den Pfosten einer im Gartenzaun befindlichen Thür. Auf dem Rücken trug er einen großen Ranzen, der seine Bücher und religiösen Schriften enthielt; er war bestäubt und ermüdet, nachdem er den langen Tag im heißen Sonnenschein gewandert. Drei Jahre lang war er nicht in diesem Theil des Landes gewesen und Vieles war in dieser Zeit in ihm vorgegangen. Als er erfuhr, daß Sarah die Frau des Schiffers Worse geworden war, fühlte er einen durchbohrenden Stich in seinem Inneren, einen körperlichen

Schmerz, dem er fast erlegen wäre. Er begriff mit einem Male, daß er dennoch von einer Liebe zu diesem Weibe erfüllt sei, gegen welche seine Liebe zu den Brüdern, ja selbst zu Gott nur schwach und für Nichts zu rechnen wäre. Er erschrak über sich selbst und warf sich in Reue und Gebet in den Staub. Und da es ihm nun däuchte, daß keine Strafe oder Buße hart genug sei für einen so großen Betrug, für ein so großes Vergehen, so ward er auch streng gegen Andere; und er begann mit brennendem Eifer Buße zu predigen und die Sünder mit härteren Worten zu züchtigen, als sie je gehört worden waren.

Drei Jahre lang führte er diesen heftigen unmittelbaren Kampf gegen die Sünde in seinem Inneren und in Anderen, und in dieser Zeit gelang es ihm, sein Herz zu beugen und die sündhafte Liebe auszurotten, und er kam zur Erkenntniß, daß sowohl von ihm wie von den Brüdern im Leben und in der Lehre viel zu wenig Strenge bewiesen worden sei. Deshalb folgte er auch dem Ruf und machte sich nach dem Süden auf. Das Gefühl, mit dem er Sarah's Brief las, war Mitleid mit ihr und allen Brüdern in jener Gegend, die mit geschlossenen Augen in ihren Sünden und ihrer Selbstgefälligkeit umhergingen. Als er nun aber aus dem Norden in freundlichere Gegenden kam, zu Leuten, die ihn von früher kannten und die ihn mit liebevoller Bekümmerniß aufnahmen, mußte sein Sinn unwillkürlich etwas milder werden. Und als er durch Sandsgaard ging, mußte er unbewußt anhalten, überwältigt von all' den Erinnerungen, die bei dem Anblick der freundlichen Bucht und der vor ihm liegenden Stadt in ihm erwachten.

Fennefos durchforschte noch einmal sein Herz, aber er fand nichts Anderes, als was darin sein durfte. Sarah war ihm eine Schwester oder ein Bruder; sie war eines anderen Mannes Frau und er wünschte, sie sei glücklich. Ehe er aber weiter ging, sah er zufällig über den Zaun und zwischen den Zweigen gewahrte er den Consul Garman, wie er auf und ab schritt. Fennefos kannte ihn und all' die Heftigkeit erwachte wieder beim Anblick dieses alten unbekehrten Mannes, der da drinnen so ruhig in seinen Sünden wandelte, mitten in all' seinem Reichthum, von Augenlust und Fleischeslust umgeben — und mit offenen Augen gerade in das Verderben und die Qual der Hölle hineinwanderte. Er ergriff seinen Stab und ging weiter: die drinnen in der Stadt sollten erfahren, daß Hans Nielsen Fennefos zurückgekehrt sei!

Der letzte Schimmer der Abendröthe verschwand und der Himmel färbte sich hellgrün am Horizont; ein kalter Luftzug fuhr durch die langen festen Buchenzweige und Consul Garman ging in's Haus.

Und der Garten lag stille und dicht von Bäumen und Sträuchern und verwilderten Hecken überwuchert. Dichte Kronen wölbten sich weit hinüber, drangen in einander und kämpften um den Vorrang, die unterliegenden aber verkrüppelten unter dem Schatten der anderen. Und immer stärker dehnten die Zweige sich aus und engten den kleinen Platz um den Pavillon immer mehr ein und der Teich ward kleiner von Jahr zu Jahr. Wenn man aber die Zweige zurückbog und in das verwilderte Gestrüpp hineindrang, konnte man noch die Spuren der rechtwinkligen Wege und die kleinen geschorenen Hecken erblicken. Dort war es

dunkel und feucht, der Boden schlüpfrig und morastig und eine dumpfe Luft von verfaultem Buchsbaum.

X.

In Sivert Jespersen's niedriger, altmodisch eingerichteter Stube war ein Tisch gedeckt. Tischtuch und Servietten waren aus gutem Damast, aber die Messer waren einfach und die Gabeln von Eisen. Hie und da in großen Zwischenräumen stand eine Flasche Medoc, sonst war nur Wasser, Brot und Salz auf dem Tisch. Trotzdem war der Gastgeber von Besorgniß erfüllt, daß dies für gar zu verschwenderisch angesehen werden könne. Für gewöhnlich war der Tisch nur mit Wachstuch bedeckt, man nahm die Kartoffeln mit den Fingern aus der Schüssel und schälte sie mit dem Taschenmesser. Die Gesellschaft am heutigen Tage wurde zu Ehren des heimgekommenen Fennefos gegeben, und vielleicht waren seine Grundsätze sehr streng geworden.

Die Aeltesten hatten bestimmt, daß Fennefos zuerst zu einem engeren Kreise der vertrautesten und zuverlässigsten Brüder und Schwestern eingeladen werden sollte, damit es an den Tag käme, wie es in seinem Innern aussähe. Man wollte ihn lieber nicht sofort im Versammlungshause reden lassen; denn man fürchtete sich eigentlich vor ihm und Keiner hatte ihm gegenüber ein völlig reines Gewissen.

Fennefos war schon einige Tage in der Stadt gewesen, man hatte aber nur wenig von ihm bemerkt. Er hielt sich meistens zu Hause und sprach mit Madame Torvestad. Drüben im Vorderhause bei Worses war er auch gewesen. Als sie sich zum ersten Mal sahen, waren sie allein und als Sarah ihre dunklen Augen zu ihm aufschlug, fühlte er seine Stimme erbeben. Allein er überwand diese Schwäche alsbald und er sprach ruhig und ernst weiter, ohne sie viel anzublicken. Sarah sagte fast Nichts und lauschte nur seiner Stimme.

Schiffer Worse trat ein und hieß Fennefos herzlich willkommen; der Andere aber stutzte, als er sah, wie sehr Worse in diesen Jahren gealtert sei, wie sein Mund schlaff, seine Gesichtsfarbe fahl geworden. Sie sprachen von der Gesellschaft, die am nächsten Tage bei Sivert Jespersen sein solle und Worse ging auf und nieder und strich sich über sein Otternfell; er hatte offenbar etwas auf dem Herzen.

„Hm! hm!" sagte er einige Male, wenn eine Pause in dem Gespräch entstand, das die Beiden führten, „morgen ist der 24. Juni, ja, das ist sicher, hm! hm! der Johannisabend — ach, ja wohl!"

„Ist der Johannisabend ein besonders wichtiger Tag für Sie, Herr Worse?" fragte Fennefos, der sich gegen Sarahs Mann gern freundlich zeigen wollte.

„Wichtiger Tag? ja gewiß, das sollt' ich meinen, Hans Nielsen, seit vielen, vielen Jahren! Es ist Randulf's Geburtstag, sehen Sie, und seit wir Knaben waren — ach, ja wohl — doch was sollen wir davon sprechen, die Zeiten sind vorbei."

„So würden Sie wohl den morgigen Tag lieber mit Schiffer Randulf beisammen sein, als zu Sivert Jespersen gehn?"

„Ich schäme mich fast es einzugestehen, allein ich würde allerdings lieber bei Randulf sein."

„Ich glaube nicht, daß Jemand es Dir verargen würde, wenn Du nicht zu Sivert Jespersen kommst," sagte Sarah; nachdem Fennefos zurückgekehrt war, hatte sie Nichts dagegen, daß ihr Mann sie für einen Tag verließ. Jakob Worse ward froh wie ein Kind über die unvermuthete Wendung und er eilte schnell zu Randulf, um ihm zu melden, daß er morgen zu ihm kommen dürfe.

Die Beiden saßen wieder allein und es entstand eine kleine Pause.

„Befindet sich Dein Mann nicht wohl?"

„Nein, er ist krank; ich glaube er hat eine innere Schwäche."

„Du denkst an den Körper; ich meinte seine Seele. Ist er noch in seinen Sünden?"

„Ich befürchte es, Hans Nielsen, das Wort hat keine Macht in ihm."

„Hast Du versucht, ihm zu helfen, Sarah?"

„Jawohl, ich habe es versucht, aber es hat wenig gefruchtet."

„Du hast es vielleicht nicht auf die rechte Weise versucht. Er war ein starker Mann und es gehören vielleicht starke Mittel dazu, ihn zu beugen."

Sie wollte ihn näher darum befragen, als Madame Torvestad eintrat, um Fennefos abzuholen. Sie hatten sich verabredet, zusammen ein Mädchenasyl zu besuchen, welches die Haugianer errichtet hatten. Sarah schloß sich ihnen an, was der Mutter nicht ganz recht war. Sie war von ihrer Tochter in der letzteren Zeit so sehr in den Schatten gestellt worden, daß sie nun aus allen Kräften bestrebt war, Fennefos für sich zu behalten. Aeußerlich aber schien sie sehr erfreut, als sie nun alle Drei zusammen fort gingen. Sarah empfand ein eigenthümliches Vergnügen, ihn an ihrer Seite zu haben, obgleich er sich fortwährend zur Mutter herüberbeugte, die ihm in gedämpftem Ton Dies und Jenes über die Leute erzählte, denen sie begegneten. Als sie aber wieder nach Hause kamen, verabschiedete Fennefos sich von Madame Torvestad und ging mit Sarah hinein in ihre Wohnung.

Sie sprachen lange mit einander und Sarah erzählte von den Brüdern und berichtete ihm Alles, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war. Sie bemerkte bald, daß seine Stimmung eine weit finstere geworden sei und daß er über Alles weit strenger urtheile als früher; dies führte dazu, daß sie ihrer Darstellung ein schlimmeres Gepräge gab, als sie es sonst wohl gethan hätte. Sie erzählte von der großen Lauheit unter den Brüdern, ihrer häßlichen Begierde nach irdischem Gut; wie sie aus sündhafter Eitelkeit danach trachteten, sich bei den Menschen in Ansehen zu setzen und wie sie sich von den jungen Predigern, die sich in ihre Wohlthätigkeitsanstalten und Missionsgesellschaft eindrängen wollten, etwas vorschmeicheln und vorschwatzen ließen. Fennefos hörte sie an und dankte ihr, als sie geendet hatte.

„Aber Dir selber, Sarah, wie geht es Dir," fragte er, als er sich zum Fortgehen anschickte.

„Ich danke, Hans Nielsen," erwiderte Sarah zu ihm aufschauend; „aus mir selbst vermag ich Nichts; aber der Herr ist meine Stärke gewesen, so daß ich wohl sagen darf, daß mir's jetzt gut geht."

Er wandte sich rasch ab und nahm Abschied.

Am Mittagstisch bei Sivert Jespersen am folgenden Tage herrschte eine

erwartungsvolle Stille. Alle sahen verstohlen zu Fennefos hinüber, der neben Sarah saß — ernst und schweigsam, wie er es seit seiner Zurückkunft bis jetzt gewesen war.

Vor der Suppe verlas ein alter Mann mit weißem Haar und blauen Händen — er war Färber seines Zeichens — das Tischgebet und darauf ward das Lied: „Singen wir aus Herzens Grund" angestimmt. Nach der Suppe sollte es Lachs geben; im letzten Augenblick aber war der Wirth bedenklich geworden und hatte zum großen Aerger der Kochfrau verboten, ihn aufzutragen. Man ging daher sofort zum Braten über, dem die Gäste wacker zusprachen. Die Kochfrau hatte es sich herausgenommen auf eigene Verantwortung Salat zum Braten zu serviren, was für die Meisten der Anwesenden etwas ganz Ungewöhnliches war. Einer der Alten sagte darum halb scherzend: „Potz Tausend! Sollen wir Gras fressen, wie weiland König Nebukadnezar?"

Man lachte etwas darüber und Madame Torvestad ergriff die Gelegenheit zu erzählen, daß sie, als sie in ihrer Jugend in Gnadau war, fast nichts Anderes zu essen bekommen habe, als verschiedene Arten von solchem Grase. Dadurch ward das Gespräch auf verschiedene Einrichtungen in der Brüdergemeinde und auf die Vorsteher derselben geführt, worauf man der alten frommen Lehrer und Prediger gedachte, die im vorigen Jahrhundert ein neues reges Leben unter den Christen in Deutschland angefacht hatten.

Fennefos beharrte in seinem Schweigen oder richtete einige halblaute Worte an Sarah. Im Uebrigen aber ward die Stimmung lebhafter durch dies Gespräch über Dinge, für welche sich Alle interessirten und in denen die Meisten gut bewandert waren. Am eifrigsten aber war Madame Torvestad, die sich auf diesem Gebiet besonders heimisch fühlte und nie eine Gelegenheit unbenutzt ließ, um von den Männern zu erzählen, über die sie in ihrer Jugend so viel gehört hatte.

„Ja fürwahr," sagte Sivert Jespersen, „wir besitzen manches segensreiche Wort von Johann Arndt, Spener und Francke. Auch unter den Herrnhutern gab es später viele fromme gottesfürchtige Männer."

„Wir können von ihnen lernen und sie können von uns lernen," sagte der alte Färber.

„Ich las gerade heute in einem kleinen Buche von einer Erscheinung, die ein frommer Mann, ein Freund Francke's hatte. Später erfuhr derselbe, daß Francke in eben derselben Stunde gestorben sei, wo er die Erscheinung hatte."

Indem Madame Torvestad dies sagte, zog sie aus ihrer Tasche eines jener Büchlein hervor, die bei ihr eine so große Rolle spielten; und Sivert Jespersen bat sie, ob sie nicht die Stelle von der Erscheinung vorlesen wolle, wenn sie in dem Buche stände.

Madame Torvestad ließ sich dazu bereit finden. Sie sagte, daß sie das Buch mitgenommen habe, weil sie und die Aeltesten zu der Ueberzeugung gekommen seien, daß man versuchen müsse, mit sanften Worten in milder Weise eine freudigere und zuversichtlichere Stimmung bei dem lieben Freunde und Bruder Hans Nielsen zu erwecken. Man setzte sich zurecht um zuzuhören. Die Meisten waren mit der Mahlzeit fertig; nur einige der Männer nahmen sich

noch ein Stück Braten und aßen still weiter, während sie las. Die Stimmung unter den Gästen begann sich zu heben, und sie sahen freimüthiger zu Fennefos hinüber, der ruhig da saß und mit Sarah sprach.

Madame Torvestad war eine gute Vorleserin und sie sprach die Fremdwörter richtig aus, was die Andern, die keine so gute Erziehung genossen hatten, nicht vermochten. Sie las:

„Endlich kam die Zeit, wo Elias — damit war Francke gemeint — fortgenommen werden sollte; es war im Jahre 1727. Aus meiner Finsterniß erhielt ich einen klaren Blick, um in die Wohnungen der Seligen hineinzuschauen. Ich sah den großen Friedensfürsten umgeben von einer unzählbaren Schar Erlöster, und mit lächelndem Munde sprechen: Gesegnete meines Vaters! Ihr liebet mich und ich liebe Euch, wir freuen uns über einander. Und jetzt haben wir einen neuen Gegenstand unserer Freude. In diesem neuen Jerusalem sollen wir morgen ein frohes Fest feiern. Eine große, höchstbegnadigte Seele soll ihre Krone erhalten. Sie legt jetzt ihre irdische Hülle ab.

„Sogleich rief der ganze Himmel mit größter Hochachtung: Amen, Amen! Aber wer ist es? fragte der Eine den Anderen, wer kann dieser neu angekommene und höchst begnadigte Freund sein?

„Meine Aufmerksamkeit fiel nun hauptsächlich auf drei; es waren die würdigsten Greise, hochselig geschmückt mit Kronen und rein schimmernder Seide in der Pracht des Ober-Engels. Wer ist der? — der? — der? fragte mein Herz einen Augenblick. Und alsbald erkannte ich sie: es waren Luther, Arndt und Spener.

„Brüder," sprach Spener, glaubt Ihr, daß ich rathen kann, wer der selige Freund ist, den unser König meint, und den der morgende Tag verklären soll? Sicher wird Francke es sein, der jetzt gekrönt werden soll, denn er hat redlich gekämpft." So sprach der liebe Philipp Jakob; der Erlöser aber, der gerade neben ihm stand, versetzte lächelnd: „Du sagtest es." Der ganze Himmel aber klatschte darüber erfreut in die Hände.

„So kam der selige Tag, nach dem Francke's Seele so lange geseufzt hatte. Eine große Schar der seligen dienstbaren Geister, die schon bereit standen, gespannt darauf ihres Königs Geheiß auszuführen, erhielten jetzt einen Wink von unserem Erlöser, um Francke's Seele abzuholen. Des Himmels Pforten öffneten sich — der Wagen Israels und seine Reiter in ihrer gewöhnlichen Pracht fuhren nieder, um Elias zu holen. Mit der heiligsten und verschämtesten Vorsicht schritt Francke durch Zions Pforten, und alsbald wandte sich der Erlöser zu seinem Erstgeborenen: „Sieh', sprach er, sieh', mein Francke, sieh' wie Deine Seele mit ihren großen Gaben und der Pracht ihrer Goldstücke doch am allerseligsten glänzt in der Demuth Deines ungekünstelten Herzens."

„Komm' nun, mein August Herrmann, fuhr der König fort, komm' meine auserkorne Schwester. Nimm Deinen Obersitz ein an meiner rechten Seite."

„Aber als er jetzt merkte, daß der König selber ihm entgegenkäme, warf Francke sich in demselben Augenblick mit der zierlichsten Ehrerbietung vor seine Füße nieder und küßte sein Gewand. Zions König beeilte sich nun, seine Braut aufzuheben und gab ihr den Friedenskuß.

„Ach, daß ich nicht mehr sehen und hören konnte! Aber jetzt hatte die Erscheinung ein Ende, als der Erlöser seine reine Braut bei der Hand nahm und sie zu seinem Vater führte. Dahin konnten und durften meine schwachen Augen ihnen nicht folgen . . . ."

Die meisten Gäste an Sivert Jespersen's Tisch gaben ihren Beifall durch Lächeln und Kopfnicken zu erkennen; der Eine und der Andere sah aber doch bedenklich aus und der Wirth bereute, daß er nicht vorher mit der Madame Torvestad genaue Abrede getroffen habe. Wohl war sie eine verständige Frau, der man es schon überlassen konnte, eine Sache zu leiten, selbst wenn sie ihre Schwierigkeiten hatte. Derartige Sachen waren jedoch ihre schwache Seite und Sivert Jespersen wußte nur zu gut, wie sehr Fennefos solche überspannte Entzückungen zuwider waren. Dieser aber saß da mit demselben ruhigen Antlitz; nur sprach er nicht mehr, sondern schien in Gedanken versunken zu sein.

Die Anderen gaben sich jetzt nach und nach einer stillen Munterkeit hin. Der saure Medoc ward vorsichtig in kleinen hellrothen Partieen mit Zucker und Wasser getrunken, Einige tranken Dünnbier, die meisten aber bloß Wasser. Die liebevolle und brüderliche Gesinnung aber, welche sie verband, strömte bei Vielen über; sie lächelten sich zu, klopften sich einander auf die Schulter oder die Wange. Nach und nach vergaßen sie den Respect vor Hans Nielsen, und sie freuten sich jetzt nur darüber, ihn wiederzusehen, wenn er auch so schweigend unter ihnen da saß. Keiner konnte ja wissen, welche Prüfung ihm der Herr geschickt habe; wenn sein krankes Gemüth geheilt sei, würde er auch die Gnadengabe der Freimüthigkeit wie früher wieder erhalten.

Da ertönte plötzlich seine Stimme unter ihnen und es ward todtenstill. „Herzensgeliebte Geschwister! Berufene und Auserwählte in unseres Herrn Jesu Christi Frieden in Gott, Gerechtigkeit und Heiligkeit mit Weisheit und Sanftmuth, von der echten Liebe und Demuth, die geläutert ist durch das Feuer des Heiligen Geistes oder die Züchtigkeit des Vaters — rufe, erleuchte, überströme, treibe und bereite Euch vollkommen zur ewigen Herrlichkeit! Amen!"

Sie kannten die Stimme und Viele kannten auch die seltsamen altväterischen Worte wieder; es war ein Gruß von Hauge selber in einem seiner Briefe und Manche von den Brüdern dachten: „Jetzt kommt es."

Anfangs sprach er sacht, fast wehmüthig von der „ersten Liebe"; er erinnerte daran, wie selbst Hauge in seinen letzten Jahren bekannt habe, daß die erste Liebe nicht immer bei ihm gebrannt habe wie in den ersten Tagen der Gnade. Darauf schilderte er die Bedrängniß der Brüder in den bösen Tagen; er pries und lobte Gott, daß er in den Vätern stark gewesen sei, so daß die Flamme nicht erloschen, sondern klar im ganzen Lande leuchtete. Dann aber ging er auf die Bedrängniß der Brüder in den guten Tagen über, und Alle beugten das Haupt: „Jetzt kommt es!"

Und es kam über sie wie ein Ungewitter. Schlag auf Schlag fielen seine Worte nieder, bald hier bald dort, immer auf schwache Punkte. Ein Jeder wußte, wer mit jedem Wort gemeint sei, und Keiner sah den Anderen an. Es ward ihnen keine Zeit gelassen sich zu wundern, wie er dies Alles wisse, denn ihre Gedanken konnten in keine andere Richtung gehen, als wohin er sie führte.

„Was ist jetzt geblieben!“ rief er, „was ist jetzt von der ersten Liebe unter Euch geblieben? Würde er jetzt wohl seine Freunde wieder kennen, wenn er noch im Fleische wandelte, er, der unsere Väter erweckte und den von den Alten sogar noch viele von Angesicht zu Angesicht gesehen haben? Und wird wohl der Erlöser, in dessen Blut ihr zur ersten Liebe gerufen seid, Euch am Tage des Gerichts kennen wollen? Wehe, wehe! Der gute Geist ist von Euch gewichen und Ihr habt einen neuen Geist angenommen, voll weltlicher Bekümmerung, Stolz, Hoffahrt, Ausschweifung und Wollust, und um Euretwillen wird der Name Gottes unter den Heiden bespottet.“

„Oder habt Ihr den alten Feind vergessen? Oder glaubt Ihr thöricht in Eurem Herzen, daß die alte Schlange schläft. Wehe über Euch! Ihr Schläfer! Euer Erwachen wird sein wie das des reichen Mannes, als er erwachte zu den Qualen der Hölle.“

Mehrere der Frauen weinten, die Männer saßen still und beugten das Haupt jedes Mal, wenn ein neuer Schlag kam. Als er geendet hatte, sagte Sivert Jespersen demüthig lächelnd: „Jetzt meine ich, müssen wir singen:

„Weh' mir, daß ich so manches Mal
Der Wollust mich ergeben!“

Bei der dritten Strophe erschien die Kochfrau mit dem Dessert. Der Wirth machte ihr die heftigsten Geberden zu und schüttelte mit dem Kopf, aber er leitete den Gesang und mußte darauf achtgeben, daß er das Tremuliren nicht verabsäumte.

Die Kochfrau verstand gar wohl die Zeichen des Wirths, allein hatte sie sich darin finden müssen, den Lachs zu überspringen, so schwor sie darauf, daß sie sich das Dessert nicht werde nehmen lassen. Ihr Ruf als Kochfrau wäre in allen guten Häusern verscherzt gewesen, wenn es bekannt geworden wäre, daß sie bei einem Mittag für zweiundzwanzig Personen nur zwei Gerichte servirt habe. Das sollte nicht geschehen! Und mit einem vor innerer Aufregung hochgerötheten Gesicht trug sie selbst eine gewaltige Schüssel voll großer, fetter Spritzkuchen herein, die sie gerade vor Sivert Jespersen hinsetzte.

Dies machte einen ungemein peinlichen Eindruck und dem Wirth war fast die Stimme vergangen, als er die vierte Strophe begann:

„Ich bin erfüllt von Schlechtigkeit
Und groß ist mein Vergehen.“

Keiner rührte das Dessert an; nach dem Gesange sprach der alte Färber ein Schlußgebet, worauf noch zwei Strophen des Liedes:

„Das Mahl wir also schließen nun
Und falten unsere Hände,“

gesungen wurden.

Beim Kaffee herrschte drückende Stille; Einige waren ernstlich ergriffen und bekümmert, Andere schielten ängstlich nach den Aeltesten. Die Frauen schickten sich zum Aufbruch an, um zum Versammlungshause zu gehen, wo Bibelstunde abgehalten werden sollte. Fennefos und einige der Männer gingen mit. Hinten aber in dem kleinen Comptoir Sivert Jespersen's versammelten sich fünf bis sechs von den Aeltesten. Sie zündeten ihre Kreidepfeifen an und rauchten eine Zeitlang stillschweigend. Keiner hatte Lust, das Schweigen zu brechen.

„Weiß Einer von Euch den Preis des Salzes in Bergen?“ fragte Endre Egeland; ihm war es immer am liebsten über unangenehme Dinge schnell hinwegzugehen.

Es schien aber Keiner etwas von den Salzpreisen zu wissen; es waren andere Sachen zu besprechen.

„Ja, ja!“ seufzte endlich Sivert Jespersen, „es war wohl eigentlich sehr angebracht.“

„O ja, gewiß,“ erwiderte ein Anderer. „Unsereins hat Fehler genug in sich, die zu züchtigen und zu bessern sind.“

„Du siehst den Splitter in Deines Bruders Auge, aber den Balken in Deinem eigenen bemerkst Du nicht,“ versetzte Nikolas Egeland sehr passend.

„Weiberrath und Weiberrede vermag nicht immer einen Mann sanft zu stimmen,“ sprach der alte Färber leise.

Es entstand eine Pause, bis Alle, sogar Nikolas Egeland, den Sinn dieser Worte verstanden hatten. Darauf bemerkte Einer: „Wir bedürfen in diesem Jahre vieler Arbeitshilfe auf unserem Hofe, der liebe Gott hat unsere Wiesen und unsere Aecker reich gesegnet.“

Er sprach von dem bei der Stadt liegenden Hofe, den mehrere der Haugianer in Gemeinschaft besaßen.

„Am Meisten thäte uns Einer Noth, der sowohl bei der Arbeit mit Hand anlegen, als auch die Diener und Arbeitsleute in den Feierstunden zur Erbauung versammeln könnte,“ sagte Sivert Jespersen.

Wieder eine lange Pause; Einer sah seinen Nachbar an, dieser blickte zur Seite, nach der Ecke hin, wo der alte Färber saß; mehrere Köpfe drehten sich auch dahin. Wohin der Alte selber schaute, war nicht leicht zu bemerken, er blinzelte mit den Augen in den dichten Tabaksrauch. Endlich aber nickte er mehrere Male: „Ja, ja, wenn das Eure Meinung ist, Ihr Lieben, so will ich versuchen, es ihm zu sagen.“

Dadurch fühlten sich die Anderen sichtlich erleichtert, und jetzt erst begannen sie sehr eifrig von den Salzpreisen zu sprechen. —

XI.

Schiffer Randolf's kleines weißes Haus war hochgelegen, mit der Aussicht über Bucht und Hafen. Die beiden Freunde hatten sehr stark mit einander getafelt; jetzt hielten sie Mittagsruhe, der Wirth auf seinem gewöhnlichen Platz auf dem Sopha und der Gast in einem großen Lehnstuhl. Die Fenster standen offen; es war warmer Sonnenschein. Von der Stadt her ertönte kein Geräusch in der friedlichen Nachmittagsstunde, die Fliegen summten ein und aus und der Wind wogte matt in den Gardinen. Große blanke Schweißperlen sammelten sich auf Jakob Worse's Nase; er lag hintenüber gelehnt im Stuhl mit offenem Munde und schnarchte fürchterlich. Randulf schnarchte auch, aber doch nicht ganz so schlimm. Vor den Augen hatte er ein gelbes seidenes Tuch, das seine alte Haushälterin ihm jeden Tag um den Kopf binden mußte; sonst konnte er nicht einschlafen. Draußen an dem steilen Abhang vor dem Hause spielten einige

Knaben; sie hörten den gewaltigen Lärm, der aus dem Hause drang und sammelten sich unter Lachen und Schwänken unter dem Fenster.

Plötzlich aber fuhr Randulf's Haushälterin mit einem Besen auf sie los und die Knaben stürzten in einem verwirrten Haufen unter Gelächter und Geschrei den Hügel hinunter, so daß Worse etwas mit den Augen blinzelte und den Kopf auf die andere Seite legte.

Es ward wieder ganz still und das Schnarchen war wieder im besten Gange; man hörte die Ruderschläge von einem Boote, das zum Hafen hinausfuhr, oder Männergeschrei draußen weit von der Bucht her. Die Haushälterin hielt mit dem Besen Wache und die braven Capitäne schliefen noch ein halbes Stündchen.

Endlich erhob Randulf sich, nahm das Tuch von den Augen und gähnte. Dadurch ward Worse halbwach und sagte sogleich in überlegenem Tone: „Nun, Du hast aber geschlafen, ich glaubte, Du würdest nimmermehr aufwachen."

„Aufwachen?" erwiderte Randulf spöttisch; „es ist kein Schlummer in meine sündigen Augen vor Deinem Brüllen gekommen."

„Ich schnarche nie," rief Worse in bestimmtem Ton, „und überdies war ich die ganze Zeit hindurch wach, während Du schliefst."

„Schliefst? — Ich schlief ganz und gar nicht, hörst Du wohl."

„Das muß ich doch am Besten wissen, da ich hier gesessen und —"

„Geschnarcht habe, ganz recht, das thatest Du wie ein Held."

Sie zankten sich noch eine Weile, bis sie ganz wach geworden waren. Dann setzten sie ihre Pfeifen in Brand und zogen ihre Röcke an; bei Randulf gingen sie immer in Hemdärmeln, was für Worse ein Fest war, denn zu Hause war es ihm nicht gestattet. Darauf wanderten die beiden alten Schiffer umher auf allen Schiffbrücken, sahen in die Packhäuser und betrachteten die Seilerbahn, sprachen über die Fahrzeuge im Hafen und untersuchten mit dem äußersten Mißtrauen ein Schiff, woran auf der Werft gebaut wurde. Ueberall trafen sie Bekannte, mit denen sie einige Worte wechselten; Randulf war in der heitersten Stimmung und Worse war auch recht froh, aber so bei Laune wie in früherer Zeit war er doch nicht. Eine solche Tour durch die Stadt war für ihn jetzt etwas ganz Neues und Ungewöhnliches, denn in der letzteren Zeit war er selten weiter gekommen, als zu seinem eigenen Packhause.

Es war ihm sonderbar ergangen, er wußte selbst nicht recht wie. Aber von dem Augenblick an, wo er „der Familie Hoffnung" Anderen überlassen hatte, war ihm fast an Allem, womit er sich früher beschäftigt, die Lust verleidet. Wenn er jetzt ein Schiff mit vollen Segeln in den Hafen einlaufen sah, berührte es ihn fast peinlich, und früher war es doch der schönste Anblick für ihn, den er nur kannte. Heute aber war es Randulf gelungen, ihm warm um's Herz zu machen, so daß er förmlich munter ward und sich sogar zu Eiden hinreißen ließ, was seinen Freund aufrichtig freute. Denn Randulf war nicht minder als Consul Garman bekümmert darüber, daß Jakob Worse so, wie er es nannte, zu Grunde ginge. Er neckte ihn auch nicht mehr, denn er sah ein, daß dies doch nichts nützen könne. Im Club aber sagte Randulf bisweilen einem guten Freunde beim Glase im Vertrauen, wie schmerzlich es für ihn sei, daß eine

solche Perle von einem Seemann wie Jakob Worse durch ein heiliges Frauenzimmer gänzlich ruinirt werde.

„Dieser verzweifelte Rostocker!" Mit diesen Worten pflegte er seine Klagen zu enden. Damit meinte er den Rostocker Schooner, mit dem er in der Rigaer Bucht zusammen stieß; denn Randulf war des festen Glaubens, daß, wenn er damals zu Hause gewesen wäre, man ihm nicht seinen Worse hätte abspenstig machen sollen.

Um sieben Uhr kehrten sie nach Randulf's kleiner Behausung zurück, in der trefflichsten Stimmung und mit einem Wolfshunger. Nachdem sie wieder eine tüchtige Mahlzeit zu sich genommen — Worse hatte seit langer Zeit nicht solchen Appetit gehabt — stellten sie die dampfenden Punschgläser auf den Tisch am offenen Fenster und wechselsweise ließen sie aus ihren Pfeifen Rauchwolken aufwirbeln wie von Kanonenschüssen, als wären es zwei Fregatten, die sich gegenseitig salutirten. Nachdem sie lange stillschweigend geraucht, sagte Worse: „Auf der See kann es schön sein an einem solchen Sommerabend — Prost!"

„Auf der See ist's immer schön, Jakob! Prost!"

„O ja, gewiß, so lange man noch jung ist."

„Jung! — Du bist doch nicht über drei Jahre älter als ich, und Thomas Randulf denkt nicht daran, in den ersten zehn Jahren an's Land zu kriechen. Darauf kannst Du Dich heilig verlassen."

„Mit mir ist es eine andere Sache, siehst Du. Du weißt, ich habe dieses inwendige Gebrechen im Körper."

„Ach was," erwiderte Randulf, „ich verstehe nichts von Leber und Lunge und Gedärmen und Milz und all' dem Kram, das wir im Magen haben sollen; aber das weiß ich, daß der, welcher auf der See zu Hause ist, der wird krank, wenn er auf dem Lande leben soll, gerade so wie es dem Bauer übel zu Muthe wird, wenn er an Bord kommt. Das ist nun einmal eine unerschütterliche Wahrheit."

Jakob Worse konnte nichts dagegen einwenden; er murmelte nur etwas und strich sich über den Magen.

„Hast Du Rigaer Balsam versucht?" fragte Randulf.

„Bist Du von Sinnen, Mensch? Ich hab' es ja inwendig."

„Glaubst Du denn, daß der Rigaer Balsam nicht auch gut zum inwendigen Gebrauch sei? Wenn Du von dem echten bekommen kannst, alter Freund, dann ist der gut für Alles, sowohl inwendig, wie auswendig, das muß ich doch wissen! — Uebrigens hast Du es gar nicht im Magen," fügte Randulf nachdenklich hinzu; „Dein Uebel steckt eher im Herzen; diese Liebeleien und diese Frauen sind immer eine Pest für Dich gewesen, Jakob, all' Dein Lebtage hast Du Dich wie ein Stockfisch bei ihnen benommen und immer haben Dich die Weiber beschwindelt, das habe ich manches Mal sowohl am Mittelmeer wie an der Ostsee gesehen. Das letzte Mal aber ist es Dir am allerschlimmsten ergangen, denn diese Heiligen, siehst Du —"

„Nimm Dich in Acht, Thomas, mit dem, was Du über Sarah sagst. Sie ist mir zu großem Segen gewesen. Was hätte aus mir, einem alten kranken Manne, ohne sie werden sollen?"

„Du wärst kein alter kranker Mann ohne sie geworden," fuhr Randulf auf; aber nun sah der Andere so grimmig aus, daß Randulf sich einen langen Schluck nahm und in einen unendlichen Husten ausbrach.

„Nein, nein," sagte Worse, nachdem auch er sich erquickt hatte, „sie ist mir eine gute Gattin gewesen, sowohl für den Leib, wie für die Seele; ich habe Vieles von ihr gelernt, von dem ich früher nichts wußte."

„Das war ein wahres Wort, Jakob; ich will Dir sagen, was Du gelernt hast: Du hast gelernt, hinter dem Ofen zu sitzen wie ein altes Weib, und einem Frauenzimmer an den Röcken zu hängen und zu Erbauungen umher geschleppt zu werden — Gott verzeih' mir's, wie die Maulesel der Mönche in Spanien — das hast Du von ihr gelernt!"

„Wart' nur, Thomas," erwiderte Worse und nickte voll Sicherheit, „Du wirst noch einmal einsehen, daß ich Recht habe. So wie Du bist, bin ich auch gewesen; aber jetzt habe ich andere Gefühle bekommen, und so wird es Dir auch gehen, wenn Deine Zeit kommt; dann wirst Du erst begreifen, wie große Sünder wir sind."

„Sünder! Nun ja, mag sein. Aber ich bin doch nicht so schlimm, wie viele Andere, und auch Du bist nicht so schlimm. Ich kenne Dich jetzt seit vierzig Jahren und wohl noch länger, aber einen besseren Kerl auf dem Lande und auf der See gibt es nicht als Dich im ganzen Reiche Norwegen. Nun weißt Du es —" und damit schlug er mit der Faust auf's Fensterbrett.

Worse war nicht ganz unempfindlich gegen diese Lobrede; aber er murmelte doch, während er die Pfeife beim Ofen auskratzte: „Schon gut, aber es gehört mehr dazu als das; viel, viel mehr!"

„Höre jetzt ein ernstes Wort, Jakob Worse! Kennst Du Sivert Jespersen, auch Geschwind genannt?"

„O ja, gewiß."

„Erinnerst Du Dich wohl der zweihundert Tonnen Salz, die Du einmal nördlich von Kinn von ihm kaufteſt?"

„Ja wohl, dessen werde ich mich doch erinnern!"

„Beantworte mir nun eine Frage, bloß eine einzige, kleine Frage: betrog er Dich, oder betrog er Dich nicht?"

„Schauderhaft," erwiderte Worse, voll Ueberzeugung.

„Aha, siehst Du wohl! Beantworte mir nun noch eine Frage: Was meinst Du, der liebe Gott würde vorziehen: einen ehrlichen Seemann, der sein Maul hält und auf sein Schiff Acht gibt, oder solch einen Heuchler, der ärger als ein Grieche betrügt unter den Augen des allwissenden Gottes, und der ihm nachher Lieder gerade in's Gesicht singt? He? Wen meinst Du, wird er lieber haben?"

„Das weiß weder Du noch ich, Randulf; denn das Gericht gehört dem Herrn, welcher Herzen und Nieren prüft."

„Nieren!" rief Randulf höhnisch, „Sivert Jespersen's Nieren prüfen, das wäre auch der Mühe werth! Nein, mein Bester, der liebe Gott ist ein Mann, der weiß, was er thut; der läßt sich nicht um's Salz betrügen."

„Ich will Dir 'was sagen, Thomas Randulf. Es ist doch wohl nicht so leicht und einfach, sich mit dem lieben Gott abzufinden, wie man uns gelehrt

hat. Und wenn es mit ihm selber auch ginge, so ist da nun zuerst der heilige Geist mit Allem, was dazu gehört."

„Aber glaubst Du denn, daß ich den nicht kenne," sagte Randulf, halb beleidigt.

„Ja wohl, aber da ist nun so vielerlei zu merken; zuerst die sogenannte Wiedergeburt und die Bekehrung — nein — die Wiedererlösung kommt zuerst — nein! Nun hab' ich es wahrhaftig wieder vergessen. Was kommt denn doch noch zuerst?"

Nun mußte Jakob Worse lachen, mochte er wollen oder nicht; und als sie erst in's Lachen gekommen waren, ließen sie die Theologie fahren und brauten sich ein neues Glas Punsch.

„Alle Deine Einwendungen können nun einmal nichts nützen, Jakob; es ist ein Schimpf und eine Schande, daß Du die See so früh verlassen hast, und das sagen auch alle Leute, die nach Dir fragen."

„Fragen wirklich Leute nach mir?"

„Ob sie nach Dir fragen? Ja, das will ich meinen; man frägt nach Dir aller Orten, von Kopenhagen bis nach Kronstadt. Du erinnerst Dich wohl noch der dicken Mamsell in dem Gasthaus „Drei Norweger" zu Pillau?"

„War das dort, wo wir tanzten?"

„Ach, bewahre! Das war in Königsberg, Du lieber Himmel," sprach Randulf mitleidig, „hast Du das schon vergessen? Nein, die Dicke in Pillau weinte ihre bitteren Thränen, als sie hörte, Du habest Dich verheirathet und bliebest zu Hause. Ach Du Lieber, sagte sie, was soll nun den arme Minchen machen, wenn den lustige Jakob Worse sich gegiftet[1]) hat."

„Sagte sie das wirklich?" versetzte Worse gerührt, „übrigens sprachst Du es nicht richtig aus; es ist doch merkwürdig, Thomas, daß Du niemals lernen kannst, ordentlich deutsch zu sprechen."

„Ach was, ich komme schon durch, denn ich merke ihnen sofort an, wenn sie mich prellen wollen. Dann sind sie so sanft und einschmeichelnd mit ihrem „guten Abis"; wenn sie aber sagen: „das gloobis", dann nimm Dich nur in Acht, dann sind sie erst recht falsch."

„Sie mögen es nur mit mir versuchen! Nein, mein Junge, ich kann sie kuriren," rief Worse überlegen, „der alte Bencke in Danzig mußte es bekennen. Zuerst wollten sie mich bei den Häringen prellen, was sie immer versuchen."

„Immer!" bestätigte Randulf.

„Dann beim Roggen."

„Ja, natürlich."

„Und dann hatten sie zuletzt eine neue Teufelei in die Connossements hineingesetzt."

„Was war das?"

„Das mag der Henker wissen! Ich sah nur, daß es etwas Neues war, was nicht darin zu stehen pflegte, und das wollte ich nicht unterschreiben."

„Nein, natürlich nicht."

---

[1]) Gifte = verheirathen.

„Und der Comptoirist, der ein Stück von einem Dänen war, stand mit der Feder in der Hand und wollte mich zum Unterschreiben verlocken; es habe Nichts zu bedeuten, was da stände, es sei nur zum Vortheil des Schiffs, und solch' Zeug mehr, von dem Jeder wissen konnte, daß es gelogen sei. Ich aber schwor darauf, daß ich neue Connossements haben wolle, so wie ich sie früher bekommen, und daß ich nicht eher unterschreiben würde, und sollten Roggen und Schiff so lange auf der Danziger Rhede liegen bleiben, bis sie verrotteten."

„Ja, natürlich," bestätigte Randulf wiederum.

„Während wir uns nun so da herum stritten, kam der alte Bencke selbst herein in's Comptoir und der Däne erzählte ihm dann, worum es sich handle. Da wurde der Alte fuchswild, wie Du Dir denken kannst, und schimpfte und wetterte auf Deutsch so toll, wie er nur konnte. Aber da wurde ich auch wüthend, und ich wandte mich um und sagte zu ihm auf Deutsch — verstehst Du — gerade so: „Bin Bencke bös, bin Worse og bös!" und als er sah, daß ich Deutsch könne, da hatte er nichts mehr zu sagen; er drehte sich auf der Diele um und packte sich aus dem Comptoir. Wer aber andere Connossemente erhielt, das war ich!"

„Das war gut gemacht von Dir, Jakob!" rief Randulf; es war lange her, daß er die Geschichte gehört hatte.

Sie stießen miteinander auf die alten Zeiten an und fielen dann in Gedanken. Beiden war das Gesicht stark geröthet und Worse sah heute Abend frisch und kräftig aus, die gelbliche Farbe war verschwunden, aber das dichte steife Haar war weiß wie Schaum.

Endlich sagte Jakob Worse: „Wenn ich solch' einen großen Tisch sehe, wie den Sophatisch da, so kann ich nicht begreifen, daß solch' eine Platte mitten durch gespalten werden kann, wie in jener Nacht in Königsberg, wie Du Dich wohl noch erinnerst."

„Ja, siehst Du, Jakob, das kam davon her, daß wir in voller Fahrt gegen den Tisch tanzten."

„Ja, in voller Fahrt fuhren wir," kicherte Worse.

„Aber Du lieber Himmel, wie wir dann Beine machten!" rief Randulf und lachte, daß er sich schüttelte.

„Und pechdunkel war es, so daß wir nur mit genauer Noth das Boot fanden. Ich möchte eigentlich wohl wissen, was der Tisch kostete."

„Ja, das magst Du wohl sagen, Jakob; aber in dem Hause bin ich später nie wieder gewesen."

„Ich auch nicht."

Nun kam die eine Geschichte nach der andern auf's Tapet aus ihrer tollen Jugend; sie erzählten sie nur zur Hälfte oder mit Andeutungen, denn Beide kannten ja Alles auswendig.

„Was meinst Du von einem kleinen Glase noch, Jakob?"

„Das müßte denn ein kleines Glas sein."

„Eine kleine passende Nachtmütze," sagte der Wirth und ging hinaus, um warmes Wasser zu holen.

Es war nicht später als zehn Uhr und Worse hatte die Erlaubniß, bis

elf Uhr ausbleiben zu dürfen; er hatte deshalb ein ausgezeichnet gutes Gewissen und je wärmer ihm der Kopf wurde von Randulf's altem Jamaica-Rum, desto weniger dachte er an sein „inwendiges Uebel" und die Bekümmerniß seiner Seele. Beim dritten Glase schlug Randulf vor, daß sie Englisch sprechen sollten, was sie auch mit großem Ernst ausführten — so gut es gehen wollte.

Der verschwindende Schimmer von der dichten, Nordwind verkündenden Wolkenbank am Horizont, hinter der die Sonne untergegangen war, ließ die beiden Freunde, wie sie am offenen Fenster da saßen und englisch sprachen, noch röther erscheinen. Die Bucht lag spiegelblank da; die am weitesten entfernten Küstenvorsprünge und Inselchen traten hoch empor über die Wasserfläche; auf den größeren, näher bei der Stadt liegenden Inseln und hin und wieder gegen Osten zwischen den Klippen wurden Johannisfeuer angezündet. Der Rauch stieg kerzengerade in die Luft und die Flamme erschien bleich in der hellen Sommernacht. Böte glitten über das Wasser mit jungen Leuten; ein Seemann war heimgekommen mit einer Harmonika, auf der er „Wenn das Nordmeer braust" und viele andere gute Lieder spielen konnte. Eine ganze Schar von Böten fuhr hinter dem seinigen her, bisweilen begleiteten einige Stimmen die Musik, die Meisten aber schwiegen und hörten zu, indem sie über die Bucht zum Meer hinaus blickten, zum brausenden Nordmeer, das in Allen Erinnerungen von Kummer und Hoffnung, von Sehnsucht und Ungewißheit und Liebe und Entbehrung erweckte. —

Mittlerweile hatten die Haugianer längst das Versammlungshaus verlassen. Einige von Sivert Jespersen's Gästen gingen mit ihm zurück, um zu Abend zu speisen, andere begaben sich gleich nach Hause.

Sarah und Fennefos trafen beim Ausgange zusammen. Beide mochten wohl das Gefühl haben, daß unter den Anderen einige Mißstimmung gegen sie herrsche, deshalb machte es sich ganz natürlich, daß sie zusammen blieben und mit einander fortgingen; als sie dann auf den Markt kamen, bogen sie unwillkürlich ab zur Linken, statt nach Hause zu gehen und verfolgten eine Strecke weit die Allee, die nach Sandsgaard führte.

Sie hatten Beide nicht viel Sinn für die Natur, denn sie wußten nur, daß in Allem, was die Christen hienieden umgibt, Versuchung zu Augenweide, Fleischeslust und zu hoffährtigem Leben liegt. Sarah hatte überhaupt nicht viel gesehen; aber selbst Fennefos, der das Land in die Kreuz und Quere zu allen Jahreszeiten durchwandert hatte, verstand von Naturschönheit so wenig, daß er die Gegend, wo der Boden fruchtbar war, hübsch fand, während ihm eine Landschaft voll von Klippen, Wasser und Gebüsch, aber mit wenig Ackerland, unschön vorkam. Dennoch verfehlte der stille laue Sommerabend nicht seine Wirkung auf sie, wenn sie es auch nicht merkten. Sie hatten wiederum von den schweren Gebrechen der Gemeinde gesprochen, und wie sehr es Noth thue, daß Jemand die Sache ernstlich in die Hand nähme. Dann stockte das Gespräch. Sie blickten schweigend über die Bucht hinaus, wo die Lichter aufflammten, die Böte umherruderten und von wo die Töne von Gesang und Musik bis zu ihnen drangen. Sarah stieß unwillkürlich einen tiefen Seufzer aus und wandte sich ab, um nach der Stadt zurückzugehen. Fennefos wollte etwas über die kurze Sündenlust

der Kinder dieser Welt sagen, er konnte aber nicht damit zurecht kommen; er hielt inne und sich selbst unbewußt fragte er sie, ob sie Freude an dem Briefe gehabt habe, den er ihr schenkte, als sie sich damals trennten?

„Ach ja, Fennefos!" erwiderte sie und wandte ihr Antlitz nach ihm hin; sie erröthete schwach und fügte nichts hinzu; er ward aber ganz verwirrt.

So kehrten sie nach der Stadt zurück. Bei der Hausthür fragte Sarah ihn, ob er nicht einen Augenblick mit hineingehen wolle. Fennefos trat fast willenlos hinein und als sie in die Stube kamen, setzte er sich auf einen Stuhl.

„Es thut gut, etwas auszuruhen," sagte er; er fühlte sich so seltsam matt.

Die Abenddämmerung machte die Stube halbhell bei den Fenstern, sonst war es dort ziemlich dunkel. Sarah ging in die Küche und sah, daß die Hofthür geschlossen sei; die Mädchen waren zur Ruhe gegangen, das Haus war wie ausgestorben; es war gegen zehn Uhr.

Sie brachte kaltes Wasser und Himbeersaft, und Fennefos trank gegen seine Gewohnheit ein großes Glas davon ganz aus; er sei sehr ermattet und durstig, sagte er.

Sarah setzte sich etwas von ihm entfernt auf das Sopha; aber Beide schwiegen. Nachdem sie so ein paar Minuten gesessen, ward es ihnen peinlich und sie begannen auf einmal, hielten aber auch gleich wieder inne.

„Was wolltest Du sagen?" fragte Fennefos.

„Ich — ich wollte Dich fragen, ob Du nicht mehr Saft mit Wasser haben wolltest?"

„Nein, ich danke; aber jetzt muß ich gehen."

Er stand auf und machte einige Schritte; sein Hut lag auf dem Tisch, er ging aber, als ob er nicht wisse, wo er sei, zum Fenster und sah in den hellen Abendhimmel hinaus. Sarah erhob sich auch und trat an einen Schrank zwischen den beiden Fenstern, wo sie sich etwas zu thun machte.

Er fühlte, daß sie dicht hinter ihm stände, drehte sich um und ging zu seinem Stuhl zurück.

„Es war heute ein schöner warmer Tag," sagte er; aber seine Stimme war so schwer und sonderbar, und obwohl er kurz vorher getrunken hatte, war ihm der Hals ganz trocken.

Sarah sagte auch etwas mit undeutlicher Stimme; sie nahm das Glas, aus dem er getrunken hatte und setzte es auf den Präsentirteller, ihre Hand zitterte so, daß das Glas klirrte.

Fennefos erhob sich abermals, ging wie im Traum einige Schritte hin und zurück und trat zuletzt zu ihr hin, als ob er ihr etwas sagen wolle. Sie wandte ihr Antlitz gegen ihn, so daß das Licht darauf fiel.

Seine Lippen bewegten sich, aber sie brachten keinen Laut hervor, bis er endlich herauspreßte: „Du bist so bleich."

„Was sagst Du?" flüsterte sie; seine Stimme war so undeutlich, daß sie ihn nicht verstand.

Er versuchte wieder, und wie um den Worten, die nicht hervorkommen wollten zu helfen, näherte er seine Hand ihrer Wange. So geschah es, daß er die weiche feine Haut berührte und da verließ ihn das Bewußtsein, es brauste

ihm durch den Kopf, und ohne daß er es wollte, hielt er sie in seinen starken Armen, indem er sie fest vom Boden aufhob und küßte ihre Augen und ihren Mund.

Sie riß sich nicht los, sie stieß ihn nicht zurück, aber er fühlte sie erbeben.

Er ließ sie halb los — einen Moment — um ihr in's Antlitz sehen zu können; ihre Augen bohrten sich ineinander, er sah ihre bleichen Züge, die Lippen noch halb geöffnet nach den wilden Küssen; sie lag fest in seinen Armen, sein war sie, und wiederum brauste es ihm im Kopfe — da sprang er mit einem Schrei zurück: „Herr, hilf uns, was thun wir!“ und eilte hinaus.

Sie aber lief durch's Zimmer an die Thür und lauschte. Sie hörte ihn durch den Gang taumeln, hörte wie die Hausthür zugeschlagen ward und seine hastigen Schritte an den Fenstern vorbei.

Da wandte sie sich gegen das Licht: sie preßte die Hände gegen die Brust und um die Mundwinkel zuckte es wie ein bitteres Lächeln; dann warf das junge starke Weib sich auf den Boden nieder und schluchzte. —

Als Jakob Worse munteren Sinnes und mit unsicherem Schritt eine Stunde später nach Hause kam, fand er seine Gattin in der Bibel lesen; auf dem Tisch brannten zwei Lichter und die Rouleaux waren herabgerollt.

„Guten Abend,“ begann er lustig, „sitzt die kleine Frau noch auf? Komm, liebe Sarah, laßt uns jetzt zu Bette gehen.“

Sie fuhr fort zu lesen, ohne aufzusehen. Worse legte den Hut ab und schwankte ein wenig, als er durch das Zimmer ging. „Wir haben heute einen recht fröhlichen Tag zugebracht, Sarah.“

„Alle Drei?“

„Drei?“ erwiderte Worse stutzend, „ich war allein mit Randulf.“

„Du lügst; Ihr waret Eurer drei,“ versetzte Sarah ruhig.

Jetzt kam Worse auf den unglücklichen Einfall, daß sie scherze. Er näherte sich ihr lächelnd mit den feuchten Augen, um sie in seine Arme zu nehmen und sagte: „Ei, ei, Du weißt also besser Bescheid als ich selber, wo bist Du denn in die Schule gegangen, daß Du so klug geworden bist? Wer war denn der Dritte, nun?“

„Der Teufel,“ erwiderte Sarah und schlug plötzlich die Augen auf; „der Teufel saß mitten zwischen Euch.“

Schiffer Worse taumelte zurück.

„Ich versichere Dich, daß er von Euch Allen den fröhlichsten Tag gehabt hat. Er ergötzte sich, wenn Euer Mund von Eiden und Verwünschungen, von buntem Gewäsch und allem Unflath Eurer Herzen überströmte. Sahst Du seine krummen Krallen nicht, wenn er Dir das Glas vorsetzte, auf daß Du Dich in dem Wein seiner Unreinheit berauschtest? Hörtest Du sein Lachen nicht, während Ihr Euch in dem Ekel Eurer Sünde wälztet, um zum Pfuhl und zur Pein der Hölle reif zu werden?“

Worse rieb sich unwillkürlich den Magen; er fühlte wieder das Uebel da drinnen. „Aber, Sarah, ich bitte Dich,“ sagte er; sie aber ließ nicht ab, während ihre großen kalten Augen ihn verfolgten, so daß er die Hand emporhielt, um sich vor ihnen zu schirmen.

„Wie lange willst Du des Herrn spotten, Du alter Mann? Hast Du keine Furcht vor der Strafe des Unbußfertigen? Oder hast Du nichts gehört und nichts gelernt von dem Schrecken der äußersten Finsterniß?"

Worse zog sich entsetzt nach der Schlafstubenthür zurück. Seiner Sinne nur halb mächtig, konnte er nicht recht verstehen, was sie sagte; er hörte nur die bösen Worte und fühlte die beiden dunkeln Augen, die ihn verfolgten. Mehrmals bat er sie flehentlich, aufzuhören; aber sie begann immer wieder von Neuem, bis er sich endlich ganz elend und zerknirscht in die Schlafstube schlich und sich niederlegte. Erst nachdem er eine volle Stunde geschnarcht hatte, kam seine Gattin leise herein und ging zu Bette.

XII.

Jeden Abend, wenn sie schlafen ging, wiederholte Henriette den Eid, den sie Lauritz bei seiner Abreise geschworen hatte: „Ich gelobe und schwöre, Dich treu im Leben und im Tode zu lieben und mich niemals an einen Anderen zu geben". Jeden Morgen aber, wenn sie aufstand, seufzte sie und weinte sie; denn sie sah keinen Ausweg und es graute ihr vor jedem kommenden Tage.

An ihrem zwanzigsten Geburtstage hatte Madame Torvestad ihr geradezu erklärt, daß sie bald heirathen sollte. Lauritz war fort auf einer langen Reise, er konnte kaum in zwei Jahren wieder kommen. Und selbst wenn er kam, so wußte sie nur zu gut, daß die Mutter nie ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit ihm geben würde.

So schwankte Henriette zwischen dem muthigen Schwur und der undurchdringlichsten Hoffnungslosigkeit — bald äußerst niedergeschlagen, bald sich in stolze Träume wiegend von ihrem geliebten Lauritz, wie er sie liebe und wie fest er auf ihre Treue baue.

Ihr Wuchs war nicht so kräftig wie Sarah's; sie war schlanker und magerer; ihr feines lebhaftes Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an, als ob sie immerfort auf etwas warte. Sie machte Sarah zu ihrer Vertrauten und diese redete ihr in's Gewissen und ermahnte sie zum Gehorsam. Henriette aber war viel zu klug um nicht zu entdecken, wie es Sarah in ihrem ehelichen Leben ergehe; und es war auch keine rechte Kraft in Sarah's Ermahnungen, wenn sie von Gehorsam sprach. —

Fennefos ließ sich nach dem Mittage bei Sivert Jespersen mehrere Tage hindurch nicht sehen; er erschien nicht bei Tische und war nicht einmal Nachts zu Hause. Madame Torvestad nahm sich dies nicht so sehr zu Herzen, denn Fennefos hatte es schon öfters so gemacht; er hatte viele Freunde in der Umgegend, die er bisweilen besuchte. Wirklich beunruhigt aber fand sie sich darüber, daß der alte Färber mehrere Mal dagewesen war, um nach Fennefos zu fragen, ohne daß er ihr mittheilen wollte, weshalb er ihn aufsuche.

Madame Torvestad hatte ihre Enttäuschung über Sarah jetzt fast ganz verwunden. Als sie merkte, daß die Tochter ihr über den Kopf wachse, war sie so vernünftig, sich mit dem Glanz zu begnügen, den die gute und reiche Partie auch auf sie warf. Und obwohl Henriette bei Weitem nicht Sarah's Platz am Bibelpult auszufüllen vermochte, waren die kleinen Versammlungen bei der

Madame doch nach wie vor gut besucht und sie erhielt ihr Ansehen unter den Aeltesten aufrecht. In den letzten Tagen aber schien sich eine Veränderung zu vollziehen, welche sie ängstigte. Sie entdeckte sehr bald, daß die Erzählung von der Himmelfahrt Francke's, welche sie bei Tische vorgelesen, einen sehr bösen Eindruck gemacht habe. Sie vernahm auch, daß die Aeltesten sich wegen Fennefos beriethen, ohne sie zu befragen. Es war ausgemacht, daß der alte Färber einen geheimen Auftrag an ihn hatte. Madame Torvestad überlegte die Sache mit Bestimmtheit und faßte dann ihren Entschluß. Als Fennefos sich endlich am fünften Tage wieder sehen ließ, nahm sie ihn sofort in Beschlag und zog ihn in ihr Zimmer.

„Als Du voriges Mal hier in der Stadt warst, Hans Nielsen," so begann sie ihre Einleitung, „befragtest Du mich, ob ich Dir den Rath geben könne, Dich zu verheirathen; damals war ich nicht der Meinung, jetzt aber scheint es mir an der Zeit zu sein."

Er machte eine Bewegung auf seinem Stuhl und jetzt erst bemerkte sie sein seltsames Aussehen.

Er saß vornüber gebeugt, halb abgewandt vom Tageslicht; die klaren Augen, die sonst offen diejenigen ansahen, mit denen er sprach, waren gesenkt, und wenn er sie je zuweilen aufschlug, glitten sie zur Seite. Er sah bleich aus, erröthete aber dann und wann und strich sich mit der Hand über das Gesicht, als wolle er es verbergen. In ihrer Verwunderung über sein verändertes Benehmen vergaß sie es, weiter zu gehen und wiederholte mehrmals: „jetzt aber scheint es mir an der Zeit zu sein."

Fennefos seinerseits glaubte, sie wisse Alles, gleichwie er auch überhaupt sich einbildete, daß ihm Jeder seine Sünde und Unreinheit ansehen könne. Und da sie nun stets wiederholte, daß er sich verheirathen müsse, überfiel ihn eine solche Scham, daß er weder ein noch aus wußte. Madame Torvestad konnte seinen Zustand nicht recht begreifen; aber sie sah ein, daß ihm etwas zugestoßen sein müsse und sie schloß daraus, daß sie ihn jetzt leichter werde leiten können.

„Du fragtest mich damals auch, Hans Nielsen, ob ich ein junges christlich gesinntes Mädchen kenne, welches für Dich paßte. Ich glaube jetzt ein solches gefunden zu haben. Meine Tochter —"

Er sah sie einen Augenblick so verwirrt an, daß ihr fast bange ward: „bist Du krank, Fennefos?"

„Nein, nur müde."

Plötzlich stieg ein Argwohn auf in Madame Torvestad: „Oder wär' es möglich, daß Du Dein Herz von sündhafter Liebe hast bestricken lassen? Wenn dem so ist, Fennefos, so bete zu Gott, er möge Dich bewahren und Dir beistehen, gegen den bösen Feind in Deinem eigenen Fleisch zu kämpfen. Du müßtest Kraft genug haben, um zu siegen und Dich nicht in einer so elenden und abscheulichen Schlinge fangen zu lassen. Henriette ist noch jung, bei Dir aber wäre sie gut behütet und ich glaube und hoffe, daß sie Dir zum Segen sein könnte."

Fennefos gewann jetzt seine Fassung soweit wieder, daß er der Madame

seinen Dank aussprechen konnte. Indessen habe er, wie er sagte, nicht daran gedacht, sich jetzt zu verheirathen; es sei eine so ernste Sache —

„Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei — am wenigsten für den Mann," sagte Madame Torvestad mit Nachdruck; „das wirst auch Du wissen, Fennefos, und Du erinnerst Dich gewiß dessen, was Paulus sagt —"

„Ja, ja," unterbrach er sie schnell, „wenn Ihr meint, daß ich es thun müsse, so will ich Gott bitten, er möge es zum Besten wenden."

„So will ich mit Henriette sprechen," sagte Madame Torvestad.

„Ich möchte lieber selbst —"

„Nun wohl — ich habe Zutrauen zu Dir; sie ist drinnen in der Webstube."

„Jetzt gleich? — ich dächte —"

„Es ist kein Grund vorhanden, es aufzuschieben," erwiderte Madame Torvestad, öffnete die Thür und rief das Dienstmädchen heraus; darauf ließ sie Fennefos eintreten.

Er ließ sich leiten wie ein Kind. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß die Madame um Alles wisse. Und das Schamgefühl darüber im Verein mit seiner Ermüdung machte ihn zu einem willenlosen Werkzeug in ihrer Hand. Die letzten vier Tage war er ganz allein längs der Küste hin und her gewandert; seinen Bekannten war er ausgewichen und bei Fremden hatte er Obdach gesucht. Die ganze Zeit hindurch hatte er in Reue mit Furcht und Beben gekämpft. Und voll Zweifel und ohne Frieden in seinem Sinn war er zurückgekehrt mit der unbestimmten Absicht, seine Sachen zu holen und weit weg zu reisen. Als er nun Henriette gegenüber stand, die ihm unruhig in's Gesicht blickte, wußte er nicht, was er thun solle.

Sie aber, die Andeutungen genug in der letzteren Zeit erhalten hatte, faßte sich ein Herz und sagte: „Hans, ich bin verlobt . . . Ich habe Lauritz Seehus für Leben und Tod Treue geschworen," fügte sie hinzu und sah ihn fest an.

Fennefos starrte das junge Mädchen an, das offen seine starke Liebe eingestand und er fühlte, wie überlegen, wie rein sie ihm gegenüber sei.

„Lieber Hans," sagte Henriette dann und legte ihre Hände vertraulich auf seine Schultern, „Du warst stets gut gegen mich und Du bist selbst ein guter Mensch. Du wirst mich nicht auf diese Weise zwingen wollen, das weiß ich, aber Du mußt mir auch beistehen gegen die Mutter."

„Ich will Dich gewiß nicht unglücklich machen, Henriette; aber Du darfst Dich nicht gegen Deine Mutter auflehnen."

„Aber ich will und kann keinen Anderen nehmen als den, den ich liebe."

„Höre, liebes Kind!" sagte er ruhig und sah sie schmerzlich an — es war nicht das erste Mal, daß Frauen bei Fennefos Beistand gesucht hatten und heute konnte er sich besser als je in ihre Lage versetzen. — „Sicherlich ist keine Wunde schmerzlicher, als die, welche die Liebe in der Jugend schlägt. Aber es gibt eine Hilfe dagegen und Heilung wird dem zu Theil, welcher den Frieden sucht, dadurch, daß er seine Pflicht erfüllt im Gehorsam gegen Gottes Gebot und gegen die, welche Gott an seiner Statt eingesetzt hat, über uns zu bestimmen.

Du sagst, daß Du nicht einen Mann heirathen kannst, den Du nicht liebst; aber bedenke doch, wie oft das Herz in der Jugend auf Abwege geräth und —"

„Jawohl, sieh' nur zum Beispiel Sarah," unterbrach ihn Henriette; „was hilft ihr all' ihr Reichthum und all' ihre Gottesfurcht; ich weiß, daß sie das unglücklichste Geschöpf auf der Welt ist."

Fennefos wandte sich ab; wiederum war er entwaffnet. Henriette aber trat an's Fenster und schaute in die Luft hinauf über den geräumigen Hofplatz; dann schlug sie keck mit der einen Hand in die andere und sagte halblaut: „Ueberdies habe ich es geschworen!"

Fennefos ging zu Madame Torvestad zurück und sagte nur, daß er und Henriette nicht einig werden könnten. Sie wollte noch weiter fragen; er war aber völlig erschöpft und ging eilig aus der Stube ohne zu antworten. Aber auch in seiner Kammer fand er die Ruhe nicht, deren er so sehr bedurfte; denn hier saß der alte Färber und wartete auf ihn.

„Ich war schon mehrere Male bei Dir, Fennefos, und habe deshalb heute auf Dich gewartet. Wir Alle fühlen ein großes Bedürfniß, mit Dir zu sprechen und recht fleißig und vertraulich mit Dir umzugehen. Aber nun schien es uns, daß Du hier im Hause über das Gespräch und den Umgang mit den Frauen alles Uebrige vergißest."

Fennefos war jetzt so müde, daß er den Alten wie im Schlaf anhörte; aber er verstand doch so viel, daß die Freunde ihn aus Madame Torvestad's Haus fort haben wollten, und das war auch sein eigener Wunsch.

„Es sind droben auf dem Hofe viele Leute versammelt," fuhr der Färber fort, „und es kommen ihrer bald noch mehr hinzu, wenn die Ernte beginnt. So waren wir denn der Meinung, daß es gut sein würde, einen zuverlässigen Mann dort zu haben, der sowohl arbeiten, als auch Gottes Wort in den Ruhestunden verkünden könnte. Sivert Jespersen und die Anderen haben in der Stadt zuviel zu thun, und so beschlossen wir, Dich zu fragen, ob Du die Sache übernehmen wolltest?"

„Dazu bin ich gern bereit, wenn Ihr glaubt, daß es von Nutzen sein werde."

„Wir wünschen, daß Du schon morgen hinauf zögest."

Fennefos ward etwas überrascht, gab aber seine Zustimmung, um Ruhe zu bekommen und sobald der Färber aus der Thür war, warf er sich auf's Bett und schlief ein.

Madame Torvestad dachte, als Fennefos fortgegangen war, eine Weile nach, wie dies ihre Gewohnheit war. Darauf öffnete sie mit einer gewissen Feierlichkeit die Thür zur Webstube und sagte: „Henriette, geh' auf Dein Zimmer und leg' Dich zu Bette."

„Ja, Mutter!" antwortete Henriette, die nach der Unterredung mit Fennefos in die größte Verzagtheit gesunken war; sie näherte sich zitternd der Mutter, um gute Nacht zu sagen, obgleich die Sonne noch hoch am Himmel stand.

„Ich will Dir nicht gute Nacht sagen und Du sollst auch kein Abendessen haben," sagte die Mutter und schloß die Thür.

So begannen die großen Abstrafungen zu Gnadau und Madame Torvestad

wußte sich noch zu erinnern, wie selbst die Widerspenstigsten dadurch gebeugt werden konnten. —

Als Jakob Worse am Morgen nach Randulf's denkwürdigem Geburtstage erwachte, fühlte er sich höchst unwohl. Der Kopf war ihm schwer und es klopfte drin gewaltig; im Magen aber fühlte er das Uebel wieder. Seine Frau war schon längst aufgestanden; und Worse erwachte eigentlich erst darüber, daß zwei von seinen Packhausleuten hereinkamen und das Bett seiner Frau, das neben dem seinigen stand, fortnahmen.

„Was macht Ihr denn da?" fragte er verdrießlich.

„Wir tragen das Bett der Madame in's andere Zimmer."

„Was schwatzt Ihr da für Unsinn?"

„Pst, pst!" sagte der alte Packhausvorsteher, „Sie müssen sich nicht erhitzen; Sie sind krank, Herr Capitän; Sie dürfen nicht sprechen, sollt' ich von der Madame bestellen."

Worse brummte etwas, und sah mit mattem Blick dem Bette nach, das hinausgetragen wurde. Als seine Frau bald darauf hereinkam, sagte er: „Wie konntest Du das Bett fortbringen lassen, Sarah; Du weißt doch, daß ich morgen wieder besser bin, es ist immer nur der erste Tag so schlimm. Pfui! Dieser infame Punsch, nie will ich das ekelhafte Zeug wieder trinken!"

„Du bist kränker als Du glaubst, sowohl an Leib wie an Seele, und mir scheint, Du solltest darauf bedacht sein, Heilung für beide Uebel — zumal für Deine Seele — zu finden, ehe es zu spät wird."

„Ach ja, liebe Sarah, Du weißt, wie gerne ich das will; aber Du mußt mir helfen. Setz' Dich her zu mir und lies mir etwas vor."

„Heute nicht," antwortete sie.

Er lag allein im Bette den ganzen Tag und befand sich sehr schlecht. Am nächsten Tage war ihm wohl, der Kopf war klarer geworden, aber die Schmerzen im Magen waren so empfindlich, daß er sich darin ergab, liegen zu bleiben. Sarah kam von Zeit zu Zeit in die Schlafstube und immer bat er sie flehentlich, sie möge sich zu ihm setzen; wenn er allein sei, kämen ihm so viele böse unheimliche Gedanken. Endlich setzte sie sich an's Fenster mit einigen kleinen Büchern — sie hatte sich nun auch solche angeschafft, wie ihre Mutter.

„Ist es nicht Dein Wille, Worse, daß Du Dich jetzt bekehren und Buße thun willst für Deine Sünden? Oder willst Du es noch länger aufschieben?"

„Nein, nein, liebe Sarah, Du weißt, wie gern ich mich bekehren will, aber Du mußt mir dabei helfen, ich selbst weiß weder aus noch ein."

„Nun gut! Dann will ich damit anfangen, Dir aus einem trefflichen Buche vorzulesen von den neun Beweggründen, welche zur Erkenntniß der Sünde führen und den Menschen zur Buße und Besserung treiben. Hör' jetzt gut zu, nicht bloß mit den Ohren, sondern auch mit Deinem widerspenstigen Herzen, und möge Gott seinen Segen in's Wort legen."

Darauf las sie langsam und eindringlich: „Zuerst leitet Gottes große Barmherzigkeit uns zur Bekehrung, wie der Apostel sagt im Briefe an die Römer in des zweiten Capitels viertem Verse: Gottes Güte leitet Dich zur Bekehrung.

Danach zieht Gottes reines und klares Wort uns zur Buße hin. Denn gleichwie der Herr ehedem seine Propheten ausgeschickt hat, so sendet er noch täglich seine Prediger und andere Werkzeuge aus, welche wie eine Posaune seine Worte ausrufen, die große Glocke Arons unter den Menschen hören lassen, um sie dadurch zur Bekehrung zu erwecken. Dann sollen wir auch genau auf Gottes Gerichte Acht geben, welche er von Erschaffung der Welt an über halsstarrige Sünder hat ergehen lassen — wie durch Wasserfluthen, starke Winde, fremdartige Drohungen vom Himmel, Wetterleuchten, welches Feuer von oben herab schleudert und Erdbeben unter unseren Füßen, welches die Häuser über unseren Häuptern zusammenwirft."

„Lissabon" — murmelte Worse; ein Bild von dem großen Erdbeben hing über dem Sopha in der Wohnstube.

„Der vierte Beweggrund ist die unendliche Zahl unserer begangenen Sünden, als wir in unseren Lüsten, in Trunkenheit, Schlemmerei, Völlerei und greulicher Abgötterei wandelten. Der fünfte Grund ist die Kürze unseres Lebens, welche uns voll Ernst zuruft, daß wir uns bekehren sollen. Denn das Leben fährt schnell dahin, als flögen wir davon und wir verzehren unsere Jahre wie Geschwätz. Der sechste Grund ist die kleine Zahl derer, welche selig werden; denn die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt und nur Wenige finden ihn. Siebentens bedroht uns der Tod, was dem Fleische widerwärtig ist, und das Andenken daran ist bitter für Jeden, der in der weltlichen Wollust erstickt und erdrückt ist."

Worse machte eine unruhige Bewegung im Bette, als ob er sie unterbrechen wollte; sie aber fuhr fort: „Dann sollten wir auch den Tag des Gerichts bedenken, der kommen soll wie ein Dieb in der Nacht, an dem die Himmel vergehen mit großem Getöse, und die Elemente vor Hitze schmelzen und die Erde und die Werke, die darauf sind, verbrannt werden. Der neunte und letzte Beweggrund aber ist die Pein der Hölle, welche von allen Martern die unleidlichste und unerträglichste ist. Die Schrift spricht schrecklich von dem Zustand der Verworfenen in dem ewigen Feuer, wo die Schlange niemals stirbt und die Glut nie verlöscht; eine Verdammung, ein unauslöschlicher Pfuhl, der ewig mit Schwefel und Feuer brennt, welcher heißt Gehenna, das ist die ewige Pein; und es steht geschrieben: Die Höhle ist von gestern her gemacht, und dieselbe ist auch dem Könige bereitet, weit und tief genug. So ist die Wohnung drinnen Feuer und Holz in größter Mannigfaltigkeit; der Odem des Herrn wird sie wie einen Schwefelstrom anzünden."

„Höre, Sarah! Kannst Du nicht etwas Anderes finden?" sagte Worse ängstlich.

Sie las weiter: „Die Tage der Höllenpein sollen niemals ihre Vollkommenheit oder ihre Jahre ein Ende erreichen. Wenn so viele Jahre vergangen sind, als Menschen da sind auf der Welt und Sterne am Firmament; wenn so viele tausend Jahre zu Ende sind, als Steine und Sand zu finden auf dem Meeresgrunde, so sollen doch über alle diese noch zehnhunderttausend Mal mehr zu erwarten sein. Solche, die sich nicht bewegen lassen, wenn sie dies hören, die sollen es hernach zu fühlen bekommen und in Stücke zerrissen werden. Alle

Trunkenbolde und Spötter und die, welche ihren Bauch zu ihrem Gott machen und die, welche ihren eigenen Lüsten dienen, sowie auch alle Ungläubigen — die sollen an einem Tage vor dem Richterstuhl des Herrn geoffenbart werden. Dann wird Gottes Majestät sich sehen lassen mit einem blutig rächenden Schwert und einem Gerichtsstabe. Der Teufel, der alte Satan, soll auf der einen Seite stehen, um sie anzuklagen, ihr eigenes Gewissen auf der anderen, um sie zu verdammen, und unten der offene Schlund der Hölle, um sie zu verschlingen."

„Sarah, Sarah, ich bitte Dich, lies nicht weiter," rief Worse.

Sie aber erhob ihre Stimme und die Worte kamen hervor wie scharfe Messer: „Dann soll das jammervolle und fürchterliche Urtheil gefällt werden: Hinweg, ihr Verdammten, in's ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist! Da sollen sie den Kelch des ewigwährenden Zornes Gottes trinken im Königreich der Finsterniß, im Angesicht des abscheulichen Teufels mit allen verdammten Feinden des Herrn; wo das traurige und wehmüthige Brausen des Zornes Gottes stets durch ihre Ohren tönen soll, wo keine andere Freude ist als abscheuliche Verwüstung und Weh und unendliche Klage. Ihr Geschrei und ihr Heulen soll heftig sein, ihre Seufzer so tief und ihr Elend so unsäglich, daß sie wie Hunde, ja wie die wilden Wölfe heulen und brüllend und rasend in ihrem Verderben rufen sollen: Wehe! Wehe! Wehe! — daß ich jemals geboren wurde! Ach wäre ich doch nie geboren und hätte meine Mutter mich nie empfangen! Verflucht sei die Zeit, wo ich gezeugt ward, die Stunde, wo ich empfangen wurde und der Tag, an welchem ich an der Brust der Mutter sog!"

„Sarah! Um Gotteswillen, halt' ein!" rief Worse; er hatte sich im Bette aufgerichtet und hielt sich mit beiden Händen fest, der Schweiß perlte ihm auf der Stirn und er zitterte heftig.

Sie sah ihn mit ihren starken Augen an und sprach: „Bist Du endlich dem lebendigen Gott in die Hände gefallen?" „Sarah, Sarah! Was soll ich thun?" „Beten," antwortete sie und ging hinaus. Er wälzte sich in Schmerzen und Angst, rief ihren Namen und bat sie, sich zu erbarmen und herein zu kommen; er konnte sie im Nebenzimmer hören. Endlich kam sie wieder herein. „Sarah! Weshalb bist Du so hart gegen mich? So warst Du früher nicht."

„Ich behandelte Dich nicht auf die rechte Weise."

„Glaubst Du denn, das dies die rechte sei?"

„Ich hoffe es."

„Ach ja, Du verstehst es wohl am besten, aber dann mußt Du mir helfen, Sarah. Geh' nicht von mir!" und er hielt ihre Hand fest wie ein Ertrinkender.

Einige Tage darauf durfte er aufstehen; er ging im Hause umher, wo Sarah war, und ward jedesmal ängstlich, wenn sie die Stube verließ. Oder er saß in einem Winkel, ein religiöses Buch in den Händen haltend, nicht so sehr um darin zu lesen, als um einen Schutz gegen die Anfälle des Bösen zu haben. Es war ihm endlich klar geworden, woran er niemals zuvor recht hatte glauben wollen, nämlich, daß der Teufel ihm überall nachstelle.

Als Sarah ihren Mann von sich gescheucht hatte, ward sie etwas weniger streng gegen ihn. Nur wenn er sie bat, das Bett wieder an die alte Stelle

setzen zu lassen, da er wieder ganz gesund sei, kam der harte Ausdruck in ihr Auge zurück und sie las ihm Dinge vor, die seinen Kopf gänzlich verwirrten. Sie selbst ging umher wie in der tiefsten Finsterniß. Sie hatte weder Gebete noch Gesänge mehr und in der Versammlung waren ihre Gedanken abwesend. Der Augenblick, wo sie in seinem Arm geruht, hatte ihr mit einem Schlage den ungeheuren Betrug offenbart, der an ihr verübt war. Ihre Jugend, ihr heftiges Blut, ihre heiße unbegrenzte Liebe zu diesem Manne hatte man zurückgedrängt und unter Gottes Wort, unter Ermahnungen, Gesängen, Bibelsprüchen, Gesprächen und Gebeten niedergedrückt. Und dies Alles waren nichts als Worte — Worte — Worte — die sie mit Hohn von sich warf. Sie wußte nichts mehr von Glauben und Hoffnung, aber von der Liebe wußte sie, daß sie einen einzigen Mann liebte — ihn wild und leidenschaftlich liebte.

In den Tagen, wo Fennefos verschwunden war, ging sie wie im Fieber umher. Dann kam er wieder und zog von ihrer Mutter fort und hinaus auf den Hof der Haugianer. Derselbe lag dicht bei der Stadt, und Sarah, die sonst nie über die nächsten Straßen hinausgekommen war, begann nun weite Spaziergänge in der Umgegend zu machen. Hinter einem großen Stein oder einem Zaun stand sie verborgen und starrte zu ihm hinüber, wenn er auf dem Felde arbeitete. Sah sie ihn nicht, so setzte sie sich auf einen Felsenvorsprung, sah in die Luft oder pflückte eine Blume, die sie aufmerksam von allen Seiten betrachtete, als sei es etwas ganz Neues und Merkwürdiges, das sie nie zuvor gesehen.

In der Versammlung verwandte sie kein Auge von ihm; er sprach dort nie mehr und wandte auch seine Augen nicht ein einziges Mal nach der Seite hin, wo sie saß. Ihr merkten die Leute nichts an; dahingegen schien es den Freunden, daß mit Fennefos eine Veränderung zum Besseren vorgegangen sei. Die übertriebene Strenge, mit der er begonnen hatte, war jetzt fast ganz von ihm gewichen — ja es war fast etwas Demüthiges an ihm.

XIII.

Der Hof, den mehrere der reichsten Haugianer in Gemeinschaft besaßen, war von nicht unbedeutendem Umfange und es befanden sich dort auch verschiedene Fabrikanlagen. Es gab also Arbeit genug für den, der das Ganze leiten sollte, und Fennefos gab sich mit einem Eifer und einer Kraft, wie sie sogar für ihn ungewöhnlich waren, seiner neuen Thätigkeit hin. Dahingegen vermochte er in den ersten Wochen nicht, die Andachtsübungen der großen Menge von Arbeitern zu leiten, die sich nach haugianischer Sitte in einem großen Saale an einem langen gemeinsamen Tische zur Mahlzeit und zur Hausandacht versammelten. Hans Nielsen war stets der Erste bei der Arbeit; aber in den Erbauungsstunden war er schweigsam und in gedrückter Stimmung. Als jedoch einige Monate auf diese Weise vergangen waren, hob er allmälig das Haupt wieder höher und schlug die hellen grauen Augen wieder auf. Durch die strenge körperliche Arbeit und durch die große Verantwortung, die auf ihn, den Aufseher über das ganze Gewese gelegt war, kam seine starke gesunde Natur nach und nach wieder in's Gleichgewicht.

Wohl bereute er immer noch jenen Augenblick der Schwäche und schämte sich desselben; aber zugleich drängte sich ihm doch die Ueberzeugung auf, daß auch der Beste in eine solche Lage kommen könne, und er dankte Gott, daß er im letzten Augenblick ihm zu Hilfe gekommen war. Wie diese Begebenheit aber seine eigene Schwäche offenbart und sein Selbstvertrauen stark erschüttert hatte, so erweckte sie in ihm auch Zweifel darüber, ob es Recht sei, von den Menschen so viel zu fordern, wie er es gethan. Wenn er der armen bekümmerten Seelen gedachte, die er im Norden zurückgelassen hatte, kam es ihm vor, als habe er sich an ihnen versündigt, als er so schwere Forderungen an sie stellte, und wenn er an die wohlhabenden, vertrauensseligen Haugianer hier dachte, so erschien es ihm als eine Schande, unter ihnen zu leben. Bisweilen überfiel ihn gänzliche Hoffnungslosigkeit, so daß er alles unerträglich fand und sich nach ganz neuen Verhältnissen sehnte. In solchen Stunden konnte er sich der Erwägung nicht verschließen, wie er sein Leben in Zukunft einrichten solle. Er konnte nicht daran denken, hier zu bleiben. Er war nicht eigentlich besorgt um seiner selbst willen, wenn er auch nicht ganz sicher auf sich bauen zu können glaubte; aber ihrethalben mußte er fort. Es durchströmte ihn noch immer wie Feuer, sobald er an die Augen dachte, in die er eine Secunde lang geblickt hatte, als sie in seinen Armen lag; und wenn sie sich in der Versammlung trafen, fühlte er etwas von demselben Feuer, selbst wenn ihre Blicke sich nicht begegnet hatten.

Trennen mußten sie sich also; das war unumgänglich nothwendig, und dennoch ging er nicht fort. Auf dem Hofe war vollauf zu thun bis in den Herbst hinein — und wohin sollte er auch ziehen? Wenn er diese Stelle verließ, so gab es auf dem weiten Erdkreise keinen Fleck, von dem er sich angezogen fühlte — weder die Heimath, noch die Freunde überall im Lande, am liebsten hätte er gewünscht, Niemanden mehr zu sehen und ganz allein zu leben. Seinem Herzen war eine tiefe Wunde geschlagen, und er dachte in dieser Zeit so oft an Henriette. Auch er war für Leben und Tod verbunden in einer Liebe, die kein unreiner Gedanke beflecken sollte. Für Sarah wollte er beten. —

Die Aeltesten aber blickten voll Bekümmerniß auf Fennefos. Seine Ansprache in Sivert Jespersen's Hause hatte großen Schaden angerichtet. Man erzählte sich in der Stadt, daß zwischen den Haugianern ein Zwist ausgebrochen sei und daß Fennefos sich von ihnen getrennt habe. Unter den Brüdern selber herrschte Unruhe. Die, welche nicht zugegen gewesen waren, wünschten zu erfahren, was er gesagt habe; die Anderen aber antworteten ausweichend. So wuchs bei Feinden und Freunden die Neugier oder das Verlangen, in Erfahrung zu bringen, ob sich ein so bekannter und geachteter Mann wie Fennefos wirklich etwas habe zu Schulden kommen lassen. Dazu kam nun sein verändertes Wesen nach jener Rede, das doch irgendwie einen Grund haben mußte, und es wurden die verschiedensten Vermuthungen darüber angestellt.

„Ich denke," sagte Sivert Jespersen, und sah sich um in dem kleinen Kreise der Aeltesten, die sich zur Berathung über diese Sache versammelt hatten, „wir sind Alle darüber einig, daß Frauenzimmer mit dabei im Spiele sind."

„Ich habe mir erzählen lassen," sagte Endre Egeland, „daß er sich mit Madame Torvestad's Tochter Henriette viel zu schaffen gemacht hat."

„Mit Henriette?“ sagte Sivert Jespersen gedehnt, in zweifelndem Tone.

Alle waren durch jene Bemerkung überrascht und es entstand eine Pause.

„Nein, nein,“ sprach der alte Färber, „wir dürfen solche bösen Dinge nicht glauben.“

„Jedenfalls, ihr Lieben,“ sagte Sivert Jespersen sanft, „müssen wir uns jetzt darüber verständigen, wie wir unserm Bruder in all seiner Noth und Anfechtung beistehen können. Ich habe mir gedacht, daß wir, wenn es Euch recht ist, am Sonnabend Nachmittag droben auf dem Hofe zusammentreffen könnten. Nach geschehener Rechnungsablage würden wir dann mit ihm reden.“

„Laßt uns nur vorsichtig zu Werke gehen,“ sagte der Alte, „denn wir wissen doch eigentlich gar nichts.“

„Nein, Lieber, ich meinte auch nicht, daß wir unverständig —“

„Ich weiß, daß Du vorsichtig bist, Sivert Jespersen, wir müssen aber bedenken, daß er der stärkste von uns ist und daß wir ihn nicht verlieren dürfen.“

Der Sonnabend, an dem sie sich der Abrede gemäß auf dem Hofe versammelten, fiel auf den ersten September. Es war von ihnen daher der Rechnungsabschluß für den ganzen Monat nicht allein für den Hof, sondern auch für die Färberei, die Stampfmühle und sämmtliche übrigen Anlagen durchzunehmen. Man fand Alles in Ordnung und in gutem Stande, und die Aeltesten drückten Fennefos ihren wärmsten Dank aus. Als dann aber die Bücher zugemacht und die Verabredungen für den weiteren Betrieb getroffen waren, blieben Alle auf ihren Plätzen an den Wänden ringsum in der Stube sitzen. Fennefos, der in der Mitte an einem Tische saß, auf welchem die Bücher ausgelegt waren, erhob jetzt das Haupt und sah ruhig von dem Einen zum Anderen. Keinem entging es, daß sein Gesicht den alten Ausdruck wieder erhalten hatte; der niedergeschlagene, unsichere Blick, den man eine Zeitlang an ihm bemerkt hatte, war ganz verschwunden, und wie er, sonnenverbrannt und gesunden Aussehens unter den bleichen Stadtleuten dasaß, erschien er ihnen stärker als je zuvor. Deshalb machte der Färber Sivert Jespersen ein Zeichen und rührte sich auf seinem Platz, als ob er fortgehen wolle. Jener hatte es sich aber nun einmal in den Kopf gesetzt, daß er das Geheimniß des jungen so gebietend auftretenden Mannes erfahren oder doch wenigstens sich selbst und den Aeltesten Ueberlegenheit über ihn verschaffen wolle.

„Wir haben,“ begann er, „wir haben unter uns über Dich gesprochen, lieber Hans Nielsen; wir sind alle der Meinung, daß Du damals in meinem Hause — Du erinnerst Dich wohl noch — starke Worte gebraucht hast.“

„Ich sprach aus reinem Eifer; und fielen meine Worte zu hart, so bitte ich Euch, daß Ihr mir vergebt; ich glaubte, es sei nothwendig, aber es war keine Lieblosigkeit in meinem Herzen.“

„Das hat auch Keiner von uns geglaubt, Hans Nielsen,“ sagte der alte Färber.

„O nein, gewiß nicht,“ fuhr Sivert Jespersen fort; „aber unsere Sorge ist wach gerufen worden durch die niedergeschlagene Stimmung, in der wir Dich seitdem gesehen haben. Du bist noch jung, Fennefos, und wir sind alt, oder doch jedenfalls älter als Du. Und wir wissen sehr wohl, welchen Versuchungen

vorzugsweise das junge Blut ausgesetzt ist — und hast Du eine Niederlage durch den Feind in Deinem eigenen Fleisch erlitten, so wollten wir Dir gern die Hand reichen, um Dich wieder aufzurichten."

Fennefos sah mit seinen klaren Augen bald den Einen, bald den Anderen an, und es schien Allen, als ob sie peinlich lange auf Endre Egeland ruhten.

„Ich danke Euch," sprach er endlich, „allein, Gott ist mir gnädig gewesen und ich bedarf Eurer Hilfe nicht."

„Es thut uns herzlich wohl, dies zu hören," versetzte Sivert Jespersen mit Wärme; aber zürne mir nicht, lieber Freund, wenn ich Dich daran erinnere, daß, wenn wir auch äußerlich vor dem Fall bewahrt sind, wir uns darum nicht minder ängstlich vor Gedanken, Worten und Begierden zu hüten haben."

„Will Einer von Euch den ersten Stein auf mich werfen?" fragte Fennefos, sich ruhig im Kreise umschauend.

Keiner antwortete, und der, welcher Sivert Jespersen zunächst saß, trat ihm auf den Fuß, um ihm zu verstehen zu geben, er möge es genug sein lassen. Es war aber zu spät; denn Fennefos erhob sich rasch und sprach zu ihnen:

„Lieben Brüder und Freunde! Ja, fürwahr ich bediente mich harter Worte, als ich mich damals an Euch wandte. Ich kam vom Elend und fand Wohlstand; ich kam von bekümmerten Herzen und traf Selbstgefälligkeit; ich kam von Hunger und Noth und setzte mich an den Tisch des reichen Mannes. Deshalb fiel mir das ein, was Hauge uns als Richtschnur hinterlassen hat: Die Aeltesten müssen keinen ihrer Genossen bei einem Laster durch die Finger sehen, sondern sowohl ihn wie jeden Anderen gebührend strafen. Gegen diejenigen aber, welche sich die Achtung der Gläubigen erworben haben und gute Christen sein wollen, muß man wohl auf der Hut sein, daß sie nicht durch Schmeichelei und Nachgibigkeit verwöhnt werden, sondern selbst scharfe Zurechtweisungen und harte Kost vertragen können. Deshalb sprach ich, wie die Pflicht es mir gebot. Seit jenem Tage aber hat mich die Hand des Herrn schwer getroffen und in meiner schweren Sünde vermeinte ich, daß ich niemals wieder herantreten und ein Wort der Zucht zu Jemandem reden dürfe. In jener Zeit habt Ihr mich niedergebeugt und verzagt unter Euch wandeln sehen. Aber gelobt sei Gott, der mich wieder durch seine Gnade emporgerichtet hat; noch darf ich hoffen, daß der Herr mich nicht ganz wie ein unwürdiges Werkzeug verwerfen werde. Aber, lieben Freunde, unter Euch kann ich nicht länger weilen."

Alle sahen ihn unruhig an.

„Du willst Dich doch nicht von den Brüdern trennen?" fragte der Alte.

„Nein, das will ich nicht, aber ich muß fort von hier, sowohl um meiner eigenen Schwäche willen, als weil ich fürchte, daß ich in Zukunft nicht streng genug würde Euch züchtigen und warnen können. Denn, lieben Freunde, ich glaube, daß Ihr in manchen Dingen sehr bedauerlich auf Abwege gerathen seid."

„Willst Du wieder nach dem Norden ziehen?" fragte Einer.

„Oder hat vielleicht der Herr Dein Herz den armen Heiden in Afrika zugewendet?" fragte ein Anderer.

Fennefos sah ihn an und sprach: „Ich danke Dir für diesen Rath; ich

will darüber nachdenken und den Geist bitten, mich über den rechten Weg aufzuklären."

Dadurch fühlten sich Alle erleichtert. Die Missionssache war ihre eigene, war von den Herrnhutern und Hauge's Freunden in's Werk gesetzt worden. Wenn Fennefos in den Dienst der Mission trat, so verblieb er bei ihnen und sie verloren ihn nicht. Erst jetzt kamen sie zur Erkenntniß, welche Stütze er ihnen Allen sei. Sivert Jespersen ergriff denn auch sofort das Wort, um es ihm an's Herz zu legen, er solle sich nach den heidnischen Ländern aussenden lassen. Mochte es nun jener Ausdruck des Aussendens sein oder war Fennefos überhaupt mißgestimmt gegen Sivert Jespersen — genug, er antwortete in ziemlich scharfem Ton: „Wenn ich gehe, so gibt es nur Einen, der mich aussendet und das ist Gott, der Herr."

Er war jetzt von dem alten Feuer erfüllt. Die Aeltesten sahen einander mit Betrübniß an, daß sie einen solchen Bruder verlieren sollten und Einer sprach: „Wenn Du aber nicht unser Sendbote sein willst, wohin willst Du dann gehen?"

„Ich meine, daß ich schon Heiden finden werde," erwiderte Fennefos; „aber laßt uns für heute Abschied nehmen; und möge der Gott, der unsere Väter erweckte, in uns Allen sein mit der Kraft der ersten Liebe, auf daß wir sein Werk zu seinem Wohlgefallen vollbringen können." Darauf reichte er ihnen Allen die Hand, dem Einen nach dem Anderen, dann gingen sie fort.

Es war ein stiller beklommener Herbstnachmittag. Die Freunde gingen mit einander über die Felder nach der Stadt zu. Der Haugianerhof — wie er im Volksmunde hieß — nahm sich mit seinen soliden, gut unterhaltenen Gebäuden freundlich in der Abendsonne aus. Der Boden war nur mager, aber gut bewirthschaftet und hinter den stattlichen Steinwällen sah man hie und da kleine Holzanpflanzungen. Als sie zur Ausgangspforte aus der Feldmark kamen, von wo der Weg gerade hinab zur Stadt führt, hielt der alte Färber an und brach in Thränen aus. Die Anderen stellten sich um ihn her.

„Hier stand ich," hob er an, „im Frühling 1804 mit meinem Vater und Hans Nielsen Hauge. Damals war hier überall nur Haide oder unwirthbarer Klippenboden. Mein Vater und Hauge hatten davon gesprochen, daß man das ganze Terrain mit seinen flachen und moorigen Strecken ankaufen solle und dies geschah auch. Hauge gab dann seinen Rath und seine Anweisung, wie das Ganze eingerichtet und betrieben werden müsse, wie man dies später ungefähr auch gemacht hat. Als wir dann diese Stelle verließen, um nach Hause zu gehen, sagte mein Vater: Möge denn Gott seinen Segen dazu geben! Er mochte wohl zunächst an das Aeußere denken, denn es war ein gewagtes Unternehmen und viel Geld hatten Hauge's Freunde damals nicht in Händen. Hauge aber lächelte und antwortete gar freimüthig: Ach, lieber Ingebret, wenn Du von dem Zeitlichen sprachst, so ist mir gar nicht bange; ich möchte vielmehr Gott bitten, daß er Die, welche nach uns kommen, vor allzu großem Glück und Gedeihen im weltlichen Handel bewahre. Und dessen mögest Du Dich erinnern — damit wandte er sich an mich — Du, der Du jetzt jung bist, daß starke Schultern dazu gehören, um gute Tage ertragen zu können. Ich sehe ihn

jetzt ganz leibhaftig hier auf dieser Stelle vor mir stehen. Er war selber noch ein junger Mann und nicht bedeutend viel älter als ich. Aber dennoch war es mir, als stände ich vor etwas höchst Ehrwürdigem und Erhabenem, vor dem ich mich tief beugen müsse. Und etwas Aehnliches fühlte ich heute, als der junge Fennefos zu uns sprach. Es wäre vergeblich, wenn wir leugnen wollten, daß er Recht habe und daß wir in der ersten Liebe lau geworden seien."

Der Alte schüttelte wehmüthig das Haupt und ging zur Stadt hinab; die Anderen folgten schweigend. —

Madame Torvestad alterte vor all' den Aergernissen, die ihr in dieser Zeit bereitet wurden. Die Brüder hatten ihr Fennefos weggenommen und handelten auch weiter hinter ihrem Rücken, die Gnadauer Methode aber erwies sich als ganz und gar fruchtlos.

Wohl ward Henriette bleich und hager von dem vielen Fasten und der langen Einsperrung; aber dafür trat eine trotzige Gluth in ihr Auge und eines Tages hörte die Mutter sie singen:

„Das blaue Meer, so stolz und weit,
Das liebt die Seemannsbraut
Mit feur'gem Sinn, es ist ihr wie
Ein Brautgemach so traut."

Da riß d'r Madame Torvestad die Geduld, und ohne sich zu bedenken, wie sie es sonst zu thun pflegte, stürzte sie zu Henrietten in's Zimmer, versetzte ihr einen heftigen Schlag auf jede Wange und sagte, als sie wieder hinausging: „Ich werde Dich bald ein anderes Lied lehren! Wart' nur!"

Henriette saß wie versteinert. Sie hatte die Mutter früher oft erzürnt gesehen und im Heranwachsen Schläge genug bekommen. So aufgebracht wie heute aber war die Mutter noch nie gewesen. Henriette ahnte nichts Gutes und dennoch hatte sie sich nicht vorgestellt, daß es so schrecklich werden würde, wie es nun wirklich kam.

Eine Stunde nachher ward Henriette in die Wohnstube gerufen und hier war Madame Egeland. Die feiste gelbliche Dame küßte sie und es ergab sich, daß sie in dieser Stunde mit Erich Pontoppidan Egeland verlobt worden war — das Schlimmste, was ihr auf der Welt hätte begegnen können. Als Sarah von dieser Verlobung hörte, ging sie in's Hinterhaus hinüber, um mit ihrer Mutter zu sprechen. Sie schlossen sich ein: aber die Unterredung war nur kurz. Die Madame wies ihre Tochter gleich zurück und Sarah hatte, als sie der Mutter in der alten Stube gegenüber saß, den Muth nicht, einen entscheidenden Kampf zu wagen. Was hätte sie auch sagen sollen? Sollte sie ihren eigenen Jammer und ihre Schande offenbaren?

Sarah ging zu Henriette hinein. Diese erwiderte auf Alles, was Sarah sagte, nur: „ich will nicht, ich will nicht, ich habe geschworen." Sie war ganz außer sich und ihr Blut fieberte. Sarah nahm ihr die Kleider ab und legte die Schwester in's Bett; die Mutter wollte sie aber selbst pflegen, und Sarah mußte wieder gehen, niedergedrückter und unglücklicher als je zuvor.

Je weiter es in den Herbst hinein ging, verhärtete sich ihr Herz immer

mehr. Fennefos hatte seinen reinen klaren Blick wieder erhalten; er sah über sie hin, als sei sie weit entfernt.

Eines Tages war die Rede davon, er wolle Missionär werden. Sarah hörte es, und es ward immer düsterer in ihrem Inneren. Sie haßte ihre Mutter und verabscheute ihren Mann; sie behielt es aber für sich und Niemand ahnte, welche Gedanken in ihr wogten.

Inzwischen ward es auch in Schiffer Worse's Gemüth immer finsterer. Er glaubte zuletzt, daß der böse Feind überall sein Spiel treibe, sowohl in seiner Umgebung als auch in ihm, in seinem innersten Herzen. Und da kämpften sie — der Böse und Schiffer Worse von Morgen bis Abend, und sogar des Nachts in seinen Träumen.

Gewöhnlich unterlag Worse im Kampf. Ein seltenes Mal aber gelang es ihm, den schlauen Feind zu überlisten, wenn er bei Zeiten seine tückischen Anschläge entdeckte.

So ging es eines Tages mit dem Schiffer Randulf. Dieser hatte Worse zu einem Spaziergang in die Stadt überredet und wußte ihn unter fortwährendem Sprechen immer weiter nach den Schiffswerften zu locken; aber plötzlich merkte Worse Unrath. Er hörte, wie einige Jungen, die vorbeiliefen, sagten, daß ein Schiff vom Stapel gelassen werden solle und nun durchschaute er sofort die Schlinge des Bösen. Denn Worse wußte, daß es einer seiner Schliche sei, die Gedanken seines Opfers durch allerlei Vorstellungen von der See und von Schiffen in die ganze Sündhaftigkeit seines früheren Lebens zurückzuziehen. Deshalb hatte er auch schon vor langer Zeit das halbfertige Modell von „der Familie Hoffnung" auf den Boden gestellt, und als er jetzt merkte, daß die Versuchung durch Thomas Randulf an ihn heranträte, drehte er plötzlich um und eilte nach Hause zu Sarah.

Randulf aber that es leid um seinen Freund, und als er am Abend in den Club kam: „Nun ist es bald aus mit Jakob Worse, sage ich Euch, er macht es nicht lange mehr; das konnte ich ihm heute ansehen."

„Ach, das glaube ich nicht," sagte ein Anderer, „er sieht wohl etwas gelb und angegriffen aus, aber" —

„Ich sah es an seinen Beinkleidern," versetzte Randulf.

„Was schwatzest Du da, Randulf," rief der Lootsen-Aeltermann Sundt vom Spieltisch her.

„Schwatzest?" rief Randulf, „Dein Wort in Ehren, aber nimm es mir nicht übel, Recht habe ich doch. Wenn der Tod einen Mann gezeichnet hat, so schrumpft er ganz merkwürdig ein in seinen Beinkleidern."

Alle lachten und Einer meinte, das käme davon, daß kranke Leute mager würden.

„Nein, nein," rief Randulf ganz erregt, „das, was ich meine, ist durchaus eigenthümlich. Die Beinkleider werden so leer und schwer und lang, als wollten sie ganz herabfallen und über den Fuß hin legen sich drei große dicke Falten. Wenn ich das sehe, so weiß ich, daß der Mann nicht mehr lange zu leben hat. Darauf könnt Ihr Euch verlassen, das ist eine feste, unumstößliche Wahrheit." —

Als das Wetter sich im October verschlechterte, ging Jakob Worse noch

seltener aus; es fröstelte ihn draußen und er blieb am liebsten im warmen Zimmer. In den kleinen religiösen Büchern las er so gut er es vermochte; aber das wollte ihm nicht zu der Freimüthigkeit des Geistes, nach der er sich so sehr sehnte, verhelfen.

In der Versammlung zwischen all' den ruhigen andächtigen Gesichtern nahm der alte bekümmerte Mann mit dem dichten weißen Haar und dem schlaffen, runzeligen Antlitz sich seltsam genug aus, wie er die Augen forschend bald auf den Einen, bald auf den Anderen richtete und begierig dem, was gesprochen wurde, zuhörte, ob doch nie das Wort kommen würde, das seiner Seele den Frieden schenken sollte. Der böse Feind aber hatte sich von früher her zu stark bei ihm eingenistet; er legte Schwüre auf seine Zunge und böse Gedanken in sein Herz. Wenn Sivert Jespersen in der Versammlung aus der Postille vorlas, schleppte der Teufel die zweihundert Tonnen Salz herbei oder er spiegelte ihm vor, daß Endre Egeland mit seinen kleinen grünen Augen die jungen Mädchen anstarre.

Nachts, wenn der Wind unten in der Gasse heulte, führt der Teufel ihn auf die stürmische See an Bord seines alten Schiffes, so daß er eine sündhafte Freude daran hatte, sich vorzustellen, wie er mit „der Familie Hoffnung" manövrirte und wie wacker es sich in dem schweren Seegang aufführte. Oder der Böse versuchte ihn zum Hochmuth, wenn Garman u. Worse große Geschäfte machten, oder zu Heftigkeit und Ungeduld, wenn Romarino kam und vom Vater Geld oder seine Unterschrift verlangte.

Im Hause hatte er sich immer noch am besten befunden, besonders wenn Sarah da war. Nun aber verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er sogar den Appetit verlor. Nur Erbsen und Speck, sein Lieblingsgericht auf der See, aß er noch immer gern und er freute sich stets, wenn ihm am Vormittage der Duft davon aus der Küche entgegenstieg.

Aber da fiel es ihm eines Tages ein, ob nicht auch dies eine der tückischen Schlingen des Bösen sei, um seine Gedanken von dem Einen, was Noth thue, abzuziehen und zu der großen Sündhaftigkeit seines früheren Lebens hinzulenken?

Und als er zu Tisch kam, konnte er das Essen kaum anrühren.

XIV.

„Mein lieber Christian Friedrich!

„Seit dem Tode Deiner seligen Mutter, deren allzu frühen Hintritt wir noch immer beweinen, wüßte ich nicht, daß ich mich so content und wohl befunden hätte, wie in diesen Tagen. Es gibt in jedes Menschenleben einen Zeitpunkt, wo sich sein Wesen und seine innere Natur gleichsam verändert und in seiner Beschaffenheit wechselt. Seine Interessen bleiben dieselben, der Grad des Eifers, mit dem er seine Arbeit umfaßt, braucht nicht abzunehmen, und doch erhält er, wenn dieser Zeitpunkt eintritt, gleichsam andere Augen zum Sehen und andere Gefühle zum Empfinden.

„Dieser Uebergang, den ich hier nur unvollkommen zu schildern vermocht habe, ist der unausbleibliche Uebergang von der Jugend zum Alter und ein

solcher hat sich in den letzten Jahren nach dem Tode Deiner Mutter langsam und gradweise in mir vollzogen; Dank einer gnädigen Vorsehung kann ich heute sagen, daß ich mich glücklich fühle, ein alter Mann geworden zu sein. Von größter Dankbarkeit aber muß mein Herz erfüllt werden, wenn ich bedenke, wie viel mir noch an körperlicher Kraft und Gesundheit, namentlich aber auch an geistiger verve übrig geblieben ist, so daß noch nichts von Dem, was bisher meine geistigen Kräfte in Anspruch nahm und beschäftigte, mir fremd oder gleichgültig geworden ist. Nur ist mehr Ruhe in meinen Sinn gekommen, mein Gehirn ist befähigter geworden, seine functiones auszuführen, da es von Leidenschaften unberührt ist, der oft etwas übereilte Eifer der Jugend ist von der ruhigen Besonnenheit des vollgereiften Mannes abgelöst worden.

„Ich schreibe Dir heute ausführlicher, mein lieber Sohn, und über verschiedene Angelegenheiten, die wir gewöhnlich nicht zum Gegenstand unserer correspondance machen, theils weil ich wünsche, Dich mit Verhältnissen bekannt zu machen, denen Du selbst näher treten wirst, theils weil ich hoffe, daß dieser Brief einer der letzten sein wird, die wir auf so weiter distance wechseln. Denn es ist jetzt und fürderhin mein Wunsch und mein väterlicher Wille, daß Du in Gemäßheit früherer Abrede zwischen uns zum kommenden Frühjahr nach Hause zurückkehrst, wobei ich Dir selbst die Entscheidung überlasse, ob Du auf Deiner Rückreise von Paris den Weg über Kopenhagen einschlagen willst oder ob Du es vorziehst, nach England zu gehen und von da mit einem der ersten Hummerkutter hieher zu kommen. Es wird mir eine sehr große Freude bereiten, Dich hier in gutem Wohlsein wieder zu sehen, und ich hoffe, daß andererseits auch Du Dich in diesen Umgebungen und durch die Arbeit in unserem Geschäft zufrieden und glücklich fühlen werdest. Freilich habe ich es nicht aus meinem Gedächtniß verloren, daß mir, als ich selber in Deinem Alter nach einem mehrjährigen Aufenthalt im Auslande zurückkehrte, Sandsgaard wie ein abgelegener staubiger Winkel der großen Welt vorkam. Die Erfahrung meines Lebens hat mich aber darüber belehrt, daß der Mann, welcher eine vernünftige Lebensphilosophie und tüchtige Grundsätze besitzt, sich überall leicht zurechtfinden wird, wo auch immer das Schicksal ihn placiren möchte. Auch darf ich hoffen, daß, selbst wenn Du nun direct von Paris zurückkommst, Sandsgaard in seiner jetzigen Gestalt Dir doch nicht als ein so ganz unwürdiger Aufenthaltsort erscheinen werde, da ich nämlich in der letzteren Zeit das ganze Hauptgebäude habe aufputzen und decoriren lassen, so daß es mir vorkommt, als ob jetzt nur eine Schar junger und froher Menschen fehle, um wieder jene Zeiten herbeizuzaubern, bei denen ich noch immer in der Erinnerung so gern verweile — wenn sie auch von Sehnsucht und Wehmuth halb verschleiert ist. Doch wozu wieder den Kummer heraufbeschwören, der für ewig einen Schatten auf mein Leben werfen wird! Wenden wir lieber den Blick der Zukunft zu.

„Es wird ohne Zweifel Deine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben, daß ich in der letzteren Zeit in meiner correspondance mit einer bestimmten Intention mich bestrebt habe, Dir eine so ausgedehnte Kenntniß von unserem Geschäft beizubringen, wie sich dies ohne zu große Weitläufigkeit machen ließ. Ich betrachte Dich nämlich schon jetzt als meinen Gehilfen und associé,

und nach Deinen Briefen und der Abfassung Deiner Rechnungen, sowie nach den Berichten Deiner Vorgesetzten über Dich während Deines Aufenthalts an verschiedenen Stellen im Auslande, darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß Du dazu nicht ungeeignet oder gar unwürdig sein wirst. Es wird Dir demnach bekannt sein, daß unser Haus gute Zeiten gehabt hat; es ist dies allerdings eine Sache, von der ein Kaufmann nicht gern spricht, aber unter uns kann ich es wohl sagen: das Haus hat ganz außerordentlich gute Zeiten gehabt. Du wirst deshalb, wie ich hoffe, mit froher Ueberraschung wahrnehmen, daß mehrere Zweige des Geschäfts, die ich eine Zeit lang aus Mangel an ressourcen nicht genügend zu cultiviren im Stande war, jetzt wie Pflanzen unter einem reichlichen Regenstrom, wegen des größeren Vorraths von contanten Geldern zu einem erfreulichen Wachsthum gediehen sind. Du wirst also bei Deiner Ankunft in der Heimath ein weites Feld für Deine jüngeren Kräfte vorfinden, und Du wirst von der Beängstigung und der Unruhe befreit bleiben, wovon ich viele Jahre hindurch, ohne daß Du oder sonst Jemand darum wußte, heimgesucht worden bin.

„Ich komme jetzt zu einem Punkte in meinem Briefe, der wohl als der Haupt- oder Cardinalpunkt desselben bezeichnet werden muß, nämlich unser Verhältniß zu Worse. In unserer correspondance haben wir niemals sonderlich auf diese Sache Rücksicht genommen; nichtsdestoweniger habe ich zu bemerken geglaubt, daß nur Deine kindliche Ehrerbietung Dich davon abhielt, mein Verhalten bei der Aufnahme von Jakob Worse in die Firma einer strengeren critique zu unterwerfen. Ich will aus diesem Grunde Dir, mein lieber Christian Friedrich, bei dieser Gelegenheit ein für allemal gerade heraus sagen: es war unseres Hauses Rettung, ni plus ni moins. Mag es so sein, daß für uns etwas Demüthigendes darin liegt; aber ich meines Theils kann zu keiner anderen Ueberzeugung kommen, als daß es für uns weit demüthigender und für unseren Credit weit schädlicher gewesen wäre, wenn wir unter der Hand und halb insgeheim eine subvention von einem unserer eigenen Schiffer angenommen hätten. Deshalb verlangte ich aus freien Stücken die Veränderung der Firma, indem ich der Ansicht war, daß ein solches Verfahren nicht nur mit unserer eigenen Würde, sondern auch mit den in der soliden Handelswelt geltenden Grundsätzen am besten harmonire, obwohl ich keineswegs leugnen will, daß es mir selbst schwer ankam, den alten Familiennamen meines Vaters zu verändern und ich mich durchaus nicht dagegen verschließe, daß Verwickelungen aus dieser Verbindung resultiren können. Diese Dinge habe ich in der letzteren Zeit reiflich überlegt und es ist meine Absicht, Dich durch diesen Brief mit dem Stand der Sache im gegenwärtigen Augenblick bekannt zu machen, sowie Dir in kurzen Umrissen einen Ueberblick über den Plan mitzutheilen, den ich für die Zukunft zu verfolgen gedenke und hoffentlich realisiren werde.

„Unser alter Jakob Worse ist zur Zeit sehr krank, und nach dem Besuch, den ich vor einigen Tagen an seinem Krankenbette abstattete, kann ich leider nicht im Zweifel darüber sein, daß seine Tage gezählt sind; seine Ehe gereichte ihm, wie ich es mir denken konnte und auch vorher sagte, nur zu geringem Glücke. Denn wie Du wohl weißt, gehört seine Gattin zu den religiösen

Schwärmern und es ist ihr, im Verein mit ihrer Mutter und der übrigen heiligen Schar in diesen wenigen Jahren gelungen, unseren alten Worse in einem solchen Grade zu verderben und zu ruiniren, daß ich dies Papier nicht damit verunstalten will, seine traurige decadence auszumalen; ich ziehe es vielmehr vor, meinen Gram und meine Entrüstung zurückzuhalten und mich nur mit dem Geschäftlichen zu befassen.

„Wenn Jakob Worse jetzt mit Tode abgeht — und bei seinem gegenwärtigen Zustande können wir ihm nur einen raschen und sanften Hintritt wünschen — wird also eine Erbtheilung zwischen seiner Wittwe und seinem Sohne erster Ehe stattfinden müssen und daraus können leicht Verwickelungen für unsere Firma entstehen. Um solche wo möglich zu vermeiden, habe ich den Entschluß gefaßt, wenn der Zeitpunkt kommt, dem jungen Herrn Romarino Worse den Austritt aus der Firma gegen eine contante Abfindung vorzuschlagen und ich habe Ursache zu glauben, daß er dies Anerbieten annehmen wird, einmal weil ich ihm eine bedeutende Summe zu offeriren gedenke, und dann weil er — nach der freilich nur oberflächlichen Bekanntschaft, die ich mit ihm gemacht habe — Werth darauf legen wird, eine große Summe in contantem Gelde oder leicht umzusetzenden Papieren zu erhalten. Ich kenne, wie gesagt, den jungen Mann nicht genau; aber ich habe doch den Eindruck erhalten, daß Herr Romarino Worse nicht eine Person ist, mit der ich zusammen arbeiten möchte. Denn obgleich ich wohl glaube, daß ich, so lange die Vorsehung mir die Kraft verleiht an der Spitze dieses Geschäftes zu stehen, ihm die Stange halten könnte, so will ich Dir doch nicht einen compagnon aufbürden, zu dem wir kein volles Vertrauen haben könnten.

„Diese Veränderung hoffe ich bis zu Deiner Zurückkunft bewerkstelligt zu haben, wie ich denn auch hoffe, daß sie Deinen Beifall findet. Ich räume ein, daß diese kurze Verbindung mit Worse's ihre unangenehmen Seiten hatte; aber wir dürfen nie vergessen, daß wir durch Jakob Worse's Geld gerettet wurden. Ich mache es Dir daher zur Pflicht, diese Familie im Auge zu behalten; wir sind es ihr schuldig, ihr stets mit Rath und That beizustehen. Ist diese affaire einmal geordnet, so wird mein Sinn vollkommen ruhig werden, und ich hoffe, daß wir dann noch eine hübsche Reihe von Jahren vor uns haben, um gemeinschaftlich in der Firma „Garman und Worse" zu arbeiten.

„Wenn Du schon, wie ich es nach Deinem letzten Briefe vermuthen muß, in Paris angekommen bist, wirst Du ohne allen Zweifel die Freude gehabt haben, mit Deinem Bruder Richard bei unserer Gesandtschaft, wohin ich auch diesen Brief adressire, zusammenzutreffen. Ich bin davon überzeugt, daß Ihr gegenseitig viel Nutzen und Vergnügen von Eurem Zusammensein in der großen Stadt haben werdet. Dein Bruder Richard wird vermöge seiner Verbindungen im Stande sein, Dir Zutritt in Kreise zu verschaffen, in die Du sonst als Fremder schwerlich würdest kommen können, während ich andererseits durchaus nicht bezweifle, daß Deine Gegenwart auf mancherlei Weise für Deinen jüngeren Bruder ersprießlich sein kann.

„Die carrière, welche Richard gewählt hat, führt ganz gewiß größere expensen und eine luxurieusere Lebensweise mit sich, als sie für einen Kaufmann

erforderlich oder auch nur schicklich wäre, nichtsdestoweniger will ich Dir an's Herz legen, ob Du nicht durch brüderliche Ermahnung Richard zu einer größeren Mäßigung im Gebrauch von Geld bewegen könntest. Ich bitte Dich, mich nicht mißzuverstehen, als ob es meine Meinung wäre, daß Du Euer kurzes Zusammensein damit verderben solltest, ihm strenge lectiones zu geben, gleichwie ich auch nicht wünsche, daß Du ihm irgend eine Mittheilung zukommen ließest, woraus er irgend welches Mißfallen meinerseits abnehmen könnte. Ich wünsche vielmehr, daß Ihr Beide Euren Aufenthalt in Paris benutzet, um frohe und schöne Eindrücke zu sammeln, wozu diese Stadt treffliche Gelegenheit bietet — in einem Umfang und mit solchem Aufwand, wie es sich für gentlemen unseres Standes geziemt, wobei Ihr Euch von aller unnöthigen Verschwendung, die nur ein Zeugniß ist von der eitlen Lust minder gut cultivirter Personen zu prahlerischer ostentation, fern haltet.

„Da Deines Bruders Aufenthalt in Paris wahrscheinlich von längerer Dauer sein wird, als der Deinige, will ich die accreditive, welche das Haus Euch von hier mit eben derselben Post sendet, auf Richard's Ordre ausstellen lassen. Während ich von Deinem Bruder spreche, will ich nicht unterlassen, Dir in aller Vertraulichkeit eine Mittheilung zu machen. Du wirst nach meinem Tode kein conto für Richard finden. Seine Erziehung ist aus vielen Gründen kostbarer gewesen, als die Deinige; nichtsdestoweniger ist es mein Wille, daß Ihr als gute Brüder gleichmäßig theilet; dabei will ich Dir jedoch rathen, daß Du Deinem Bruder nur portionsweise das überreichst, was ihm zukommt, und Dich bitten, daß Du ihm nie die letzte Portion überreichst.

„Denn Dein Bruder Richard hat bei allen seinen Gaben und herrlichen Eigenschaften, wie ich befürchte, nur ein geringes Talent zur Ansammlung und Bewahrung irdischer Güter. Deshalb sollst Du, mein lieber Christian Friedrich, der Du von einer günstigen Natur diese Gabe erhalten hast, Deinem Bruder ein brüderlicher Vormund sein. Grüße den lieben Jungen sehr herzlich von mir; und dann bitte ihn, unter Beihilfe eines musikkundigen Individuums aus seinem Bekanntschaftskreise, im Verein mit Dir einen guten Flügel bei Erard auszusuchen, Du übernimmst dann die Sorge für gute Einpackung und Versendung oder nimmst das Instrument selbst mit, wenn Du zum Frühling hieher kommst. Das alte Clavier erfüllt nicht mehr die Forderungen der Jetztzeit wegen eines starken Tones, und nach dem Tode Deiner Mutter ist es mir auch peinlich die alten Töne zu hören, die mich nur zu bitter an meinen großen unersetzlichen Verlust erinnern.

„Hier hat es in der letzten Woche stark und anhaltend gestürmt und wir haben mehrfach Nachrichten von Schiffbrüchen und Seeschäden, die an der Küste stattgefunden haben, erhalten. Glücklicherweise befindet sich gegenwärtig keines unserer Fahrzeuge in diesen Gewässern; aber für mehrere der Stadt angehörige Schiffe, die von der Ostsee nach Hause erwartet werden, ist man, wie es heißt, in großer Besorgniß. Du wirst übrigens erstaunen, wenn Du sehen wirst, welch' großen Aufschwung der Handel und die Schiffahrt unserer guten Stadt in den letzten Jahren genommen haben, und ich vermuthe auch, daß Du Vieles von dem, was hier vorgeht und vorgenommen wird, nicht minder seltsam finden

werdest, als ich es thue. Was ganz hauptsächlich sowohl meine Verwunderung als meine Besorgniß hervorruft, ist der Umstand, daß die religiöse Schwärmerei, die in meiner Jugend nur bei Bauern und ganz ungebildeten Personen Eingang fand, heutzutage, weit entfernt sich zu verlieren und aufzuhören, was man hätte vermuthen und hoffen sollen, sich vielmehr auszubreiten und auch in den Classen der Bevölkerung, von denen man doch hätte erwarten können, daß sie durch vernünftige Aufklärung vor solcher Thorheit beschützt seien, Anhänger findet. Es ist mir sogar zu Ohren gekommen, daß junge Prediger sich dazu herbeigelassen haben sollen, diese durchaus unverständige und höchst schädliche sogenannte „Erweckung" nicht nur zu billigen, sondern sich ihr anzuschließen. Dies muß jeder gute und aufrichtige Vaterlandsfreund in hohem Grade bedauern. Denn wie nützlich eine vernünftige religiöse Aufklärung für den gemeinen Mann ist, so schädlich, ja verderblich ist es, wenn Heuchler und durchaus ungebildete Subjecte sich über die heilige Schrift hermachen, die sie weder zu deuten noch richtig anzuwenden vermögen. Und sollte es sich nun wirklich so verhalten — was ich doch kaum zu glauben vermag — daß selbst die Geistlichkeit sich zu pietistischer Urkunde und unvernünftigem Grübeln und Schwärmen will zurückführen lassen, so befürchte ich sehr, daß dies unserem geliebten Vaterlande zu großem Schaden gereichen werde. Du weißt aber, daß in gewissen Stücken eine weite Strecke Weges zwischen der Stadt und Sandsgaard liegt, und daher will ich hoffen, daß Du die Luft hier draußen eben so frei und rein finden wirst wie früher.

„Und nun, mein lieber Sohn, will ich schließen mit einem herzlichen Gruß an Dich und Richard von mir selber und Deinen beiden Tanten. Die guten Damen haben gerade Hoftrauer — wie Jakob Worse in früherer Zeit sagte; nichtsdestoweniger freuen sie sich innig darauf, Dich wieder zu sehen und ich habe sie im Verdacht, daß sie Dich sofort verheirathen wollen, denn sie haben ein großes Verlangen nach kleinen Kindern. Und auch ich sehne mich, aufrichtig gesagt, stark nach neuem Leben mit Lachen und kleinen trippelnden Schritten in dem alten Hause.

Dein Dich liebender Vater
Morten W. Garman."

XV.

Man kann einen Sturm, selbst wenn er ziemlich heftig ist, aushalten, sobald man sich auf dem festen Lande befindet. Wenn aber der Wind wochenlang, Tag für Tag und Nacht für Nacht mit gleicher Stärke wüthet, und Niemand mehr ausfinden kann, wo ein Sturm begonnen und der andere aufhörte, dann gibt es nur Wenige, die eine beklemmende nervöse Beängstigung unterdrücken können, wenn sie in einer kleinen aus Holz gebauten Stadt an einer offenen Meeresbucht wohnen und die brüllende See unmittelbar zu ihren Füßen haben. Dann senkt der Himmel sich so tief, daß die Wolken längs der Erde schleppen und der Regen und der Gischt von der See weit in's Land hinein geschleudert werden. Der Tag ist hellgrau mit dem brandgelben Schimmern des Unwetters untermischt, und die Nacht so dicht und schwarz wie das Grab.

Am Schlimmsten ist es dann, hülflos im Bette zu liegen, wenn der Sturm

sich in die kleinen winkeligen Straßen hineinpreßt, an den Dachrinnen rüttelt und die Dachziegel herabschleudert. Wenn man dann mehrere Nächte hindurch nicht hat schlafen können und den Tag damit zugebracht hat, vom Barometer hinauf in den grauen zerrissenen Himmel zu blicken, oder auf die öde Straße zu sehen, wo hie und da neben den Pfützen ein rother Fleck von einem zerschmetterten Dachziegel ist; wenn man die Erzählungen hört von all' den Schäden, die in der Stadt an Fenstern und Dächern und im Hafen angerichtet sind oder wie nahe es daran gewesen, daß Nachts eine Feuersbrunst ausgebrochen wäre — Feuer bei einem solchen Sturm! — da kann wohl der Eine oder der Andere dazu kommen, daß er daran zweifelt, ob es auch mit rechten Dingen zugehe, ob die Welt nicht in Unordnung gerathen sei, ob nicht Alles in Stücke zerrissen und zusammen geworfen werden und das Meer sich über die flachen Klippen hereinbrechen und Häuser und Kirchen und alles Uebrige wie dürre Reiser in die Bucht hinabspülen werde.

„Gottes Zorn ist über dem Lande," sagten die Haugianer und hielten ihre Hüte fest, wenn sie zur Versammlung gingen; am Eingange wirbelte der Wind den Zipfel der Tücher, welche die Frauen um den Kopf gebunden hatten, ihnen in's Gesicht, so daß sie ganz verstört in den niedrigen, halb erleuchteten Versammlungssaal hinkamen. Drinnen drängte man sich dicht an einander, während der Vorleser seine Stimme verstärken oder auch ganz schweigen mußte, wenn der Sturm mit Riesenkraft die Eschen draußen erfaßte und an Fenstern und Thüren rüttelte. Wenn dann der Windstoß vorüber war, begann der Vorleser wieder; aber die Stimme klang schwach, ohne Innigkeit und Ueberzeugung. Und der Eine sah den Andern an, aber nirgends zeigte sich Freimüthigkeit. Die Frauen fuhren bei jedem neuen Ausbruch des Sturmes zusammen, und die Männer hatten an gar Vieles zu denken.

Mehrere den Haugianern gehörige Schiffe waren auf der Heimreise von der Ostsee und von St. Uebes. Man erwartete sie mit immer mehr steigender Angst; aber kein Schiff kam und der Sturm nahm immer noch zu, von Südwesten sprang er um nach Nordwesten und verdoppelte seine Kraft; hatten die Schiffe nicht bei Zeiten einen Nothhafen an der Ostküste gesucht, so sei Gott Schiff und Rheder gnädig. Selbst Sivert Jespersen saß da ohne Lächeln und bohrte seine Hände in die Rockärmel, bis sie die Ellbogen berührten; dann preßte er still die Arme an sich, als wolle er etwas festhalten.

Madame Torvestad saß streng und mit gebietender Miene auf ihrem Platz. Viele sahen nach ihr hin; wenn kein Anderer, so war wenigstens sie ruhig. Aber der, an dem sie die beste Stütze gehabt hätten, war nicht unter ihnen. Schon vor acht Tagen hatte Fennefos in aller Stille von den Freunden Abschied genommen; er wollte jetzt nach England mit einem holländischen Schiffe, das im Hafen seinen erlittenen Seeschaden ausgebessert hatte; von da wollte er nach Indien gehen. Er hatte aber noch nicht das Land verlassen, denn der Holländer hatte des Sturmes halber Zuflucht im Außenhafen gesucht und Fennefos lag also durch das Wetter festgebannt draußen im Smörvig, eine halbe Meile von der Stadt; er war sogar Geschäfte halber vor einigen Tagen dort gewesen.

Gegen Mittag hatte der Sturm etwas nachgelassen; in der Dämmerung aber sprang er nach Nordwesten um und wüthete ärger als je. Große Wogenmassen kamen über die Bucht her, warfen die Fahrzeuge und die schweren Lastbote in die Höhe, brausten gegen die Steinmauern unter den Packhäusern, und spülten, weil das Wasser so hoch war, bisweilen sogar über den Fußboden hin. In den Masten der großen Schiffe pfiff es wie von hundert Instrumenten und es knirschte und knackte in den Vorlegestücken und den Tauen, wenn die Schiffe festgelegt waren.

Ueber den Gang um Jakob Worse's Packhaus lief eine schmächtige, weiße Gestalt, tappte die Treppe hinunter und stand nun im Erdgeschoß, wo die Diele förmlich schaukelte, wenn die Wogen sich unter das Haus hin wälzten.

Mit Aufbietung aller ihrer Kräfte gelang es ihr, die Packhausthür soweit aufzuschieben, daß sie sich durch die Oeffnung hindurchzwängen konnte; mit der einen Hand hielt sie sich fest und, über das schwarze Wasser gebeugt, wiederholte sie noch einmal ihren Eid: „Ich gelobe und schwöre, Dich treu im Leben und im Tode zu lieben und mich nie an einen Anderen zu geben, Lauritz, mein geliebter Lauritz!"

Darauf ließ sie sich los und die schwere Woge zog sie hinab unter ein Lastboot, das vor dem Packhause lag und sie kam nicht wieder herauf. Erst später am Abend fanden einige Seeleute, die auf einem Fahrzeuge nach den Befestigungstauen gesehen hatten, einen weißen Gegenstand, der an der steinernen Treppe der Schiffbrücke von den Wellen auf und nieder geschwemmt ward.

Von der Schiffbrücke lief das Gerücht durch die ganze Stadt noch schneller als sonst die Gerüchte zu laufen pflegten; denn Alles war durch das lang anhaltende unheimliche Wetter so aufgescheucht und erregt, daß die Nachricht von der aufgefundenen Leiche, durchaus zur Stimmung passend, sich mit dem Sturm vermischte und in fünf Minuten durch die Stadt fuhr.

Die kleinen Kinder, die eben zu Bett gebracht wurden, hörten wie die Mädchen draußen in der Küche die Hände zusammenschlugen und „Gott bewahre mich" riefen; wenn die Kinder aber die Mutter fragten, was es denn gäbe, bekamen sie keine andere Antwort, als daß kleine Kinder dergleichen nicht wissen dürften; und so glaubten sie, es sei etwas ganz Entsetzliches und krochen zitternd unter die Bettdecke.

Das Gerücht aber nahm die vielfachsten Gestaltungen an. Einige sagten, daß Henriette im Fieberwahn aus ihrem Bette, wo sie krank danieder lag, gesprungen sei, als Madame Torvestad und das Mädchen nicht zu Hause waren. Andere murmelten bloß etwas und schüttelten den Kopf. Und das thaten bald die Meisten; hier ward es, ihrer Meinung nach, wiederum offenbar, was bei den „Heiligen" vorgehe.

Henriette Torvestad hatte sich das Leben genommen, soviel stand fest; sie sollte eine Liebschaft gehabt haben oder die Mutter sie habe zwingen wollen, Erich Pontoppidan zu nehmen — ja die Mutter, die herrische Madame Torvestad war Schuld daran, sie und die Haugianer, die finsteren neidischen Haugianer, die weder sich noch Anderen eine Freude gönnten; die hatten das arme Mädchen getödtet, die brachten Unheil über die Stadt; darum war es hier so

schauerlich und unheimlich, als ruhe ein Fluch auf dem Ort, Leichen trieben in der Bucht umher und ein Sturm folgte heulend den anderen ohne Unterlaß, als ob der jüngste Tag nahe sei.

Viele liefen auf die Straße hinaus, wie große Ueberwindung es sie auch kostete, um einen genauen Bescheid zu erhalten; sie trafen einen Haufen Menschen an, die sich um ein paar aufgescheuchte Laternen auf dem Markte versammelt hatten.

Die Haugianer erhielten die Nachricht, als sie eben aus der Versammlung heimgekommen waren. Sivert Jespersen zog den alten Mantel wieder an, schlug den Kragen in die Höhe und eilte durch die finsteren Straßen zu Madame Torvestad. Es wagten sich aber Mehrere von den Haugianern hinaus, Männer und Frauen. Als sie die Neuigkeit gehört, die gleichsam ein böses Gewissen bei ihnen wach rief, überfiel sie eine solche Beängstigung, daß sie es zu Hause nicht aushalten konnten. Sie wollten Gewißheit haben und hören, wie die Aeltesten die Sache auffaßten. In den Straßen am Markt trafen sie mit Anderen zusammen; an der Ecke aber, vor Madame Torvestad's Wohnung, hatte sich schon eine Menge Menschen mit Laternen angesammelt.

Wenn einer von den Haugianern an ihnen vorbei kam, leuchtete man ihm in's Gesicht und rief seinen Namen mit höhnenden Worten. Sie mußten Umwege machen, um durchzukommen; und an der Hausthür standen einige von den Freunden, welche öffneten, wenn sie eine bekannte Stimme hörten und dann sogleich wieder zuschlossen. Da drinnen fühlten sie sich sicherer, denn Worse's Haus bildete ein Viereck mit einem Hofraum in der Mitte wie eine Festung. Schrecken und Verwirrung herrschten aber auch hier. Es hieß, Madame Torvestad habe den Verstand verloren; sie saß steif am Bette und sah das herabrieselnde Wasser an, Niemand durfte die Leiche anrühren. Nur der alte Färber war bei ihr; Andere wollte sie nicht sehen.

Und im Hauptgebäude lag Jakob Worse und kämpfte seinen letzten Kampf mit dem bösen Feind. Er lag in einer Stube nach dem Hofe hinaus; nach der Straße zu wagte man es nicht Licht zu zeigen, um die Menge draußen, welche immerfort zunahm und bisweilen in ein drohendes Murmeln ausbrach, nicht noch mehr zu reizen.

Die meisten der bedeutenderen Männer und Frauen des haugianischen Kreises waren versammelt. Sie gingen bleich in den Zimmern umher, Alle waren ängstlich und verwirrt; sie hatten kein leitendes Haupt und inzwischen wuchs der Sturm, so daß das Haus erzitterte.

Jakob Worse lag im Bett, das Gesicht gelb und verzerrt. Mehrere Tage hindurch hatte er heftige Schmerzen gelitten, jetzt ward er nach und nach matter und der Arzt hatte erklärt, daß er die Nacht nicht überleben werde. Sein innerer Kampf aber war noch nicht beendet. Das konnte man an seinen Augen sehen, die unruhig umhersuchten, wenn Sarah nicht zugegen war. Bisweilen schien es, als überfalle ihn eine große Angst; er warf sich hin und her, murmelte unverständliche Worte und rang die Hände.

„Er ist besessen," sagte eine der Frauen. Mehrere stimmten dieser Meinung bei. Man beeilte sich im Gesangbuch, oder in der Bibel oder in den kleinen

religiösen Büchern solche Gebete und Lieder aufzusuchen, die bei einer derartigen Gelegenheit anzuwenden wären. Die Meisten aber waren zu sehr mit dem schrecklichen Vorfall beschäftigt oder sie beobachteten die unruhig wogende Menschenmasse draußen vor dem Hause.

Sarah ging umher mit gänzlich verstörtem Gesicht, das wohl den Anschein haben konnte, als sei es vor Kummer versteinert; aber Kummer war es nicht. Die Trennung von Fennefos und Henriette's Tod vereinigten sich zu einem lähmenden Schlage; es legte sich dadurch nur eine noch härtere eisigere Rinde um ihr Herz. Ihr sterbender Mann, der drinnen im Bette lag, all' die erschreckten Männer und Frauen, der Lärm draußen auf der Straße — wie gleichgültig war ihr dies Alles; sie hätte sich mitten in die Stube hinsetzen und sie auslachen können.

Draußen aber wurde es immer ärger. Einige junge Menschen polterten gegen die Holzwand des Hauses, Andere näherten sich den Fenstern, hoben sich empor und drückten das Gesicht gegen die Scheiben. Die Haugianer versteckten sich in die Winkel, Sivert Jespersen suchte Schutz unter dem Tische.

„Einer muß hinausgehen und vernünftig mit ihnen reden," schlug eine der älteren Frauen vor. Dies konnte kein Anderer sein, als Sivert Jespersen; er war der Aelteste von den Anwesenden, aber er weigerte sich. Er wisse, wie er sagte, nur zu gut, daß es die Sache nur verschlimmern würde, wenn er sich sehen ließe. Der alte Färber säße drinnen bei Madame Torvestad, man solle es lieber mit ihm versuchen.

Es fiel Keinem ein, sich an die Polizei zu wenden. Die Bewohner der Stadt und namentlich die Haugianer waren es nicht gewohnt, irgend eine Hilfe von dort zu erwarten. Die erregte Menge aber füllte jetzt die ganze enge Straße und einen großen Theil des Marktes vor Schiffer Worse's Hausthür. Es mußten auch bessere Leute darunter sein, denn unter den Laternen sah man einige kostbare Laternen aus blankpolirtem Messing mit sechseckigem Glase.

Während man sich noch berieth, ob man den alten Färber holen solle oder nicht, ward es plötzlich ganz still unter der Menge draußen; man hörte nur die schnellen Schritte derer, die aus der Straße auf den Markt eilten. Hier drängte man sich um einen Gegenstand; alle Laternen wurden gegen diesen Mittelpunkt gehalten, so daß er hell hervortrat und die Haugianer erkannten ihren Fennefos, wie er dort über die Häupter der Meisten emporragte.

Er sprach zum Volk; die Worte konnten sie in dem rasenden Sturm nicht verstehen; sie wußten aber, daß wenn er wollte, so mußten alle Herzen sich vor ihm beugen. Alle strömten an's Fenster, dankten Gott für diese Rettung und beglückwünschten einander, als sei ihr Leben in Gefahr gewesen. Sarah aber blieb allein im Krankenzimmer sitzen. Sie war ganz von dem einen Gedanken beherrscht, daß sie Fennefos wiedersehen sollte; ihr graute davor, sie zitterte fast und es war ihr, als könne sie soviel nicht ertragen.

Worse sah sie an, aber in ihrem verstörten Gesicht fand er keinen Trost; er schloß seine Augen und schien in eine Betäubung zu fallen.

Fennefos trat von der Straße herein und ward in dem dunklen Gang von zahlreichen Händen und mit liebevollen Worten bewillkommt. Sein erstes Wort,

als er in die Stube eintrat, war: „Weshalb sitzet Ihr hier im Finstern? Habt Ihr etwas vom Licht zu fürchten?“

Allen kam es vor, daß er gar zu laut rede, da sie selbst die ganze Zeit hindurch nur geflüstert hatten; einige von den Frauen aber eilten nach Licht und die Rouleaux wurden herabgerollt.

„Du kamst zur rechten Zeit, Fennefos,“ sagte Sivert Jespersen, ihm auf die Schulter klopfend.

„Wie schön sind die Füße derer, die Frieden bringen, die gute Botschaft verkünden,“ wußte Nicolai Egeland passend anzubringen.

„Ich bin eigentlich gekommen, um Euch etwas sehr Niederschlagendes zu melden,“ sagte Fennefos mit ernstem Ausdruck, „obwohl ich sehe, daß hier des Jammers genug ist in diesem Hause. Wir erhielten heute in Smörvig die Nachricht, daß Euer Schiff Ebenezer südlich von Bratvoold gestrandet ist, kein einziger Mann ist gerettet worden. Deshalb bin ich hergekommen, damit Ihr Euch vorbereiten und Euch der Wittwen und Waisen annehmen könnt.“

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet,“ versetzte Nicolai Egeland.

Sivert Jespersen wandte sich ab und ging allein in das andere Zimmer; er sah aus, als ob er nachrechne.

Die Leute auf der Straße fingen an sich zu zerstreuen. Fennefos war bekannt und stand in einem gewissen Ansehen; es verfehlte auch seine Wirkung nicht, daß er, von dem Alle glaubten, er sei nach Indien abgereist, um Missionär zu werden, jetzt plötzlich mitten unter ihnen stand. Außerdem hatte er das an sich, daß ihn Alle anhören mußten, wenn er etwas sagte. Er sprach einige ernste Worte zu ihnen, wie unschicklich es sei für einen Jeden von ihnen, die Bürde noch zu vergrößern, wenn die Hand des Herrn sich schwer auf das Haus des Nächsten gelegt habe.

Die feinen Laternen verschwanden, andere folgten nach; dann war's auch so ungemüthlich in dem tosenden Sturm mitten auf dem Markt und nach und nach verlief sich die Menge gänzlich; hin und wieder schlug noch Einer gegen die Wand, wenn er an Madame Torvestad's Ecke vorbei kam.

Fennefos hatte sich mitten unter den Haugianern im Krankenzimmer hingesetzt und er sprach noch einmal zu ihnen. Henriette's Tod hatte ihn tief ergriffen, und jedes Wort aus seinem Munde bebte vor Schmerz und Mitleiden und drang ihnen Allen in ihrer Qual zu Herzen. Sie hörten ihm gespannt zu und einige weinten still; nur Sarah saß da mit halb abgewendetem Antlitz, ohne eine Miene zu verziehen. Bisweilen wandte sie sich zu ihm hin und er sah sie an, wie er die Anderen ansah — klar und offen. Aber ihre tiefen starken Augen bohrten sich hinein in die seinen, wie eine Klage, wie ein Schrei in der äußersten Noth: gerade jetzt, wo sie frei werden sollte, war jetzt Alles zu spät, verscherzt, verloren? Und er, wollte er ihr nicht helfen?

Er wollte nicht, wie sie wollte. Er sprach, als wäre er schon längst fort; als ob sie die geliebte Stimme aus weiter Ferne ihr Worte des Trostes zurufen hörte.

Dann erhob er sich und nahm Abschied von ihnen. Das war für sie Alle eine große und schmerzliche Ueberraschung: wollte er sie nun wieder verlassen?

Wollte er den Frieden, den er eben gebracht, wieder mit fortnehmen? Sie drängten sich um ihn mit Bitten und freundlichen Worten, sprachen auch von dem Sturm und dem bösen Wetter und daß er in der tiefen Finsterniß den Weg nicht finden könne. Er aber antwortete still mit dem Vers, den er von der Mutter gelernt hatte:

„Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da Dein Fuß gehen kann!"

An der Thür wandte er sich noch einmal um und sah sie Alle liebevoll an. Dann trat er zu Sarah, die dicht bei ihm stand; er reichte ihr zum letzten Mal die Hand zum Abschied und in seinem Blick spiegelte sich mit ganzer Macht die alte unschuldige Liebe ihrer Jugend wieder — warm und offen, aber voll Wehmuth und voll des tiefsten Mitleidens.

Als die Anderen ihn zum Gang hinaus geleiteten, nahm Sarah ein Licht und ging zum Boden hinauf um etwas Leinenzeug zu holen. Vor dem Schrank aber sank sie zusammen und brach in Weinen aus. Zuerst weinte sie heftig und trotzig, aber nach und nach schmolz ihr Inneres ganz und sie weinte über die arme Henriette, über sich selbst, über ihr ganzes unsäglich trauriges Loos. Da trat ihr sein heller reiner Blick vor die Seele, und in diesem Blick lösten die Thränen die harte Rinde von ihrem Herzen, und milde fromme Gedanken kamen wieder von jener Zeit, wo sie und Fennefos zu den Versammlungen gingen und gut und unschuldig mit einander sprachen. So trafen einige Frauen sie weinend auf dem Boden liegend und die eine sagte zur anderen: „Seht, wie sie ihn geliebt hat."

Sie erhob sich verwirrt, aber sie beruhigte sich sogleich wieder, da sie begriff, daß sie ihren Mann meinten.

Einige Mütter, die kleine Kinder zu Hause hatten, gingen jetzt heim, da die Straße frei war. Die Meisten aber blieben die ganze Nacht, um zu wachen und für den armen Schiffer Worse zu beten und bei der Hand zu sein, wenn im Hinterhause etwas vorfallen sollte. Von Zeit zu Zeit ging Jemand hinüber, um an der Thür zu lauschen. Man hörte die Stimme des alten Färbers und man freute sich darüber, denn das war ein Zeichen, daß Madame Torvestad wieder zu sich gekommen sein müsse.

Gegen Mitternacht ward Kaffee in's Wohnzimmer gebracht und abwechselnd gingen sie hinein und tranken eine Tasse, um sich wach zu erhalten. Im Krankenzimmer aber las man in heiligen Büchern oder sprach ein Gebet für den Sterbenden, daß Gott ihn bald erlösen und ihm seine letzte Stunde sanft und leicht machen möge.

Worse hatte einige Stunden ganz still gelegen, wie es schien, ohne Bewußtsein. Sarah setzte sich an's Bett und nahm seine Hand; es war dies wohl zum ersten Mal, daß sie ihm etwas erzeigte, was einer freiwilligen Liebkosung gleichen konnte. Aber es war zu spät, er merkte es nicht mehr.

Je weiter die Nacht fortschritt, desto schwächer wurde der Sturm und das Vorlesen und die Gebete nahmen auch ab. Nach der starken Gemüthsbewegung

machte sich bei Allen Ermattung geltend, da der Sturm jetzt nicht mehr so wild tobte und der Kranke still und friedlich da lag. Mehrere fielen nach einander in einen leisen Schlummer; auch Sivert Jespersen schloß die Augen, aber er schlief nicht, er rechnete noch immer. Endlich hörte das Lesen ganz auf und es ward still unter ihnen.

Plötzlich aber fuhren sie alle in die Höhe, denn von seinem Bette aus rief Worse: „Lauritz, Du Galgenstrick, hinauf in den Mast und mach' den Wimpel zurecht!"

Sie stürzten an's Bett und nahmen die Lichter mit, bleich und verstört starrten sie den Sterbenden an; sie glaubten, es sei der Böse selbst, der aus ihm spräche. Sarah warf sich neben dem Bett nieder und betete.

Mit Worse war eine völlige Veränderung vorgegangen; seine Augen waren halbgeschlossen und schienen nicht zu sehen, aber der gequälte Ausdruck war aus seinem Gesicht gewichen, und es waren fast die alten verschmitzten Züge des Schiffers Worse wieder, das dichte schneeweiße Haar lag hübsch geordnet in seinen unveränderlichen Schichten und die Hände streckte er still über die Decke aus, als sei er mit etwas fertig geworden. Denn im letzten Augenblicke ließ ihn der Böse los und indem die Krankheit zum letzten Mal an dem starken Körper rüttelte und das Gehirn die letzten Zuckungen machte, trat in dem Wirrwarr unklarer Erinnerungen und verwilderter Gedanken, die vorbeirauschten, noch ein Bild in der letzten Secunde dem geplagten Mann klar vor Augen.

Das war die berühmte Heimkehr von Rio de Janeiro — sein stolzester Tag.

Der Schiffer Worse stand wieder am Bord seines Schiffes „der Familie Hoffnung"; es wehte ein frischer Nordwind über die Bucht und die alte Brigg glitt langsam hinein vor wenigen Segeln.

Er öffnete seine Augen; aber die bleichen Gesichter um ihn her sah er nicht.

Er sah wie die Sonne über die Sandsgaarder Bucht schien, wie die blauen sommerlichen Wellen scharenweise an den Strand liefen, um zu melden, daß Jakob Worse angekommen sei.

Er versuchte das Haupt zu erheben, um besser zu sehen; aber er sank in die Kissen zurück und mit innig vergnügtem Lächeln murmelte er:

„Wir kommen spät, Herr Kunsel, aber wir kommen gut!"

So segelte der alte Schiffer Worse aus dem Leben.

Indische Reisebriefe.

Von

Ernst Haeckel.

X.

Belligemma.

Bella gemma! „Schöner Edelstein"! Wie oft gedenke ich dein! Wie oft taucht jetzt schon, wenige Monate nachdem ich von dir scheiden mußte, dein unvergeßliches Bild vor mir auf und zaubert mir eine Fülle der schönsten Erinnerungen vor! Wie herrlich wird dieses Bild mir erst später, in wachsendem Reize erscheinen, wenn der blaue Duft der geheimnißvollen Ferne mehr und mehr sich über deine lieblichen Formen legt. Fürwahr, wenn man Ceylon das Diadem von Indien nennt, dann darfst du als einer der schönsten Edelsteine in diesem Diademe gepriesen werden: Bella gemma della Taprobane!

Der geneigte Leser wird mir hoffentlich verzeihen, wenn ich hier gleich das Geständniß einschalte, daß der Name Belligemma eigentlich anders geschrieben wird und etwas ganz anderes bedeutet als „Bella gemma". Der singhalesische Name des Dorfes heißt ursprünglich Weligama und bedeutet: Sanddorf (von Weli = Sand, und Gama = Dorf). Allein die Engländer sprechen den Namen beständig „Belligemm" aus und so brauchen wir bloß ein a an die Stelle des i zu setzen, um zu dem italienischen Worte zu gelangen, das die seltene Schönheit des Ortes treffend bezeichnet. In meiner Erinnerung wenigstens bleibt das Bild von „Bella-Gemma" immer mit der Vorstellung eines auserlesenen Edelsteins von Naturpracht verknüpft; während der sandige Strand, der „Weligama" seinen Namen gegeben hat, ganz darin zurücktritt.

Natürlich hatte ich in Punto-Galla und Colombo mich möglichst gut über die Verhältnisse von Belligemma zu unterrichten gesucht, nachdem ich einmal den Entschluß gefaßt hatte, dort für ein paar Monate mein zoologisches Laboratorium aufzuschlagen. Allein trotz vielen Umherfragens hatte ich nicht viel mehr erfahren, als daß die Lage des Dorfes mitten im Cocoswalde sehr schön, das geschützte Hafenbecken reich an Korallen und das Regierungs-Rasthaus leidlich gut sei; in negativer Hinsicht wurde mir mitgetheilt, daß weder irgend ein

Europäer noch irgend eine Spur von europäischem Comfort und gewohnter Civilisation daselbst existire. Alles das hatte, wie ich bald erfuhr, seine Richtigkeit. Jedenfalls schwebte also über meiner nächsten Zukunft der mystische Schleier des Abenteuerlichen und Seltsamen; und ich bekenne, daß ich nicht ohne ein gewisses unheimliches Gefühl der Unsicherheit und der völligen Isolirung am 12. December in Punto-Galla der europäischen Cultur Valet sagte. Ich hatte schon in Colombo und noch mehr in Kandy erfahren, wie merkwürdig nahe auf Ceylon die unberührte Ur-Natur der europäischen Firniß-Cultur auf den Leib rückt, und wie die Distanz weniger Meilen den dichten Urwald von der bevölkerten Stadt trennt. Hier im südlichsten Theile der Insel konnte ich das noch in erhöhtem Maße erwarten. Meine ganze Hoffnung beruhte also einerseits auf der Wirksamkeit der officiellen Regierungs-Empfehlung, andrerseits auf meinem erprobten Reiseglück, das mich bei derlei abenteuerlichen Wagnissen noch niemals im Stiche gelassen hatte.

So bestieg ich denn voll hochgespannter Erwartung am Morgen des 12. December in Galla den leichten Wagen, der mich längs der Südküste nach Belligemma bringen sollte. Es war Morgens 5 Uhr und also noch ganz dunkel, als ich das Fort verließ und durch die Pettah längs des Hafens nach Süden fuhr. Sanft schlafend lagen die Singhalesen, in weiße Baumwolltücher gehüllt, auf den Palmenmatten vor ihren dunkeln Hütten. Kein Laut war zu hören. Die tiefste Stille und Einsamkeit lagerte über der schönen Landschaft. Diese verwandelte sich aber mit einem Schlage, als der Zauberstab der aufgehenden Sonne sie plötzlich berührte. Ihre ersten blinkenden Strahlen weckten Leben und Bewegung in dem schlafenden Palmenwald. Einzelne Vögel ließen ihre Stimme in den Gipfeln der Bäume ertönen; die niedlichen Palmen-Eichhörnchen verließen ihr Nest und begannen ihre Morgenpromenade an den Cocosstämmen auf- und abwärts, und die träge „Cabragoya", die grüne Rieseneidechse (Hydrosaurus) streckte am Rande der Wassergräben ihre faulen Glieder. In den Gärten draußen, entfernter von der Stadt, sprangen muntere Affen auf den Fruchtbäumen umher, von denen sie sich soeben ihr Frühstück gestohlen hatten. Nun fingen auch die Singhalesen an munter zu werden und ganze Familien nahmen ihr Morgenbad ungenirt an der offenen Landstraße.

Zu den fremdartigsten Eindrücken, welche den Europäer in der Mitte der Tropenzone, so nahe dem Aequator, überraschen, gehört der Mangel der Dämmerung, jener duftigen Uebergangsperiode zwischen Tag und Nacht, die in unserer Naturanschauung und Poesie eine so große Rolle spielt. Kaum ist Abends die strahlende Sonne, die noch soeben die ganze Landschaft vergoldet hatte, in den blauen Ocean gesunken, so breitet auch schon die schwarze Nacht ihre sanften Fittige über Land und Meer; und ebenso plötzlich weicht die letztere Morgens wieder dem anbrechenden Tage. Aurora, die rosenfingerige Eos, hat hier ihre Herrschaft verloren. Um so größer erscheint freilich auch der Glanz des jungen Tages und um so prachtvoller das frische Morgenlicht, welches tausendfach gebrochen zwischen den feinen Fiedern der Palmwedel glitzert. Die zahllosen Thautropfen hängen gleich Perlen überall an der Spitze der Blattfiedern und die glatten Flächen der breiten frischgrünen Bananen- und Pothos-

blätter werfen das Licht gleich tausend Spiegeln zurück. Der sanfte Morgenwind vom Meere her setzt die zierlichen Formen in lebendige Bewegung und bringt zugleich erfrischende Kühle. Alles athmet ein frisches und junges Leben voll Glanz und Pracht.

Die fünfzehn Meilen guten Weges zwischen Punto-Galla und Belligemma zeigen ganz denselben Charakter, der früher von der Galla-Colombo-Straße geschildert wurde; sie bilden die directe südliche Fortsetzung dieser herrlichen Küstenstraße. Nur erscheint hier, weiter gen Süden, der prachtvolle Cocoswald womöglich noch glänzender und reicher als dort; insbesondere bilden zahlreiche Schlingpflanzen zwischen den Palmensäulen reizende Guirlanden, und die Bananengruppen, die Papaya- und Brodfruchtbäume rings um die Hütten, die zierlichen Manihot- und Yamsstauden an deren Verzäunung, die riesenblättrigen Caladien und Colocasien am Wege erschienen mir großartiger und kräftiger als je vorher. Dabei wird der Cocoswald häufig durch kleine Weiher belebt, die mit Lotosblumen und anderen Wasserpflanzen bedeckt sind; und dann wieder von reizenden Bächen durchflossen, deren Ränder dicht mit den zierlichsten Farnen geschmückt sind. Dann kommen dazwischen felsige Hügel, mit Schraubenpalmen oder duftigen Pandangs bedeckt; und damit wechselnd lachender Sandstrand voll der schönsten rothen Windlinge, weißer Lilien und anderer prächtiger Blumen. An den Mündungen der kleinen Küstenflüsse, die unsere Straße überschreitet, erscheinen wiederum die herrlichen Bambusen und die dunkeln Mangroven; auch die seltsame stammlose Nipapalme ragt mit ihren zierlichen Fiederkämmen aus dem Wasser.

So wird das Auge nicht müde, an den schönsten Gestalten der Tropenflora sich zu weiden, und ich bedauerte es fast, als nach mehreren Stunden schneller Fahrt mein Tamil-Kutscher auf ein entferntes, im Bogen vorspringendes Felsenvorgebirge hinwies, mit den Worten: „Dahinter Weligama." Bald wurden die zerstreuten Hütten am Wege zahlreicher und gruppirten sich zu einer Dorfstraße; beiderseits frischgrüne Reisfelder, vom schönsten Walde unterbrochen. Die Steine der Mauern bestanden großentheils aus prächtigen Korallenblöcken. An einer Biegung des Weges erschien links auf einer Anhöhe ein stattlicher Buddha-Tempel, mit Namen: Agrabuddha-Ganni, seit alten Zeiten ein berühmter Wallfahrtsort. Gleich darauf zeigte sich zur Rechten des Weges, von Kittulpalmen überschattet, die colossale, in dem schwarzen Felsen ausgemeißelte Reliefstatue eines altberühmten Königs, Cutta Raja. Sein gewaltiger Leib ist mit einem Schuppenpanzer bedeckt und mit einer Mitra gekrönt. Er wird in alten Chroniken nicht nur als Eroberer, sondern auch als Wohlthäter der Insel gepriesen; namentlich soll er zuerst den Gebrauch der Cocosnuß eingeführt haben. Bald darauf fuhren wir durch einen kleinen Bazar und nach wenigen Schritten hielt mein Wagen vor dem spannungsvoll erwarteten Rasthaus von Belligemma.

Eine dichte braune Volksmenge stand voller Neugierde vor dem Thore, welches die Umzäunung des Rasthausgartens schließt, versammelt. Unter ihnen bemerkte ich eine Gruppe von vornehmen Eingeborenen im höchsten Staate. Der Präsident der Südprovinz (— oder der „Governments-Agent", wie sein bescheidener Titel lautet —) hatte dem Befehle des Gouverneurs zufolge dem Ge-

meindevorstand des Dorfes meine bevorstehende Ankunft angezeigt, ihn angewiesen, mich bestens zu empfangen und mir in jeder Weise behilflich zu sein. Der erste Häuptling oder der „Mudlyar", ein stattlicher Mann von etwa 60 Jahren, mit gutmüthigen, freundlichen Mienen und starkem Backenbarte, trat auf mich zu und begrüßte mich mit einer feierlichen Anrede in gebrochenem Englisch; er versicherte mir in höflichster und würdigster Form, daß sein ganzer „Korle" oder Dorfbezirk sich durch meinen Besuch hochgeehrt fühle und daß die 4000 braunen Bewohner desselben sich bemühen würden, mir den Aufenthalt recht angenehm zu machen; er selbst sei jeder Zeit zu meinem Dienste bereit. Ein kräftiger Pauken- und Trommeltusch, ausgeführt von mehreren im Hintergrunde kauernden Tam-Tam-Schlägern, bekräftigte am Schlusse der feierlichen Empfangsrede deren officielle Bedeutung.

Nachdem ich geantwortet und gedankt hatte, folgte die Vorstellung der Honoratioren, welche das feierliche Gefolge des Mudlyar bildeten: des zweiten Häuptlings (Aretschi), des Zolleinnehmers oder Collectors und des Doctors; an diese wichtigen Regierungsbeamten schlossen sich dann noch mehrere der angesehensten Einwohner des Dorfes an, Alle in liebenswürdigster Weise mich ihres guten Willens und ihrer hilfsbereiten Unterstützung versichernd. Ein Trommeltusch der Tam-Tam-Schläger am Schlusse jeder Rede diente dazu, ihre schönen Versprechungen zu besiegeln. Der Doctor und der Collector, die beide geläufig Englisch sprachen, dienten mir als Dolmetscher zum Verständniß der singhalesischen Reden. Die umgebende dicht gedrängte Volksmasse hörte mit stiller Spannung zu und musterte meine Person und meine Reiseeffecten mit größtem Interesse.

Die ganze Empfangsfeierlichkeit war um so seltsamer, als die Tracht der meisten Standespersonen von Belligemma ein komisches Gemisch von europäischem und singhalesischem Costüm zeigte; das erstere für die obere, das letztere für die untere Hälfte des Körpers bestimmt. Fangen wir von oben an, so erfreut unser Auge zunächst ein untadelhafter englischer Cylinderhut, unter allen Kopfbedeckungen unzweifelhaft die häßlichste und unpraktischste. Da die Singhalesen aber sehen, daß bei allen feierlichen Gelegenheiten die Europäer dieses Cylinder-Epithel als unentbehrliches Emblem des höheren Gentleman betrachten, und dasselbe selbst bei der größten Hitze nicht fehlen darf, so würden sie es für einen gewaltigen Etiquettefehler halten, auf diese sonderbare Zierde zu verzichten. Das gutmüthige braune Gesicht, welches dieser schmalkrämpige Cylinderschornstein nur wenig beschattet, wird von einem stattlichen schwarzen Backenbart eingerahmt; dieser ist am Kinn in der Mitte ausgeschnitten und beiderseits von mächtigen weißen, oben spitz vorspringenden „Vatermördern" überragt; darunter ein buntseidnes Halstuch in zierlicher Schleife. Endlich fehlte nicht der schwarze Frack mit langen schmalen Schößen, ebenso wenig wie die weiße Weste darunter, mit bunten Steinen und Goldschmuck verziert. Dagegen prangt nun an Stelle der Beinkleider die echt nationale Bedeckung der unteren Körperhälfte der Singhalesen, der rothe oder rothbunte Comboi — eine breite Schürze, die an den rothen Rock der deutschen Bauernmädchen erinnert. Die zierlichen kleinen Füße,

die darunter hervorschauen, entbehren jeder Bedeckung oder sind nur durch Sandalen geschützt.

Nach dem ersten freundlichen Empfange, der alles Gute versprach, führte mich mein neuer Beschützer in feierlichem Zuge durch das Thor in den lieblichen, von einer weißen Mauer umschlossenen Garten des Rasthauses. Der erste Anblick des letzteren übertraf meine Erwartungen: ein stattliches, einstöckiges, steinernes Gebäude, von einer Veranda umgeben, deren weiße Säulen ein weit vorspringendes rothes Ziegeldach tragen. Der weite grüne Rasenplatz vor seiner breiten Ostfront ist in der Mitte mit einem prachtvollen Tiek-Baume geziert, dessen säulengleicher runder Stamm wohl 80—90 Fuß Höhe erreicht. Die kletternden Leguminosen, die denselben umschlingen, lassen oben an den aufstrebenden Zweigen reizende Festons herabfallen. An der Südseite des Rasthauses weideten ein paar Kühe friedlich auf dem grünen Rasen, der hier von einem halben Dutzend der prachtvollsten alten Brodfruchtbäume überschattet ist; während der knorrige dicke Stamm der letzteren und die mächtige Krone mit ihren weithinragenden Aesten an die schönsten Prachtexemplare unserer deutschen Eichen erinnern, verleihen ihnen dagegen die colossalen, dunkel glänzenden und tief eingeschnittenen Blätter, sowie die gewaltigen hellgrünen Früchte ein weit stolzeres und imposanteres Aussehen.

Zwischen den dunklen Kronen dieser herrlichen Artocarpus-Riesen öffnet sich die freundlichste Aussicht auf das sonnige, fast kreisrunde Hafenbecken von Belligemma, auf dem soeben zahlreiche Boote mit vollen Segeln vom Fischfange zurückkehren; das langgestreckte felsige Vorgebirge gegenüber, im Süden, ist theils mit Djungle, theils mit Cocoswald bedeckt; die Hütten des Fischerdorfes Mirissa schimmern von seinem weißen Strande herüber. Unmittelbar vor dem Rasthause aber, kaum zwei Minuten entfernt, liegt eine liebliche kleine Felseninsel, Gan-Duva, ganz mit den schönsten Cocospalmen geschmückt.

Indem wir weiter um das Rasthaus herumgehen, treten wir in den Fruchtgarten voll lachender Bananen und Manihotstauden, der sich westwärts hinter demselben ausdehnt und an einen dicht bewaldeten Hügel anlehnt. Ein Nebengebäude an seinem Fuße enthält die Küche und einige Vorrathsräume, die mir für meine Sammlungen sehr zu Statten kamen. Der erwähnte Hügel erhebt sich an der Nordseite des Rasthausgartens zu einer steilen Lehne, über der sich der dichteste, von Affen und Papageien bevölkerte Waldpark ausdehnt, während ihre Gehänge mit dem üppigsten Buschwerk verziert und von einem Teppich dichter Kletterpflanzen überwuchert sind.

Von der reizenden Lage und der idyllischen Umgebung des Rasthauses gleich beim ersten Anblick entzückt, wollte ich voll Spannung über die breite Freitreppe an der Ostfront in das Innere eintreten. Da empfing mich unten an der Treppe mit einer neuen Begrüßungsrede (— halb Englisch, halb Pali —) der Verwalter meines neuen Wohnsitzes, der alte Rasthaus-Keeper. Beide Arme über der Brust gekreuzt, den braunen Oberkörper tief übergebeugt, fast knieend, näherte sich mir der würdige alte Greis mit der unterwürfigsten Miene und bat mich, mit dem einfachen Unterkommen in Belligemma fürlieb zu nehmen; was das Dorf von Reis und Curry, von Früchten und Fischen biete, das wolle

er mir reichlichst spenden; an Cocosnüssen und Bananen sei kein Mangel. Im Uebrigen solle ich Alles erhalten, was überhaupt hier zu bekommen sei; und am bereitwilligsten Dienste solle es nicht fehlen. Diese und andere schöne Dinge versprach mir der alte Mann in wohlgefügter Rede, die sogar mit einigen philosophischen Sentenzen gewürzt war. Indem ich nun dabei in sein gutmüthiges breites Gesicht sah und unter den kleinen Augen die kurze breite aufgestülpte Nase betrachtete und unter den dicken Lippen den langen wirren Silberbart, fiel mir plötzlich die bekannte Büste des alten Sokrates ein, die in manchem Stück an einen Satyrkopf erinnert; und da ich den langen singhalesischen Namen meines philosophischen Wirthes nicht behalten konnte, nannte ich ihn schlechtweg Sokrates. Diese Umtaufung rechtfertigte sich später um so mehr, als der weise Alte in der That sich vielfach als Philosoph erwies; auch stand er mit der Reinlichkeit auf sehr gespanntem Fuße, was — wenn ich nicht irre — nicht minder bei seinem griechischen Vorbilde der Fall war.

Nun schien es, als ob ich gleich beim Eintritte in mein idyllisches Daheim die vertrauten Eindrücke des classischen Alterthums nicht los werden sollte. Denn als mich Sokrates über die Freitreppe in den offenen Mittelraum des Rasthauses hineinführte, stand da mit erhobenen Armen, in einer betenden Stellung, eine reizende, nackte, braune Figur, die nichts Anderes sein konnte, als die berühmte Statue des betenden Knaben, des „Adoranten". Wie erstaunte ich aber, als die zierliche Broncestatue plötzlich lebendig wurde, die Arme senkend vor mir niederkniete, die schwarzen Augen bittend zu mir aufschlug und dann stumm in demüthigster Weise das schöne Haupt neigte, so daß die langen schwarzen Locken auf den Boden herabfielen. Sokrates belehrte mich, daß dieser Knabe ein Pariah sei, ein Angehöriger der niedersten Kaste, der „Rodiah", der frühzeitig seine Eltern verloren, und dessen er sich daher aus Mitleid angenommen habe. Er sei ausschließlich für meinen persönlichen Dienst bestimmt, habe den ganzen Tag nur auf meine Wünsche zu achten, und sei ein guter Junge, der sicher seine Pflicht ordentlich üben werde. Auf die Frage, wie ich meinen neuen Leibpagen denn zu rufen habe, antwortete mir der Alte, daß er Gamameda (oder „Mittendorf") heiße (Gama = Dorf, Meda = Mitte). Natürlich fiel mir dabei sofort Ganymedes ein; denn einen edleren Körperbau, ein feineres Ebenmaß der zierlichen Glieder konnte der schöne Liebling des Zeus wohl nicht besessen haben. Da nun Gamameda gerade als Mundschenk eine vorzügliche Fertigkeit entwickelte, und es sich nicht nehmen ließ, mir jede Cocosnuß selbst zu öffnen, jedes Glas Palmwein selbst einzuschenken, so war es gewiß nur gerechtfertigt, daß ich ihn Ganymedes nannte.

Unter den vielen schönen Figuren, welche in meiner Erinnerung das Paradies von Ceylon beleben, ist Ganymedes mir eine der liebsten und werthesten geblieben. Denn nicht allein erfüllte er seine Dienstpflichten mit der größten Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit, sondern entwickelte auch bald eine besondere Anhänglichkeit und Dienstwilligkeit für meine Person, die mich wahrhaft rührte. Der arme Junge war bisher, als unglückliches Glied der Rodiah-Kaste schon von Geburt an der tiefsten Verachtung seiner Landsleute geweiht, Gegenstand vielfacher Rohheiten und selbst Mißhandlungen gewesen; mit Ausnahme

des alten Sokrates (— der ihn übrigens auch ziemlich barsch behandelte —) hatte sich vielleicht noch Niemand seiner angenommen. Es war daher offenbar für ihn ebenso überraschend als beglückend, daß ich ihm von Anfang an freundlich entgegenkam. Ganz besonders dankbar aber erwies er sich für folgenden kleinen Dienst. Wenige Tage vor meiner Ankunft hatte er sich einen Dorn tief in den Fuß gestochen; beim Herausziehen desselben war ein Stück abgebrochen und in der Wunde stecken geblieben. Ich entfernte denselben durch eine ziemlich mühsame Operation und behandelte die schmerzhafte Wunde mit Carbolsäure so glücklich, daß sie schon nach kurzer Zeit geheilt war. Seitdem folgte mir der dankbare Ganymed wie mein Schatten und suchte mir alle Wünsche an den Augen abzusehen. Kaum hatte ich mich früh von meinem Lager erhoben, so stand er schon vor mir mit der frisch geöffneten Cocosnuß, aus der er mir den kühlen Labetrunk des Morgens kredenzte. Bei Tisch verwendete er kein Auge von meinen Bewegungen und wußte immer schon im Voraus, was ich begehrte. Beim Arbeiten putzte er mir die anatomischen Instrumente und die Gläser für das Mikroskop. Glücklich aber war Ganymed, wenn es hinaus in den Cocoswald oder an den Seestrand ging, zum Malen und Sammeln, zum Jagen und Fischen. Wenn ich ihm dann erlaubte, den Malkasten oder die photographische Camera zu tragen, das Jagdgewehr oder die Botanisirtrommel umzuhängen, dann schritt er mit strahlendem Antlitz hinter mir her, stolz herabsehend auf die verwunderten Singhalesen, die in ihm nur den unwürdigen Rodiahsklaven gesehen hatten und eine derartige Auszeichnung unbegreiflich fanden. Besonders ärgerlich war darüber mein Dolmetscher, der neidische William; er suchte den guten Ganymed bei jeder Gelegenheit anzuschwärzen, überzeugte sich aber bald, daß ich meinem Liebling kein Leid anthun lasse. Viele hübsche und werthvolle Erwerbungen meiner Sammlung verdanke ich nur dem unermüdlichen Eifer und der Geschicklichkeit des letzteren. Mit dem scharfen Auge, der geschickten Hand und der flinken Behendigkeit der singhalesischen Kinder wußte er sich ebenso des fliegenden Schmetterlings wie des schwimmenden Fisches zu bemächtigen, und bewunderungswürdig war seine Gewandtheit, wenn er auf der Jagd katzengleich einen hohen Baum erkletterte oder in das dichte Djungle sprang, um die hineingefallene Jagdbeute herauszuholen.

Die Rodiahkaste, zu welcher Gama-Meda gehörte, ist zwar rein singhalesischen Ursprungs, wird aber von allen Bewohnern der Insel (— trotzdem hier das Kastenwesen lange nicht so schroff als auf dem indischen Festlande entwickelt ist —) als eine sehr tief stehende verachtet, gleich den Pariah. Die Angehörigen derselben treiben meistens nur Gewerbe, welche als verächtlich gelten; dazu gehört sonderbarer Weise das Waschen. Kein Indier höherer Kaste wird mit einem Rodiah in nähere Gemeinschaft treten. Als ob aber die gütige Mutter Natur das schwere Unrecht, das so einem ihrer Kinder geschieht, wieder gut machen wollte, hat sie die armen verstoßenen Rodiah nicht allein mit der großen Glücksgabe der Zufriedenheit und Genügsamkeit ausgestattet, sondern ihnen auch das anmuthige Geschenk eines besonders schönen Körperbaues verliehen; und da sie nur die nothdürftigste Kleidung tragen, hat man stets Gelegenheit, denselben zu bewundern. Sowohl die Knaben und die Jünglinge

als auch die jungen Mädchen sind durchschnittlich von stattlicherem Wuchs und edlerer Gesichtsbildung, als die übrigen Singhalesen; vielleicht ist es gerade dieser Umstand, der den Neid und Haß der letzteren erregt.

Im Allgemeinen ist auf Ceylon überhaupt das starke Geschlecht zugleich das schöne; und ganz besonders zeichnen sich die Knaben durch einen gewissen schwärmerischen Ausdruck der edlen arischen Gesichtszüge aus. Vorzüglich spricht sich dieser in dem feingeschnittenen Munde und in dem tiefdunklen seelenvollen Auge aus, welches mehr verspricht, als das Gehirn hält; dazu ist das schöne Oval des Gesichts von einer dichten Fülle langer rabenschwarzer Locken eingerahmt. Da die Kinder beiderlei Geschlechts (wenigstens auf den Dörfern) bis zum achten oder neunten Jahre ganz nackt gehen oder nur einen schmalen Lendenschurz tragen, so bilden sie die passendste Staffage zu der paradiesischen Landschaft; oft meint man, lebendige griechische Statuen vor sich zu haben. Ransonnet hat auf Taf. IV seines Werkes über Ceylon in der Abbildung eines vierzehnjährigen Knaben Siniapu jene charakteristischen Züge sehr gut wiedergegeben. Diesem ganz ähnlich war auch Gama-Meda; nur hatten seine Züge noch etwas Weicheres und Mädchenhafteres, erinnernd an Mignon.

Im Alter verliert sich der Reiz jener milden und anmuthigen Gesichtsbildung ganz, besonders beim weiblichen Geschlecht, und es tritt eine gewisse Härte oder Stumpfheit und Ausdruckslosigkeit an deren Stelle. Oft springen auch die Knochentheile des Gesichts dann sehr unangenehm hervor. Ein auffallendes Beispiel solcher Häßlichkeit bot der alte Babua, die dritte Persönlichkeit, die sich mir im Rasthause vorstellte, und zwar als dessen Koch. Der hagere Alte mit seinen dürren Gliedern entsprach keineswegs dem behaglichen Bilde, welches wir uns gewöhnlich von einem wohlbeleibten und behäbigen Koch machen; vielmehr erinnerte er an die vierhändigen älteren Vorfahren des Menschengeschlechts; und wenn er den breiten Mund seines hageren, dunkel broncegelben Gesichts zu einem grinsenden Lächeln verzog, bekam er viel Aehnlichkeit mit einem alten Pavian. Es war daher ein komischer Zufall, daß der Name Babuin in der That der systematische Name einer broncefarbigen Pavianart ist (Cynocephalus Babuin). Im Uebrigen war der alte „Hundskopf" mit seinem mächtigen Unterkiefer und der niedrigen Stirn (— vielleicht mit einem Antheil Negerbluts in seinen Adern —) ein sehr harmloser und gutmüthiger Gesell. Sein Ehrgeiz war befriedigt, wenn er mir zu dem tagtäglich zweimal aufgetragenen Reis irgend eine neue Curry-Art als Würze vorsetzte und ich dieselbe lobte. Etwas mehr Reinlichkeit in seiner primitiven Küche wäre freilich bei ihm ebenso wie bei Sokrates sehr erwünscht gewesen.

Zu diesen drei ständigen Bewohnern des Rasthauses kam nun noch als vierter dienstbarer Geist mein Dolmetscher, Namens William. Ich hatte denselben (zunächst für einen Monat) in Punto-Galla engagirt. Meine englischen Freunde hatten mir dort zwar, der Landessitte entsprechend, gerathen, mehrere Diener für den Aufenthalt in Belligemma zu miethen: einen als Dolmetscher, einen zweiten als Jäger, einen dritten als Leibdiener u. s. w. Ich hatte aber schon zu viel von der Last und dem Aerger der vielen Diener in Indien kennen gelernt, um an dieser übertriebenen Arbeitstheilung Gefallen zu finden,

und war daher froh, in William einen Mann zu treffen, der sich bereit erklärte, die Functionen des Dolmetschers, des Leibdieners und des Assistenten gemeinschaftlich auszuüben. Er war mehrere Jahre Soldat und Officiersbursche gewesen, besaß gute Zeugnisse darüber und war ein leidlich gewandter und gutwilliger Gehilfe. Als echter Vollblut-Singhalese hatte er allerdings eine ausgesprochene Scheu vor Arbeit im Allgemeinen, und vor harter Arbeit im Besondern; auch hielt er es für zweckmäßig, für jede Arbeitsleistung so viel Zeit und so wenig Kraft als möglich aufzuwenden. Das Hauptinteresse des Tages concentrirte sich für ihn, wie für jeden singhalesischen Jüngling, in der kunstgerechten Herstellung seiner Frisur. Die langen schwarzen Haare zu waschen und zu kämmen, dann zu trocknen und mit Cocosöl zu salben, darauf in einen regelrechten Zopf aufzuwinden und diesen mit einem großen Schildpattkamm zu befestigen, das war für William das wichtige Drama in sechs Acten, zu dessen Aufführung er jeden Morgen mehrere Stunden brauchte. Um sich von dieser Anstrengung zu erholen, hatte er dann wieder mehrere Stunden Ruhe nöthig. Seine Hauptaufgaben als Dolmetscher und als Wärter der Kleider und Wäsche erfüllte er mit großer Gewissenhaftigkeit; hingegen wies er mit großer Indignation jede Zumuthung zu anstrengender mechanischer Arbeit von sich, indem er würdevoll versicherte, daß er kein „Kuli" sei. Im Uebrigen besorgte er seine leichte Hausarbeit mit ziemlicher Geschicklichkeit und half namentlich gern beim Arbeiten mit dem Mikroskop.

Die schöne Leserin wird nun vermuthlich neugierig nach den weiblichen Bewohnern des Rasthauses von Belligemma fragen; ich muß aber bedauern, von diesen Nichts melden zu können, aus dem einfachen Grunde, weil keine vorhanden waren. Nicht allein die Köchin Babua und das Zimmermädchen William, sondern auch die Waschfrau, die jede Woche meine Wäsche abholte, um sie auf Steinen im Flusse weiß zu klopfen, — sie alle waren männlichen Geschlechts, wie überhaupt fast alle Dienstboten in Indien. Auch sonst war in Weli-Gama vom schönen Geschlechte fast Nichts zu sehen; doch darüber später!

XI. Ein zoologisches Laboratorium in Ceylon.

Meine erste Aufgabe in Belligemma war nun, mit Hilfe meiner vier dienstbaren Geister mich in dem Rasthause, so gut es ging, häuslich einzurichten, und mein zoologisches Laboratorium aufzuschlagen. Das Haus enthielt nur drei geräumige Zimmer, von denen das mittlere, das „Dining Room", als Speise- und Conversations-Saal für alle etwaigen Gäste des Hauses (insbesondere auch für durchreisende Regierungsbeamte) diente; ein großer Eßtisch, zwei Bänke und mehrere Stühle bildeten seine Ausstattung. Zu beiden Seiten desselben war ein großes Fremdenzimmer mit einer gewaltigen indischen Bettstelle, in welcher der träumende Schläfer sich bequem rings um seine Axe drehen konnte, ohne mit den Fußspitzen den Rand zu berühren. Ein großes darüber ausgespanntes Mosquitonetz mochte früher wohl gute Dienste geleistet haben, war aber jetzt nur noch als Idee vorhanden; ebenso befand sich auch die Matratze in einem Zustande, welcher es mir räthlich erscheinen ließ, auf deren Gebrauch zu verzichten, und mich nach Art der Eingeborenen mit einer Palmenmatte zu be-

gnügen. Außer der gewaltigen Bettstatt befanden sich in jedem der beiden Zimmer noch ein kleiner Tisch mit Waschgeräth und ein paar Stühle. Die großen Fenster in den weißen Wänden waren, wie allenthalben, ohne Glasscheiben, dagegen durch grüne hölzerne Jalousien verschließbar. Der Boden war mit Steinfliesen belegt. Das hellere, nach Süden gelegene Zimmer, welches ich zu meinem Gebrauch wählte, gewährte durch eine, nach Süden auf die Veranda geöffnete Thür einen prächtigen Blick auf das reizende Hafenbecken. Ich hätte sehr gerne diesen Raum bloß zum Arbeiten benutzt und zum zoologischen Laboratorium eingerichtet, dagegen das andere, nördlich gelegene Zimmer zum Wohn- und Schlafzimmer. Allein dieses mußte für den Gebrauch durchreisender Fremden reservirt bleiben.

Angesichts der primitiven Einfachheit des Ameublements mußte es natürlich meine erste Sorge sein, mir dasjenige Hausgeräth anzuschaffen, ohne welches an Arbeiten in diesen großen leeren Räumen überhaupt nicht zu denken war, vor Allen große Tische und Bänke, sodann womöglich Commoden und Schränke. Aber das hatte freilich seine großen Schwierigkeiten, und obgleich meine neuen Freunde mich dabei nach Kräften unterstützten, ließ das fertige Laboratorium doch mancherlei zu wünschen übrig. Der erste Häuptling versorgte mich mit Brettern, welche ich über meine entleerten Kisten legte, auf diese Weise Bänke zur Aufstellung der Gläser herrichtend. Vom zweiten Häuptling erhielt ich zwei große alte Tische. Der Steuereinnehmer (der überhaupt sehr gefällig und gebildet war) lieh mir ein paar kleine verschließbare Schränke oder Almeiras, in denen ich meine kostbaren Instrumente, die Chemikalien und Gifte einschließen konnte. Der Schulmeister versah mich mit einem kleinen Büchergestell; und so brachten die guten Leute mir noch mancherlei kleines Hausgeräth, mit dem ich mein Laboratorium leidlich ausstatten konnte. Die Gegenleistung für diese kleinen Gefälligkeiten bestand zunächst nur in der Befriedigung ihrer Neugierde; aber freilich nahm diese leider bald Dimensionen an, die mir höchst lästig wurden und einen großen Theil meiner kostbaren Arbeitszeit raubten.

Abgesehen von den angeführten nothwendigsten Mobilien (— die für die meisten Singhalesen bereits überflüssige Luxusartikel sind —), war übrigens für meine sonstige Ausstattung in Belligemma so gut wie Nichts zu bekommen, und es war daher ein wahres Glück, daß ich mir alle Erfordernisse meiner häuslichen Einrichtung und meiner zoologischen Arbeitszwecke von Europa mitgebracht hatte. Es existirte zwar im Dorfe ein sogenannter Zimmermann und eine Art Schlosser, deren Unterstützung ich öfter gut hätte brauchen können. Allein die primitive Beschaffenheit ihres Handwerkszeuges bezeugte genügend den Grad ihrer Kunstfertigkeit; nicht minder als ihre staunende Bewunderung der einfachen Geräthe, die ich selbst bei mir führte. Auch stellte sich bald heraus, daß ich eigentlich Alles selbst thun mußte; denn sobald ich einmal einen solchen singhalesischen Handwerker zu Hilfe genommen hatte, war nach vollbrachter Arbeit in der Regel meine erste Aufgabe, dieselbe von vorn anzufangen. Für Reparaturen an Instrumenten u. s. w., deren leider bald viele nöthig wurden, war natürlich an Hilfe von solchen Leuten nicht zu denken.

Trotz dieser Hindernisse gelang es mir doch, in wenigen Tagen mein Zimmer

in ein leidlich gutes Laboratorium, entsprechend den Bedürfnissen unserer heutigen marinen Zoologie, zu verwandeln. Mikroskope und anatomische Instrumente waren aufgestellt, ein Dutzend großer und ein paar hundert kleiner Gläser auf Gestellen vertheilt, der mitgebrachte Alkohol in Flaschen gefüllt und mit Terpentinöl und Thymol versetzt, um ihn vor etwaigen Trinkgelüsten meiner Diener zu bewahren. Einer der beiden Schränke enthielt meine gut ausgestattete Hausapotheke, sowie die Patronen, Munitionskasten und die Hexenküche, welche aus den verschiedenen mikro-chemischen und photographischen Utensilien bestand, aus den Giften zum Präpariren und Conserviren der Thiere u. s. w. Im anderen Schranke waren die sämmtlichen Bücher und Papiersachen, sowie die Utensilien zum Zeichnen, zum Aquarell- und Oelmalen untergebracht, ferner eine Anzahl zerbrechlicher und delicater Instrumente. Die Füße dieser beiden Schränke, sowie die Füße der Tische standen in wassergefüllten Thonschalen (ähnlich unseren Blumenuntersetzern), um sie vor den Angriffen der Alles zerstörenden Termiten und Ameisen zu schützen. In einer Ecke des Zimmers standen die Netze und Fischereigeräthe, in der anderen die Gewehre, die Jagdutensilien und die Botanisirtrommeln; in der dritten die Löthapparate und Blechkisten; die vierte Ecke nahm die riesige Bettstelle ein, welche tagsüber als Präparirtisch fungirte. An den Wänden ringsum standen ein paar Dutzend leerer Kisten zur Aufnahme der Sammlungen, sowie die Blechkoffer, welche Kleider und Wäsche enthielten. Darüber waren Nägel eingeschlagen, um Barometer, Thermometer, Waagen und eine Menge verschiedener Dinge zum alltäglichen Gebrauche aufzuhängen. So sah es denn schon nach ein paar Tagen im Rasthause zu Belligemma fast so aus, wie in den marinen Laboratorien, die ich mir für einen halbjährigen Winteraufenthalt vor 22 Jahren in Messina und ebenso vor 15 Jahren auf der canarischen Insel Lanzarote eingerichtet hatte; nur mit dem Unterschiede, daß meine zoologische und künstlerische Ausstattung diesmal weit vollständiger und vielseitiger war; freilich war dafür andererseits der Comfort der Hauswirthschaft hier viel einfacher und primitiver. Indessen tröstete mich für mancherlei Mängel der Gedanke, daß ich kaum sechs Breitengrade vom Aequator entfernt war und daß jedenfalls noch niemals zuvor in Ceylon ein so gut ausgerüstetes Laboratorium für marine Zoologie bestanden hatte. Um so größer war zugleich die Spannung, mit der ich nun an die Arbeit ging.

Die Schwierigkeiten, auf welche derartige Arbeiten, und ganz besonders die subtilen Untersuchungen über Körperbau und Entwickelung der niederen Seethiere, in der Tropenzone stoßen, sind von allen Naturforschern, die dergleichen in den letzten Decennien versuchten, lebhaft empfunden und beklagt worden. Ich war daher von vornherein darauf gefaßt, mußte aber bald erfahren, daß sie hier in Ceylon größer und mannigfaltiger seien, als ich gedacht hatte. Nicht allein das übermäßig heiße und feuchte Klima mit allen seinen verderblichen Einflüssen, sondern auch das Leben innerhalb eines uncultivirten Dorfes unter einer halbwilden Bevölkerung, sowie der Mangel von vielen gewohnten Hilfsmitteln der Civilisation bereitet den beabsichtigten Untersuchungen und Sammlungen tausend Hindernisse. Seufzend dachte ich oft an die vielen Bequemlichkeiten und Vor-

theile, die ich auf meinen zahlreichen zoologischen Reisen an die Mittelmeerküste stets genossen hatte und die ich hier schmerzlich entbehrte.

Eine der größten und schwerwiegendsten Schwierigkeiten bereitete schon von vornherein die Beschaffung eines brauchbaren Bootes zum Fischen, sowie anstelliger Fischer und Bootsleute. Es sind nämlich in Belligemma, wie überall an der Küste von Ceylon (— mit einziger Ausnahme der Hauptstädte —), ausschließlich die sonderbaren Ausleger-Canoes in Gebrauch, von denen ich früher (bei der Ankunft in Colombo) gesprochen habe. Wie dort erwähnt, sind dieselben bei 20—25 Fuß Länge so schmal (kaum 1½ Fuß breit), daß keine erwachsene Person darin beide Beine nebeneinander stellen kann. Man sitzt also in einem Boote eingeklemmt fest, und mein Freund, Professor H. Vogel in Berlin, der sie hier ebenfalls früher benutzte, hat sie in seiner anziehenden Reisebeschreibung sehr treffend als „Wadenquetscher" bezeichnet. Von Arbeiten in einem solchen ausgehöhlten Baumstamm, oder gar von Hin- und Hergehen in demselben, sowie von den freien Bewegungen, die zum Dredschen, zum Hantiren mit dem Schleppnetz erforderlich sind, kann demnach gar keine Rede sein; ich mußte auf letzteres zunächst überhaupt verzichten. Einen anderen Uebelstand dieser Canoes bilden die beiden charakteristischen „Ausleger", die zwei parallelen Stämme oder Bambusstäbe, welche von einer Seite desselben rechtwinklig abgehen und an ihren Außenenden durch einen stärkeren (dem Boote parallel laufenden) Stamm verbunden sind; der letztere, 8—10 Fuß abstehend, schwimmt flach auf dem Wasserspiegel und verhindert das Umschlagen des schmalen und hohen Canoes. Dasselbe gewinnt dadurch einen hohen Grad von Sicherheit, aber freilich auch zugleich von Schwerfälligkeit. Denn man kann immer nur mit einer Flanke des Bootes sich der Küste oder einem anderen Gegenstande nähern und das Wenden dauert lange. Ein eigentliches Steuer fehlt ganz; dasselbe wird durch ein gewöhnliches Ruder ersetzt, welches abwechselnd an den beiden (ganz gleich gebauten und spitzauslaufenden) Enden des Canoe's zum Steuern benutzt wird. Die kleinen Boote werden von zwei, die größeren von vier oder sechs Ruderern in Bewegung gesetzt. Außerdem ist aber auch ein niedriger Mast mit einem großen viereckigen Segel vorhanden. Letzteres leistet bei gutem Winde vorzügliche Dienste; das leichte Canoe, dessen schmaler Boden dem Wasser bei seinem geringen Tiefgange nur sehr wenig Widerstand bietet, gleitet dann pfeilschnell über den Meeresspiegel fort. Ich habe öfter darin 10—12 Seemeilen in der Stunde gemacht, wie in einem rasch fahrenden Dampfschiffe. Drückt der Wind allzu stark auf das Segel, so daß das Boot nach einer Seite umzuschlagen droht, so klettern die behenden Bootsleute mit affenartiger Geschicklichkeit rasch nach der anderen Seite über die Ausleger auf den außen schwimmenden Parallelstamm, um diesen zu beschweren und niederhockend als Gegengewicht zu dienen.

Natürlich war es ganz unmöglich, in einem solchen Ausleger-Canoe ohne Weiteres eine Kiste mit großen Gläsern und die verschiedenen Instrumente unterzubringen, die ich zum Fange der pelagischen Seethiere und insbesondere der Medusen stets benutze. Ich mußte mir daher in meinem Canoe erst ein besonderes Gestell aus quer übergelegten und beiderseits breit vorragenden

Brettern bauen, auf dem ich bequem sitzen und mich frei bewegen konnte. Auf beiden Enden des Gestells wurden mit Stricken aus Cocosfasern die beiden Kisten befestigt, in denen ich vier große und ein Dutzend kleinere Gläser untergebracht hatte. Dergleichen Stricke dienen auch ausschließlich zur Befestigung und Verbindung der verschiedenen Canoe-Theile. Die Eingeborenen verwenden dafür keinen einzigen Nagel oder sonst einen Eisentheil; Alles besteht aus Holz und Cocosbast. Sogar die senkrecht stehenden Seitenbretter, welche auf beiden freien Seitenrändern des ausgehöhlten Baumstammes sich 3—4 Fuß hoch erheben, sind mit Bindfaden aus Palmfasern daran befestigt. Aus solchen festen Coir-Fasern, aus den Schalen der Cocosnüsse bereitet, bestanden auch alle die Stricke und Bindfaden, die ich für meine Arbeiten verwendete.

Bei dieser Einrichtung und der weiteren Ausstattung meines Bootes, sowie bei Beschaffung und Instruction der Bootsleute, war mir von größtem Nutzen die Hilfe eines Mannes, dem ich auch sonst für vielfache und werthvolle Dienste zu großem Danke verpflichtet bin; es war dies der zweite Häuptling von Belligemma, der Aretschi Abayawira. Schon der Regierungsagent der Südprovinz hatte mir von seinen vorzüglichen Eigenschaften erzählt und mir eine besondere Empfehlung an ihn mitgegeben. Ich fand in ihm einen ungewöhnlich intelligenten und geweckten Singhalesen von ungefähr 40 Jahren, dessen Kenntnisse und dessen Interessenkreis weit über diejenigen seiner meisten Landsleute hinausragten. Von der gewöhnlichen Stumpfheit, Faulheit und Gleichgültigkeit der letzteren war an ihm Nichts zu bemerken; vielmehr zeigte er lebhaftes Interesse für Cultur und war nach Kräften bemüht, deren Vortheile in seinem Wirkungskreise geltend zu machen. Er sprach ziemlich gut Englisch und drückte sich dabei mit einem natürlichen Verstande und einem klaren Urtheil aus, das mich oft in Erstaunen setzte. Ja, der Aretschi war sogar Philosoph (— in höherem Grade als der alte Sokrates vom Rasthaus —) und ich erinnere mich mit lebhaftem Vergnügen der vielen und oft sehr eingehenden Gespräche, die ich mit ihm über die verschiedensten allgemeinen Themata hatte. Frei von dem Aberglauben und der Gespensterfurcht, die seine buddhistischen Landsleute und Glaubensgenossen allgemein beherrscht, hingegen mit offenem Auge für die Wunder der Natur und für deren causale Erklärung, hatte er sich zu einem selbständigen Freidenker entwickelt und war nun glücklich, als ich ihn über so viele bis dahin ihm räthselhafte Dinge aufklären konnte. Ich sehe ihn noch vor mir, den schönen stattlichen braunen Mann mit dem ausdrucksvollen regelmäßigen Gesicht, wie sein schwarzes Auge hell aufleuchtete, wenn ich ihn über manche Naturerscheinung unterrichtete, und wie er dann mit seiner sanften klangreichen Stimme mich ebenso freundlich als ehrfurchtsvoll ersuchte, ihn auch noch über diese und jene verwandte Frage aufzuklären. Ueberhaupt fand ich die guten und liebenswürdigen Seiten des singhalesischen Volkscharakters, das sanfte, weiche und stille Wesen, sowie den natürlichen Anstand beim Aretschi in angenehmster Weise entwickelt; und wenn ich jetzt mein grünes Paradies in der Erinnerung mit den schlanken braunen Gestalten der Eingeborenen bevölkere, so erscheint mir der Aretschi neben dem Ganymed als deren idealer Typus. Auch der siebenzehnjährige Neffe des Aretschi, welcher auf der Normalschule in Colombo sich zum Lehrer ausbildete, damals aber seine Ferien in Belligemma zubrachte,

war ein sehr geweckter und netter junger Mann; auch er war mir in vieler Beziehung hilfreich und nützlich.

Mit Hilfe des Aretschi gewann ich für den Dienst meines Bootes und für die Hilfe bei meinen marinen Excursionen vier der besten Fischer und Schiffer von Belligemma. Ich zahlte ihnen täglich für jede Excursion fünf Rupien (= 10 Mark); wenn sie indessen auf den Korallenbänken tauchten, oder wenn wir einen halben Tag unterwegs auf dem Meere waren, legte ich immer noch ein paar Rupien zu. In den ersten Tagen hatte ich mit ihnen große Schwierigkeiten; und als ich mit dem feinen pelagischen Netze an der Meeresoberfläche fischte, als ich ihnen zuerst die kleinen Medusen und Polypen, die Siphonophoren und Ktenophoren zeigte, um deren Fang es mir hauptsächlich zu thun war, merkte ich an ihren Mienen deutlich, daß sie mich für einen Narren hielten. Allmälig indessen und mit einiger Geduld lernten sie begreifen, was ich wollte, und suchten dann meine Sammlung eifrig zu bereichern. Besonders geschickt und nützlich erwiesen sich zwei von meinen Fischern beim Tauchen auf den Korallenbänken, und ich verdanke ihnen einen großen Theil der prächtigen Korallen und der merkwürdigen mit diesen zusammenlebenden Seethiere, welche ich von Belligemma mit nach Hause gebracht habe.

Weit größere Schwierigkeiten aber als das Canoe und seine Bemannung stellte meiner pelagischen Fischerei das Klima von Ceylon entgegen, jener furchtbare und unüberwindliche Feind des Europäers, welcher so viele seiner Arbeiten und Bemühungen in der Tropenzone vereitelt. Ich sollte gleich auf meiner ersten Ausfahrt in der Bucht von Belligemma darüber belehrt werden. Ueber mancherlei Vorbereitungen und Einrichtungen war es neun Uhr Morgens geworden, ehe ich vom Strande stoßen konnte. Erbarmungslos brannte bereits die Tropensonne vom tiefblauen, wolkenlosen Himmel und warf bei vollkommener Windstille eine Strahlenfülle auf den glatten Meeresspiegel, deren Reflex das Auge nicht ertragen konnte. Ich mußte meine blaue Brille aufsetzen, um überhaupt die Augen offen halten zu können. Sodann ließ ich das Canoe weiter hinausrudern, in der Hoffnung, dort etwas niedrigere Temperatur zu finden; allein die unerträgliche Hitze schien draußen eher noch zuzunehmen, und der blendende Meeresspiegel, auf dem sich kein Lüftchen regte, schien eine flüssige Masse von geschmolzenem Blei zu sein. Ich hatte kaum eine Stunde, im Schweiße gebadet, gefischt, als ich völlig erschöpft war; ich fühlte, wie meine Kräfte zusehends schwanden; Ohrensausen und ein beständig zunehmendes Gefühl von Druck im Kopfe ließen mich einen Sonnenstich befürchten. Ich griff daher zu einem Mittel, das ich schon früher unter ähnlichen Verhältnissen oft angewendet. Da meine leichte Kleidung bei der unbequemen Fischerei ohnehin völlig durchnäßt war, goß ich mir ein paar Eimer Seewasser über den Kopf und bedeckte den letzteren mit einem nassen Handtuch, über welches der breitkrämpige Solahut gesetzt wurde. Dieses Mittel hatte die beste Wirkung und ich bediente mich seiner von da an fast täglich, sobald Vormittags zwischen 10 und 11 Uhr der steigende Sonnenbrand jenes betäubende Druckgefühl im Kopfe zu erzeugen begann. Bei der ständigen Temperatur von 22—26 ° R., welche auch das Meerwasser ebenso wie die Atmosphäre größtentheils zeigte, ist die Abkühlung des

Kopfes durch das verdunstende Wasser eine sehr wohlthätige Erfrischung; aber selbst der mehrstündige Aufenthalt in nassen Kleidern, der in unserm kalten Klima eine gefährliche Erkältung herbeiführen würde, ist dort ebenso angenehm als gefahrlos.

Der Reichthum der Bucht von Belligemma an pelagischen Thieren der verschiedensten Classen erwies sich schon bei dieser ersten Excursion sehr groß. Die Gläser, in welche ich die schwimmenden Bewohner der Meeresfläche aus dem feinen Gazenetze entleert hatte, waren bereits nach wenigen Stunden ganz gefüllt. Zwischen tausenden von kleinen Krebsen und Salpen schwammen zierliche Medusen und prächtige Siphonophoren umher; zahlreiche Larven von Schnecken und Muscheln tummelten sich mittelst ihres Wimpersegels, gekreuzt von flatternden Seeschmetterlingen und Pteropoden; Larven von Würmern, Crustaceen und Korallen wurden in Unmasse den raubgierigen Pfeilwürmern oder Sagitten zur Beute. Fast alle diese Thiere sind farblos und glasartig durchsichtig, wie das Meerwasser, in dem sie ihren harten Kampf um's Dasein führen; der letztere selbst hat nach den Grundsätzen der Darwin'schen Selections-Theorie die transparente Beschaffenheit dieser pelagischen „Glasthiere" allmälig hervorgerufen. Die Mehrzahl derselben war mir, wenn auch nicht der Art, so doch der Gattung nach wohlbekannt; denn das reiche Mittelmeer, namentlich die berühmte Meerenge von Messina, liefert unter günstigen Umständen bei der Fischerei mit dem feinen Gazenetz einen ähnlichen „pelagischen Mulder", wie wir diesen formenreichen Auftrieb kurz nennen. Doch bemerkte ich zwischen den alten Bekannten auch eine Anzahl neuer, und zum Theil sehr interessanter Formen, die zur baldigen mikroskopischen Untersuchung reizten. Ich ließ daher nach zweistündigem Fischen meine Leute zurückrudern und betrachtete währenddessen die erbeuteten Schätze, so gut es ging. Aber da bemerkte ich bald zu meinem Leidwesen, daß schon kurze Zeit nach dem Fange, meistens eine halbe, oft schon eine Viertelstunde nachher die meisten der zarten Geschöpfe starben; ihre glasartigen Leichen trübten sich rasch und bildeten, auf dem Boden der Glashäfen angehäuft, eine weiße pulverartige Masse. Auch entwickelte sich schon, ehe ich das Land wieder erreicht hatte, jener charakteristische Geruch, den die weichen, sich rasch zersetzenden Leichen derselben alsbald hervorrufen. Dieselbe Zersetzung, welche im Mittelmeer, unter sonst ähnlichen Verhältnissen, erst nach Verlauf von 5—10 Stunden eintritt, geschah hier, unter einer 8—12° R. höheren Temperatur, schon nach einer halben Stunde.

Sehr besorgt über diese Wahrnehmung ließ ich die Rückfahrt möglichst beschleunigen und war schon kurz vor 12 Uhr wieder am Strande. Aber da trat wieder ein neues Hinderniß entgegen. Fast die ganze Bevölkerung von Belligemma stand trotz der glühenden Mittagshitze dichtgedrängt, Kopf an Kopf, am Strande, um ihre Neugierde über meine wunderliche neue Fischerei-Methode zu befriedigen. Jeder wollte sehen, was ich gefangen und wozu ich den Fang gebrauche, oder vielmehr, in welcher Form ich denselben verzehre; denn daß man nur zum Essen Seethiere fängt, ist ja selbstverständlich. Das Erstaunen der braunen Versammlung, durch die ich mir mühsam meinen Weg bahnte, war daher nicht gering, als sie in den großen Glashäfen bloß den weißen Boden des pelagischen Mulders und nur wenige winzige Thierchen oberhalb des-

selben im Wasser schwimmen sahen. Wie mir mein Begleiter, der Aretschi, später mittheilte, fand seine Erzählung, daß das Alles nur zum Zwecke wissenschaftlicher Beobachtungen und Sammlungen geschehe, bei seinen Landsleuten weder Glauben noch Verständniß; vielmehr witterten die Meisten hinter diesem Treiben eine geheimnißvolle Hexerei, die Bereitung von Zaubertränken u. dgl., während realistische Gemüther meinten, daß ich neue Arten Curry = Gewürz zum Reis erfinden wolle, die Aufgeklärten aber mich einfach für einen europäischen Narren ansahen.

Eine kostbare Viertelstunde ging mir so verloren, ehe ich durch die neugierige Masse meinen Weg zu dem nahen Rasthause gebahnt hatte, und ich begann dort in gewohnter Weise die tausend niedlichen Sachen zu sortiren und auf zahlreiche Glasgefäße mit frischem Seewasser zu vertheilen. Aber leider, leider bemerkte ich sofort, das mindestens neun Zehntheile des ganzen Fanges schon unbrauchbar und verdorben war, und darunter gerade die meisten von denjenigen Thieren, deren neue Formen mich besonders interessirt hatten. Aber auch das letzte Zehntheil war schon so erschöpft, daß dasselbe größtentheils bald abstarb, und nach wenigen Stunden war Alles eine große Leichenkammer! An den folgenden Tagen suchte ich nun zwar auf alle Weise und mit allen bekannten Vorsichtsmaßregeln jenem fatalen Einflusse der Tropensonne zu begegnen; allein nur mit sehr ungenügendem Erfolge. Es war eben einfach unmöglich, auf irgend eine Art die erforderliche niedrigere Temperatur des Wassers herzustellen. Ich gewann die Ueberzeugung, daß die erste Bedingung für erfolgreiche Untersuchungen über Seethiere in einem so heißen Lande, wie Ceylon, die Einrichtung von kühlen Räumen und gekühlten Wassergefäßen ist. Da gegenwärtig in Colombo das Eis, das früher von Nordamerika importirt wurde, billiger und in großartigem Maßstabe durch Eismaschinen künstlich hergestellt wird, so würde dort die Einrichtung von derartigen Kältekammern und gekühlten Aquarien auch nicht so schwierig sein. Aber es gehören dazu bedeutende Mittel, und über diese konnte ich nicht verfügen.

Eine zweite wichtige Bedingung für den günstigen Erfolg solcher zoologischen Arbeiten würde sodann die praktische Einrichtung des gekühlten Arbeitsraumes sein, vor allen seine Ausstattung mit Glasfenstern. Die letzteren fehlen in Ceylon fast vollständig. Im Rasthause von Belligemma, wie in den meisten Gebäuden der Insel, finden sich an Stelle der Glasfenster hölzerne Läden oder Jalousien. Darüber bleibt gewöhnlich eine breite Spalte für den Luftdurchzug offen, und außerdem finden sich oben, am Rande der Stubendecke, sowie über den Thüren, allenthalben breite, meist gar nicht verschließbare Spalten. Diese Oeffnungen sind zwar für die beständige Lufterneuerung und Abkühlung der inneren Wohnräume sehr praktisch und angenehm, aber für den Naturforscher, der dort mit dem Mikroskope arbeiten soll, eben so hinderlich als nachtheilig. Denn alle möglichen fliegenden und kriechenden Thiere haben dort freien Zutritt und vor allen sind die Scharen der Mücken und Fliegen, der Ameisen und Termiten äußerst lästig. Der Luftzug weht die Papiere fort, bedeckt die Instrumente mit Staub und wirft oft als erstarkender Windstrom Alles durcheinander. Nicht minder nachtheilig sind aber auch jene üblichen Fenstereinrichtungen für

die Gewinnung guten Lichtes, welches für das Arbeiten mit dem Mikroskope, namentlich bei stärkeren Vergrößerungen, eins der ersten und wichtigsten Erfordernisse ist. Oft war es bei dem augenblicklichen Stande der Sonne und des Windes gar nicht möglich, irgend ein passendes Plätzchen für meinen Arbeitstisch zu finden, weder in dem dunklen Zimmer innen, noch in der allzuluftigen Veranda außen; bei der letzteren ist noch dazu das allzuweit vorspringende Schattendach nachtheilig.

Zu diesen und anderen localen Schwierigkeiten meiner zoologischen Arbeiten in Belligemma kamen nun noch diejenigen, die mir aus dem Verkehr mit den Eingeborenen und namentlich aus ihrer maßlosen Neugier erwuchsen. Die guten Belligammesen hatten natürlich von all' den Instrumenten und Apparaten, die ich mitgebracht, niemals etwas gesehen und wollten nun wissen, wozu das Alles diene; insbesondere war aber die Art und Weise meiner Arbeiten, wie überhaupt Alles was ich that oder ließ, für sie eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung. Wie alle Naturvölker, so sind auch die Singhalesen in vieler Beziehung permanente Kinder; unter den glücklichen Verhältnissen dieser paradiesischen Insel um so mehr, als ihnen die reiche Natur den Kampf um's Dasein äußerst leicht macht und harte Arbeit ganz erspart. Harmloses Spielen und endloses Klatschen bilden ihre Hauptunterhaltung, und jeder neue Gegenstand ist daher eine neue Quelle des Interesses. Nun wurde zwar, als ich mich über den lästigen Andrang der Neugierigen und die allzuvielen Besuche bei den angesehenen Personen beklagte, die Hauptmasse der ersteren entfernt; aber jetzt traten die letzteren an deren Stelle und blieben um so länger bei mir sitzen. Den „Doctor" interessirten besonders meine Mikroskope, den „Collector" meine Malapparate, den „Gerichtspräsidenten" die anatomischen Instrumente (vielleicht als Marterwerkzeuge?), den „Schulmeister" meine Bücher, den „Postmeister" meine Koffer u. s. w. Alle diese und andere Gegenstände, vom ersten bis zum letzten, wurden tausendmal angesehen, befühlt und umgedreht und tausend thörichte Fragen über deren Zweck und Beschaffenheit gestellt. Vollends meine wachsende Sammlung war für Alle ein Gegenstand höchster Neugierde. Ich glaubte nun diese am besten dadurch zu befriedigen, daß ich zu bestimmten Stunden an einigen Wochentagen förmliche Demonstrationen mit erläuternden Vorträgen hielt — ein Auskunftsmittel, das ich oft am Mittelmeere mit Erfolg angewendet. Allein erstens glaubten mir die guten Leute das Meiste nicht oder sie verstanden es nicht; und zweitens überzeugte ich mich bald, daß jene kindische Neugierde sich hier noch fast nirgends zu wahrer Wißbegierde entwickelt habe. Der ursächliche Zusammenhang der Erscheinungen interessirte die guten Kinder blutwenig!

Es würde ermüdend sein, wollte ich hier alle die anderen Hindernisse noch einzeln aufführen, mit denen meine zoologischen Arbeiten in dem primitiven Laboratorium von Belligemma zu kämpfen hatten. Ohne die Beihilfe eines europäisch gebildeten Assistenten, und ganz auf meine eigene Kraft angewiesen, vermochte ich viele derselben nicht zu überwinden, und verlor einen großen Theil der kostbaren Zeit mit Nebenarbeiten, die bei dergleichen Beobachtungen an europäischen Küsten überhaupt nicht in Frage kommen. Auch war die knapp zugemessene Zeit meines dortigen Aufenthaltes überhaupt zu kurz, um eine Reihe

von zusammenhängenden Untersuchungen, namentlich über Entwickelungsgeschichte, so ausführen zu können, wie ich ursprünglich beabsichtigt hatte. So wurde mir schließlich zum wahren Troste der anfangs sehr bedauerte Umstand, daß der Reichthum der Bucht von Belligemma an neuen oder eigenthümlichen Seethieren sich bei Weitem nicht so groß erwies, als ich erwartet hatte. Schon durch die ausgedehnten Forschungen der letzten Decennien (insbesondere durch die Challenger-Expedition) war mehr und mehr die Erkenntniß gereift, daß die Meeresbewohner der verschiedenen Oceane sich lange nicht in so hohem Grade unterschieden, als die Landbewohner der verschiedenen Continente. Meine Untersuchungen in Belligemma lieferten dafür einen neuen Beweis. Ich fand zwar daselbst eine große Zahl von neuen und zum Theil auch sehr interessanten Thierformen, namentlich aus den niedrigsten Abtheilungen der Seethiere: Radiolarien und Infusorien, Schwämme und Korallen, Medusen und Siphonophoren; allein im Großen und Ganzen erwies sich doch die marine Fauna der Meeresoberfläche sowohl, als auch der Küste, mit der genauer bekannten Seethierwelt des tropisch-pacifischen Oceans (z. B. der Philippinen und Fidschi-Inseln) sehr nahe verwandt.

Andere Küsten von Indien mögen wohl reicher an mannigfaltigen und eigenthümlichen Seethierformen als Ceylon sein. Ein ungünstiger Umstand scheinen mir für letzteres namentlich die ungeheuren Regenmassen zu sein, welche tagtäglich herabstürzen. Während die Flora der Insel diesen gerade ihren besonderen Reichthum verdankt, wird die Entwickelung und das Gedeihen der Fauna umgekehrt dadurch vielfach gehindert. Die großen Mengen von rother Erde, welche die zahlreichen Flüsse täglich in das Meer führen, trüben dasselbe an den meisten Küstenbezirken in hohem Maße und verdünnen seinen Salzgehalt; sie vernichten jene reine und klare Beschaffenheit des Seewassers, welche für viele und besonders pelagische Seethiere eine der ersten Lebensbedingungen ist.

Wenn meine zoologische Sammlung in Belligemma trotzdem bald ansehnlich wuchs und ich schließlich ein reicheres Arbeitsmaterial von dort mit nach Jena brachte, als ich in dem noch übrigen Reste meines Lebens bewältigen kann, so verdanke ich das großentheils der unermüdlichen Hilfe meines treuen Ganymedes. Meine Sammlung erregte sein höchstes Interesse und er war unablässig bemüht, dieselbe mit Land- und Seethieren aller Art zu bereichern. Durch seine Vermittelung ließen sich auch eine Anzahl Fischerknaben bereit finden, für mich zu sammeln, und der Naturalienhandel mit den kleinen Singhalesen gestaltete sich bald sehr ergötzlich. Bisweilen erschien zu den Stunden, die ich dafür festgesetzt hatte, ein ganzer Trupp von den niedlichen braunen nackten Gesellen. Der Eine brachte ein paar bunte Fische oder Krabben, der Andere einen schönen Seestern oder Seeigel, der Dritte einen schwarzen Skorpion oder Tausendfuß, der Vierte ein paar glänzende Schmetterlinge oder Käfer u. s. w. Mir kamen dabei oft die unterhaltenden Scenen in Erinnerung, die ich bei ähnlichen Gelegenheiten am Mittelmeer, besonders in Neapel und Messina, genossen hatte. Aber wie verschieden war das Benehmen der kleinen Naturalienhändler hier und dort! Die italienischen Fischerknaben pflegten laut und lärmend ihre Waaren anzupreisen und mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit und Beredsamkeit oft ganze lange und blumenreiche Reden darüber zu halten; sie forderten das Zehnfache des Preises

und waren auch mit hoher Bezahlung nie zufrieden. Hingegen nahten sich die kleinen Singhalesen mir nur scheu und ehrfurchtsvoll; sie legten still ihre Beute vor mich hin und erwarteten schweigend, was ich ihnen dafür geben würde; in der Regel waren sie mit einer kleinen Kupfermünze zufrieden, glücklich aber, wenn ich für besonders erwünschte Gegenstände ihnen etwas von den Tauschartikeln gab, die ich mitgebracht hatte, und von denen ich nachher sprechen werde.

Leider fehlte es mir an Zeit und an Hilfsmitteln, um alle die interessanten Naturalien, die ich auf diese Weise in Belligemma sammelte, in wünschenswerther Qualität zu conserviren. Auch hier traten wieder die Hindernisse des tropischen Klimas und der zerstörenden Insecten feindlich entgegen. Ganz besonders gilt das von den Präparaten, die ich trocken aufzubewahren suchte. Das Trocknen an sich gehört in einem so äußerst feuchten und heißen Klima schon zu den schwierigsten Problemen; denn die Feuchtigkeit der Luft ist so vollkommen, daß selbst die bereits getrockneten Gegenstände immer wieder sich mit Schimmel bedecken und langsam zersetzen. Viele Objecte können aber überhaupt nicht genügend ausgetrocknet werden. Obgleich ich die Bälge der geschossenen Vögel und Säugethiere, welche ich mit vieler Mühe präparirt hatte, wochenlang täglich in der Sonne hängen ließ, wurden sie dennoch während der Nacht stets vollständig wieder durchfeuchtet.

Noch schlimmere Feinde der trockenen Naturaliensammlungen sind die Legionen zerstörender Insecten, vor allen die Scharen der Termiten und Ameisen. Kein Raum und kein Object ist vor ihnen sicher. Selbst wenn nicht überall in den Zimmern die großen Luftlöcher existirten, welche behufs der beständigen Ventilation nie geschlossen werden, und wenn nicht jederzeit alle kriechenden und fliegenden Bestien ungehindert dadurch eindringen könnten, würde es doch unmöglich sein, sich gegen jene Plagegeister zu schützen. Denn den Massenangriffen ihrer Millionen von kräftigen Kiefern widersteht keine Wand; sie dringen ebensowohl oben durch das Dach ein und ringsum durch die Seitenwände, als von unten durch den Boden, den sie geschickt unterminiren. Oft wird man plötzlich morgens beim Aufstehen durch kleine kegelförmige Erdhaufen überrascht, welche die wühlenden Termiten und Ameisen mitten zwischen den Steinen des Fußbodens in der Nacht aufgeworfen haben und von denen am Abend zuvor nichts zu sehen war. Wie rasch und energisch aber jene kleinen Feinde oft in wenigen Tagen ihr großartiges Zerstörungswerk ausführen, sollte ich selbst an meiner Sammlung von Trockenpräparaten noch vor Ablauf des ersten Monats erfahren. Ich hatte im Laufe dieser vier Wochen eine hübsche Sammlung von trockenen Schmetterlingen und Käfern, Bälgen von Vögeln und Säugethieren, interessanten Früchten und Hölzern, Farnen und anderen getrockneten Pflanzen zusammengebracht und sie in einem Nebenraume des Rasthauses anscheinend sicher eingeschlossen. Fast täglich sah ich nach, ob nicht zerstörende Feinde eingedrungen seien und entfernte sofort die Vorposten der Ameisen- und Termiten-Colonnen, die dann und wann erschienen. Durch reichliches Einlegen von Kampher, Naphthalin und Carbolsäure glaubte ich meine Schätze hinreichend gesichert zu haben. Einige größere Excursionen, die ich am Ende der vierten Woche unternahm und dringliche Arbeiten anderer Art hatten mich ein paar Tage an der regel-

mäßigen Revision gehindert. Wie erschrak ich daher, als ich nach Verlauf von drei Tagen wieder in das verschlossene Museum eintrat und einen großen Theil der gesammelten Schätze in einen Haufen von Staub und Moder verwandelt fand! Mehrere Regimenter von großen rothen Ameisen hatten von oben, einige Divisionen kleiner schwarzer Ameisen durch die Seitenwand und eine Legion weißer Termiten vom Boden aus einen combinirten Angriff gemacht, dessen Wirkung entsetzlich war!

Von diesem Moment an gab ich das Sammeln trockener Präparate größtentheils auf und suchte um so mehr Naturalien in Alkohol und in Wickersheim'scher Flüssigkeit zu conserviren. Die letztere, neuerdings über Gebühr gepriesen, erwies sich sehr unbrauchbar. Aber auch mit dem Weingeist hatte ich große Schwierigkeiten; denn die mitgenommenen Vorräthe waren bald erschöpft. Der einheimische Arrac, den die Eingeborenen bereiten, ist von sehr geringer Qualität, und der bessere Weingeist, den man in den Städten haben kann, wegen der enorm hohen Spiritussteuer so kostbar, daß ich ihn nur in kleinen Quantitäten verwenden konnte. Außerdem aber wurde mir die Freude an diesen Alkohol-Sammlungen gar sehr verleidet durch die schreckliche Arbeit des Zulöthens der Blechkisten, die ich ebenfalls selbst besorgen mußte. So einfach diese Kunst in der Theorie ist, so schwierig in der Praxis, wenigstens unter so primitiven Verhältnissen, wie ich in Belligemma fand. Bei einer beständigen Lufttemperatur von 22—24° R. auch noch stundenlang den glühenden Löthkolben vor dem schweißtriefenden Gesicht zu halten, gehört zu den wahren Höllenqualen, um so mehr als eine ganz tüchtige mechanische Anstrengung mit dem Löthen großer Blechkisten verbunden ist. Ich denke noch jetzt mit Entsetzen an jene sauere Zwangsarbeit, die mich oft die ganze Sammlung verwünschen ließ! Freilich habe ich jetzt anderseits um so mehr Freude an den theuer erkauften Schätzen. Die dreißig Kisten voll Naturalien, die ich in Belligemma sammelte, und zu denen noch zwanzig andere in Punto-Galla hinzukamen, lohnten alle jene Mühen reichlich.

Wenn nun auch viele specielle Hoffnungen, die ich an mein zoologisches Laboratorium in Belligemma geknüpft hatte, nicht in Erfüllung gingen, so gewann ich dagegen desto mehr für meine allgemeine Anschauung der Tropennatur; und die sechs Wochen, welche ich hier allein unter den Singhalesen zubrachte, bereicherte mich mit einem wahren Schatze der interessantesten Eindrücke.

XII. Sechs Wochen unter den Singhalesen.

Das tägliche Leben im Rasthause zu Belligemma gestaltete sich, nachdem ich einmal die vielen Schwierigkeiten der ersten Einrichtung überwunden hatte, recht befriedigend, und bot weniger Mängel, als ich von vornherein gefürchtet hatte. Meine vier dienstbaren Geister erfüllten ihre Aufgaben ganz leidlich, und wenn es ja einmal an irgend Etwas fehlte, so war der gute Ganymed sofort bemüht, dasselbe herbeizuschaffen. Bei der Masse verschiedener Aufgaben, die mir einerseits die Naturaliensammlung und die Arbeit im zoologischen Laboratorium, andererseits die malerische Ausbeutung der herrlichen Umgebung von Belligemma beständig stellte, war ich natürlich vor Allem darauf bedacht, die kostbare Zeit

meines hiesigen Aufenthalts so gut wie möglich auszunutzen. Eingedenk der vielen und großen Opfer, die ich meiner indischen Reise gebracht, sagte ich mir jeden Morgen beim Aufstehen, daß der beginnende Tag wenigstens fünf Pfund Sterling werth sei, und daß ich am Abend mindestens so viel Arbeit gethan haben müsse, als diesem Werthe eines „Hundert-Mark-Scheines" entspreche. Demgemäß machte ich es mir zum festen Gesetze, keine Stunde ungenutzt zu verlieren, und insbesondere auf die landesübliche Siesta während der heißen Mittagsstunden gänzlich zu verzichten; gerade diese wurden meine ergiebigste und ungestörteste Arbeitszeit.

Da Belligemma noch nicht ganze sechs Grad vom Aequator entfernt ist, und da demnach selbst am kürzesten Tage des Jahres der Unterschied von Tag und Nacht noch nicht eine ganze Stunde beträgt, so konnte ich für jeden Tag nahezu volle zwölf Arbeitsstunden aufwenden. Ich stand demnach regelmäßig schon vor der Sonne, um 5 Uhr Morgens auf, und hatte mein erstes kühles Morgenbad bereits genommen, wenn Helios sich über den Palmenwäldern des Mirissa-Cap, meinem Rasthause gerade gegenüber erhob. Auf der Veranda des letzteren, auf dem ich das plötzliche Erwachen des jungen Tages gewöhnlich beobachtete, stand Ganymed schon bereit mit einer geöffneten Cocosnuß, deren kühle Milch Morgens stets mein erster Labetrunk war. Inzwischen schüttelte William die Kleider aus, um die etwa hineingekrochenen Tausendfüße, Skorpione und anderes Ungeziefer zu entfernen. Alsbald erschien dann auch Socrates und servirte mit demüthigster Miene den Thee nebst einer Bananentraube und dem landesüblichen Maisbrote. Den altgewohnten theuren Kaffee, meinen Lieblingstrank, hatte ich mir in Ceylon bald abgewöhnen müssen. Denn der edle Mokkatrank ist auf dieser Insel, deren Kaffeedistricte ihren Hauptreichthum bilden, gewöhnlich so schlecht, daß man den weit besseren Thee allgemein vorzieht. Es soll das hauptsächlich daran liegen, daß die Kaffeebohnen auf der Insel selbst nie gehörig austrocknen, und erst in Europa jenen Grad von Trockenheit erlangen, der eine sorgfältige Zubereitung ermöglicht.

Um 7 Uhr erschienen gewöhnlich meine Bootsleute und holten meine Netze und Gläser für die tägliche Canoefahrt. Diese dauerte meistens 2—3 Stunden. Nach der Rückkehr vertheilte ich sofort die gefangene Ausbeute in eine Reihe von Glasbehältern verschiedener Größe und suchte von den wenigen, noch lebenden Seethieren zu retten, was irgend noch zu retten war. Die wichtigsten Formen wurden sofort mikroskopirt und gezeichnet. Dann nahm ich mein zweites Bad und hierauf um 11 Uhr das sogenannte „Breakfast", das zweite Frühstück. Den Hauptbestandtheil desselben bildete das nationale „Curry and Rice". Der Reis selbst erschien stets in gleicher Weise, einfach gekocht; bei der Bereitung des Curry aber, der ragout-ähnlichen hochwichtigen Reiswürze, wendete Babua allen Scharfsinn, den die stiefmütterliche Natur in sein kleines Gehirn verpackt hatte, auf, um mich täglich durch eine Neuigkeit zu überraschen. Bald war der Curry sweet (d. h. wenig gewürzt oder selbst süß), bald hot (d. h. scharf mit spanischem Pfeffer und dergleichen brennenden Gewürzen versetzt); bald erschien dieses undefinirbare ragoutförmige Mixtum compositum mehr vegetabilisch, in mannigfaltigster Weise aus Cocosnuß und verschiedenen Früchten oder Gemüsen

zusammengesetzt; bald mehr animalisch, mit Fleisch verschiedener Art ausgestattet. Der letztere erregte meine ganz besondere Bewunderung; denn Babua schien zu ahnen, daß für mich als Zoologen alle Thierclassen ein gewisses Interesse darböten, und daß daher auch deren Verwerthbarkeit für den Curry ein wichtiges zoologisches Problem sei. Wenn Montags die Wirbelthiere durch delicaten Fisch im Curry vertreten waren, folgten denselben Dienstags die noch feineren Pradwns oder Garnelen, kleine Krebse als Typen der Gliederthiere. Wenn Mittwochs Tintenfische oder Kalmare (Sepia und Loligo) als höchstorganisirte Vertreter der Mollusken erschienen, wurden dieselben Donnerstags durch gekochte Schnecken, bisweilen auch durch vortreffliche geröstete Austern überboten. Freitags folgte der merkwürdige Stamm der Sternthiere oder Echinodermen, durch die Eiermassen der Seeigel oder durch die zähe Lederhaut der Holothurien (Trepang) repräsentirt. Sonnabends erwartete ich nun zu den Pflanzenthieren zu kommen und entweder Medusen oder Korallen, Spongien oder Gasträaden in der Curry-Tunke zu finden. Diese Zoophyten hielt jedoch unser Koch offenbar, an die älteren zoologischen Systeme sich anschließend, für Pflanzen, und ersetzte sie daher durch irgendwelche fliegende Thiere; bald waren es Fledermäuse oder Vögel, bald dickleibige Nashornkäfer oder Nachtschmetterlinge. Sonntags stand natürlich eine ganz besondere Ueberraschung bevor; da erschien im Curry erster Classe entweder ein indisches Huhn oder statt dessen eine fette Eidechse (Iguana), bisweilen auch eine Schlange, die ich anfänglich für Aal hielt. Offenbar war demnach Babua von der nahen Stammverwandtschaft der Vögel und Reptilien vollständig überzeugt und hielt es für gleichbedeutend, ob er die jüngere oder ältere Sauropsiden-Form für den Tisch verwende. Zum großen Glück für meine europäischen Vorurtheile wurde ich mit dieser zoologischen Mannigfaltigkeit des Curry erst allmälig bekannt; gewöhnlich erst nachdem ich ihn mit stiller Resignation verschluckt hatte. Außerdem waren eine solche Masse von Gewürzen, sowie Fragmente von Wurzeln, Blättern und Früchten in der dicken Sauce des Curry vertheilt, daß erst genauere anatomische Untersuchung über die eigentlichen Grundbestandtheile aufklärte; vor dieser hütete ich mich natürlich wohl!

In den ersten Wochen blieb ich einigermaßen zweifelhaft, ob ich es bei dieser nationalen „Curry and Rice"-Kost ein paar Monate aushalten würde. Es ging mir aber damit ebenso, wie es Goethe in Leipzig mit dem dicken Merseburger Bier ging; anfangs konnte ich es kaum genießen, und nachher konnte ich mich nur schwer davon trennen. Schon im Laufe der zweiten Woche machte ich aus der Nothwendigkeit eine Tugend und nahm mir vor, den Geschmack des Curry recht schön oder wenigstens recht interessant zu finden; und nach Verlauf eines Monats war ich durch gastronomische Anpassung schon so sehr zum Indier geworden, daß ich nach neuen Curry-Arten begehrte und den Ertrag meiner eigenen Jagdbeute zur Erfindung solcher verwerthete; es traten nun Curry-Formen aus Affen- und Flederfuchsfleisch auf, die selbst Babua in Erstaunen setzten!

Ein großer Trost blieben mir unter allen Umständen die wundervollen Früchte, die tagtäglich auf dem Tische des Rasthauses prangten und mich für alle Curry-Qualen reichlich entschädigten. Vor Allen muß ich dankbarst der

herrlichen Bananen oder Pisangs gedenken, jener edelsten Tropengabe, die ihren Namen „Paradiesfeigen" mit Recht verdient (Musa sapientum). Wenn diese unvergleichliche Frucht überall in der Tropenzone zu den dankbarsten Culturpflanzen gehört und ihrem Besitzer die geringe auf sie verwendete Pflege tausendfach lohnt, so ist das doch in Ceylon ganz besonders der Fall. Denn wir sind ja hier im „Paradiese von Lemurien"! Die possirlichen Halbaffen oder Lemuren, die ich mir lebend im Rasthause hielt (Stenops gracilis) ließen darüber keinen Zweifel aufkommen; sie zogen ihre süßen „Paradiesfeigen" aller anderen Kost vor. Viele verschiedene Spielarten werden von den Singhalesen cultivirt. Als die feinsten gelten die kleinen goldgelben „Ladies-Finger", die in der That nicht viel größer sind, als der Finger einer wohlgebildeten Dame und sich durch besondere Süßigkeit auszeichnen. Dagegen besitzen die riesigen Wasserbananen die Gestalt, Größe und Farbe einer stattlichen Gurke, und sind besonders erquickend durch ihren kühlen durststillenden Saft. Die dicken Kartoffelbananen umgekehrt sind geschätzt wegen ihres Mehlreichthums und ihrer Nahrhaftigkeit; 3—4 Stück genügen, den Hunger zu stillen. Die Ananasbananen zeichnen sich durch ihr feines Arom aus, die Zimmtbananen durch den gewürzigen Geschmack u. s. w. Gewöhnlich wird die edle Frucht roh verzehrt, aber auch gekocht und geröstet, eingemacht und mit Fett gebraten, schmeckt sie vortrefflich. Wohl keine andere Frucht der Erde ist gleichzeitig in so hohem Maße wohlschmeckend und nahrhaft, gesund und ergiebig. Ein einziger Bananenbaum trägt eine Fruchttraube, die mehrere hundert Früchte zusammengepackt enthält, und ein solcher prächtiger Baum, mit der herrlichen Krone seiner frischgrünen überhängenden Riesenblätter ist eine einjährige Pflanze! Und dabei wetteifert die landschaftliche Schönheit der Paradiesfeige mit ihrem unschätzbaren Nutzen. Für alle indischen Hütten liefern sie den reizendsten Schmuck. Wenn ich nur eine einzige edle Tropenpflanze in meinen europäischen Garten verpflanzen könnte, so würde ich der herrlichen „Musa sapientum" vor allen anderen den Vorzug geben. Diese „Muse der Weisen" ist von Werth ein vegetabilischer „Stein der Weisen".

Nächst den Bananen, deren ich täglich dreimal mehrere Stück in Belligemma verzehrte, bildeten die Hauptzierde der dortigen Tafel die edlen Mango (Mangifera indica), eiförmige grüne Früchte von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Fuß Länge; ihr crême-artiges goldgelbes Fruchtfleisch zeichnet sich durch ein feines, jedoch etwas an Terpentin erinnerndes Arom aus. Sehr angenehm fand ich die Früchte der Passionsblume (Passiflora); sie erinnern an Stachelbeeren. Weniger entzückt war ich von den berühmten Custardäpfeln, den schuppigen Früchten der Annona squamosa und von den indischen Mandeln, den harten Nüssen der Terminalia catappa. Auffallend gering ist in Ceylon die Qualität der Aepfel und der Orangen; letztere bleiben grün, sind faserig und saftlos; die geringe Güte dieser und anderer Früchte ist jedoch wohl vorzugsweise auf den Mangel sorgfältiger Pflege zu setzen; die Singhalesen sind viel zu bequem, um sich mit der Züchtung ihrer Culturpflanzen viel Mühe zu geben.

Nachdem ich mich an den Früchten meines bescheidenen Frühstücks im Rasthause von Belligemma gelabt hatte, verwendete ich die heißen Mittagsstunden, von 12—4 Uhr, gewöhnlich zur anatomischen und mikroskopischen Arbeit, zum

Beobachten und Zeichnen, sowie zum Einmachen und Verpacken des gesammelten Materials. Die folgenden Abendstunden, von 4—6 Uhr, wurden dann in der Regel zu einer Excursion in die reizende Umgebung verwendet; bald nahm ich einige Aquarellskizzen derselben auf, bald suchte ich sie in Photographie zu verewigen. Dazwischen wurden im Walde Affen und Vögel geschossen, Insecten und Schnecken gesammelt, oder am Strande die Korallenriffe abgesucht und die wachsende Sammlung mit deren mannigfaltigen Producten vermehrt. Reich beladen mit Schätzen kehrte ich gewöhnlich eine halbe Stunde oder eine Stunde nach Sonnenuntergang in das Rasthaus zurück. Eine Stunde kostete in der Regel dann noch die Verpackung der eben gesammelten Sachen, das Abbalgen und Präpariren der geschossenen Thiere, das Pressen der Pflanzen u. s. w.

So wurde es meistens 8 Uhr, ehe ich zu meiner zweiten Hauptmahlzeit, zu dem sogenannten „Dinner“ gelangte. Auch bei diesem war wieder die wichtigste Schüssel der ewige „Curry and Rice“. Indessen kam dazu gewöhnlich noch ein Fisch oder Krebs, den ich mir vortrefflich schmecken ließ, nachher auch wohl noch eine Eierspeise oder Mehlspeise, und zum Schlusse wieder die köstlichen Früchte. An Fischen war in Belligemma natürlich kein Mangel. Unter allen als der feinste galt mit Recht der köstliche Seir-Fisch (Cybium guttatum), ein großer platter Stachelflosser aus der Familie der Makrelen oder Scomberoiden. Aber auch die Familien der Panzerwanzen (Cataphracti), der Schuppenflosser (Squamipennes), der Lippfische (Labroides) lieferten recht wohlschmeckende Vertreter. Weniger zu rühmen waren die abenteuerlich gestalteten Rochen und Haifische, die täglich in Riesenexemplaren auf dem Fischmarkte erschienen. Indem Babua mir dieselben mit einer scharfgewürzten Pfeffersauce schmackhaft zu machen suchte, rechnete er vermuthlich auf das besondere phylogenetische Interesse, das diese alten „Urfische“, die Vorfahren der höheren Wirbelthiere (mit Inbegriff des Menschen) für mich besitzen.

Wie der geneigte Leser aus diesem Menu von Belligemma ersieht, war ich auf dem besten Wege dort vollständiger Vegetarianer zu werden. Zwar machte Socrates einige Male den Versuch, mich durch die außerordentliche Leckerei von Beefsteak und Mutton-Chop zu erfreuen; allein ich unterlasse, dem Leser meine Muthmaßungen über die wahre Natur der Thiere, denen ich diese Gerichte verdankte, mitzutheilen.

Dagegen muß ich nun das Geständniß ablegen, daß ich den Mangel der europäischen Fleischkost mir bisweilen durch die Erträgnisse meiner Jagd zu ersetzen suchte. Obenan unter den Delicatessen, die ich mir durch meine Flinte verschaffte, stand Affenbraten; ich fand dieses edle Hochwild sowohl frisch geröstet als in Essig gelegt ganz vorzüglich. Weniger appetitlich fand ich das Fleisch der Flederfüchse (Pteropus), welchem ein eigenthümlicher Moschusgeruch anhaftet. Dagegen näherte sich der Geschmack der großen Riesen-Eidechsen (Monitor dracaena) ziemlich dem des Kalbfleisches; und die Schlangensuppe erinnerte einigermaßen an Aalsuppe. Unter den verschiedenen Vögeln wurden insbesondere wilde Tauben und Krähen, ferner wilde Enten und Reiher als Surrogate der Hühner verwendet. Rechne ich dazu nun noch alle die verschiedenen „Frutti di mare“, die pikanten Seefrüchte: Muscheln, Schnecken, Seeigel, Holothurien u. s. w., so

gewinnt der Küchenzettel von Belligemma eine weit größere Mannigfaltigkeit, als es zuerst den Anschein haben mochte. Zum Ueberfluß hatte mich mein lieber Gastfreund von Punto-Galla, Mr. Scott, auch noch mit verschiedenen europäischen Conserven, Schottischer Marmelade, Liebig's Fleisch-Extract ꝛc. ausgestattet, wie er auch für die nöthigen Getränke Sorge getragen hatte.

Was diese wichtige Frage des Getränkes betrifft, so schien sie anfangs sehr bedenklich. Denn das gewöhnliche Trinkwasser gilt fast allenthalben im Flachlande von Ceylon als sehr schlecht und ungesund, während das Hochland überreich am schönsten und frischesten Quellwasser ist. Die großen Regenmengen, die täglich auf die Insel herabstürzen, schwemmen beständig eine Masse Erdreich und vegetabilische Reste mit sich fort in die Flüsse; auch das stagnirende Wasser der Lagunen steht mit diesen vielfach in Communication. Allgemeine Regel ist es daher, das Wasser nur abgekocht zu trinken, als schwachen Thee, oder versetzt mit etwas Claret oder Whisky. Von Letzterem hatte mir Freund Scott eine mehr als ausreichende Quantität geschickt. Mein Lieblingsgetränk wurde jedoch bald die Milch der Cocosnuß, die ich eben so angenehm und erfrischend, als gesund fand.

War Abends das frugale Dinner glücklich vorüber, so machte ich in der Regel noch einen kurzen Spaziergang am einsamen Meeresstrande oder ich ergötzte mich an der Illumination des Cocoswaldes durch Tausende von prächtigen Leuchtkäfern und Feuerfliegen. Dann schrieb ich noch einige Notizen oder versuchte beim Scheine meiner Cocosöllampe zu lesen. Indessen wurde ich gewöhnlich bald so sehr von Müdigkeit übermannt, daß ich mich schon um 9 Uhr zu Bett verfügte, nachdem durch sorgfältiges Schütteln, wie Morgens aus meinen Kleidern, die Scorpione und Tausendfüße daraus entfernt worden waren. Die großen schwarzen Scorpione (von 6 Zoll Länge) sind hier so häufig, daß ich einmal im Laufe einer Stunde ein halbes Dutzend derselben sammelte. Auch Schlangen finden sich in großer Zahl. Die zierlichen grünen Peitschenschlangen hängen überall von den Zweigen der Bäume herab und auf den Dächern der Hütten jagt bei Nacht die große Rattenschlange (Coryphodon Blumenbachii) Ratten und Mäuse. Obgleich sie harmlos und nicht giftig ist, bleibt es doch immer eine unangenehme Ueberraschung, wenn diese fünf Fuß lange Natter plötzlich bei allzueifriger Jagd durch die Dachluken in das Zimmer und gelegentlich in das Bett hineinfällt.

Im Uebrigen wurde meine Nachtruhe durch die mannigfaltigen Bestien von Belligemma nur wenig gestört, abgesehen von dem Geheul des Schakals und dem unheimlichen Ruf des Teufelsvogels (einer Eule, Syrnium Indrani), sowie einiger anderer Nachtvögel. Die glockenartigen Stimmen der kleinen niedlichen Laubfrösche, die ihre Wohnung in großen Blumenkelchen aufschlagen, wirkten eher wie ein Schlummerlied. Dagegen ließ mich oft das Spiel der eigenen Gedanken nicht zur Ruhe kommen; die Erinnerungen an die vielen Erlebnisse des vergangenen Tages, und die Spannung auf diejenigen des kommenden. In langer glänzender Reihe zogen da alle die bunten Bilder an mir vorüber, mit denen mich die letzten Ausflüge und Beobachtungen bereichert hatten, und neue Pläne für den nächsten Tag wurden entworfen.

Mit der braunen Bevölkerung von Belligemma, die zum größten Theile rein singhalesisches Blut besitzt, kam ich durch die mannigfaltigen Arbeiten im zoologischen Laboratorium, wie durch meine Versuche im Aquarelliren und Photographiren, bald vielfach in nähere Berührung. Gleich anfangs hatte mich der „Native Doctor" gebeten, ihm bei einigen chirurgischen Operationen behilflich zu sein und dadurch hatte sich auch mein ärztlicher Ruf in einem Maße übertrieben verbreitet, daß ich manchem lieben Collegen in Deutschland die glänzende (wenn auch nicht einträgliche) Praxis gegönnt hätte. Bald kam ich sogar in den Ruf eines Tausendkünstlers und Hexenmeisters, der aus Pflanzen Zaubertränke und aus Seethieren Gold machen könne. Die wunderlichsten Anforderungen an meine schwarze Kunst wurden gestellt. Alt und Jung begleitete mich scharenweis auf meinen Wanderungen durch das Dorf und dessen Umgebung. Alles, was ich that und unternahm, war für sie interessant, und hinter Allem vermutheten sie besondere Geheimnisse

Sehr unterhaltend und zum Theil auch recht ergiebig gestaltete sich bald der Naturalienhandel mit den Eingeborenen, und ich verdanke ihm manches schöne Stück für meine Sammlung. Insbesondere erwies sich der schon erwähnte Tauschhandel bald sehr vortheilhaft. Unter den verschiedenen Tauschwaaren, die ich zu diesem Zwecke mitgebracht, waren namentlich eiserne Instrumente: Messer, Scheren, Zangen, Hammer u. s. w. sehr begehrt; aber auch Glasperlen, bunte Steine oder dergleichen Schmuck. Den höchsten Werth besaßen jedoch — und es spricht das für den Kunstsinn der Singhalesen — bunte Bilderbogen, von denen ich ein paar Hundert mitgenommen hatte. Diese Kunstwerke, die allbekannten Lieblinge unserer Kinder, die berühmten: „Bilderbogen aus Neu-Ruppin, Schön zu haben bei Gustav Kühn" (— Stück für Stück fünf Pfennig! —) fanden in Belligemma den höchsten Beifall und ich bedauerte nur, nicht noch mehr mitgenommen zu haben. Auch als Gastgeschenk wurden sie außerordentlich geschätzt; und ich konnte mit nichts Besserem mich erkenntlich zeigen für die Haufen von Cocosnüssen, Bananen, Mango und anderen edlen Früchten, welche mir meine braunen Freunde, und besonders die beiden Häuptlinge, täglich in das Rasthaus sendeten. Bald fand ich alle vornehmeren Hütten des Dorfes mit diesen feinen Erzeugnissen der deutschen Malerei geschmückt; und selbst aus benachbarten Dörfern kamen einzelne Häuptlinge und verehrten mir Früchte und Blumen, um sich dadurch in den ersehnten Besitz von Neu-Ruppiner Bilderbogen zu setzen. Obenan im Range standen die Militaria: Preußische Ulanen, Oesterreichische Husaren, Französische Artillerie, Englische Marine-Soldaten u. s. w. Ihnen folgten zunächst Theater-Figuren, die bekannten Phantasiegestalten von Oberon und Titania, von der weißen Dame, der Nachtwandlerin und Wagner's Nibelungen-Ring. Daran schlossen sich die Hausthiere: Pferde, Rinder, Schafe. Dann erst kamen die Bilderbogen mit Genrebildern, Landschaften u. s. w. Je bunter und greller, desto schöner!

Durch diese gegenseitigen Geschenke und durch jenen Tauschhandel kam ich bald zu der Bevölkerung von Belligemma in sehr freundschaftliches Verhältniß; und wenn ich zu Fuß durch das Dorf wanderte oder auf dem Ochsenkarren hindurchfuhr, hatte ich nur immer rechts und links zu grüßen, um die ehrer-

bietigen Verbeugungen meiner braunen Freunde, die sie mit auf der Brust gekreuzten Armen ausführten, zu erwidern. Bei diesen Dorfpromenaden fiel mir, ebenso wie bei den späteren Besuchen anderer singhalesischer Dörfer, nichts so sehr auf wie die Seltenheit des schönen Geschlechts, namentlich der jungen Mädchen im Alter zwischen 12 und 20 Jahren; selbst unter den spielenden Kindern sind die Knaben weit überwiegend. Die Mädchen werden früh daran gewöhnt, im Innern der Hütten zu bleiben und dort häusliche Arbeiten zu verrichten. Dazu verblühen sie sehr bald. Oft schon mit 10 oder 12 Jahren verheirathet, werden sie bereits mit 20—30 Jahren alte Frauen. Großmütter von 25—30 Jahren kommen häufig vor. Ein wichtiger Umstand ist ferner das permanente Mißverhältniß der männlichen und weiblichen Geburten unter den Singhalesen. Auf je 10 Knaben werden durchschnittlich nur 8—9 Mädchen geboren. Das schöne Geschlecht ist hier zugleich das seltene! Selten freilich ist es auch wirklich schön.

In ursächlichem Zusammenhang damit, wenigstens theilweise, steht wohl auch das merkwürdige Verhältniß der Polyandrie. Trotzdem die englische Regierung seit langem eifrig bemüht ist, dasselbe zu unterdrücken, besteht es dennoch fort, wahrscheinlich noch sehr verbreitet, besonders in den entlegeneren Theilen der Insel. Nicht selten haben zwei oder drei Brüder eine Frau gemeinschaftlich; es soll jedoch auch Damen geben, die sich des Besitzes von 8—12 anerkannten Männern erfreuen. Ueber diese verwickelten Familien-Beziehungen und ihre Consequenzen werden eine Menge von merkwürdigen Geschichten erzählt; doch ist es wohl sehr schwer, das Wahre daran von zugefügten Fabeln zu sondern.

Der alte Socrates, mit dem ich einmal über diese Polyandrie mich ausführlich unterhielt, überraschte mich dabei durch eine neue Vererbungs-Theorie, die zu merkwürdig ist, als daß ich sie hier nicht mittheilen sollte. Sie fehlte bisher unter den verschiedenen Vererbungsgesetzen im neunten Capitel meiner „Natürlichen Schöpfungs-Geschichte“ und ist so originell, daß sie für jeden Darwinisten von hohem Interesse sein muß. Ich muß vorausschicken, daß Socrates ein Sohn des Hochlandes von Kandy und nach seiner Angabe aus einer hohen Kaste gebürtig war. Nur mit stiller Verachtung bewegte er sich daher unter den Bewohnern von Belligemma, unter denen er erst seit einigen Jahren weilte und mit denen er offenbar nicht auf dem freundlichsten Fuße stand. Er warnte mich gleich anfangs vor deren Schlechtigkeit im Allgemeinen und redete ihnen dann viel einzelnes Uebles nach. „Freilich ist diese verdorbene Gesinnung nicht wunderbar,“ sagte er dann plötzlich achselzuckend mit einer sehr ernsten Miene: „Denn, Herr, Ihr müßt wissen, jeder dieser Leute im Tieflande hat von Anfang an mehrere Väter, und da er von allen seinen Vätern immer so viel schlechte Eigenschaften erbt, ist es ganz natürlich, daß diese Rasse immer verdorbener wird!“

Als Socrates mir zum ersten Male (gleich am ersten Tage in Belligemma!) eine Warnung vor dem schlechten Charakter seiner Landsleute zukommen ließ, wurde ich dadurch in der That etwas besorgt, und es beruhigte mich einigermaßen, als er treuherzig versicherte, daß er selbst dafür der beste Mensch sei und daß ich mich in allen Dingen unbedingt auf ihn verlassen könne. Wie erstaunte ich aber, als gleich darauf der erste Häuptling mich wieder mit seinem Besuche

beehrte und mir im Stillen ungefähr ganz dasselbe versicherte — und als an den folgenden Tagen noch ein halbes Dutzend Honoratioren des Dorfes mich besuchten und dasselbe Thema in anderen Tonarten variirten! Jeder bat mich, nur ja vor seinen Mitbürgern mich in Acht zu nehmen; denn es seien meistens schlechte Kerle, Lügner, Diebe, Verleumder u. s. w. Nur der Redner selbst sei eine Ausnahme und ich könne mich unbedingt auf seine Freundschaft verlassen.

Wenn schon durch diese merkwürdigen Mittheilungen ein dunkler Schatten auf die geträumte Paradiesesunschuld der Singhalesen fiel, so erschien diese in noch trüberem Lichte durch die Mittheilungen des Richters (— oder wie er sich nannte, des „Gerichts-Präsidenten" —). Derselbe versicherte mir seufzend, daß er am meisten im ganzen Dorfe zu thun habe und daß er den ganzen Tag nicht mit seiner juristischen Thätigkeit fertig werde. In der That fand ich die Gerichtshalle (— gleich der Schule ein offener Schuppen —) fast immer mit ein paar Dutzend, und bisweilen mehr als hundert Dorfbewohnern gefüllt, die dort ihr Recht suchten. Indessen erfuhr ich zu meiner Beruhigung, daß die Mehrzahl der Processe sich um Beleidigungen und Verleumdungen, um Betrügereien und besonders um Gartendiebstahl drehe. Denn die Singhalesen sind im Allgemeinen zu List und Betrug sehr geneigt, ganz besonders aber Lügner erster Classe. Hingegen sind sie keine Freunde von Gewaltthaten; Körperverletzungen und Todtschlag sind selten, Raub und Mordthaten große Ausnahmen. Ueberhaupt kommen lebhafte Leidenschaften selten zur Erscheinung; ihr Temperament ist im Ganzen entschieden phlegmatisch.

Große Liebhaber sind die Singhalesen von Tanz und Musik, Beides allerdings in Formen, die wenig nach unserem Geschmack sein würden. Die wichtigsten Instrumente sind Pauke und Tam-Tam, deren Kalbsfell aus Leibeskräften mit hölzernen Keulen bearbeitet wird, außerdem Rohrpfeifen und ein sehr primitives Streichinstrument mit einer einzigen Saite (Monochord). Wenn ich Abends in der Nähe des Rasthauses den Lärm dieser ohrenzerreißenden Werkzeuge vernahm und denselben nachging, traf ich in der Regel vor einem Feuer unter einer Palmengruppe einen Trupp von einem halben oder ganzen Dutzend brauner nackter Kerle, die sich mit weißen, gelben und rothen Strichen phantastisch bemalt hatten und in den wunderlichsten Capriolen umhersprangen. In weitem Kreise hockte eine andächtige Volksmenge dicht gedrängt umher und verfolgte diese grotesken Kunstleistungen mit größter Andacht. Um die Weihnachtszeit (welche auch für die Buddhisten das Fest der Jahreswende ist) wurden diese abendlichen „Teufelstänze" häufiger und erhielten besondere religiöse Bedeutung. Die Hauptkünstler waren dann mit bunten Federn abenteuerlich verziert, trugen ein paar Hörner auf dem Kopfe und hatten einen langen Schwanz angebunden, ein besonderes Vergnügen der lieben Jugend. Springend und johlend zog jetzt öfter ein ganzer Trupp solcher Dämonen unter Musikbegleitung auch bei Tage durch das Dorf; während die nächtlichen Trinkgelage manches Mal zu etwas bedenklichen Orgien ausarteten.

Eine besondere buddhistische Feierlichkeit hatte am 19. December der Häuptling des benachbarten Dorfes Dena-Pitya veranstaltet. Ich war als Ehrengast eingeladen und wurde Nachmittags in feierlichem Aufzuge abgeholt. Ein ganzes

Dutzend alter kahlgeschorener Buddhapriester in gelbem Talar empfing mich unter den Wipfeln eines ungeheuren heiligen Feigenbaumes und führte mich unter wunderlichem Gesange in den Tempel, der mit Guirlanden zierlich decorirt war. Hier wurde mir das große Buddhabild, reich mit duftenden Blumen geschmückt, gezeigt und die Bedeutung der Wandmalereien (Scenen aus der Lebensgeschichte des Gottes) erklärt. Dann wurde ich auf einen Thronsessel geführt, der dem Tempel gegenüber unter einer schattigen Bananengruppe errichtet war, und nun begann die eigentliche Vorstellung. Ein Musikchor von 5 Tam-Tam-Schlägern und ebenso vielen Flötisten begannen einen Lärm auszuführen, der „Steine erweichen" konnte. Zugleich erschienen auf 12 Fuß hohen Stelzen 2 Tänzer, die eine Reihe der wunderlichsten Evolutionen ausführten. Dazwischen trugen die Töchter des Häuptlings, üppige schwarzlockige Mädchen von 12—20 Jahren, mit sehr zierlichen Gliedmaßen, Toddy oder Palmwein in Cocosschalen und Zuckerbackwerk nebst Früchten zur Erfrischung umher. Von einer längeren Rede, die der Häuptling dann an mich hielt, verstand ich leider kein Wort; doch merkte ich, daß sie vorzugsweise die hohe Ehre betonte, die ihm heute durch meinen Besuch wiederfuhr. Pantomimisch wurde dieselbe Idee durch eine Bande von 10 nackten, bunt bemalten und geschmückten Teufelstänzern ausgedrückt, welche rings um meinen Thron die tollsten Sprünge ausführten. Als ich endlich gegen Sonnenuntergang aufbrach und meinen Ochsenkarren aufsuchte, fand ich ihn ganz gefüllt mit den schönsten Bananen und Cocosnüssen, die die freundlichen Leute mir noch als Gastgeschenk mit auf den Weg gegeben hatten.

Kaum hatte ich hier als Ehrenpräsident eines echt singhalesischen buddhistischen Zauberfestes fungirt, so mußte ich – schon am nächsten Tage! — eine entsprechende Function bei der Jahresfeier der Wesleyanischen Mission ausüben! Am folgenden Morgen (den 20. December) erschien unvermuthet in einem Wagen aus Punto-Galla der Präsident der dortigen Wesleyanischen Mission (einer Religionsgesellschaft, die unseren Herrnhutern ziemlich nahe steht). Er theilte mir mit, daß in der hiesigen Schule derselben heute zum Schlusse des Jahresunterrichts eine feierliche Preisvertheilung stattfinde und daß ich ihrer guten Sache keinen größeren Dienst erweisen könne, als wenn ich selbst die Prämien an die Kinder vertheile. Trotz allen Sträubens mußte ich mich doch schließlich fügen. Hatte ich gestern dem großen Buddha gehuldigt, so mußte ich heute dem guten Herrn Wesley einen Gefallen thun. Ich wanderte also Nachmittags in das kleine offene Schulhaus, wo etwa 150 Kinder in weißen Kleidern (theils aus Belligemma, theils aus benachbarten Dörfern) versammelt waren. Zuerst wurden mehrere Gesänge aufgeführt, die jedoch für die musikalische Bildungsstufe des braunen Schulmeisters kein besonders erfreuliches Zeugniß ablegten; es kam mir vor, als ob die 150 Kinder (etwa 90 Knaben und 60 Mädchen) mindestens 50 verschiedene Melodien gleichzeitig executirten. Die mangelnde Harmonie suchten sie offenbar durch Stärke und Höhe der Stimme zu ersetzen. Dagegen fiel das folgende Examen in biblischer Geschichte und englischer Grammatik recht befriedigend aus. Auch die aufgelegten Schreib- und Zeichenhefte waren nicht übel, wenigstens in Anbetracht des Umstandes, daß sie im Paradiese von Ceylon unter 6 Grad nördlicher Breite entstanden waren. Nun hielt der Reverend N. eine

feierliche Rede, an deren Schlusse er mich aufforderte, die dreißig ausgesetzten Prämien an die fleißigsten Schulkinder zu vertheilen. Ich rief die Namen derselben, einer Liste folgend, auf, und jedesmal kam der kleine Singhalese mit strahlendem Antlitz vor und empfing mit tiefer Verbeugung aus meiner Hand seine Belohnung; ein englisches Buch oder eine Bilderfibel. Zum Schlusse wurde Alles mit Kaffee und Kuchen tractirt. Meine Freunde in Galla und Colombo, welche durch die Zeitung von diesen meinen außerordentlichen Leistungen erfuhren, hatten darüber großen Spaß.

Die merkwürdigste Feier jedoch, welcher ich während meines Aufenthaltes in Belligemma beiwohnte, war das Begräbniß eines alten Buddhapriesters am 13. Januar. Während die gewöhnlichen Menschen hier einfach begraben werden (und zwar im Garten hinter dem Wohnhaus oder im nahen Cocospark), so werden die Priester allein der Ehre der Verbrennung theilhaftig. Diesmal handelte es sich um den ältesten und angesehensten Priester des Dorfes, und demgemäß war in der Nähe des Haupttempels ein gewaltiger Scheiterhaufen, mitten im Cocoswalde, aus Palmenstämmen aufgeschichtet. Nachdem die Leiche auf einer hohen blumengeschmückten Bahre unter feierlichen Gesängen durch das Dorf getragen worden war, zog eine Schar von jungen Buddhapriestern in gelber Toga sie auf den Scheiterhaufen hinauf, der eine Höhe von ungefähr dreißig Fuß hatte. Die vier Ecken desselben wurden durch vier hohe, im Boden wurzelnde Cocosstämme gestützt, zwischen welchen baldachinartig ein großes weißes Tuch ausgespannt war. Nach Ausführung verschiedener Ceremonien, feierlicher Gesänge und Gebete, wurde um 5 Uhr Abends unter lautem Tam-Tam-Lärm der Scheiterhaufen angezündet. Die ringsversammelte braune Volksmenge, mehrere Tausend Köpfe stark, die dicht gedrängt den umgebenden Cocoswald erfüllte, folgte nun mit größter Spannung der Verbrennung der Leiche, besonders aber dem Momente, in welchem der Baldachin von den Flammen ergriffen wurde. Die aufsteigende heiße Luft blähte dieses horizontal ausgespannte weiße Tuch gleich einem gewaltigen Segel hoch empor und es war schon die Dunkelheit eingebrochen, ehe dasselbe von der hoch auflodernden Flamme ergriffen und verzehrt wurde. In diesem Augenblicke durchtobte tausendstimmiger lauter Jubel den stillen Wald; die Seele des brennenden Oberpriesters war jetzt gen Himmel geflogen. Zugleich gab dieser feierliche Moment das Signal für den Beginn des heiteren Festtheiles. Reiskuchen und Palmenwein wurde herumgereicht und es begann eine laute und lustige Zecherei, die den größten Theil der Nacht hindurch rings um den noch immer brennenden Scheiterhaufen fortdauerte.

Abgesehen von diesen Feierlichkeiten und einigen weiteren Excursionen in die Umgegend erlitt mein einsames Stillleben im Rasthause von Belligemma nur selten eine Unterbrechung. Dann und wann kam auf seiner Inspectionsreise durch die Provinz ein englischer Regierungsbeamter, der ein paar Stunden im Rasthause verweilte, auch wohl den Abend mit mir speiste und dann weiter fuhr. Unbequemere Besuche waren einige singhalesische Schulmeister, die durch den Ruf meines Laboratoriums angezogen aus weiterer Entfernung angereist kamen, sich mir als Collegen vorstellten und alles Mögliche wissen oder sehen wollten. Nun bin ich zwar allerdings in der Hauptsache auch nur ein Schulmeister und habe

demgemäß vor meiner Kaste natürlich den größten Respect. Allein die besondere Species des Praeceptor singhalensis, die ich hier näher kennen lernte, war doch wenig nach meinem Geschmack und ich war froh, wenn ich diese zudringlichen und eingebildeten, dabei aber doch sehr unwissenden Gesellen glücklich abgeschüttelt hatte. Daneben lernte ich übrigens später einige angenehmere und besser unterrichtete Exemplare derselben Gattung kennen.

Der merkwürdigste unter den vielen neugierigen Besuchen, welche ich während meines dortigen Aufenthaltes empfing, überraschte mich jedoch zur Weihnachtszeit. Ich kam Abends spät sehr ermüdet von einer weiten Excursion nach Boralu zurück, als schon vor dem Rasthause Socrates mir entgegenkam und mit geheimnißvoller Miene mir zuflüsterte, daß vier fremde „Ladies" seit einer Stunde schon auf mich warteten. In der That erblickte ich bei meinem Eintritte in das dunkle Rasthaus auf der Bank sitzend vier Damen in europäischer aber höchst geschmackloser Kleidung. Wie erschrak ich aber, als der flackernde Schein der Cocoslampe auf vier alte Jungferngesichter fiel, von denen eins immer häßlicher und runzeliger war als das andere. Wären es drei gewesen, so würde ich sie für die drei Phorkyaden aus der classischen Walpurgisnacht gehalten und ihnen nach dem Muster des Mephistopheles einiges Angenehme gesagt haben. Glücklicherweise wurde mir dies erspart; denn die älteste der vier braunen Huldinnen (— sie mochte wohl über fünfzig Jahre zählen —) begann mir ebenso höflich als würdevoll in leidlich gutem Englisch mitzutheilen, daß sie die wißbegierigen Töchter des Häuptlings aus einem benachbarten Dorfe seien, und daß ihr Urgroßvater ein Holländer gewesen sei; da sie wissenschaftliche Interessen besäßen, wünschten sie meine Sammlung zu sehen. Ich bat sie, am andern Morgen wieder zu kommen und konnte dann ihren Wissenstrieb befriedigen.

XIII. Basamuna und Mirissa.

Die nächste Umgebung von Belligemma sowohl als auch die weitere Hügellandschaft, die sich daran anschließt, bietet eine Fülle der schönsten Bilder und zeigt den idyllischen und zugleich großartigen Tropencharakter von Südwest-Ceylon in seiner höchsten Vollendung. Die zahlreichen Excursionen, die ich nach verschiedenen Richtungen in dieselbe unternahm, meistens von Ganymedes und William begleitet, gehören zu meinen liebsten Reiseerinnerungen.

Der reizende Busen von Belligemma wiederholt in Lage, Größe und Form fast genau denjenigen von Punto-Galla; nur ist ersterer um $^1/_3$ größer. Beide bilden nahezu einen Halbkreis, der nach Süden sich öffnet und an dessen Oeffnung sowohl östlich als westlich ein schützendes Vorgebirge vorspringt. Der Radius dieses Halbkreises beträgt bei Belligemma etwas mehr als eine Seemeile, bei Galla etwas weniger; der Mündungsdurchmesser dort $1^1/_2$, hier nur 1 Seemeile. Der westliche Vorsprung des Hafens, welcher in Galla das Fort trägt, wird in Belligemma von der Basamuna-Spitze gebildet, einer äußerst malerischen Hügelgruppe, deren dunkelrothes Gestein mit den seltsamsten Pandanusgruppen geschmückt ist. Das östliche Vorgebirge hingegen, an beiden Orten höher und weiter vorspringend, trägt in Galla das Fort von Watering-Point, in Belligemma den schönen Wald von Mirissa.

Die überraschende Aehnlichkeit zwischen den beiden prächtigen Meeresbuchten wird dadurch noch größer, daß ihr weißer Sandstrand größtentheils vom herrlichsten Cocospark überschattet wird und daß die rothen und braunen Felsen dazwischen mit grotesken Pandanusbüschen verziert sind. Hier und dort erheben sich in blauer Ferne darüber die Bergketten des Hochlandes, unter denen Hay-Cock und Adams-Pik als Landmarken am meisten vorspringen. Ja, diese Aehnlichkeit wiederholt sich in den wundervollen Korallenbildungen beider Hafenbecken. Wie die größten und reichsten Korallenbänke von Galla rings um das Fort sich finden, am Fuße des westlichen Vorgebirges, ebenso auch in Belligemma, rings um den Klippenfuß von Basamuna. Uebrigens sind die Korallenbänke des letzteren weniger ausgedehnt als die des ersteren und der Hafen ist tiefer und weniger klippenreich als dort. Es ist daher schwer zu begreifen, daß der prächtige Hafen von Belligemma nicht längst für die Schiffahrt größere Bedeutung gewonnen hat und daß nicht längst an der Stelle des armen und bescheidenen Fischerdorfes eine reiche und stolze Handelsstadt blüht. Hätte ich in Indien eine Colonie zu gründen, ich würde nirgends anders hingehen als nach Belligemma!

Basamuna, das West-Cap von Belligemma, war mein bevorzugter Lieblingsspaziergang während meines dortigen Aufenthaltes. Wenn ich Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr meine zoologischen Arbeiten beendet und die Beute der marinen Morgenexcursion in den Weingeistgläsern sicher untergebracht hatte, packte ich rasch die Mikroskope und Instrumente in die Almeira und hing Ganymedes die Patrontasche und die Botanisirtrommel um. William nahm das Gewehr und das Schmetterlingsnetz und ich selbst das Aquarellgeräth und Skizzenbuch. Die Basamunaklippe ist nur eine halbe Stunde vom Rasthause entfernt, welches am Südende des Dorfes, mitten an der Westseite der Belligemma-Bay liegt. Der nächste Weg dorthin führt längs des Strandes an einzelnen Fischerhütten vorbei und dann am Rande des Cocoswaldes hin. Das ewig wogende Meer hat hier das lehmige Ufer stark unterwühlt und bringt alljährlich eine Anzahl der edlen Cocosstämme zum Fall; ihre weißen Leichen ragen zum Theil aus dem Wasser hervor, während der braune Wurzelschopf, ausgehoben und rein abgespült, wie ein behaarter Kopf an ihrem Ende sitzt. Eine Menge bunter Strandkrabben (Ocypode) und Einsiedlerkrebse (Pagurus) beleben den Strand; letztere verbergen hier ihren weichen Hinterleib nicht wie gewöhnlich in dem Gehäuse einer Seeschnecke, sondern mit Vorliebe in dem stattlichen rothmündigen Hause der großen landbewohnenden Palmenschnecke (Helix haemastoma). Wenn die Ebbe sehr tief ist, kann man unten um den Felsenfuß des steilen West-Caps herumklettern, über die entblößten Korallenfelsen, auf denen oft viele interessante Seethiere, bunte Schnecken und Muscheln, stachelige Seeigel und Seesterne zurückgeblieben sind. Bei Hochwasser muß man aber hinter dem Cap herum durch den Palmenwald gehen, in dem allenthalben einzelne Hütten mit Brodfruchtbäumen und Bananenschmuck zerstreut liegen.

Ganz überraschend ist dann der Anblick, wenn man plötzlich aus dem Cocoshain heraustritt und inmitten der tiefsten Einsamkeit die dunkelrothen Porphyrfelsen von Basamuna vor sich sieht, wild zerklüftete Klippen, an deren Fuß die

tobende Brandung hoch emporspritzt. Ihr Rücken ist fast ganz mit Schraubenpalmen oder Pandangs bedeckt, von so phantastischen Formen und so grotesker Gruppirung, wie sie nur die wildeste Phantasie eines Gustav Doré ausdenken könnte. Gleich gewaltigen Riesenschlangen winden sich die verbogenen cylindrischen Stämme durch einander, unten auf zahlreiche, lange und dünne Luftwurzeln, wie auf Stelzen sich stützend, oben armleuchterartig verzweigt, ihre sparrigen Aeste gleich drohenden Armen gen Himmel streckend, am Ende jedes Armes ein schraubenförmig gewundener Blätterschopf. Beim Vollmondscheine gewährt diese gespensterhafte Gesellschaft mit ihren langen und wirren Schatten einen ganz tollen Anblick und es ist begreiflich, daß die abergläubischen Singhalesen nicht zu bewegen sind, sich bei Nacht hineinzuwagen. Ich muß bekennen, daß mir selbst, trotz Doppelflinte und Revolver, ganz unheimlich zu Muthe wurde, als ich einmal beim Vollmond zwischen 10 und 11 Uhr ganz allein in diesem hexenmäßigen Pandanusdickicht herumkletterte; um so mehr als der treue Ganymed vorher mit den rührendsten Blicken mich gebeten hatte, davon abzustehen. Ein scharfer Westwind warf den silbernen Schaum der Brandung mit Donnergetöse an den schwarzen Klippen haushoch empor, während er oben ein ganzes Heer von gethürmten Haufwolken mit fliegender Eile über das dunkle Firmament jagte. Der rasche Wechsel der schwarzen Wolkenschatten und des zauberhaften Vollmondglanzes gab auf den schimmernden Blätterköpfen und dem verschlungenen Stammgewirr Effecte, wie man sie unheimlicher sich nicht denken kann.

Wenn man sich durch das Pandanusdickicht von Basamuna hindurch gearbeitet hat und auf die frei vorspringende Felsenspitze hinaustritt, erblickt man zur Linken den Eingang in die Belligemma-Bay, im Süden fern gegenüber die Cocospalmen der Mirissaspitze; zur Rechten hingegen eine fein geschwungene Ausbuchtung des Strandes, der dicht mit Cocospalmen gesäumt ist; und über dem letzten nördlichen Vorsprung desselben eine allerliebste Insel, mit Gebüsch bewachsen. Von dem Dorfe, von dem uns bewaldete Hügel trennen, ist hinten im Rücken (ostwärts) Nichts zu sehen, und keine Spur menschlicher Existenz stört den Eindruck der absoluten Einsamkeit, der diese zauberhafte Meereswarte umwebt. Frei und ungehemmt fliegt der Blick hier über den unermeßlichen blauen Spiegel des indischen Oceans und würde erst 30 Breitengrade weiter westwärts wieder auf Land stoßen, auf ein Land, das in jeder Beziehung das Widerspiel unserer üppigen Umgebung ist, auf die trockene und pflanzenlose Sandküste der abyssinischen Somali-Neger. Unsere Gedanken aber fliegen noch viel weiter nach Nordwesten; denn die strahlende Sonne sinkt immer tiefer gegen den violetten Meereshorizont, und es naht die bezaubernde Abendstunde; „die hehre Stunde, da mit stillem Sehnen der ferne Schiffer an die theure Heimath denkt". Heimwärts fliegen unsere Gedanken zu dem lieben Thüringen und zu all den treuen Herzen, die jetzt vielleicht im traulichen Zimmer um die Lampe sitzen und am wärmenden Ofen von dem fernen Indienfahrer sprechen, während tiefer Schnee draußen Berg und Thal in weißen Mantel hüllt. Welcher Gegensatz zu unserer Umgebung! Die rothglühende Sonnenkugel sinkt jetzt wirklich in den Ocean und taucht die rothen Felsen, auf denen wir sitzen, in ein wahres Flammenmeer. Wie zart und luftig erscheinen darüber die rosigen Abendwolken und wie pracht-

voll der vergoldete Strand mit seinem Palmensaum! Aber kaum finden wir Zeit, das reizende Farbenspiel in raschem Wechsel seiner Töne zu verfolgen, so ist es auch schon vorbei und die kurze Abenddämmerung eilt mit solcher Schnelligkeit vorüber, daß es schon ganz dunkel ist, ehe wir durch den Palmenwald vorsichtig unseren Rückweg zum Rasthaus suchen.

Aehnliche und doch verschiedene Reize als Basamuna besitzt das gegenüberliegende Ostcap der Belligemma-Bay, das herrliche Mirissa. Um dieses im Segelboot zu erreichen, braucht man bei günstigem Winde vom Rasthause aus kaum eine Viertelstunde; hingegen mehrere Stunden, wenn man zu Fuß längs des Strandes die ganze Bucht umkreist; man muß dann auch die Mündung des Polwattaflusses überschreiten, der an der Nordostecke der Bay in dieselbe mündet. Es war ein wundervoller frischer Morgen, als ich (am 6. Januar) zum ersten Male mich nach Mirissa übersetzen ließ, ausgerüstet mit Proviant für den ganzen Tag, weil ich von dort aus mehrere Excursionen unternehmen wollte. Das kleine Fischerdorf Mirissa, das „Muscheldorf", welches unmittelbar am Fuße des gleichnamigen Vorgebirges liegt, hat seinen Namen von den zahlreichen Muscheln (sowohl Miesmuscheln als echten Austern) erhalten, welche die Felsen seines Strandes bedecken. Ein großer Zug von sardellenartigen Fischchen beschäftigte gerade die Bewohner, als wir uns dem Dorfe näherten; alle disponiblen Canoes waren längs des Zuges vertheilt und Jung und Alt eifrigst beschäftigt, mit kleinen Handnetzen so viel davon zu erbeuten als möglich. Wir umschifften das malerische Cap, an dessen mächtigen braunen Quaderblöcken sich eine wilde Brandung bricht, segelten noch eine Meile weiter und landeten auf der anderen Seite des Caps in einer kleinen geschützten Bucht. Dann kletterte ich mit Ganymed auf die Höhe des Vorgebirges, den frei vorspringenden „Mirissa-Point", und durchstrich den schönen Wald, der außen mit Pandanusbüschen gesäumt ist und dessen stattliche Bäume (meist Cedrelen und Terminalien) mit prächtigen Guirlanden von Schlingpflanzen behangen sind. Zahlreiche Affen und Papageien belebten dieselben, waren jedoch sehr scheu und ließen mich nicht zum Schuß kommen. Als wir gegen Mittag an den Strand zurückkehrten, bemerkten wir in der Nähe unseres Bootes eine Gruppe von Eingebornen; der stattliche, an ihrer Spitze befindliche Häuptling, ein hübscher Mann von etwa 40 Jahren, mit sehr sanfter und einnehmender Miene, näherte sich mir in ehrerbietigster Weise und überreichte mir ein hübsches Fruchtkörbchen, mit Mango, Ananas, Orangen und anderen edlen Früchten seines Gartens gefüllt, und mit duftigen Jasmin-, Plumiera- und Oleanderblüthen rings verziert. Mit ebenso freundlichen als bescheidenen Worten bat er mich, das Mittagsmahl, welches ich eigentlich am Strande im Cocosschatten hatte verzehren wollen, in seiner Hütte einzunehmen. Nachdem ich dies dankend angenommen, schickte er einige seiner Leute voraus, um noch Vorbereitungen zu treffen, während ich William und zwei meiner Bootsleute anwies, ihm mit dem Korbe, der unsere kalte Küche enthielt, zu folgen. Ich selbst erquickte mich inzwischen an einem herrlichen Seebade.

Nach Verlauf einer Stunde erschien der Häuptling wieder, gefolgt von einer Schar allerliebster Kinder, die mit Blumen geschmückt waren. Auf einem gewundenen Pfade durch Cocoswald führte er mich in einen Theil des Dorfes,

der von letzterem rings umschlossen ist und den ich vorher gar nicht bemerkt hatte. Durch einen niedlichen Garten, dessen Weg mit Blumen bestreut war, gelangten wir zu der stattlichen Hütte des Häuptlings, ganz aus Bambusrohr gebaut und mit Palmenblättern gedeckt. Der Eingang war in der zierlichen Weise, auf welche sich die Singhalesen so gut verstehen, mit Ornamenten aus gespaltenen und geflochtenen Palmenblättern verziert. Unter dem breiten Rohrdache, welches vor der Hütte eine schattige Veranda bildete, war aus Palmstämmen und Brettern ein großer Tisch improvisirt und mit den schönsten frischgrünen Bananenblättern bedeckt. Das mitgenommene Mittagbrot war darauf servirt, außerdem aber auch eine große Schüssel voll Reis und Curry, sodann frische Austern, herrliche Bananen und Cocosnüsse, das gütige Gastgeschenk unseres braunen Wirthes. Der herrliche Appetit, mit dem ich dieselben verzehrte, durch die vorhergehende heiße Wanderung und das folgende Seebad geschärft, wurde dadurch nicht beeinträchtigt, daß die ganze zahlreiche Familie des Häuptlings den Tisch umstand und mit größter Aufmerksamkeit jede meiner Bewegungen verfolgte, während außerhalb des Gartens die braunen Dorfbewohner versammelt standen und aus der Entfernung zuschauten.

Nach Vollendung dieses originellen Mahles, das mir wie Nektar und Ambrosia schmeckte, bat mich mein freundlicher Wirth, meinen Namen und den meines Vaterlandes auf ein Palmenblatt zu schreiben, das er über der Thür seiner Hütte befestigt hatte. Sodann stellte er mir seine ganze Familie vor, nicht weniger als 16 Kinder (8 Knaben und 4 Mädchen), eins immer hübscher als das andere. Nur die älteren, etwa von 12 Jahren an, waren halb bekleidet, während bei den jüngeren ein um die Hüften geschlungener Bindfaden, an dem vorn in der Mitte eine Silbermünze hing, die Kleidung symbolisch andeutete. Arme und Beine waren mit silbernen Ringen geschmückt. Da hatte ich denn die schönste Entwickelungsgeschichte der singhalesischen Körperform in einer Reihe vollendeter Typen vor Augen, um so interessanter, als gerade dieser Theil der Küstenbevölkerung wegen seines reinen Singhalesenblutes berühmt ist und in der That wohl sehr wenig fremde Beimischung enthält. Die zierliche und bei den älteren Mädchen ungewöhnlich üppige Körperform, mit auffallend kleinen Händen und Füßen, mochte wohl den größten Theil der zweiunddreißig Eigenschaften aufweisen, welche nach den singhalesischen Dichtern zur Schönheit erforderlich sind, vor allen das lange schwarzlockige Haar, die mandelförmigen Augen, schwellenden Lippen, Busen gleich der jungen Cocosnuß u. s. w. Die Hautfarbe war zimmtbraun in verschiedenen Abstufungen, bei den kleinen Kindern heller. Die glückliche Mutter dieser sechzehn hübschen Kinder (eine freundliche dicke Matrone von etwa 40 Jahren) war offenbar nicht wenig erbaut, als ich ihr durch William meine ästhetische Befriedigung über ihr Familienglück aussprechen ließ.

Nachmittags ließ ich mich von dem Häuptling und seinen älteren Söhnen nach einer kleinen, etwa eine Stunde entfernten Buddhacapelle führen, neben der ein sehr alter heiliger Feigenbaum oder „Boga“ (Ficus religiosa) stehen sollte. Ich fand in der That ein Prachtexemplar, neben dem die anderen alten Bäume des Waldes wie schlanke Jünglinge aussahen. Sein mächtiger Riesen-

leib ging oben in zwei gewaltige Arme auseinander, von deren Schultern ganze Büsche langer Lianen, gleich einem prächtigen grünen Mantel herabhingen. Andere dichtverschlungene Kletterpflanzen bedeckten den Fuß, an dem die kleine Buddhacapelle sich ganz winzig, wie eine Zwerghütte, ausnahm. Der Boden rings umher war mit den schönsten Pothospflanzen geschmückt, unter denen der sonderbare Amorphophallus sich durch seine hohen rothen Fruchtkolben und mächtigen fiederspaltigen Blattwedel auszeichnete.

Es wurde später Nachmittag, ehe ich zum Dorfe zurückkehrte. Hier fanden wir vor der Hütte des Häuptlings wieder Cocosmilch und Bananen zu unserer Erfrischung bereit. Die ganze Bevölkerung gab uns das Geleite, als wir zum Boote an den Strand hinabgingen. Der Abschied von unseren gütigen Wirthen, welche die liebenswürdigsten Seiten des singhalesischen Volkscharakters in ihrem vollen Lichte gezeigt hatten, wurde mir ordentlich schwer; und ich bedauerte, nicht einige Neu-Ruppiner Bilderbogen bei mir zu haben, um meiner Dankbarkeit vollen Ausdruck geben zu können. In deren Ermangelung schenkte ich meinem freundlichen Wirthe mein Taschenmesser und eines von den großen Gläsern, die ich zum Fangen der Seethiere mitgebracht hatte.

Kurz vor Sonnenuntergang umschifften wir wieder das Mirissa-Cap und wurden hier am Eingange der Belligemma-Bay von einem Anblick überrascht, den ich nie vergessen werde. An dem östlichen Ufer derselben, oberhalb Mirissa, springt basteiartig eine Reihe von senkrecht abfallenden, schön geformten, hohen Felsen hervor, deren rothe Farbe schon bei gewöhnlichem Tageslichte mit derjenigen frisch gebrannter Ziegelsteine wetteifert. Von ihnen rührt jedenfalls der Ortsname der Bucht her, die „Red-Bay" der älteren Karten. Jetzt im Lichte der untergehenden Sonne leuchteten sie wie glühende Kohlen, während ihre Schlagschatten in reinem Kobaltblau prangten. Ich begriff, warum die Mirissa-Leute sie „Ratu-Pana" nannten, die „rothen Lampen". Der östliche Himmel über diesen Feuerfelsen war blaßgrün, während eine Reihe von geballten Haufwolken in den zartesten Rosen- und Aurorafarben schimmerten. Dazu nun eine warme braungrüne Färbung des Cocos- und Pandanuswaldes, die tiefsten dunkelgrünen und violetten Töne auf der spiegelnden Meeresfläche — das Alles gab ein tropisches Farbenconcert ersten Ranges, wie ich es nie vorher gesehen habe und auch nie wieder sehen werde. Eine Farbenskizze, die ich davon an Ort und Stelle im Boote entwarf, kann nur als bloßer Anhalt der Erinnerung dienen. Und doch, was würden die Kritiker der Berliner Kunstausstellung dazu sagen? Jene weisen Leute, die alle effectvollen Landschaften verurtheilen, sobald deren Farbenkraft und Formenfülle nicht mehr dem dürftigen Maßstabe unseres armen Norddeutschland entspricht! Haben sie doch einstimmig das prachtvolle Bild von Ernst Koerner verworfen, in welchem dieser kühne Landschafter einen Sonnenuntergang in Alexandrien ebenso glänzend als wahr darstellte! Und doch verhält sich der Letztere zu dem Zauberbilde von Mirissa, wie die dürftige Vegetation von Egypten zu der üppigen von Ceylon! Aber freilich, was an der Spree nicht blüht, das darf auch nicht in Indien existiren. Hat man doch vielfach die Farbeneffecte von Eduard Hildebrand „übertrieben" genannt, ob-

wohl sie viel eher zu schwach, als zu stark sind. Doch solche Zauberpracht der Natur muß man gesehen haben, um sie zu glauben!

XIV. Kogalla und Borale.

Unter den weiteren Ausflügen, welche ich von Belligemma in dessen entferntere Umgebung unternahm, sind namentlich diejenigen von Kogalla und Borale mir in der angenehmsten Erinnerung geblieben, und wohl werth, daß ich ihrer hier kurz gedenke. Kogalla-Wewa, der „Felsen-See", zeichnet sich durch besondere Größe und Schönheit unter den vielen ausgedehnten Lagunen aus, welche zwischen Colombo und Matura sich längs der Südwestküste von Ceylon hinziehen und viele der hier mündenden Küstenflüsse in Verbindung setzen. Der See liegt halbwegs zwischen Punto-Galla und Belligemma, und erreicht eine beträchtliche Ausdehnung, da er viele Arme nach verschiedenen Seiten hin ausschickt. Die Ufer bilden allenthalben dicht bewaldete Hügel, über welchen die Kronen zahlloser Cocospalmen sich wiegen. Viele kleine Inseln, theils nackte Felsen, theils mit Palmenpflanzung oder Buschwald bedeckt, verleihen der mannigfaltigen Scenerie besonderen Reiz, ebenso wie die idyllischen Hütten der Singhalesen, die in großer Zahl, aber einzeln zerstreut, aus dem grünen Dickicht hervorschauen. Die Vegetation ist überall von einer Frische und Pracht, die nicht übertroffen werden kann.

Es war ein herrlicher Sonntag Morgen (am 18. December), als ich schon vor Sonnenaufgang von Belligemma aufbrach, um recht frühzeitig Kogalla zu erreichen. Mein lieber Gastfreund von Punto-Galla, Mr. Scott, mit dem ich dort zusammen treffen wollte, hatte mir schon Tags zuvor seinen leichten Einspänner mit dem munteren Pony und einen seiner Diener geschickt. Rasch rollten wir durch die idyllischen Dörfer an der Galla-Straße, deren Bewohner sich soeben von ihrem Lager erhoben und das übliche Morgenbad an der Straße verrichteten. Sobald die jungen Sonnenstrahlen den thaublinkenden Palmenwald durchdrangen, fing es darin an lebendig zu werden und ich genoß von Neuem dieses reizend frische Morgenleben der Tropen, das mich schon so oft entzückt hatte. Da ich eine Stunde früher als verabredet war, an dem Ort unserer Zusammenkunft eintraf, hatte ich noch Zeit genug, den herrlichen Wald mit Muße zu durchstreichen.

In Begleitung von Mr. Scott kam auch noch ein deutscher Landsmann mit, ein Hamburger, gegenwärtig in Singapore ansässiger Kaufmann, Herr Reimers. Er hatte zur Erholung einen Ausflug nach Ceylon und Bombay unternommen, und es traf sich recht hübsch, daß er noch am Tage vor seiner Rückreise uns Gesellschaft leisten konnte. Zu Dreien fuhren wir noch eine kurze Strecke durch Palmengärten und hielten dann vor einer Hütte am Ufer des Kogalla-Sees. Hier erwartete uns bereits ein Doppelcanoe, das die singhalesische Bemannung auf das Zierlichste mit Blumenguirlanden und Arcaden aus Cocosgeflecht decorirt hatte. Diese Doppelcanoes, die auf den Landseen sowohl als auf den größeren Flüssen von Ceylon sehr beliebt sind, bestehen aus zwei ausgehöhlten parallelen Baumstämmen von 16—20 Fuß Länge, die 4—6 Fuß auseinander stehen und durch Querbalken fest verbunden sind. Ueber Letztere sind

Bretter gelegt. Rechts und Links erheben sich die schlanken Stämmchen von einem halben Dutzend junger Arecapalmen, die oben ein breites Schattendach aus Pandangmatten tragen. In den Zwischenräumen zwischen den Stämmchen bilden ausgespannte Blätter der Fächerpalme (Borassus) ein zierliches Gerüst. Die Bänke, welche in diesem kleinen schwimmenden Gartenhäuschen beiderseits stehen, gewähren den angenehmsten schattigen Sitz, von dem aus man frei nach allen Seiten sieht. Sechs oder acht kräftige Ruderer finden entweder in dem vorderen oder in dem hinteren Theil der hohlen Baumstämme, der beiderseits frei vorragt, ihren Platz.

Der schmale Arm des Sees, von dem wir ausfuhren, öffnet sich in das weitere Hauptbecken durch ein Thor, welches durch drei mächtige nackte Felsblöcke halb gesperrt erscheint. Diese Granitblöcke heißen „die drei Brüder" (Tunamalaja) und sind der Lieblingsaufenthalt zahlreicher großer Krokodile, die sich hier mit weit aufgesperrtem Rachen sonnen. Kein Schwimmer würde ungestraft zwischen diesen furchtbaren Thorwächtern hindurch kommen. Das Hauptbecken des Sees ist ringsum von dichten Waldmassen eingerahmt, über denen sich freundliche Hügel mit Palmen erheben. Einen besonderen Reiz desselben aber bilden die niedlichen Inseln, die zum großen Theil ebenfalls mit Cocospark geziert sind. Die edlen Palmen bilden gewöhnlich auf jeder solchen kleinen Insel ein prachtvolles Riesenbouquet, da ihre gewaltigen Fiederkronen möglichst viel Licht und Sonne zu gewinnen trachten. Die schlanken und zierlich gebogenen weißen Stämme streben daher nach allen Richtungen auseinander, so daß die außen stehenden fast horizontal sich über den Wasserspiegel neigen, während die mittleren vertical zum blauen Himmel emporragen. Ein wahres Muster einer solchen Cocosstrauß-Insel war das reizende kleine Gan-Duwa, welches unmittelbar vor dem Rasthause von Belligemma die größte Zierde in dessen nächster Umgebung bildete.

Wir landeten an einer solchen kleinen Cocosinsel, um der glücklichen Familie, die mitten im Palmenbouquet ihre einsame Hütte aufgeschlagen hatte, einen Besuch abzustatten. Drei kleine nackte Kinder, die munter zwischen den Felsen des Strandes mit Muscheln gespielt hatten, flohen bei unserer Annäherung erschreckt unter lautem Geschrei zu ihrer Mutter. Diese, ein hübsches junges Weib, mit einem vierten Kinde an der Brust, schien ebenfalls über den seltenen Besuch bestürzt und lief eilends mit ihren Kleinen zur Bambushütte. Hinter dieser trat jetzt ihr Mann hervor, der eben im Garten süße Pataten ausgegraben hatte: ein kräftiger junger Singhalese, ganz nackt, und nur mit einem schmalen Schurz um die Hüften. Mit dem edelsten natürlichen Anstande begrüßte er uns und frug, ob er uns nicht mit einigen Curumba (jungen Cocosnüssen) erfrischen könne. Als wir diese Frage dankend bejahten, kletterte er sofort auf einen der größten Stämme hinauf und warf uns ein halbes Dutzend der schönsten goldgelben Früchte herunter, von jener feinen Spielart, die hier „Königs-Cocosnuß" heißt. Der kühle, limonadenartige Trank wirkte bei der brennenden Sonnengluth wunderbar erfrischend. Dann präsentirte er uns auf einem großen Caladiumblatt eine Traube von herrlichen süßen Bananen, und führte uns in seinen kleinen Garten, in welchem eine Auswahl der edelsten

Tropengewächse cultivirt war. Auf unsere Frage, ob diese zum Unterhalte seiner Familie für das ganze Jahr ausreiche, erwiderte er, daß er außerdem auch noch Fische und Krebse aus dem See fange; und daß er von diesen und von dem Ueberschuß der Früchte noch eine hübsche Summe Geldes einlöse, für welche er Reis kaufe und einiges Hausgeräthe für seine Familie; mehr aber habe er niemals nöthig. Beneidenswerthe Familie! Auf Eurer kleinen Cocosinsel lebt Ihr wirklich im Paradiese, und kein neidischer Nachbar kann Euch in Eurem stillen friedlichen Glücke stören!

Wir ruderten nun noch weiter in den See hinaus und auf einen vorspringenden Felsen zu, über welchem die weiße Dagoba-Kuppel eines Buddhatempels aus dem dichten Gebüsch hervorragte. Eine steinerne Treppe führte durch letzteres zu dem Tempel hinauf, auf dessen Altar fromme Hände Jasmin und andere duftige Blumen geopfert hatten. Die rohe Malerei an den Tempelwänden und die große ruhende Buddhastatue in gelbem Gewande unterschied sich nicht von der gewöhnlichen Form. Die Wohnungen der Priester hinter dem Tempel lagen ganz idyllisch unter dem Schatten eines gewaltigen Boga und genossen den schönsten Blick auf den See; der senkrecht abfallende rothe Felsen bildete eine natürliche Terrasse. Ein paar große Kittulpalmen (Caryota) sowie eine schöne Gruppe von Areca- und Cocospalmen dienten nicht minder zum Schmucke des anmuthigen Bildes, als die dichten Gehänge von Schlingpflanzen aller Art, die von den Kronen einiger mächtiger Kadschubäume (Anacardium) herabflossen.

Es war glühend heiß geworden, als wir gegen Mittag zur Hütte des Häuptlings von Kogalla zurückruderten und der unbewegliche Seespiegel warf die senkrechten Sonnenstrahlen wie eine polirte Metallplatte zurück. Wir wurden daher auf das Angenehmste durch die Kühle überrascht, die wir in dem dämmerigen Raum der dichtbeschatteten Hütte vorfanden; und das opulente Diner, welches der gütige Mr. Scott inzwischen durch seinen Diener hatte herrichten lassen, mundete uns unvergleichlich. Nach demselben unternahm ich, während meine Freunde eine Siesta hielten, noch allein eine Excursion nach der anderen Seite des Sees. Ich besuchte dort einen zweiten, größeren Buddhatempel und sammelte einige von den prächtigen Erdorchideen und Gewürzlilien (Marantaceen), mit denen die Ufer hier geschmückt waren. Auch diese Seite des Sees bereicherte mein Skizzenbuch mit einigen reizenden Motiven. Leider mußte ich diesen Genuß wieder mit meinem Blute bezahlen, da die lästigen Blutegel im Grase des Seeufers überaus häufig waren.

Nicht minder prächtig, wenn auch weniger großartig als dieser Felsensee, der „Kogalla-Wewa", war ein anderer See, den ich von Belligemma aus mehrmals besuchte, der „Kieselsee", Boralu-Wewa. Ich verdanke die herrlichen Tage, die ich dort verlebte, dem zweiten Häuptling von Belligemma, dem trefflichen Aretschi. Derselbe besaß in der Nähe des Sees ein ausgedehntes Stück Feldland, das er theilweise mit verschiedenen Früchten, theilweise mit Limongras bepflanzt hatte, und auf welchem er 30—40 Arbeiter beschäftigte. Der Weg dahin führt von Belligemma nach Osten tief in das üppige Hügelland hinein, das sich viele Meilen weit bis zum Fuße des Gebirges hinzieht.

Das erste Naturwunder, das man auf diesem Wege findet, ist eine gewaltige Cocospalme, eine Meile von Belligemma entfernt, deren Stamm oben gabelförmig in drei Aeste gespalten ist und somit drei Kronen trägt — eine sehr seltene Abnormität. Das zweite Wunder findet sich eine Meile weiter, am Polwattaflusse. Diesseits der Brücke, die über denselben führt, steht neben einem Buddhatempel ein prächtiger alter Banyanenbaum (Ficus indica) mit Lianen-Guirlanden phantastisch behangen; jenseits der Brücke aber, vor dem kleinen Dorfe Dena-Pitya (d. h. Rinderfeld) erhebt sich noch ein weit größerer Baum derselben Art, ein wahrer Riese seines Geschlechts, ja vielleicht einer der größten dieser Wunderbäume, die überhaupt existiren. Seine ungeheure Krone, unter der ein ganzes Dorf mit mehr als hundert Hütten Platz und Schatten finden würde, stützt sich auf zahlreiche starke Stämme, von denen jeder einzelne für sich allein als mächtiger Baum Bewunderung verdient. Alle diese riesigen säulengleichen Stämme sind nichts als Luftwurzeln, herabgesenkt von horizontalen Seitenästen des mittleren Hauptstammes. Zwischen ihnen hängen viele kleinere Luftwurzeln herab, welche noch nicht den Boden erreicht haben und die Entstehung des vielstämmigen Baumriesen erläutern. Tiefe Dämmerung herrscht beständig unter dem Schattendach der ungeheuren Krone, deren dichte Blättermassen keinen Lichtstrahl durchfallen lassen, und es ist begreiflich, daß die buddhistischen Dorfbewohner nur mit scheuer Ehrfurcht sich dem heiligen Baume nahen.

Ein Naturwunder ganz anderer Art besitzt das Dorf Dena-Pitya in einer Frau von ungefähr 50 Jahren, welcher die Oberschenkel vollständig fehlen. Der Oberkörper ist kräftig und wohl gebildet; er ruht aber unmittelbar auf den Unterschenkeln, die am Hüftgelenke eingefügt sind. Diese seltene Mißbildung ist um so merkwürdiger, als die Frau drei wohlgebildete Kinder besitzt, welche gleich der Mutter an jedem Fuße nur vier Zehen haben. Leider wurde eine nähere Untersuchung nicht gestattet.

Wenn man die Straße von Dena-Pitya weiter ostwärts verfolgt, gelangt man nach ein paar Meilen zu einer der berühmten Edelsteingruben, die im vorigen Jahrhundert noch sehr ergibig gewesen sein sollen. Jetzt scheinen sie ziemlich erschöpft zu sein. Doch wurde während meiner Anwesenheit daselbst ein Diamant gefunden, den der glückliche Finder nachher für 400 £ (= 8000 M.) verkaufte. In Folge dessen strömten zahlreiche neue Arbeiter in diese „Gem-Pits". Als ich dieselben besuchte, waren etwa 160—180 Arbeiter in 30—40 tiefen Gruben mit Schlämmen und Sieben der Erde beschäftigt.

Der Weg nach Boralu führt schon vor Dena-Pitya ab, in nordöstlicher Richtung; bald durch den schönsten Palmenwald, bald durch üppiges Djungle, bald über hellgrüne Paddyfelder oder über Sumpfwiesen, auf denen schwarze Büffel im Schlamme liegen, bedeckt mit zierlich weißen Reihern. Nach einigen Meilen kommt man an den reizenden Boralusee, dessen Ufer der Weg theils in weiten Bogen umzieht, theils unmittelbar verfolgt. Die Ufer sind ringsum mit der üppigsten Vegetation geschmückt; dahinter erheben sich allenthalben dicht bewaldete Hügel. Eine kleine Insel, ebenfalls völlig mit Wald bedeckt, liegt einsam mitten im See. Die mannigfachen Landzungen, die vom Ufer in den See vor-

springen, verleihen ihm besondere Anmuth. Sein größter Reiz aber liegt in der vollkommenen Waldeinsamkeit und in der Abwesenheit aller menschlichen Cultur. Selbst der Fahrweg am Ufer verräth letztere nicht, da er ganz von hohem Gebüsch eingeschlossen wird.

Sowohl der See selbst als seine Umgebung ist reich an Thieren. So oft ich ihn besuchte, traf ich am Ufer gesonnt die großen grünen Rieseneidechsen von 6—7 Fuß Länge (Hydrosaurus salvator). Einmal wurde ich auch durch eine Riesenschlange von ungefähr 20 Fuß Länge überrascht (Python molurus). Leider flüchtete das Ungeheuer sofort vom Felsen herabgleitend in das Wasser, ehe ich noch mein Gewehr darauf richten konnte. Um so interessanter war die Jagd auf Affen, deren grunzende Stimmen man überall hört. Sowohl von dem gelbbraunen „Rilawa" (Macacus sinicus) als von dem großen schwarzen „Wanderu" (Presbytis cephalopterus) schoß ich hier mehrere schöne Exemplare. Am ergibigsten war jedoch die Jagd auf Schwimmvögel; besonders verschiedene Arten von Wasserhühnern, Reihern, Ibis, Flamingos, Pelekane u. s. w. Diese kommen Abends bei Sonnenuntergang in großen Schwärmen über den See geflogen, um ihre Nachtquartiere aufzusuchen; ich erlegte einmal in einer Viertelstunde ein halbes Dutzend. Auch das Ufergebüsch, mit den prächtigen goldgelben Blüthenkolben der Cassia und den purpurnen Rosen der Melastoma üppig geschmückt, ist reich an kleineren Vögeln.

Nicht weit vom nördlichen Ende des Sees entfernt, durch ein paar bewaldete Hügel getrennt, liegt der Waldgarten des Aretschi, ein ganz reizender Ort, an dem ich vier Tage zubrachte. Die einfache Rohrhütte, in der ich mich aufhielt, ist von der üppigsten Bananenpflanzung versteckt und liegt am Abhange eines steilen Hügels, der die herrlichste Aussicht über die grünen Wiesen, die dunkeln Waldmassen und die blauen Gewässer der umgebenden Hügellandschaft gewährt; den entfernten Hintergrund der letzteren bilden die blauen Bergketten des Hochlandes. Von den einzelnen Hütten der Waldbewohner, die allenthalben zerstreut liegen, ist Nichts zu sehen, und der berauschende Eindruck der absoluten Waldeinsamkeit wird dadurch noch gesteigert, daß das Thierleben des Waldes in dieser abgelegenen Gegend sehr reich entwickelt ist. Ich schoß hier zahlreiche schöne Vögel, Affen, Fledermäuse, Rieseneidechsen u. s. w., einmal auch ein großes Stachelschwein von mehr als 3 Fuß Länge (Hystrix leucura). Auch an prächtigen Schmetterlingen und Käfern war kein Mangel. Die sumpfigen Wiesenflecken in der Nähe des Sees sind oft ganz bedeckt mit Riesenexemplaren der merkwürdigen insectenfressenden Kannenpflanze (Nepenthes distillatoria). Die zierlichen, 6 Zoll langen Kannen, die an den Enden der Blätter hängen und durch einen niedlichen Deckel geschlossen werden, fand ich oft mit zahlreichen gefangenen Insecten erfüllt. Glänzende Prachtvögel (Ampelidae) und reizende Honigvögel (Nectariniae) spielen gleich den ähnlichen Colibris in Menge um die Blumenkelche.

Den Wald selbst fand ich in keinem von mir besuchten Theile des Tieflandes von Ceylon so prachtvoll, großartig und mannigfaltig entwickelt, wie in der Umgegend von Boralu. Eine Wanderung rings um den blanken Kieselsee führt durch den schönsten Theil desselben. An einigen Stellen bildet der Urwald ein so undurchdringliches Gewirr von Schlingpflanzen, welche die modern-

den, übereinander gehäuften Riesenstämme umschlingen und umspinnen, daß man selbst mit Hilfe der Axt keinen Schritt weit in dieses vegetabilische Chaos vordringen kann. Aristolochien, Piperaceen, wilde Wein- und Pfefferreben, Bauhinien und Bignonien schlingen sich überall zwischen dem Astwerk der Bäume so durcheinander, daß nur einzelne gebrochene Lichtstrahlen zwischen ihnen zum Boden gelangen. Die Stämme selbst sind mit parasitischen Farnen, Orchideen u. s. w. dicht bedeckt. Ich saß hier oft glückliche Stunden lang ganz allein mit meinem Skizzenbuche, in der Absicht, eins dieser Waldbilder zu fixiren; gewöhnlich aber kam ich zu keinem Resultate, weil ich nicht wußte, wo ich anfangen sollte; oder wenn ich angefangen hatte, nicht wie ich diese Zauberpracht annähernd wiedergeben sollte. Auch die photographische Camera half hier nicht. Denn die grünen Massen der verschlungenen und umsponnenen Baumgeflechte sind so undurchdringlich, daß sie in der Photographie nur ein unauflösliches Wirrwarr von Aesten, Luftwurzeln, Blattmassen u. s. w. zeigen, während ihr unmittelbarer Anblick das entzückte Auge unendlich erfreut.

Auf den abgerundeten Hügeln, die unmittelbar seinen Garten umgeben, hatte der Aretschi Limongras cultivirt, ein sehr trockenes Gras, aus dem er durch einfache Destillation das duftende Limonöl gewann, ein sehr geschätztes Parfüm. Der citronenartige Duft erfüllte die ganze Umgebung. Die Arbeiter, die mit der Destillation und mit der Besorgung der schönen Bananenpflanzung beschäftigt waren, wohnten in einem Dutzend zerstreuter Hütten, die in tiefem Waldschatten, unter dem schützenden Dache mächtiger Brotfrucht- und Jackbäume ganz idyllisch gelegen sind; Gruppen von schlanken Areca- und Cocospalmen, hier und da auch Kittul- und Talipotpalmen, deren Fiederkronen hoch über die Laubmasse des Waldes sich erheben, verrathen die Lage der ganz versteckten Bambushütten. Die Besuche in den letzteren und der Verkehr mit ihren harmlosen Bewohnern lehrte mich die glückliche Existenz dieser einfachen guten und genügsamen Naturmenschen beinahe beneiden. Alle waren reine Singhalesen, von schön zimmtbrauner Hautfarbe und zartem Gliederbau; die Kleidung beschränkte sich auf einen schmalen weißen Lendenschurz. Die munteren hübschen Knaben waren mir beim Sammeln der Pflanzen und Insecten eifrig behilflich, während die schwarzäugigen zierlichen Mädchen Blumenkränze flochten und meinen kleinen Ochsenkarren mit den schönsten Guirlanden schmückten. Wurde dann spät Abends der schnellfüßige Laufochse eingespannt und setzte sich der zweirädrige Karren, in dem ich neben dem Aretschi kaum Platz hatte, in rasche Bewegung, so machte es den munteren Kindern besonderes Vergnügen, uns noch eine Strecke weit zu begleiten. Während wir an den reizenden Ufern des Boralusees hinrollten, folgte oft ein Schwarm von 20—30 dieser anmuthigen Gestalten, unermüdlich, laut rufend und Palmenblätter schwingend. Ich konnte die Ausdauer und Schnelligkeit ihres Laufes nicht genug bewundern.

Traten wir dann in den dunkeln Wald ein, so zündeten die Knaben Palmfackeln an, mit denen sie dem Wagen vorausliefen und den Weg erleuchteten. Bei einer plötzlichen Biegung des Weges wurden wir bisweilen von einem duftenden Blumenregen überschüttet, und ein helles Kichern aus dem dunklen Gebüsche verrieth uns die Neckerei der anmuthigen kleinen Dryaden, die sich dahinter

versteckt hatten. Unter den letzteren war ein Mädchen von ungefähr 16 Jahren, eine Nichte des Aretschi, deren vollendet schöne Körperform jedem Bildhauer hätte als Modell dienen können. Von den Knaben konnten mehrere mit Ganymed an Schönheit wetteifern. Einer von diesen schwang sich immer während des Fahrens auf die Deichsel des Karrens und sprang dann gewandt über den Zebu hinweg. Mit diesen und anderen Spielen begleiteten uns die lieblichen Kinder noch eine lange Strecke, bis eins nach dem anderen im Dunkel der Nacht verschwand. An die Stelle der Fackeln traten jetzt unzählige prachtvolle Leuchtkäfer und Feuerfliegen; der herrliche Palmenwald erschien vollständig illuminirt, während ich mit dem Aretschi, voll der angenehmsten Erinnerungen, dem stillen Rasthause von Belligemma zueilte.

XV. Matura und Dondera.

Der weiteste Ausflug, den ich von Belligemma aus unternahm, am Schlusse meines dortigen Aufenthaltes, führte mich nach der Südspitze von Ceylon, nach dem altberühmten Donner-Cap, Dondera-Head. In der Nähe desselben, nur ein paar Meilen westlich davon, liegt die Stadt Matura, am Ufer des „blauen Sandflusses" (Nilwella-Ganga). Der Weg von Belligemma nach Matura, den ich in einer leichten Kutsche am 18. Januar Morgens in drei Stunden zurücklegte, ist die Fortsetzung der herrlichen Palmenstraße von Galla nach Belligemma und bietet denselben Reichthum der üppigsten, anmuthig wechselnden Scenerie.

Die Stadt Matura, die südlichste von allen Städten Ceylon's, war unter der Herrschaft der Holländer im siebzehnten Jahrhundert ein reicher und wichtiger Handelsplatz; insbesondere der Hauptsitz des Zimmthandels der Südprovinz. Die meisten und ansehnlichsten Gebäude der Stadt sind noch jetzt holländischen Ursprungs, so auch das ansehnliche „Fort", welches nahe der Flußmündung auf dessen linkem (östlichem) Ufer liegt. Der stattliche Fluß ist hier ungefähr so breit wie die Elbe bei Dresden; eine hübsche neue eiserne Gitterbrücke verbindet beide Ufer. Am westlichen Ende derselben, auf dem rechten Ufer, liegt die alte holländische Sternschanze („Star-Fort"). In den winkligen Kasematten derselben nahm ich, der freundlichen Einladung einiger englischer Beamten folgend, für einige Tage Wohnung. Die drei munteren Junggesellen hatten es sich in den niederen vieleckigen Räumen des alten Forts, dessen mächtige Steinmauern die angenehmste Kühlung bewahrten, recht behaglich gemacht und ihre Wände theils mit Holzschnitten aus illustrirten europäischen Zeitungen, theils mit singhalesischen Waffen, Geräthschaften und Thierfellen recht malerisch ausstaffirt. Durch den alten holländischen Thorweg, über dessen Bogen noch die Inschrift „Redoute van Eck" prangte, tritt man in einen niedlichen Blumengarten; die einschließenden Innenseiten der Kasematten sind mit den schönsten Schlingpflanzen reich decorirt, ebenso der Ziehbrunnen in der Mitte des Gartens. Ein paar zahme Affen und ein sehr komischer alter Pelekan, sowie mehrere kleine Vögel sorgten beständig für Unterhaltung.

Ein erquickendes kühles Bad und ein vortreffliches englisches Frühstück bei meinen freundlichen Wirthen, das mir nach der Vegetarianerkost von Belligemma doppelt mundete, hatten mich schon in ein paar Stunden nach meiner Ankunft

so restaurirt, daß ich beschloß, noch denselben Tag zu einer Excursion nach Dondera zu benutzen. Ich unternahm dieselbe im Wagen und in Begleitung des Häuptlings Ilaugakuhn, der vornehmsten singhalesischen Persönlichkeit, welche die Insel gegenwärtig noch besitzt. Er ist nämlich der letzte männliche Sprosse aus dem erlauchten Geschlechte der alten Kandy-Könige und hat seine Residenz in einem hübschen, verhältnißmäßig sogar prächtigen Palaste in Matura, nahe der Flußmündung aufgeschlagen. Schon eine Woche zuvor hatte er mich in Belligemma aufgesucht, mit mehreren seltenen und schönen Vögeln beschenkt und eingeladen, ihn in Matura zu besuchen. Die Aufnahme, die ich hier bei ihm fand, war eben so liebenswürdig als glänzend. Er ließ es sich nicht nehmen, mich selbst nach Dondera zu führen. Seine Equipage, ein zierlicher Phaeton aus England, wurde von zwei schönen australischen Hengsten gezogen. Voraus lief als schneller Vorläufer und Ausrufer ein stattlicher schwarzer Tamil in silbergestickter Uniform mit rothem Turban.

Der reizende Weg von Matura nach dem fünf Meilen entfernten Dondera-Cap führt ostwärts zunächst eine Strecke am linken Ufer des Nilwellaflusses hin, durch die Pettah oder die malerische „schwarze Stadt", die sich hier östlich vom Fort hinzieht. Die bewaldeten Hügel zwischen Fluß und Seeufer sind mit den blühendsten Gärten und mit Villen geschmückt, die theils vornehmen Singhalesen, theils englischen Beamten angehören. Weiterhin fuhren wir wieder abwechselnd längs des Seeufers hin, durch Dschungel und durch Cocoswald. Der letztere erreicht hier bald seine östliche Grenze. Denn wenige Meilen weiter beginnen die öden, heißen und dürren Küstenstriche mit Salzsümpfen, die sich über Hambangtotte längs der Ostküste bis gegen Batticaloa hinziehen.

Dondera-Head, oder das Donner-Cap, erblickt man als weit vorspringende blaue Landzunge, mit Cocoswald geschmückt, schon lange, ehe man dasselbe erreicht. Es ist der südlichste Punkt von Ceylon und liegt unter 5° 56' nördlicher Breite. Seit mehr als zweitausend Jahren sind die Tempel, welche diese südlichste Landmarke zieren, ein vielbesuchter Wallfahrtsort gewesen, der berühmteste nächst dem Adams-Pik. Tausende von Pilgern bezeigen ihm alljährlich ihre Andacht. Abwechselnd, je nachdem die einheimischen Singhalesen oder die malabarischen Eroberer die Herrschaft behaupteten, waren die Tempel dem Buddha oder dem Wischnu geweiht. Noch vor dreihundert Jahren war der Haupttempel ein indischer Prachtbau ersten Ranges, so groß, daß er vom Meere aus gesehen, wie eine ansehnliche Stadt erschien, mit tausenden von Säulen und Statuen geschmückt, mit Gold und Edelsteinen aller Art reich verziert. Im Jahre 1587 wurde alle diese Herrlichkeit von den portugiesischen Barbaren zerstört, die unermeßliche Beute davon nach Hause schleppten. Noch jetzt läßt sich an den zahlreichen Säulenresten, die aus dem Boden der Ruinen hervorragen, der ungeheure Umfang des früheren Riesentempels ermessen. In einer Ecke desselben steht noch jetzt eine sehr große Dagoba, und in deren Nähe mehrere uralte colossale Boga oder heilige Feigenbäume.

Ueberreste eines kleineren Tempels finden sich auf der Spitze der schmalen Landzunge, die den äußersten südlichen Vorsprung des Dondera-Caps bildet. Es sind achteckige rothe Porphyrsäulen, die einsam und verlassen auf den nackten

Granitfelsen sich erheben, umtost von der Brandung, die mit gewaltigem Wogenschwalle ringsum schäumt. In den natürlichen Bassins zwischen diesen Felsen sammelte ich während der Ebbe viele hübsche Seethiere; allenthalben liegen schöne Korallen umher. Westwärts streift der Blick von dieser isolirten Felsenwarte aus längs des Cocos-gesäumten Strandes bis in die Nähe von Matura, ostwärts gegen Tangalla hin; im Norden wird er durch dichte grüne Waldmassen gehemmt; im Süden hingegen schweift er frei und ungehindert über ungeheure Meeresräume. Das Phantasie-Schiffchen, das wir von hier aus mit vollen Segeln nach dem Südpol entsenden, stößt nirgends auf bekanntes Land, und es hat einen weiten, weiten Weg zu machen, ehe es jenseits desselben überhaupt wieder Land sieht. Es würde ungehemmt um die ganze südliche Halbkugel der Erde herumfahren, wenn nicht die ungeheuren Eismassen des Südpols ihm den Weg verlegten und erst auf der nördlichen Halbkugel, in der Nähe von Acapulco in Mexico, würde es den ersten Hafen wieder erreichen. Lange saß ich in Gedanken versunken auf dieser äußersten Südspitze von Ceylon, zugleich auf dem südlichsten Landpunkte, den ich jemals in meinem Leben erreicht habe. Ich wurde aus meinen Träumen erst wieder durch eine Schar von Buddhapriestern in gelber Toga geweckt, welche kamen, um den Häuptling und mich zum Besuche des festlich geschmückten Tempels einzuladen. Nachher besuchten wir noch eine seltsame uralte Ruine, die weiter oben mitten im Walde liegt, cyclopisch aus gewaltigen Quadern gefügt. Erst spät am Abend fuhren wir wieder nach Matura zurück.

Der folgende Tag (der 19. Januar) wurde durch eine weite marine Excursion ausgefüllt. Der Häuptling Ilaugakuhn hatte mir ein tüchtiges großes Segelboot mit acht Ruderern gestellt, und mit diesem fuhr ich ein gutes Stück gen Süden, weit über das Donner-Cap hinaus. Es war herrliches Sommerwetter und der kräftige Nordost-Monsun blähte das große viereckige Segel des Bootes so gewaltig, daß ein paar Bootsleute außerhalb auf dem Auslegerstamm hocken mußten, um das Umschlagen des Canoes zu verhindern. Die Geschwindigkeit, mit der wir südwärts steuerten, kam derjenigen eines schnell laufenden Dampfschiffes gleich; ich schätzte sie auf 10—12 Seemeilen in der Stunde. Die Leichtigkeit, mit welcher diese schmalen singhalesischen Canoes die Wellen durchschneiden, oder vielmehr über deren Kämme hinweggleiten, zeigte sich jetzt in glänzendem Lichte. Je weiter wir uns von der Insel entfernten, desto schöner traten die blauen Bergmassen des Hochlandes über den Cocoswäldern des flachen Küstenlandes hervor, alle wiederum überragend der stolze Adams-Pik.

Pfeilschnell über die schäumenden Wogen hinwegschießend, mochten wir nach vierstündiger Fahrt ungefähr 40—50 Seemeilen vom Süd-Cap Ceylons entfernt sein, als mitten im Ocean ein breiter glatter Streifen sichtbar wurde, der sich ungefähr in der Richtung des Monsuns von Nordost nach Südwest meilenweit hinzog. Ich hielt denselben für einen pelagischen Strom oder Corrente, eine jener glatten schmalen Wasserstraßen, die im Mittelmeer wie im Ocean häufig mitten durch den bewegten Wasserspiegel hindurchziehen und der geselligen Anhäufung ungeheurer Seethier-Schwärme ihren Ursprung verdanken. Als das Canoe sich demselben näherte, bestätigte sich diese Vermuthung und ich wurde durch einen außerordentlich reichen und interessanten Fang belohnt. Eine dichte

Masse der schönsten pelagischen Thiere, Medusen und Siphonophoren, Ktenophoren und Salpen, Sagitten und Pteropoden, außerdem unzählige Larven von Würmern, Sternthieren, Krebsen, Mollusken u. s. w. schwammen da in dichtem Gewimmel durcheinander und füllten in kurzer Zeit alle mitgenommenen Glasgefäße vollständig aus. Ich bedauerte nur, deren nicht mehr mit zu haben, um alle diese zoologischen Schätze (— darunter viele neue, bisher noch nicht beschriebene Thierformen —) in genügender Menge einpacken zu können.

Reich beladen mit diesem wundervollen Fang, der mir interessante Arbeit auf Jahre hinaus versprach, kehrte ich erst gegen Abend nach Matura zurück. Es war ein schönes Andenken an den fünften Grad nördlicher Breite. Meine Singhalesen wußten den günstigen Nordost-Monsun so geschickt zu benutzen daß wir fast eben so rasch zurück gelangten und an der Mündung des Nilwellaflusses landeten. Der Anblick dieser Mündung von der See aus ist sehr malerisch, da derselben unmittelbar eine Felseninsel vorgelagert ist, auf der sich zwei einzelne Cocospalmen erheben, die eine senkrecht, die andere weit übergeneigt. Die beiderseitigen Ufer des Flusses sind dicht mit Wald bedeckt. Am folgenden Tage unternahm ich noch eine Bootsfahrt auf demselben, auf der ich die unvergleichliche Ueppigkeit dieser Urwaldmassen auf's Neue bewunderte.

Nach Belligemma zurückgekehrt, stand mir noch die schwerste Aufgabe bevor, die ich während meines Aufenthaltes auf Ceylon zu lösen hatte: den Abschied von diesem reizenden Erdenflecke, auf dem ich sechs der interessantesten und glücklichsten Wochen meines Lebens zugebracht hatte. Noch jetzt wiegt in der Nacherinnerung der Gedanke daran so schwer, als ob ich von Neuem scheiden müßte. Der traute Raum, der mir während dieser Zeit als Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer, als Laboratorium, Museum und Maleratelier gedient hatte, in dem ich eine Fülle der schönsten und wunderbarsten Eindrücke gesammelt hatte, war öde und leer. Vorn im Garten unter dem riesigen Tiekbaume standen schwer und vollbeladen die beiden mächtigen Ochsenkarren, die meine dreißig Kisten mit Sammlungen nach Punto-Galla bringen sollten. Draußen vor dem Thor harrte dicht gedrängt Kopf an Kopf die braune Bevölkerung des Dorfes, für die ich während dieser vierzig Tage ein Gegenstand stets wachsender Neugier und Bewunderung geblieben war. Von allen angesehenen Bewohnern des Dorfes, an ihrer Spitze den beiden Häuptlingen, mußte ich persönlich Abschied nehmen. Mit betrübter Miene brachte mir der gute Sokrates zum letzten Male die besten seiner Bananen und Mango, Annonen und Kadschunüsse. Zum letzten Male kletterte Babua auf meine Lieblingspalme, um mir noch einmal die süße Cocos herabzuholen. Am schwersten aber wurde mir der Abschied von dem treuen Ganymedes. Der gute Junge weinte bitterlich und bat mich flehentlich, ich solle ihn mit nach Europa nehmen. Vergebens hatte ich ihm schon vorher diesen mehrmals geäußerten Wunsch abgeschlagen und ihm von dem eisigen Klima und dem grauen Himmel unseres öden Nordens erzählt. Er hielt meine Knie fest umschlungen und versicherte mir, daß er mir überall ohne Wanken hinfolgen wolle. Fast mit Gewalt mußte ich mich endlich losreißen und den harrenden Wagen besteigen, und als ich den lieben braunen Freunden den letzten Abschied mit dem Taschentuch zuwinkte, hatte ich das Gefühl des verlorenen Paradieses: „Schöner Edelstein! Bella Gemma!“

Venantius Fortunatus,

der letzte römische Dichter.

Von

Professor **Friedrich Leo** in Kiel.

Es wird nicht leicht sein, das Interesse eines weiteren Kreises auch nur auf Momente an die Gestalt eines Dichters zu fesseln, der, im unkenntlichen Schutt einer großen Vergangenheit stehend, an erfreulichen oder fruchtbaren Gedanken, an starker oder gefälliger Empfindung nicht viel mehr besitzt als der im Sande der Ebene verrinnende Quell an erquickendem Wasser; der vom Dichter nicht viel mehr als die Form hat, eine weder durch Zierlichkeit noch durch gewichtige Strenge anziehende Form; für den also ein ästhetisches Interesse schwerlich zu gewinnen ist. Vielleicht aber ein historisches und menschliches, wenn man nach den Zuständen fragt, in denen er lebte, nach der Umgebung, für die er dichtete, in ihren Augen ein unvergleichlicher Sänger. So arm das Zeitalter des Fortunatus (sein Leben reicht bis an's Ende des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung) an lebendiger Cultur erscheint, es ist das Jahrhundert, in dem sich die Ausbreitung der Germanenstämme über Westeuropa vollendet, eine Epoche von außerordentlicher Wichtigkeit für die Geschichte der Menschheit. Das geistige Leben der alten Welt liegt in Trümmern wie die Tempel der alten Götter; den Romanen sind mit der Sprache nur kümmerliche und erstarrte Reste desselben geblieben; auf den Trümmern haust die jugendlich ungebundene Kraft der nordischen Barbaren. Das gemeinsame Christenthum verbindet Eingeborne und Eroberer bisher nur äußerlich: es hat, was an der alten Cultur lebensfähig war, an sich gezogen und verarbeitet und bedeutet für den Romanen die Gesammtheit der ideellen Güter; auf den Germanen beginnt es erst allmälig dämpfend und erziehend zu wirken. So finden wir die Elemente bei einander, aus denen in der Folgezeit das neue Leben erblühen soll.

In Italien hat das Regiment des Theoderich und die Beziehung zu Byzanz den Untergang von Literatur und Wissenschaft um ein Weniges aufgehalten. Hier begegnen noch vereinzelt dichterische Individualitäten und gelehrte Männer.

Doch auch hier ist im Allgemeinen die Poesie nicht mehr als eine Uebung im Versemachen, die Kunstprosa eine Fertigkeit, Briefe und Reden ohne Inhalt und Gedanken aus verschnörkelten Satzungethümen zusammenzustellen, für ein kleines ebenfalls aus der Rhetorenschule hervorgegangenes Publicum. Der neue Stoff, den das Christenthum zuführt, beschäftigt zwar Versificatoren genug, aber Leistungen von dauernder Bedeutung entstehen fast nur auf dem Gebiete des Kirchenliedes. Am Ende dieser Reihe steht als der letzte Vertreter einer versunkenen Weltliteratur Venantius Fortunatus, selbst Italiker, aber früh nach Gallien verschlagen, wo noch vor einem Jahrhundert die Studien geblüht hatten, während jetzt der gelehrteste Mann des Landes, der vortreffliche Bischof Gregor von Tours, seine fränkische Geschichte, freilich für ein größeres als das rhetorisch gebildete Publicum, in barbarischem Latein schrieb.

Venantius Honorius Clementianus Fortunatus (so nannte er sich im Titel seiner Gedichtsammlung mit vollständigem Namen und dem Beisatz presbyter Italicus; für gewöhnlich führt er nur den letzten der vier Namen) ist im Veneterlande bei Treviso geboren. Wir wissen nicht viel über seine Jugend zu berichten. Als frommer Knabe widerstand er doch den Bemühungen des Bischofs von Aquileja, Paulus, ihn zum Eintritt in den Mönchstand zu bewegen. Den Studien lag er in Ravenna ob und hat sowohl einige dort entstandene Gedichte an den Anfang seiner späteren Sammlung gestellt (sie sind an den Bischof Vitalis gerichtet und betreffen die neu erbaute Kirche des h. Andreas), als auch am Schluß seiner nach dem Buche des Sulpicius Severus versificirten Geschichte des h. Martinus ausführlich über das Wunder berichtet, durch das dieser ihn in der Basilika des h. Apollinaris von einer gefährlichen Augenkrankheit heilte. Es scheint, daß bei Gelegenheit dieser Heilung Fortunatus das Gelübde gethan hat, an das Grab Martins, des großen Bekehrers von Gallien, in Tours zu pilgern. Etwa im Jahre 565 sehen wir ihn von Ravenna aus die lange und beschwerliche Reise über die Julischen Alpen, durch Deutschland nach Gallien antreten: zehn Jahre nach der Vertilgung der Ostgothen, wenige Jahre vor der Eroberung Italiens durch die Langobarden. Fortunatus hat in späterer Zeit, als er sich auf Bitten seines Freundes Gregor von Tours zur Herausgabe einer Gedichtsammlung entschloß, in die Vorrede an diesen eine Schilderung seiner Reise eingeflochten, die genug von der Farbe des Lebens trägt, um unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen. Das Selbstbewußtsein des Romanen aus dem Mutterlande der Cultur den wilden Sitten der kräftiger organisirten Germanen gegenüber, das Gebahren der Germanen selbst, in merkwürdigem Einklang mit den Erinnerungen unserer Studentenzeit, die ganze Situation tritt in so lebhafter und charakteristischer Spiegelung hervor, daß wir unserm Poeten für noch einen Erguß dieser Art gern tausend nichtssagende Verse in den Kauf gegeben hätten.

„Aus Deinem eifrigen Verlangen," schreibt der bescheidene Dichter, „ich möge Einiges aus den Erzeugnissen meiner Unwissenheit hervorholen und Dir übersenden, ersehe ich zu meiner Verwunderung, daß Dir meine Spielereien Beifall entlocken, die doch, wenn sie an die Oeffentlichkeit gelangt sind, weder Bewunderung noch Neigung werden erregen können; zumal ich Talentloser das

Meiste zu Pferde oder im Halbschlummer verfaßt habe, als ich auf meiner Reise von Ravenna aus über den Po, die Etsch, die Brenta, Piave, Livenza und den Tagliamento schwamm, schwebend an steilen Bergabhängen über den Julier wanderte, in Noricum die Drau, bei den Breonen den Inn, in Bayern den Lech, in Alemannien die Donau, in Germanien den Rhein überschritt, später über die Mosel und Maas, Aisne und Seine, Loire und Garonne, die gewaltigen Ströme Aquitaniens setzte und auf die im Juli mit Schnee bedeckten Pyrenäen zuritt. Da hab' ich denn, auf eine weite Strecke hin unter Barbaren wandernd (in Deutschland nämlich), vom Wege oder vom Rausche ermattet, in der Kälte des nördlichen Himmelsstrichs, begeistert von einer Muse, die, ich weiß nicht, eher frostig oder betrunken war, als ein neuer lyrischer Orpheus dem Walde Lieder gesungen, vom Walde das Echo empfangen. Urtheile Du selbst und erwäge, was auf diesen ausgedehnten Märschen mit Ueberlegung sich dichten ließ, wo kein Richter war, mich in Furcht zu halten, kein Kunstgenosse, mir Zustimmung zu zollen, kein Begleiter, mich mit Beifall zu ermuntern, kein gebildeter Leser, mich zu corrigiren; wo es mir gleich hoch angerechnet wurde, heiser zu krächzen als zu singen bei einem Publicum, das zwischen dem Geschnatter der Ente und dem Sange des Schwans keinen Unterschied kennt, bei dem nur die dröhnende Harfe häufig barbarische Weisen wiederklingt. So hab' ich unter jenen nicht als Musen-, nein als Mäusedichter die Blüthe des Liedes abgenagt und meine Gedichte nicht gesungen, sondern hergeleiert, während die Zuhörer bei hölzernen Bechern dasaßen und sich den Heiltrank bietend so unmäßig zechten, daß selbst der Zechergott Bacchus es für Tollheit erklärt haben würde. Was kann denn da kunstgerecht gedichtet worden sein, wo man kaum für verständig gehalten wird, wenn man nicht mit den Leuten zusammen verrückt ist? Wo sich der besonders Glück wünschen muß, den der Trank nicht krank macht? wo der thyrsusschwingende Zechbruder vom Gelage kommend nicht Zukunft, nein Unvernunft redet? Da doch, soweit ich es einzusehen vermag, die blöde Seele, die sich aus dem Stumpfsinn nicht aufrüttelt, selbst in der Nüchternheit betrunken ist[1])".

---

[1]) Der folgende, wahrscheinlich in Italien und kaum früher als im 6. Jahrhundert entstandene charakteristische Stoßseufzer erinnert durch die Aehnlichkeit der Situation und selbst des Ausdruckes an obige Schilderung: Inter „heils" goticum „scapiam matian iah drincan" | non audet quisquam dignos edicere versus, | Calliope madido trepidat se iungere Baccho, | ne pedibus non stet ebria Musa suis (Riese, Anthologia latina I 285). Zu deutsch:

Bei dem gothischen „Heil! schafft her zu essen, zu trinken!"
Wagt sich Keiner daran, kunstrecht in Versen zu reden,
Denn Calliope zagt, mit Bacchus, dem trunknen, zu zechen,
Fürchtet im Rausche nicht mehr fest auf den Füßen zu stehn.

vgl. Aug. Grabow in der Festschrift für A. Stinner (Oppeln 1880) S. 21 ff., wo die Situation richtig gefaßt ist. Die dort gegebene Lesung des Gothischen findet sich bereits bei Dietrich, Aussprache des Gothischen, S. 26, wie mir mein College H. Möller mittheilt. Demselben verdanke ich die wie mir scheint richtige Deutung der in lateinischer Orthographie überlieferten gothischen Worte: skapjam matjan jah drigkam (lauter Spondeen); ferner die Notiz, daß für die Datirung das Gothische, wie es geschrieben ist, keinen Anhalt bietet. — Der letzte Vers geht auf metrische Fehler; s. u. Gregor über König Chilperich's Verse (VI, 46).

Seinen ersten Aufenthalt nahm Fortunatus in Metz, wo er rechtzeitig eintraf, um an der Hochzeitfeier König Sigebert's mit der westgothischen Brunehilde thätigen Antheil zu nehmen. Sigebert war der dritte unter den Söhnen König Chlothar's, des jüngsten Sohnes Chlodowech's, der seine Brüder überlebt und noch einmal drei Jahre lang (er starb 561) das Reich vom Ocean und der Garonne bis zum Rhein und der Grenze des Sachsenstammes unter einem Scepter vereinigt hatte. Von seinen vier Söhnen erhielt Charibert, der älteste, mit seinem Antheil die Hauptstadt Paris, Gunthram, der zweite, Orleans, Chilperich, der jüngste, Soissons, und Sigebert gewann mit der Hauptstadt Metz den östlichen, halbdeutschen Theil des Reiches, Austrasien. Die Theilung hatte nicht stattgefunden ohne einen raschen Versuch Chilperich's, die ganze Herrschaft an sich zu reißen, der die drei übrigen gegen den Bruder vereinigte und dadurch vielleicht größeres Blutvergießen hinderte. Die folgenden Zeiten sind angefüllt mit Zwist und Bruderkampf. Das Christenthum, seit Chlodowech Familienreligion des Merowingerhauses, hatte die Privatsitten dieser Könige so wenig umgestalten können, wie die der fränkischen Großen und Krieger, von deren Treulosigkeit und Gewaltthaten zu berichten Gregor unermüdlich ist. Von allen unbequemen Geboten der Kirche waren diese Könige am wenigsten geneigt sich dem von der Heiligkeit und Ausschließlichkeit der Ehe zu beugen. Charibert nahm zu seiner Gattin Ingoberga noch drei Königinnen aus geringem Stande hinzu; der fromme König Gunthram wechselte in kurzer Zeit viermal die Frauen; Chilperich erhob die schöne Fredegunde, die Dienerin seiner Gattin Andowera, zur Königin. Nur Sigebert, der ritterlichste unter den Söhnen Chlothar's, sah mit Mißfallen auf die unköniglichen Ehen, die seine Brüder schlossen. Er begehrte eine Königstochter für seinen Thron und richtete die Blicke nach Spanien, das seit einem Jahrhundert im Besitze der Westgothen war. Er schickte den Herzog Gogo nach Toledo, der Hauptstadt des Königs Athanagild, und warb um dessen Tochter Brunehilde. In glänzendem Zuge wurde die gewährte Braut, ein Mädchen (nach des frommen Bischofs Gregor Worten) gewandt in Frauenarbeit, von lieblichem Antlitz, ehrbaren und geziemenden Sitten, klug im Rath und bezaubernd im Gespräch, nach Metz geführt und dort unter unermeßlicher Freude und Lustbarkeit dem König Sigebert angetraut.

Bei dieser Vermählungsfeier erwies sich unser Fortunatus für die empfangene Gastfreundschaft dankbar in einem langen und glänzenden Festpoem, das nach hergebrachter Schablone mit dem Apparat des classischen Götterstystems die hohen Brautleute ansingt. Amor hat das Herz des Königs mit dem Liebespfeil getroffen; freudig meldet er das seiner Mutter Venus und fordert sie auf mit ihm zu kommen, um das Brautgemach zu schmücken. Venus versieht sich mit Veilchen und Rosen, beide fliegen zusammen nach Metz und betreten die Königsburg. Hier entspinnt sich zwischen Mutter und Sohn ein Wettstreit über die Vorzüge ihrer Günstlinge: Amor erhebt den Bräutigam, Venus die Braut in langen Reden mit überschwänglichem Lobe; leider ohne individuelle Züge, die zur Vervollständigung des historischen Bildes dieser merkwürdigen Personen dienen könnten. Das Gedicht endigt in feierlichem Glückwunsch. In einem andern,

kürzeren, besingt der Dichter den Uebertritt Brunehilde's von der arianischen Ketzerei zum rechtgläubigen Katholicismus. Brunehilde, deren Bild in der Geschichte überhaupt reiner erscheint, als das ihrer späteren Feindin, der schrecklichen Fredegunde, scheint dem Dichter auch in der Folge ihre Zuneigung bewahrt zu haben. Nicht nur eine Anzahl Gedichte, die mehr als zwanzig Jahre später geschrieben wurden, bezeugt das: auf einen Verkehr freundschaftlicherer Art, als diese officiellen Producte, läßt eins der besseren Gedichte des Fortunatus schließen, das er auf den Tod von Brunehilde's Schwester Geleswintha verfaßt und ohne Zweifel an Brunehilde gerichtet hat.

Von Metz begab sich Fortunatus nach Paris an den Hof des Königs Charibert, den er so noch kurz vor seinem Tode (Charibert starb 567) besingen konnte. Auch mit dem Bischof Germanus, dem großen St. Germain, schloß er Freundschaft. Dann erreichte er Tours, sein eigentliches Reiseziel, wo er, vom Bischof Euphronius, dem Vorgänger Gregor's, mit allen Ehren empfangen, sein Gelübde am Grabe des h. Martin löste. Um diese Zeit bewegte sich abermals ein Brautzug von den Pyrenäen her nach dem Norden. König Chilperich von Neustrien hatte das Verfahren seines Bruders Sigebert mit stillem Neide betrachtet und empfand den unwiderstehlichen Trieb es ihm in einer vornehmen Brautbewerbung gleichzuthun. Er schickte also auch eine Gesandtschaft nach Spanien an König Athanagild und begehrte dessen Tochter Geleswintha, Brunehilde's ältere Schwester, zur Gemahlin, obgleich er deren, wie Gregor bemerkt, schon mehrere besaß. Da er diese jedoch abzuschaffen feierlich versprach, wurde die Werbung, wohl aus politischen Gründen, angenommen und Geleswintha trotz ihrem und ihrer Mutter heftigen Widerstreben mit reicher Aussteuer den Gesandten mitgegeben. Fortunat sah sie auf ihrer Reise in Poitiers; er berichtet von ihrem prächtigen Aufzuge, aber nichts von ihrer Schönheit. Chilperich empfing sie mit großen Ehren und die Hochzeit wurde gefeiert. „Und er liebte sie auch", erzählt der treffliche Gregor, „von ganzem Herzen, denn sie hatte große Schätze mitgebracht". Diese Liebe war denn auch nicht von langer Dauer. Chilperich's Charakter zeigt eine unerfreuliche Mischung widerstrebender Eigenschaften. Bei aller Wildheit des Barbaren (Gregor nennt ihn den Nero und Herodes seiner Zeit) ist er Dilettant in romanischer Bildung. Er hat die Schwäche sich für einen gelehrten Theologen zu halten (mit Entsetzen erkannte Gregor in einer Schrift des Königs, die dieser ihm als künftiges Glaubensbekenntniß aufdrängen wollte, die Ketzerei des Sabellius), für einen gelehrten Grammatiker (er beabsichtigte drei neue Buchstaben in das Alphabet einzuführen und befahl schon seinen Grafen, alle in seinem Reich befindlichen Handschriften danach durchcorrigiren zu lassen) und endlich für einen Poeten: „seine Verse", berichtet Gregor, „sind schwächlich und vermögen auf keinem Fuße festzustehn; in ihnen setzte er, da er es nicht verstand, statt der langen Silben kurze und statt der kurzen lange". Einige dieser Züge erinnern an Kaiser Claudius; mehr noch Chilperich's Verhältniß zur Fredegunde, die ihn völlig beherrschte bis zu seiner Ermordung, deren Schuld man ihr mit nicht geringerem Rechte beimaß als der Agrippina die an Claudius' Tode. Auch die Unterbrechung ihrer Herrschaft durch die neue Vermählung Chilperich's sollte nur kurz sein.

Nach dem Vertrage hätte Fredegunde entlassen werden müssen, sie befand sich aber nach wie vor in der Königsburg und behandelte Galesuintha mit offnem Hohn. Als die Königin keinen Schutz bei ihrem Gatten fand, bat sie ihn nach langem Dulden, ihre Schätze zu behalten und sie wieder in ihre Heimath ziehen zu lassen. Da besänftigte sie der König mit milden Worten. Dann befahl er einem Diener, sie auf ihrem Lager zu erdrosseln. Als ihm ihr Tod gemeldet ward, heuchelte er Bestürzung, vermählte sich aber nach wenig Tagen mit der eigentlichen Urheberin des Mordes, Fredegunde. Diese Unthat, die auf Brunehilde die Pflicht der Blutrache wälzte, gab auf langehin Ursache zu Bruderkriegen, Verwüstungen und Freveln, die erst in der durch Fredegunde angestifteten Ermordung Sigebert's nach acht Jahren einen vorläufigen Abschluß fanden.

Die Werbung um Galesuintha, ihre Brautfahrt, Vermählung und Tod hat Fortunatus in einem nur allzulangen Gedichte mit tief empfundenen und rührenden Partien besungen. Er schildert die Ankunft der Gesandtschaft in Toledo, das Widerstreben und den Abschiedsschmerz von Mutter und Tochter, die Klagen Galesuintha's beim Verlassen der Vaterstadt, die immer weiter ausgedehnte Begleitung der Mutter, die sich nicht entschließen kann, die Tochter allein ziehen zu lassen. Es folgt die Reise durch Gallien, die Vermählung, die Huldigung, der Uebertritt zum katholischen Bekenntniß, die Erwähnung ihrer Güte und Mildthätigkeit, durch die sie in Kurzem alle Herzen gewinnt; dann, ohne ein Wort von der Ursache (es geradezu mit Chilperich und Fredegunde zu verderben wäre gefährlich gewesen und lag auch durchaus nicht in des Dichters Neigung) ihr plötzlicher Tod. Daran schließen sich die Todtenklagen ihrer alten Amme, die sie nach Gallien begleitet hatte, der Mutter in Toledo, der Schwester in Metz. Und an diese ist mit den Trostworten zum Schlusse das ganze Gedicht gerichtet: nicht zur Rache gegen die Mörder zu reizen, sondern um der unglücklichen Frau ein bleibendes Denkmal zu setzen. Und es ist gewiß, daß ein würdigeres keiner der damals Lebenden zu errichten im Stande war.

In der That ist dieser, nach absoluter Schätzung so unendlich dürftige Dichter am Himmel des damaligen Galliens wie ein leuchtendes Meteor aufgegangen. Er fand dort seines gleichen nicht, wurde von den Romanen bewundert und gepriesen, von den Franken mit scheuer Hochachtung betrachtet. Keiner beherrschte wie er die Schriftsprache, die metrische Form, die rhetorische Schablone, keiner seiner Leser stellte an den Inhalt größere Anforderungen als die weltliche Bildung und der religiöse Eifer des Dichters befriedigen konnte. Daß es ihm nicht durchaus an Talent fehlte, zeigt sein offenes Auge für Beobachtung von Menschen und Dingen, wie es in manchen originellen Aeußerungen an und über seine Freunde, in einigen landschaftlichen Schilderungen, die über seine übrigen Erzeugnisse hervorragen (von den Moselgedichten hat Eduard Böcking in seiner zweiten Ausgabe von Ausonius Mosella vortreffliche Uebersetzungen geliefert), deutlich zu erkennen ist. An anziehenden persönlichen Eigenschaften hat es ihm offenbar nicht gefehlt, weder an der gewichtigen Ehrbarkeit des Gelehrten, noch an geistlicher Würde und Zuversicht, noch an der Gewandtheit des welterfahrenen Mannes, noch endlich an harmloser und lebens-

lustiger Gutmüthigkeit, die ihm die Herzen gewann. Schon in Metz schloß er Freundschaftsbündnisse mit vornehmen Romanen und Franken, für deren dauernden Bestand nach vielen Jahren verfaßte Episteln Zeugniß ablegen. Um seine Verse bewarb man sich als um ein seltnes Gut, seinen Besuch auf der ferneren Reise erbaten sich die Ersten des Landes wie von einem Fürsten. Er erwiderte diese Beweise der Achtung durch lange und kurze Begrüßungs- und Gelegenheitsgedichte, mit mehr oder minder gelehrtem Schwulst ausgeziert, je nachdem sie an romanische oder fränkische Freunde und Gönner gerichtet sind. Gelehrte Romanen, wie den Bischof Felix von Nantes, Martinus von Gallicien, Syagrius von Autun, Euphronius und Gregor von Tours erfreute er durch mühsam ausgearbeitete, im ganzen barocken Pomp der Rhetorenschule einherstolzirende Prosabriefe.

So durchzog Fortunatus, die Gastfreundschaft der Bischöfe, Grafen und Herzöge genießend, das Land bis zu den Pyrenäen. Seine Wanderschaft sollte ein Ziel finden in Poitiers, einer Stadt, deren Besuch von vornherein in seinem Plane gelegen haben muß; denn dort lag der h. Hilarius, der große Vorgänger und Lehrer des h. Martin, begraben. Noch einen anderen Anziehungspunkt besaß Poitiers für einen Mann, der wie unser Dichter allerorten die Stätten gottgefälligen Ruhmes aufsuchte. Vor den Thoren der Stadt erhob sich nun schon seit 16 Jahren das Frauenkloster der ehemaligen Königin Radegunde, deren Gestalt von nun an zu eng mit dem Leben des Dichters verbunden ist, als daß wir uns versagen dürften, diese reine und in dem dumpfen, gewaltthätigen Getriebe der Zeit höchst wohlthuende Erscheinung näher in's Auge zu fassen. [1])

Radegunde war die Tochter Berthar's, die Nichte Irminfried's, des letzten Königs der Thüringer. In zarter Jugend erlebte sie das ungeheure Unglück der Vernichtung ihres Vaterlandes und ihrer Familie. Die Frankenkönige Theoderich und Chlothar, Söhne Chlodowech's, brachen um 530, alte Beleidigungen zu rächen, in's Land der Thüringer ein, besiegten Irminfried bei Burgscheidungen an der Unstrut, wo die Leichen der Erschlagenen den Fluß füllten, zerstörten die Königsburg und führten die gefangenen Kinder der königlichen Familie mit sich nach Gallien. Irminfried, von dessen heldenhaft erkämpften Tode die Sage meldet, wurde hinterlistig ermordet. Der Besitz des schönen Kindes Radegunde fiel Chlothar zu, der die thüringische Königstochter zu seiner künftigen Gemahlin zu erziehen beschloß, ihr durch die besten Lehrer romanische Bildung und die Unterweisung im Christenthum angedeihen ließ. Es ist natürlich, daß ein mit solchen Eindrücken in so jungen Jahren in die Welt geschleudertes Mädchen den religiösen Trost mit allen Organen ihres Wesens begierig ergriff und sich einem innigen und schwärmerischen Gefühlsleben hingab.

Als sie zur Jungfrau erwuchs und die Zeit nahte, da sie sich dem König Chlothar vermählen sollte, ergriff sie ein heftiger Abscheu vor der Verbindung mit dem blutbefleckten Manne, der nicht nur gegen seine Feinde und ihre Angehörigen gewüthet, sondern auch vor nicht zu langen Jahren die beiden Söhne seines verstorbenen Bruders Chlodomir als lästige Erben ihres Vaters mit

[1]) Ausführlich hat über Radegunde gehandelt E. Dümmler, Im neuen Reich 1871, S. 641 ff.

eigener Hand geschlachtet hatte. Sie entfloh in einer Nacht kurz vor dem bestimmten Tage, ward aber von den Leuten des Königs ergriffen und zurückgeführt, dem Könige feierlich vermählt und durch den Treuschwur der Großen als Königin anerkannt. Etwa sieben Jahre verbrachte sie nun als Chlothar's Gattin unter stets wachsender Abneigung mit Uebungen und Handlungen der Frömmigkeit. Chlothar, durch ihr Widerstreben und die Vernachlässigung ihrer Pflichten gegen die Gesellschaft des Hofes gereizt, behandelte sie hart und ohne Rücksicht; obwohl die Folge beweist, daß er für seine schöne und fromme Gemahlin leidenschaftliche Neigung empfand. Das einzige Band, das Radegunde an die irdischen Dinge fesselte, war ihr Bruder, der mit ihr in die Gefangenschaft geführt und der letzte war, der ihr von ihrer Familie blieb. Als dieser in kräftigem Jünglingsalter seinem nach Byzanz geflüchteten Vetter Amalafried in die Dienste des Kaisers zu folgen wünschte, hielt ihn die Schwester durch flehentliche Bitten zurück. Kurze Zeit darauf wurde er auf Chlothar's Befehl, den der Flug des jungen Adlers zu beängstigen anfing, meuchlerisch ermordet. Nun war Radegunde durch kein Band mit ihrem Herzen und vor ihrem Gewissen durch keine Rücksicht mehr gehalten. Sie reiste, ohne ihren Vorsatz kund zu thun, mit ihrem Gefolge nach Noyon, wo der h. Medardus Bischof war. Zu diesem begab sie sich in die Kirche, wo er am Altar celebrirte, und forderte, plötzlich vor ihn tretend, daß er sie ohne Verzug zur Nonne weihe. Der Gedanke an die Heiligkeit der Ehe und die Rache des Königs ließen den Bischof zögern; auch stürzten sich die auf's höchste überraschten Franken von der Königin Gefolge auf den Bischof und drohten ihn mit Gewalt an der Erfüllung einer solchen Bitte zu hindern. Indessen begab sich Radegunde in die Sacristei, legte ihr Seiden- und Purpurgewand ab, trat als Nonne gekleidet wieder vor den Bischof und wiederholte dringender ihre Beschwörung. Das Gefolge stand in Ehrfurcht gefesselt und der Bischof gab ihr, ohne länger zu widerstehen, die Weihe als Diakonissin. Von hier ging sie nach Tours, dann nach Poitiers. Der König folgte ihr und schwur ohne ihren Besitz nicht leben zu wollen. Erst nach vielen vergeblichen Versuchen sie zur Rückkehr zu bewegen, und nach der Einsprache des h. Germanus gab er es auf sie an der Ausführung ihres Entschlusses zu hindern, ließ sie durch Germanus um Verzeihung für das Ueble, das er ihr gethan, ersuchen und sie durch seine Beamten in der Aufführung ihres Nonnenklosters unterstützen. Dieses wurde vor der Stadt festungsartig im Laufe mehrerer Jahre erbaut; in das fertige hielt sie mit zweihundert jungen Mädchen, die ihrer Aufforderung gefolgt waren, ihren Einzug, um die Klostermauern, von nun an mit dem Rufe der Heiligkeit umgeben, nicht wieder zu verlassen. Zur Aebtissin machte Radegunde ein von ihr erzogenes junges Mädchen, Agnes; sie selbst trat in die Reihen der Schwestern und unterwarf sich in Allem der von ihr eingeführten Regel des h. Cäsarius von Arles. Ihre Bußübungen und Kasteiungen, so sehr wir auch ihre innige Frömmigkeit als den einzigen Halt in der moralischen Verwirrung der Zeit zu schätzen wissen, auch die vielen Züge des klösterlichen Einerlei ziehen uns weniger an als die Milde und Menschlichkeit ihres Wesens, ihre zielbewußt auf Linderung der sie umgebenden Noth gerichteten Bemühungen. Herzliche Liebe und Verehrung spricht nicht nur aus

der später von Fortunatus verfaßten Biographie, besonders auch aus den von einer mitlebenden Nonne aufgezeichneten Nachträgen zu derselben. Am sichersten aber ergänzt sich das Bild ihres Lebens aus den Zügen, die uns Fortunatus' Gedichte von seinem Zusammenleben mit ihr gewähren.

Radegunde und Agnes fanden ihre Freude darin, fromme und gelehrte Männer gastfreundlich im Kloster zu empfangen. Als Fortunatus erschien, wurde er von den Frauen mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit aufgenommen. Die drei Personen fanden so großes Gefallen aneinander, daß nach kurzem Aufenthalt der Dichter sich bereden ließ, seinen dauernden Wohnsitz in ihrer Nähe zu nehmen. Von nun an lebt er als Priester in Poitiers bis zum Tode Radegundens (auch Agnes muß bald nach ihr gestorben sein) fast zwanzig Jahre lang in herzlichster, ganz ungetrübter Freundschaft mit den beiden Frauen, als ihr Beistand und Berather in allen Dingen, brieflich und auf Reisen im Interesse des Klosters thätig, bei Würdenträgern des Staates und der Kirche wie an den Höfen der Könige. Nicht zum Wenigsten leistet seine Muse der früheren Königin schätzbare Dienste. In ihrem Auftrage richtet er zum Dank für das Geschenk vom Kreuze Christi, das dem Kloster sein Wahrzeichen gegeben hatte, ein Lobgedicht an das kaiserliche Paar Justinus und Sophia, richtet er ein Sendschreiben an alle weltlich und geistlich Gebildeten mit der Bitte um Bücher frommer Dichter, deren Lectüre die Klosterregel gestattete und vorschrieb; im Interesse des Klosters verfaßt er ein langes die Jungfräulichkeit preisendes Gedicht, welches sowohl die der Jungfrau dereinst harrenden Belohnungen als die Leiden der Ehefrau und Wittwe in gar sehr sinnlich glühenden Farben ausmalt; zur Ergänzung ein zweites, das einen directen Aufruf an die Jungfrauen des Landes zum Eintritt in Radegundens Kloster enthält; im Namen der Frauen dichtet er ein humoristisch beginnendes, zur Begleitung kleiner Geschenke bestimmtes Sendschreiben, das in die ernstliche Zumuthung an das angesprochene Ehepaar ausläuft, nicht nur ihr eigenes Leben fortan klösterlich einzurichten, sondern auch ihre Tochter dem Frauenkloster zu überlassen. Eine rhetorische Trostepistel an eine vornehme Mutter, deren Tochter im Kloster verstorben, zeigt uns auch die Prosa des Dichters im Dienste Radegundens. Auf ihre und der Aebtissin Bitten versificirt er in vier Büchern die berühmte Biographie des h. Martinus von Sulpicius Severus; dichtet er eine Anzahl Lieder und Hymnen auf das heilige Kreuz des Klosters. Noch nach Radegunden's Tode zeigt er sich in Briefen an Gregor eifrig bemüht um Beilegung der scandalösen Nonnenrevolte, die unter Agnes' Nachfolgerin Leudowera die Existenz des Klosters erschütterte.

Vor allem zeugen von dem beständigen vertrautesten Verkehr der drei Personen eine Anzahl von mehr als fünfzig kleinen Gedichten, die bei geringen Vorkommnissen des täglichen Lebens entstanden und theils an die „Mutter" Radegunde, theils an die „Schwester" Agnes, theils an beide zugleich gerichtet sind. Es sind bloße Begrüßungs- oder Gratulationsverse zu Geburtstagen und Kirchenfesten, begeistertes Lob oder fromme Ermahnung, kurze auf Reisen geschriebene Briefe. Er entschuldigt sein Ausbleiben bei schlechtem Wetter; er bittet Radegunde, ihrer Gesundheit wegen bei Tische Wein zu trinken (wie es auch der Apostel dem Timotheus befohlen habe); er rühmt ihren unermüdlichen Fleiß

in häuslicher Arbeit, dann wieder den zierlichen Blumenschmuck des Altars oder der gedeckten Tafel. Er empfiehlt in zierlichen Versen kleine Geschenke, die er aus seinem Garten sendet: Blumen, Kastanien, Pflaumen, Aepfel, einmal ein Kreuz für die Aebtissin. Am häufigsten aber bedankt er sich für Gunstbezeugungen der Frauen, einmal für Verse, die Radegunde ihm gesendet hatte, ein anderes Mal, für die Erfüllung seiner Bitte um ein besonderes Mahl für die Schwestern; in den meisten Fällen aber für eßbare oder trinkbare Gaben; denn so strenge die Frauen selbst nach der Regel lebten, so eifrig bemühten sie sich, der stark ausgeprägten Liebhaberei des Freundes für die Genüsse der Tafel Genüge zu schaffen. Fortunatus kann sich in der Beschreibung und Lobpreisung der ihm übersandten Herrlichkeiten nicht genug thun, er verbreitet sich ausführlich über einzelne Gerichte oder Mahlzeiten, bedauert von Herzen, daß der Arzt ihm dies und jenes verboten habe, deutet unverblümt die traurigen Folgen seiner Unmäßigkeit an, sendet auch wohl von der Mahlzeit eine nur sein unendliches Behagen bezeugende Improvisation.

Das Verhältniß auch zu der jüngeren der beiden Frauen ist ein überaus inniges, aber durchaus reines. Das Gedicht, in dem er Christus und der Heiligen Zeugniß für den rein brüderlichen Charakter seiner Liebe zu Agnes anruft, ist zwar nicht von naivem Ton, aber die Betheuerung unverdächtig, trotz der wenig Jahre nach Radegundens Tode aus dem Inneren des Klosters an's Licht tretenden argen Zustände. Auch die an Radegunde gerichteten Verse sind bisweilen von leidenschaftlicher Farbe; es kann dies aber nur ein Zeugniß mehr für die hohe und liebenswürdige Persönlichkeit der in äußerster Selbstentsagung lebenden und dem Fortunatus an Jahren gewiß beträchtlich überlegenen früheren Königin bilden. Als Probe mögen zwei kleine, zu Anfang und Ende der Passionszeit, in welcher Radegunde sich zu strengen Fasten in ihre Zelle einzuschließen pflegte, an sie gerichtete Gedichte dienen; zugleich als Probe für die durchgehende Art des Dichters, auch einem glücklichen Gedanken durch allzu breite Ausführung zu schaden. Das gewählte altmodische Versmaß soll die in antiker Form kaum nachzuahmende Starrheit des Metrums im Original veranschaulichen helfen.

An Radegunde, als sie sich einschloß.

Radgunde gotterfüllt, Du Hort der frommen Frauen,
Die Du den Leib kasteist, die Seele zu erbauen,
Heut ruft Dein frommer Brauch Dich in der Klause Schranken;
Dann spähen wohl nach Dir die irrenden Gedanken.
Wie schnell ist meinem Blick durch Dich das Licht verwehret!
Ganz bin ich, wenn Du fliehst, von Wolkenlast beschweret.
Uns alle schließt Du aus, bleibst einsam in der Zelle,
Vielmehr Du kerkerst ein die Deinen vor der Schwelle.
Obwohl Du flüchtig nur Dich birgst auf kurze Weile,
Währt länger dieser Mond als eines Jahres Eile.
Die Zeit ist, da Du fehlst, dem Liebenden entrücket,
Dem nie die Zeit genügt, selbst wenn er Dich erblicket.
Doch wird mich das Gebet mit Dir zusammenbringen:
Wenn auch der Raum uns trennt, mein Geist wird zu Dir dringen.

So kehre denn gesund zum Osterfest uns wieder,
Dann steigt auf einmal uns ein zwiefach Licht hernieder.

An dieselbe, als sie zurückkehrte.

Von wannen kehret mir Dein Antlitz strahlenhelle?
Was hielt Dich gar so lang entfernt in Deiner Zelle?
Du bringst mein Glück zurück, das Du mit Dir genommen,
Ein doppelt Osterfest ist uns durch Dich gekommen.
Zwar aus den Furchen steigt noch kaum die Saat zur Höhe:
Mein Erntefest ist da, nun ich Dich wiedersehe.
Die Garben bind' ich schon, die Frucht liegt auf den Wagen:
Was dem August gehört, hat mir April getragen.
Zwar springt die Knospe kaum, kaum sprießt die Rebenlaube,
Doch ist mein Herbst schon da, zur Lese reif die Traube.
Ob Birn- und Apfelbaum erst holden Duft verstreuen,
Im jungen Blüthenschmuck mit Frucht sie mich erfreuen.
Noch liegt das Land so kahl, noch fehlt die Pracht der Aehren;
Doch Fülle glänzt ringsum: das macht Dein Wiederkehren.

Ein rührenderes Erzeugniß dieses Zusammenlebens liegt in dem Gedichte vor, das den Untergang Thüringens besingt. Es waren mindestens 35 Jahre seit dem Ereignisse verflossen und noch stand es lebendig genug vor den Augen der Heimathlosen, daß sie dem Freunde die glühenden Schilderungen entwerfen konnte, deren Wiederschein uns hier entgegentritt, daß der Gedanke an den entfernten Vetter der Weltabgewandten so leidenschaftliche Sehnsucht einflößen konnte, wie sie in ihrem Namen Fortunatus ausspricht. Man muß nothwendig auf die Person der Erzählerin die Hauptvorzüge des Gedichts zurückführen, muß annehmen, daß die unwiderstehliche Gewalt der Darstellung, der Anblick der frischaufbrechenden Wunden, die Theilnahme an dem verzehrenden Schmerz der Freundin dieser schwunglosen Feder ungewohnte poetische Wallungen mittheilten; denn das Gedicht hat Stellen von einer so unmittelbaren Kraft des Gefühls, daß es sich nicht nur hoch über die übrigen Leistungen desselben Poeten hinaushebt, sondern auch von allen fast allein über das historische und sprachliche Interesse hinaus einen Platz in der Literatur beanspruchen darf. Es ist das letzte hervorragende Erzeugniß der römischen Elegie. Auch in der Form. Die Ueberschrift de excidio Thuringiae ist irreführend, vielmehr ist das Gedicht eine Epistel, und zwar eine von Radegunde an ihren Vetter Amalafried wirklich abgesendete Epistel. Amalafried kämpfte als Feldherr im Dienst des byzantinischen Kaisers; die andern für das Verständniß nöthigen Momente, der Tod des Bruders und die Umstände, unter denen er erfolgte, sind bereits berührt worden.

Das Gedicht hat sehr fühlbare Längen, die zwar für den Dichter charakteristisch und zum Theil von besserer Ausführung sind, als die unbehilflichen Uebergänge, die aber doch eine vollständige Mittheilung verboten. In der folgenden Uebersetzung sind nur die eigenartigsten und vorzüglichsten Stellen mitgetheilt, zwischen denen der Zusammenhang leicht von selbst oder aus dem vorher gelegentlich Bemerkten sich ergeben wird.

Radegunde an Amalafried.

Jammer bereitet der Krieg, rasch wirft er die tückischen Loose,
Reißt in Vernichtung jäh glänzende Throne dahin.

Mächtig in Reihn aufragten die herrlich prangenden Thürme,
Bis der entsetzliche Sturz Alles in Flammen begrub.
Fürstliche Pracht umblühte den stolzen Bau des Palastes:
Jetzt, statt der Wölbung Zier deckt ihn der trauernde Schutt.
Weithin leuchteten einst, mit röthlichem Erze geschmücket,
Ragende Dächer: in Grau hüllte die Asche sie ein.
Unter des Feindes Gewalt hinwandern gefangene Fürsten,
Tief aus der Höhe des Ruhms stürzend in schmähliches Loos.
Meines Alters Genossen, die liebliche Schar der Gespielen,
Ungewartet im Staub liegt sie, des Tages beraubt.

— — — —

Denke doch, Amalafried, wie einst als lieblicher Knabe
Dort, mein Vetter, so treu Du Radegunden geliebt.
Du, der Verwaisten warst Du an Vaters Statt, des erschlagnen,
Mutter sah ich in Dir, Schwester und Bruder in Dir;
Nahmst in den Arm mich schmeichelnd, ich hing am Kusse des Bruders,
Und Dein kosendes Wort rührte mein kindisches Herz.
Kaum ein Weilchen verging, ein Stündchen, Du kehrtest mir wieder:
Jetzt erhoff' ich umsonst Worte von Jahre zu Jahr.
Langsam schalt ich Dich oft, obwohl Du eiltest: es hielten
Vater und Mutter, es hielt fürstliche Pflicht Dich zurück.
Ach mir war es ein Zeichen: bald sollt' ich, Theurer, Dich missen;
Liebe so grenzenlos leidet ja raschen Verlust.

— — — —

Wüßt' ich den Ort nur! umsonst die säuselnden Lüfte befrag' ich,
Frage das leichte Gewölk, fährt es am Himmel daher.
Warb sich Byzanz Dein Schwert? der tapfere Perser? befiehlst Du
In Alexander's Stadt? liegst vor Jerusalems Burg?
Hielte mich nicht in Banden des Klosters heilige Mauer,
Glaube mir, wo Du auch weilst, plötzlich erschien' ich vor Dir.
Rasch in der Winde Gebraus durchschifft' ich die brandenden Fluthen,
Schaukelte fröhlich im Sturm Wogen hinauf und hinab;
Wenn die Wellen sich thürmten, ich schwebte beherzt in den Lüften,
Und vor des Seemanns Furcht bangte der Liebenden nicht;
Löste die Fugen des Schiffs der tobende Regen, ich griffe
Nach den Planken und so trüge das Meer mich zu Dir.
Wenn ich Dich, Theurer, erblickte, vergäß' ich die Fährden des Weges,
Ueber des Schiffbruchs Noth hülfe Dein Trost mir hinweg.
Oder wenn dann der Tod das traurige Leben mir raubte,
Würfest den Hügel Du doch über dem Grabe mir auf.
Vor die vertrauten Augen, von Licht und Leben geschieden,
Ließ' ich mich tragen: der Tod rührte doch endlich Dein Herz;
Der Du der Lebenden Klage nicht hörst, Du weintest am Grabe,
Der Du mir Worte versagst, Thränen erhielt' ich gewiß.

— — — —

Heimlich erschlagen ward im zarten Flaume der Jüngling;
Ferne war ich, ich sah nicht den entsetzlichen Mord;
Nicht verlor ich ihn nur: ich durft' ihm die Augen nicht schließen,
Nicht, auf die Leiche gestreckt, einmal noch reden zu ihm,
Nicht mit den brennenden Thränen die kalten Glieder erwärmen,
Durfte zum Abschied nicht küssen den schweigenden Mund.
Einst der Heimath entführt, jetzt war ich doppelt gefangen,
Sah bei des Bruders Tod wieder im Feinde den Feind,

Wieder erschienen die Bilder der Lieben mir, wieder beweint' ich
Vater, Mutter und Ohm, unser begrabnes Geschlecht.

Den Schluß bildet die dringend wiederholte Bitte um Nachricht; die Antwort kam und meldete den Tod Amalafried's.

Bei der Betrachtung dieses Stilllebens im Frauenkloster von Poitiers muß man bedenken, daß die Jahre desselben angefüllt sind mit den wildesten Kämpfen innerhalb des Frankenreiches. Kaum eine Spur davon in Fortunatus' Gedichten, keine Erwähnung von Sigebert's und Chilperich's Ermordung, von der grimmigen Fehde zwischen Fredegunde und Brunehilde. So viel auch hiervon auf Rechnung der dem Dichter gebotenen Vorsicht kommt und so lieb es uns auch wäre, mehr von ihm zu erfahren, wir haben doch hier ein Fleckchen Erde und ein paar Menschen, unter denen Frieden und Genüge herrscht. Das Bild, das sie bieten, ist nicht ohne Bedeutung und in gewisser Weise eine Verheißung für folgende Zeiten. Dort die thüringische Königstochter, ihrer Heimath entführt und zur fränkischen Königin in romanischer Bildung erzogen, eine Heilige der Kirche; hier der italische Gelehrte und Dichter, ein frommer Priester, auf den von Franken eroberten gallischen Boden verschlagen: so finden wir die Ueberreste der versunkenen Jahrhunderte mit ihren aus der Fäulniß mächtig fortwirkenden Keimen und die frischen Kräfte, denen die Zukunft gehört, jene von diesen, diese von jenen bereits beeinflußt und umgestaltet beieinander.

Die in Radegundens Nähe zugebrachten Jahrzehnte sind der eigentliche Kern wenigstens der zweiten, uns bekannteren Lebenshälfte des Fortunatus. Nach ihrem Tode scheint er vorzüglich die längst bestehende Freundschaft mit Gregor von Tours gepflegt zu haben; eine große Zahl an ihn gerichteter Gelegenheitsgedichte befindet sich in der Sammlung. Auch ihn überlebte Fortunatus. Danach noch, in seiner letzten Lebenszeit, wurde er zum Bischof von Poitiers erhoben, eine Würde, von der ihn der Tod bald abgerufen zu haben scheint. Beigesetzt ward er in der Kirche des h. Hilarius. In den Zeiten der Karolinger wurden seine Verse viel und eifrig gelesen; einzelne, wie das Trostgedicht an Chilperich und Fredegunde nach dem Tode ihrer Söhne, erfreuten sich besonderer Beliebtheit; die Hymnen zu Ehren des Kreuzes wurden berühmte Kirchenlieder. Länger als die Mehrzahl seiner Gedichte haben die prosaischen Lebensbeschreibungen der Heiligen, deren er eine Anzahl in schlichtem und volksthümlichem Stil verfaßte, sein Andenken erhalten; besonders werthvoll ist uns die Biographie der h. Radegunde, freilich ohne die Wärme und Fülle, die man von der langjährigen Vertrautheit des Freundes erwarten sollte. Diese Biographien wurden in der Zeit des sinkenden Mittelalters zum Theil noch fleißig in den Klöstern gelesen und abgeschrieben, als von den Gedichten nur noch einzelne in verstreuter Ueberlieferung lebendig waren. In neuerer Zeit ist er fast nur zu historischen Studien herangezogen worden; und mit Recht wird auch die Folgezeit daran nicht viel ändern. Man wird aber zugeben, daß die hier zusammengestellten wichtigsten Züge auch für die Persönlichkeit des Dichters und selbst für seine Erzeugnisse ein unmittelbares Interesse beanspruchen dürfen.

Aus der Pfalz und aus Baden, 1849.

Briefe eines preußischen Generalstabsofficiers.

II.

Appenweier, den 3. Juli.

Nach langem Harren habe ich die Briefe vom 18. und 20. v. Mts. erhalten. Unser Postengang ist noch außerordentlich in Confusion; die Unsicherheit des Postenlaufs im Beginn der Campagne, und jetzt die ungeheure Ueberhäufung der Beamten mit Arbeit haben der Auslieferung der Briefe eine Verzögerung gegeben, unter welcher sämmtliche Angehörige unserer Division sehr leiden.

Wir blieben in Carlsruhe bis zum 29. Am zweiten Ruhetage, den 27., rückten unsere Truppen, die noch in Hagsfelden und Rintheim cantonnirt hatten, nach Durlach; zwei Compagnien des 24. Regiments und zwei Geschütze mußten wir an andere Divisionen abgeben, so daß wir an Linien-Infanterie nur noch zwei Compagnien behielten. — Die Ruhetage, so lang sie mir erschienen, brachten uns aber auch manches Gute; Stiefel u. s. w. konnten restaurirt werden. Namentlich das Berliner Bataillon, das am 18. März des vorigen Jahres beim Sturm auf seine Kaserne die bedeutenden Verluste gehabt hatte, litt an Fußbekleidung den erstaunlichsten Mangel. Dann aber langten endlich die Proviantbeamten an und man konnte nun sofort Proviantcolonnen bilden, die der Division folgen.

Dann brachten uns diese drei Ruhetage die Trainknechte. Mir fiel ein Schusterjunge aus Trier zu, ein ehrlicher, braver Mensch, der aber natürlich von Pferdepflege und Pferdewarten nichts versteht, geschweige denn irgendwie seine Stellung auszufüllen weiß. Es kann unmöglich eine Einrichtung Bestand haben, welche Officieren, deren ganzer Dienst zu Pferde ist, gar keine Garantie gibt, daß die Pflege der Pferde eine solche ist, wie sie der Dienst erfordert. Man kann nichts Komischeres sehen, als unsere „Numidier", wie wir sie nennen; kein Einziger von ihnen hat jemals zu Pferde gesessen, und Jeder zeigt in seinem Auftreten, wie er es unglücklich empfindet, nicht an seinem Platze zu sein. Aber die ernste Seite der Sache macht sich doch auch sehr fühlbar. Es wird durchaus nothwendig werden, daß man sowohl den Truppen wie den mobilen Officieren

einen militärisch gebildeten Train gibt, Leute, die an Gehorsam und Ordnung gewöhnt sind und die mit der Arbeit Bescheid wissen, welche ihnen zuertheilt wird. Auch mein Bureau hat sich besser constituirt; ich hatte zuerst gar keine Schreiber bekommen können, die brauchbar waren; endlich war's gelungen, vom Düsseldorfer Bataillon einen Grenadier zu gewinnen. Ich habe ihm freilich wegen Trunkenheit meine Meinung schon einmal etwas unsanft sagen, ihn auch einmal in Arrest schicken müssen, aber im Allgemeinen ist er außerordentlich anstellig und Nachts stets bei der Hand, so daß ich ihn lieb gewinne. Der zweite Schreiber ist ein Artillerist, ein flüchtiger Mensch, den wir uns wohl bald wieder abstreifen werden. Wir hatten in Carlsruhe viel mit den Relationen über die Gefechte zu thun. Sie wurden in duplo angefertigt für das Ober- und das General-Commando. — Für den 29. war endlich der Vormarsch für das Armeecorps, mit Ausnahme der dritten Division, die schon am 28. abmarschirte, befohlen. Die zweite Division sollte die Avantgarde bilden. Die vierte — wir — folgte der ersten, soweit sie aus denjenigen Truppen bestand, die in Carlsruhe cantonnirt hatten; mit den übrigen, die von Durlach kamen, wollten wir uns bei Ettlingen vereinigen. Es war die Absicht, den Feind vom rechten Ufer der Murg zurückzudrängen. General Graf Groeben, der mit dem zweiten Armeecorps am 28. durch Carlsruhe defilirt war, sollte den Feind auf unserem rechten Flügel zum Weichen bringen; links griffen wir [das erste Armeecorps] an, von dem indessen noch weiter umfassend die dritte Division in die Berge geschickt worden, um von dort aus auf die feindliche rechte Flanke zu drücken und die Verbindung mit dem General von Peucker, der auf Baden-Baden dirigirt war, herzustellen. Wir waren noch nicht bei Ettlingen angelangt, als der Befehl des Generalcommandos einging, wir sollten an der ersten Division vorbei, links auf der alten Bergstraße auf Bischweier ꝛc. marschiren. Der neuen Ordre de bataille zufolge sollte der Major von Thiesenhausen mit seinem Bataillon und einer Füsilier-Compagnie, sowie mit vier Geschützen unsere Avantgarde übernehmen; er kam erst in Ettlingen zu uns. Die Reserve-Cavallerie war uns abgenommen; statt dessen hatten wir zwei Schwadronen Husaren überwiesen bekommen, von denen eine zur Avantgarde stieß. Die Vereinigung mit dem Durlacher Detachement hatte noch nicht stattgefunden. Ich ritt zu Thiesenhausen und trieb diesen, sich zu formiren. Er hatte die Avantgarde noch nicht gehabt und die nicht allzugroße Beholfenheit der Compagnieführer beschleunigte die Ausführung nicht. Wir waren eben im Gange, als andere Befehle kamen. Unsere Formirung hatte dem commandirenden General zu lange gedauert; er hatte unseren Auftrag der ersten Division gegeben. Diese setzte sich sofort vor unsere Spitze. Ich bat den General, doch zu protestiren, sich die Ausführung des einmal gegebenen Auftrags nicht nehmen zu lassen. Ich konnte ihn leider nicht dazu bewegen und wir waren Alle sehr unglücklich. Auf der großen Straße, auf der sich die zweite Division vorbewegte, trafen wir bald auf das Gros der letzteren, das die Avantgarde weit voran gelassen hatte. Wir waren genöthigt, ein lang dauerndes Rendezvous zu machen. Wir folgten dann bis Klein-Malsch, von wo ein Officier an Major von Roon mit der Meldung abgeschickt wurde, daß wir da wären und um weitere Befehle bäten. Der Officier kam bald mit

dem Befehl zurück, wir sollten Cantonnements beziehen, die zum Theil sehr weit rückwärts lagen. Mittlerweile hörten wir von dem rechten Flügel sehr bedeutendes Geschützfeuer; es mußte Groeben sein; auch links vorwärts entspann sich ein Feuergefecht. Wir erreichten indessen Groß-Malsch und rückten ein.

Mir gefiel das Ding nicht, und bevor ich noch etwas genossen hatte, machte ich mich auf und horchte von den Höhen herab, an die sich das lang gestreckte Dorf lehnt, nach dem Stande und Gange des Gefechts. Das Feuer wurde immer lebhafter und entspann sich plötzlich links vorwärts des Dorfes in ziemlich großer Nähe; ich taxirte, daß die Entfernung, nach dem Schalle des Gewehrfeuers zu urtheilen, keine 1000 Schritt entfernt sein konnte. Die Dorfwachen waren noch nicht aufgezogen; die Feldwache, die nach der meinerseits mit dem betreffenden Commandeur getroffenen Verabredung sofort gegen das Gebirge vorgeschoben werden sollte, erschien nicht. Ich ging daher in's Dorf, um dem General zu rapportiren und zugleich mir eine Abtheilung zusammen zu suchen, mit der ich eine Recognoscirungs-Patrouille hätte machen können. Ich war eben beim General, als ein Unterofficier vom 17. Regiment hereinstürzte und meldete, er gehöre zur Compagnie des Hauptmann von Engelbrechten; dieselbe sei auf Rothenfels als linkes Seitendetachement dirigirt gewesen, sei dort auf überlegenen Widerstand gestoßen, der sie genöthigt habe, zurück zu gehen. In der linken Flanke angegriffen, sei sie zersprengt worden; der Feind ihnen bis auf 800 Schritt vor'm Dorfe gefolgt. Er schilderte den Feind 1500 Mann stark. Ich bat den General, allarmiren lassen zu dürfen. Es geschah. Trotzdem daß kein Hornist aufzufinden war, hatte man bald drei Compagnien auf den Füßen und wir gingen damit los. Die Füsilier-Compagnie wurde nach Möglichkeit vorgeschoben; wir fanden nichts. — Etwa dreißig Mann von der Engelbrechten'schen Compagnie fanden sich ein, dazu die Quartiermacher des Bataillons Berlin, die, weil zwei Oberweier existiren, in's falsche gerathen und dort ebenfalls vertrieben waren. Uns war die Geschichte unerklärlich. Endlich fand sich noch ein Landwehr-Capitän, der die Bagage der dritten Division geleitete und uns die Nachricht brachte, daß diese an dem Tage von Freyolsheim nach Michelbach marschirt sei, was auch außer aller Berechnung lag. Hoch oben am Berge, an einem Punkte, wohin nur von Cavalleristen abgesessen und führend zu gelangen war, weit rückwärts der fechtenden Truppen der ersten Division, befand sich eine Ulanen-Vedette der dritten Division. Nach langem Suchen konnten wir unsere Expedition aufgeben; soviel wurde uns aber klar, daß die dritte Division der Bestimmung, die ihr ertheilt worden war, nicht konnte nachgekommen sein.

Die wunderschöne Gegend, die himmlische Luft konnten den unangenehmen Eindruck, den der doch nicht entschiedene Erfolg unserer Waffen hervorgerufen hatte, keineswegs verwischen. Einen Erfolg hatten indessen unsere Truppen doch gehabt. Auf dem Heimritt tönte uns die Kunde entgegen: „Kinkel ist gefangen!" Als wir zurückkamen, war es dämmerig geworden. Der Gefangene, Kinkel, saß in einer Scheune mit einem Gefährten auf einem der Prellsteine, den Kopf verbunden. Seine Sachen waren ihm schon abgenommen; unser erster Adjutant nahm seine Aussage über Gefangennahme u. s. w. zu Protocoll; unsere Leute

umstanden ihn, drängten sich um ihn herum, forderten, man solle ihn sofort erschießen; neue traten hinzu, ihr Verlangen wurde ungestümer; man konnte mit aller Anstrengung kaum zu Worte kommen, um ihnen auseinander zu setzen, daß Kinkel Gefangener sei und deßwegen unverletzlich. Nun wurde auf den Unterofficier eingestürmt, der ihn eingebracht und der befragt wurde, warum er ihn nicht gleich niedergemacht? Der Capitän habe es nicht gewollt, war die Antwort. Der Unterofficier, ein junger Mann, hatte ebenfalls eine starke Verletzung davongetragen; er hatte sich mit Hauptmann von Engelbrechten's Compagnie hart gegen einen Hohlweg gedrängt befunden. Kinkel an der Spitze der Freischaren war auf sie eingestürmt, ein Schuß hatte Kinkel verwundet, der Unterofficier war auf ihn gesprungen und hatte sich mit ihm den Hohlweg herabgewälzt: hierbei war sein Fuß verletzt. Kinkel sah abenteuerlich genug aus. Eine Freischarenblouse mit lackirtem Gurt, in welchem ein Dolch steckte und der die Patrontasche und das Seitengewehr trug; burnusartiger Ueberwurf von dunkelm Tuch, schwarzer Freischarenhut mit langer schwarzer Feder. Dazu die schöne Gestalt; das wohlgebildete Gesicht, bleich und mit weißem Tuch verbunden. Er kam keinen Augenblick aus der Fassung, so daß er unserem Adjutanten in der That imponirte. Was aber dieser Fassung und dem ganzen Benehmen den Eindruck entzog, das war die Absichtlichkeit und das falsche Pathos, die ihn gleichzeitig keinen Augenblick verließen. Man hatte sich seiner Kleidungsstücke, seiner Uhr bemächtigt. Der Unterofficier hatte seinen Dolch und wollte ihn um keinen Preis weggeben. Dem Adjutanten überreichte er sein Tintenfaß; dem Unterofficier rief er zu, als er abgeführt wurde: „Leben Sie wohl, Sie waren ein Mensch!"

Unter den Sachen, die Kinkel abgenommen wurden, befand sich auch eine kleine Brieftasche. Es waren nur Papiere ohne Wichtigkeit darin, u. A. Briefe von seiner Frau, ihm mit Pretiosen übersandt, welche er zum Besten der Insurrectionscasse verkaufen solle; sie waren mit Ausdrücken der innigsten Zuneigung geschrieben und ich war dafür, ihm diese Briefschaften ohne Weiteres zurückzugeben. Der Jubel unserer Leute, deren Viele als Landwehren ihn von Bonn her persönlich kannten, war groß; sie waren kaum davon abzuhalten, ihm jetzt noch Vorwürfe zu machen u. s. w. Er ist glücklich nach Carlsruhe abgeliefert. Nach unseren Bekanntmachungen gehört er vor ein Kriegsgericht und wird unbedingt zum Tode verurtheilt werden. Indessen der Vollziehung dieses und noch anderer Urtheile steht das entgegen, daß unser Major Hinderfin mit mehreren mecklenburgischen Officieren in der Gefangenschaft der Aufrührer sich befindet und man fürchtet, diese könnten Repressalien nehmen.

Der Prinz von Preußen war mittlerweile angelangt. Sein Gefolge war wenig contentirt von den Erfolgen des Tages. Man erzählte sich wunderbare Dinge; der Feind hatte Bischweier wiedergenommen und erkleckliche Unordnung war in unsere weichenden Truppen gekommen. Der Prinz war sehr unwillig gewesen. Nun kam später noch die Nachricht, daß das erste Bataillon des 25. Regiments überfallen worden sei und bedeutende Verluste gehabt habe. So war es Nacht geworden. Nach zehn Uhr kam Boyen zu mir, geschickt vom Prinzen, um sich nach den Vorsichtsmaßregeln zu erkundigen, die man zum Schutze von Malsch

und des Hauptquartiers getroffen habe. Ich theilte ihm das unsrerseits Angeordnete mit und begab mich zum Major von Walther, der in Malsch commandirte, um ihn vielleicht zu veranlassen, noch neue Vorrichtungen zu treffen. Im Hauptquartier herrschte die Ansicht, daß man es mit einem unternehmenden Feinde zu thun habe, und daß man einem sehr heißen Tage entgegengehe. Man war beunruhigt, daß von der dritten Division jede Nachricht fehlte. — Es war ein schweres Ding, Malsch an sich als offenen Ort, unmittelbar am Walde und am Gebirge und weit hingestreckt, zu sichern, wenn man diese Sicherung nicht indirect von der ersten und der dritten Division erwarten konnte. In Malsch hatte man eine Menge Leute auf Dorfwache ziehen lassen, ohne die stehenden Patrouillen zu geben, um die ich gebeten hatte. Die Wachen hatten keinen Hornisten, wußten nicht, wo der Commandirende wohnte; einen Eingang fanden wir ganz unbesetzt. Ich besprach mit Walther, nachdem ich ihn gefunden, das möglicher Weise noch zu Aendernde. — Ich kann aber nicht leugnen, daß ich die Nacht, nach allem dem, was mir gesagt worden war, nur mit Besorgniß über dem Hauptquartier des Prinzen sich lagern sah. Dazu konnte man nicht mit frischem Soldatenmuth an den morgenden Tag denken. Diese Nacht war nächst derjenigen vom 21. 22. die wenigst erquickliche, die wir bis jetzt während des Feldzugs durchlebten. — Wenn ich mich auch hätte niederlegen wollen, so sorgte das Generalcommando dafür, daß ich nicht zum Schlaf kam. Um ein Uhr kam der Befehl für den 30. Ehe danach Alles geschrieben und eingesiegelt war, war Schlafenszeit vorüber. —

Am anderen Morgen sollten wir um neun Uhr bei Oberweier neben der ersten Division stehen. Es sollte der Uebergang über die Murg forcirt werden, um den Feind zu einem vollständigen Aufgeben der Murglinie zu zwingen. Wir hatten die Reserve-Artillerie, ebenso die Reserve-Cavallerie bei uns. Zwei Schwadronen 9. Husaren begleiteten uns wiederum; die Bagage sollte sich in Malsch sammeln und dort weitere Befehle erwarten. Wir waren zur rechten Zeit bei Oberweier. Die Bivouacs der ersten Division waren am Waldrande wohlgedeckt. Ich war vorausgeritten, fand General von Hannecken; bald kam auch General von Hirschfeld. Ich holte meinen General herbei. Der Befehl zum Angriff wurde ausgegeben. General Hannecken sollte beide Divisionen commandiren. Er dictirte den Befehl, nach welchem wir auf Winkel marschiren, von dort um 10 Uhr zum Angriff auf die Murg zwischen Rothenfels und Oberndorf vorgehen sollten. Man wollte wissen, daß Oberndorf mit, ich weiß nicht wie viel, Geschütz gehalten würde. Hannecken hatte Hirschfeld um vier Zwölfpfünder gebeten; ich stellte die nämliche Bitte um deren zwei. Nur der ersten Division wurden sie bewilligt. Von der dritten Division war noch immer keine Nachricht da. Ich berichtete die Aussage des Bagagehauptmanns; man konnte ihr keinen Glauben schenken. Ich trieb zur Eile, weil es schon $9\frac{1}{2}$ Uhr war. General von Brun versammelte seine Stabsofficiere, theilte ihnen die Absicht des Tages mit und ließ antreten.

Wir waren kaum eine Viertelstunde fort, als uns die Ordre zuging, wir sollten bei Winkel den Befehl zum Vorrücken gegen die Murg abwarten. — Wir waren an dem vorgeschriebenen Punkte angelangt; die Division wurde, so

gut wie es an dem Bergabhange möglich war, verdeckt aufgestellt. Der Capitän von Engelbrechten (der uns gestern gefangen gemeldet war) hatte uns führen sollen, wir waren aber auf einen bessern Weg gekommen und er begleitete uns nun. — Ich hatte eben die Aufstellung des Gros besorgt und ritt rasch vor, als ich den General auch schon gegen Rothenfels recognoscirend fand. Ich sah mit unbewaffneten Augen Cavalleristen auf der Wiese neben Rothenfels, man bestritt es mir, daß es Ulanen wären. Ich meinte die Lanzen zu sehen; herangeholte Ferngläser bestätigten meine Aussage. Sie erwiesen sich als von der dritten Division entsendete Patrouillen. Der Führer derselben sagte aus, daß diese Division bei Gaggenau lagere. Patrouillen waren vorgeschickt; wir folgten ihnen, als Leute aussagten, Rothenfels sei unbesetzt. Der General entschloß sich, sofort es zu besetzen. Alles wurde in Marsch gesetzt. Ich war mit einigen Ordonnanzen vorausgeritten, fand einen Officier des 8. Ulanenregiments, bat ihn, sofort einen Zettel an General von Niesewand zu befördern, worin demselben mitgetheilt wurde, was wir vorhatten und was General von Hannecken beabsichtige. Mein General war wundervoll mobil, heiter und frisch und Alles ging ermuntert und muthig an die Sache. Als die Spitze der Avantgarde das große Gehöft an der Brücke über die Murg, zwischen Rothenfels und Oberndorf, besetzt hatte, war eine vorgeschickte Patrouille mit der Nachricht zurückgekommen, daß der Feind, der Oberndorf noch schwach besetzt halte, eben im Begriff sei, dasselbe zu räumen. Der General entschloß sich ganz kurz zu unser Aller Freude: „dann wollen wir ihm so rasch wie möglich folgen.“ Die Spitze wurde sogleich wieder in Marsch gesetzt; ein paar Gefangene, die sie wenige Augenblicke nachher machte, bestätigten die Nachricht von der Räumung Oberndorfs. Es wurde nun die Disposition getroffen, daß die Avantgarde im schleunigen Vormarsch auf Kuppenheim bleiben sollte. Wir gingen also vor, und dem General Niesewand, sowie dem Generalcommando wurde wieder Meldung davon gemacht. General von Brun hatte mich zurückgelassen, um das Gros zu dirigiren und dem Major von der Mülbe die Instruction für die Besetzung von Rothenfels und des Gehöfts an der Brücke persönlich zu überbringen. Er sollte mit seinem Bataillon dort bis auf Weiteres zurückbleiben. Als ich dem General dann folgen wollte, war er mit der Compagnie geritten, welche links vorgeschoben war, um den eventuellen Widerstand des Feindes hier zu brechen und unsere linke Flanke zu schützen. Ich gelangte nur mit Mühe dahin; tiefe Wasserbäche zogen sich von den dichtbewachsenen Höhen nach Oberndorf und Kuppenheim herunter, ich mußte immer lange suchen, bevor ich mit dem Pferde herunter oder wieder hinauf kam. Man übersah aber von da Oberndorf, das rasch von der Avantgarde in Besitz genommen wurde. Wir glaubten nicht, daß wir noch auf bedeutenden Widerstand stoßen würden. Der General war nach Oberndorf hineingeritten, Boddien und ich hatten uns auf der Höhe gehalten und waren im Gespräch ganz allein geblieben, ziemlich weit vor der Spitze, als uns plötzlich sich rasch hintereinander folgende Kanonenschüsse und heftiges Musketenfeuer aus aller Ruhe brachten. Wir suchten sofort den General zu erreichen. Die Avantgarde war, nachdem sie Oberndorf passirt hatte, rasch weiter marschirt; der Adjutant Thiesenhausen's hatte, auf einem

Damm voranreitend, auf der anderen Seite der Murg eine Compagnie Badener Infanterie in aller Ruhe lagern sehen, hatte ihr zugerufen, sich zu ergeben, wozu auch alle Veranstaltungen von dem sehr erschreckten Haufen getroffen waren; er war nun eiligst wenige Schritte zurückgeritten, um zur Entwaffnung die Mannschaften heranzuholen, als plötzlich zwei Kartätschenschüsse den Landwehren so die Köpfe verdrehten, daß, trotzdem kein Einziger verwundet, an nichts mehr zu denken war, als wie man die Leute wieder zum Stehen brächte. Wie die Schafe waren sie auf einen Haufen gelaufen und hatten die Köpfe zusammengesteckt, wahrscheinlich vermuthend, sie würden dann nicht gesehen. Nun kamen noch mehr Schüsse; Büchsenkugeln pfiffen, das Ordonnanzenpferd wurde erschossen; da war die badische Compagnie längst in salvo! — Der Compagnieführer Gaudy hatte sich alle mögliche Mühe gegeben, die Leute wieder in Haltung zu bringen, als Lengsfeld mit seinen Geschützen gekommen war, eine gute Aufstellung, hinter einen Damm gedeckt, gefunden und das feindliche Geschützfeuer sofort zum Schweigen gebracht hatte. Als ich zum General kam, ritt dieser aus Oberndorf eben vor; wir fanden Lengsfeld im Feuer, die Tirailleurs der Landwehr, soweit wie Gebüsch war, zu beiden Seiten der Artillerie vorgeschoben, jeden Gegenstand mit großer Kunstfertigkeit zu fünf und sechs benutzend. Thiesenhausen war mit wenigen Tirailleurs, sich außerordentlich exponirend, weit vorn. Es war namentlich aus einem Hause, von wo uns sehr heftiges Büchsenfeuer überschüttete. Die Tirailleurs machten einige Fortschritte, da war plötzlich wieder in der Flanke aus einem Busche Feuer gekommen. Neues Weichen!

Es war uns außerordentlich auffallend, daß der Feind über die Murgbrücke herüber so sehr nach vorwärts seine Menge schob. Es mußte dieses mit dem erwarteten Angriff seitens der zweiten Division zusammenhängen, deren Artillerie man gleichzeitig mit der Reserve-Artillerie auf große Entfernung in Thätigkeit sah. Lengsfeld war gegen die einzelnen Häuser des Dorfes im Feuern geblieben und hatte es in Brand gesetzt. Ich ritt zu ihm und proponirte, doch diese nach vorwärts und seitwärts der Murg strömende Menge, sowie ein kleines Erdwerk vor der Brücke zu beschießen; meiner Meinung nach sollte er es mit Granaten bewerfen. Er wollte dagegen dorthin lieber Vollkugeln rollen, was er auch sofort that. Er ging zu diesem Zwecke mit zweien seiner Geschütze in's heftigste Tirailleurfeuer; unter dem Schutze natürlich unserer Tirailleurlinien und einzelner Bäume. Der General mit seinen Adjutanten gesellte sich zu ihm und weil daselbst die Büchsenkugeln doch zu arg pfiffen, so saß er ab. Um die Leitung des Gefechts aber einigermaßen in der Hand zu behalten, was von da nicht möglich war, ritt ich nach einem nicht 180 Schritt davon ab, aber hochgelegenen Punkte, von wo ich den größten Theil des Gefechtsfeldes überblickte. Ich sah das Weichen des Feindes vom Erdwerke nach Kuppenheim, das Avanciren unserer Batterien auf dem rechten Ufer. Mir schien demnach der Augenblick heranzunahen, wo man Kuppenheim mit dem Bajonett nehmen, oder sich auf einen entschiedenen Ausfall des Feindes gefaßt machen mußte. Für beide Eventualitäten war das Heranziehen des Gros nothwendig; der General genehmigte es, daß ich es bei Oberndorf aufsuchte, um es heranzuführen. Ich fand es sehr bald, die Büchsenkugeln begleiteten mich übrigens bis dort hin, und mir

ist es immer wunderbar, wie es möglich ist, daß wir nur so geringe Verluste hatten. Die feindlichen Kugeln bestrichen anhaltend das schmale Terrain zwischen Murg und Thalwand, in welchem eine Truppe hinter der anderen stand. Ich führte das Gros an einen Fleck, wo es vollständig à portée und doch geschützt stand, wo sich auch schon zwei Schwadronen des 9. Husarenregiments aufgestellt hatten, gab einem Bataillon der ersten Division, welches durch die hier leicht zu durchwatende Murg gegangen war, Nachricht vom Stande der Dinge, forderte dasselbe auf, beim Vorgehen des Gros den rechten Flügel desselben zwischen Murgcanal und Murg zu decken, und eilte wieder auf meinen Fleck. Als ich eben wieder oben anlangte, begann auf unserem linken Flügel eine Kanonade, und Granaten schlugen bis zu meinem Standpunkte ein. Ich sprengte zum General und bat ihn, sich doch nach meinem Flecke begeben zu wollen, um gleich zur Hand zu sein, wenn es zu befehlen gäbe; schickte nach dem Gros, daß es links vorpoussiren solle, ließ Mülbe wissen, daß er folgen möge, und ritt mit dem General zurück. Als wir oben anlangten, kamen uns einzelne Versprengte, Leute mit Handpferden u. s. w. entgegen in vollem Carriere, schreiend: „Alles ist verloren." Einen so klagenden Landwehrmann ritt ich um und um, und sagte dem General, ich glaubte, der Feind wolle unter der Maske dieser Offensivbewegung (denn das Geschützfeuer war sehr heftig) seinen Rückzug bewirken, und proponirte, mit dem Gros der Avantgarde gegen Kuppenheim rechts vorzugehen. Der Adjutant des Generals berichtete, daß eine sehr starke feindliche Batterie bei Favorite spiele. Dies beschleunigte mich noch mehr; ich ritt sofort hin und ließ antreten. Thiesenhausen, brav wie ein im Feuer grau Gewordener, hatte mittlerweile seine Tirailleurs vorwärts getrieben und war schon im Orte, welcher brannte; ich jagte ihm nach; als ich jenseits heraus kam, fand ich ihn unglücklich, keine Cavallerie zur Hand zu haben; seine Tirailleurs, unter die sich einzelne Jäger der ersten Division gemischt hatten, standen, mit ihren Soutiens dicht gehäuft, auf der Straße von Kuppenheim nach Rastatt; von der Favorite hinter Forch gegen Niederbühl zu sah man eine lange dichte Colonne des Feindes, aus allen Waffen bestehend, mit mehreren Fahnen, sich bewegen. In dem Augenblick kam Lengsfeld mit seinen vier Geschützen um den Ort. Ich ritt ihm entgegen und bat ihn, die Colonne zu beschießen, was sofort geschah. Eine Granate schlug herrlich in Cavallerie ein und sprengte sie auseinander. Der Feind wandte sich von der Forch-Rastatter Chaussee ab, auf die westlich liegenden Waldungen zu. Gleichzeitig bat ich die Compagnieführer, ihre Compagnien zu railliren. Der General war eingetroffen, die Cavallerie kam und Major Künzel ritt mit seinen beiden Schwadronen zu Thiesenhausen, der noch immer die Colonnen hinter Forch im Auge hatte. Von unserem linken Flügel *keine* Meldung; uns mußte es erscheinen, als wenn der Feind sich nach Rastatt zurückzöge. Ich war der Meinung, daß die Verfolgung dorthin den nachrückenden Truppen der anderen Divisionen überlassen bleibe, daß wir dagegen wieder den linken Flügel nehmen müßten. Demgemäß wies der General Lengsfeld an, er möge vorgehen auf die Lücke zwischen Favorite und Forch, wo man die Tirailleurs unseres linken Flügels sah. Er ging rasch mit zwei Kanonen und aufgesessenen Mannschaften dorthin; ich setzte die Infanterie in gleiche Richtung und ritt mit dieser

Colonne. Lengsfeld hatte Position genommen und feuerte nunmehr gegen Hauen-Eberstein. Dies machte mich aufmerksam, ich ritt vor und erhielt die Mittheilung, daß er eben noch die abziehenden Geschütze und Fahrzeuge und etliche Dragoner Begleitungsmannschaft habe begrüßen können. Ich hoffte, die dritte Division würde sie in die Hand bekommen. Dagegen hörte man rechts vorwärts Kanonenfeuer. Man sah die Cavallerie dort halten und mußte glauben, daß sie dort unabkömmlich sei; Lengsfeld ging unter dem Schutz der Lisière von Favorite, die von den Unsrigen besetzt war, nochmals weiter vor; die Infanterie der Avantgarde langte zwischen Forch und Favorite an; man sah nichts mehr. Die Truppen waren sehr ermüdet; der General ließ halten. Kaum waren fünf Minuten verstrichen, als der Prinz von Preußen an unsere Tête geritten kam. Er war überrascht, uns anzutreffen, da er geglaubt hatte, die dritte Division sei bei Rothenburg debouchirt, und gratulirte er daher meinem General, worüber wir sehr erfreut waren. Die Division war somit an die Spitze des Armeecorps gekommen; wir hofften den Befehl zu erhalten, dem Feinde zu folgen, würden dieses auch auf eigene Hand gethan haben, wenn nicht der Befehl angelangt wäre, wir (die Reservedivision) solle zurück nach Kuppenheim in's Quartier. — Das Kriegsministerium hatte bei der Kriegsdisposition den Wunsch gehabt, die Divisionen sollten gleiche Aufgaben haben; General Hirschfeld war darauf nicht eingegangen. Hier zeigte sich das Richtige jener Ansicht recht deutlich. Mußten wir, die wir das Gefecht gewonnen hatten, nicht dem Feinde auf den Fersen bleiben? Wir marschirten recht mißmuthig nach Kuppenheim zurück, während die anderen Divisionen die Tête nahmen. Die Freude an unserem fünften siegreichen Gefecht ward uns so etwas verkümmert. Auch mußten wir uns sagen, daß wir viel mehr Trophäen hätten einbringen können, wenn wir bessere Meldungen gehabt hätten Nichts sollte man bei den Manövres mehr einprägen, als daß es durchaus nothwendig sei zu melden. —

Kuppenheim war von Freischaren total ausgesogen. Schauderhaftere Quartiere als dort wären in Polen nicht zu finden gewesen. Ich hatte von der Favorite aus gleich eine Ordonnanz fortschicken lassen, die unsere Bagage nach Kuppenheim führen sollte. Sie sowohl wie die Proviantcolonne waren noch nicht da; sie kamen auch nicht. Es gab daher viel Noth in dem ausfouragirten Orte, der noch immer brannte, und in welchem der Prinz mit großem Stabe und mit dem des jungen Prinzen Friedrich Carl gegen dreißig Officierquartiere erforderte. Sicherheitsmaßregeln mußten auch genommen werden. Es ward Nacht. Die Befehle für den nächsten Tag kamen; die Ordres wurden ausgegeben; es war Mitternacht. Man legte sich; heftiger Kanonendonner und eine Meldung weckten mich. Die Kanonade von Rastatt her ließ einen Ausfall vermuthen. Ich eilte hinaus; die Bivouacs Groeben's, die sich bis Kuppenheim heranzogen, waren allarmirt; die Sache verzog sich. Ich kam gerade früh genug, um unsere eben eintreffende Bagage zu dirigiren. —

Wir sind seitdem langsam weitergezogen. Der Feind hielt nirgends Stand. Wir haben seit dem Gefecht bei Kuppenheim keine Kugel mehr pfeifen hören. Jenes Gefecht gewann uns den Uebergang über die Murg und damit die Ein-

schließung Rastatts, die noch am nämlichen Tage das Groeben'sche Corps übernahm. Peucker war bei Oos nicht zur Hand gewesen und so der Feind per Eisenbahn entschlüpft. Etwas Peucker'sche Avantgarde wurde übergerannt. Das Neckarcorps wurde auf Donaueschingen dirigirt und somit der Gegner auch dazu veranlaßt, jeden Widerstand im Gebirge aufzugeben. Wir kamen am 1. Juli nach Steinbach in Quartier, wo in paradiesischer Gegend das Denkmal des Erwin von Steinbach nach dem Straßburger Münster hinüberschaut. Auf dieser Linie bewegten sich drei Divisionen fort, während die vierte gegen Kehl auf der Rheinstraße avancirte. Ueberall war der flüchtige Feind in voller Auflösung, und wurden wir von der Bevölkerung gut aufgenommen. Am 2. Juli marschirten wir nach der Mündung des Renchthales nach Renchen an dem schönen Monument von Türenne bei Saßbach vorbei. Wie reizend ist die Gegend! Immer am Gelände des Schwarzwaldes mit seinen scharf markirten, dunkel bewachsenen Formen, hier mannigfach seine kurzen Arme in's Rheinthal hineinstreckend, wieder überragt von höheren Rücken und Kuppen, dann das üppigste grünste Thal mit Weiden und Getreidefeldern und im Hintergrund die herrliche Kette der Vogesen. Oft ruhen wir von unserem schweren Handwerke aus und blicken entzückt auf dieses herrliche Land! Unsere Leute sind mit uns erfreut, und fast wehklagend ziehen sie weiter, wenn sie Fluren zerstören, wo sie sich lagern, und die strenge Hand des Züchtigers weisen müssen.

Gestern sind wir nach Appenweier vormarschirt; unsere erste Division steht vorwärts bei Offenburg; unsere zweite bei Kehl. Zwischen beiden steht die dritte. Heute haben wir Ruhetag, um dem General von Peucker Zeit zu geben, im Gebirge wieder, des Feindes rechte Flanke umfassend, vorzugehen und so den Feind von Position zu Position zu drängen. Mieroslawski und Techow sollen schon in Straßburg sein. Die Flüchtlinge treiben sich im ganzen Lande umher. Nur die Artillerie und mit ihr die Turner, die Polen und die Schweizer halten noch. Ich wünschte, wir kämen noch ein Mal und dann recht ordentlich zum Gefecht; wir müssen die Geschütze haben, bevor sie nach der Schweiz entführt werden.

Zähringen bei Freiburg, den 7. Juli.

Seit ich aus Appenweier schrieb, sind wir, wenn auch mit großen Anstrengungen, doch ohne irgend etwas vom Feinde zu sehen, als Ueberläufer und Solche, die sich selbst überlieferten, in ziemlich eiligen Schritten hierher marschirt. Wir durchzogen ein Land, wie ich es fast nie schöner sah; Offenburg in der Abendbeleuchtung wird mir immer unvergeßlich bleiben! Wir können uns über die gebotene Aufnahme nicht beklagen, aber es wird dieses köstliche Land jetzt einer starken Hand bedürfen, um die so verworrenen Anschauungen seiner Bevölkerung wieder auf richtige Bahnen zu führen. —

Heute Nachmittag hat sich der Rest der feindlichen Cavallerie, vier Schwadronen, eine reitende Batterie mit sieben Geschützen und das Ueberbleibsel des zweiten Regiments, unseren Truppen überliefert; sie wurden bei Riegel entwaffnet, 800 Mann nach Carlsruhe transportirt, die Geschütze nach Freiburg gebracht. Der bedeutendere Theil des regulären Militärs mag sich hiermit

von der Sache der Revolution losgesagt haben; die Fußartillerie mit 24 Geschützen und einzelne Infanterie-Abtheilungen halten es indessen noch mit den Freischaren, die unter der Anführung von Sigel, Struve und Anderen sich im Gebirge aufhalten. Wir umkreisen sie jetzt vollständig und hoffen sie zu bekommen, bevor sie nach der Schweiz entfliehen.

Ein sehr angenehmes Quartier hatte ich vorgestern mit meinem General in Offenburg bei einem wohlhabenden Edelmann. Seine Frau noch sehr hübsch und mit der ganzen süddeutschen Freiheit und Unbefangenheit liebenswürdig. — Gestern wurde die Infanterie und Artillerie unserer Division per Eisenbahn von Offenburg nach Emmendingen befördert. Mir war das unterhaltende Geschäft anheim gefallen, die Einschiffung zu übernehmen; dadurch veranlaßt, hatte ich von Morgens sechs bis Abends neun Uhr auf dem Bahnhofe zu thun; es wäre fast unleidlich gewesen, hätte jenes angenehmste Quartier von der Welt mir nicht beständig offen gestanden. Man verzog mich wahrhaft. Endlich konnten doch die letzten vier Compagnien nicht untergebracht werden, weil der Zug, der die Truppen zuletzt befördern sollte, ausblieb. Um unserer Ungewißheit, ob dieses Säumnisses ein Ende zu machen, nahm ich eine noch geheizte Maschine und machte eine kleine Patrouille nach Kenzingen in schönster herrlichster Nacht, arrangirte dort das Nöthigste und fuhr dann noch zu meinem General nach Emmendingen.

Wehr, den 16. Juli.

Meinen letzten Brief schrieb ich vor etwa acht Tagen. Am nächsten Tage fuhren wir mit unserem General nach Freiburg. Da war mannigfache Freude. Zuerst das herrliche, über Alles schöne Münster, eines der reichsten und vollendeten Kunstwerke unserer gothischen Architektur. In vollständig durchbrochener Arbeit steigt der herrliche Thurm lichtvoll und leicht empor und die Kirche schließt sich ihm in gleich vollkommener Ausstattung von Bildwerken und Steinmetzarbeit an. Unsere Truppen hatten in dem schönen Dome Gottesdienst; ich konnte demselben weniger Andacht schenken, aber der Bau und seine Details, die kühnen Säulen, die schönen Consolen und Capitäler, die prächtigen Glasmalereien zogen mich an, und als andächtiger Pilger wandelte ich in den Schiffen der Kirche umher.

Unser General hatte uns dann bei sich zu Tisch; wir waren heiter und guter Dinge. Man sah Officiere von allen Divisionen, die Freiburg zusammengerufen hatte. Gleichzeitig hatte mein General einen neuen Auftrag erhalten, der durchaus interessant und ehrenvoll erscheinen mußte. Nach allen Nachrichten war der Feind in vollständiger Auflösung dem Süden zugezogen, nur in dem berüchtigten, aber schönen Wiesenthale mit den angrenzenden Theilen des Schwarzwaldes sollte er sich noch halten. Dorthin sollte unsere durch mehrere Bataillone verstärkte Division ziehen, die letzten Banden zu zerstreuen und den Schwarzwald zu säubern. Nun war Vieles zu ordnen und zu befehlen. Wir mußten nach Emmendingen zurück und durften nicht einmal daran denken, einen sehr schönen Aussichtspunkt in unmittelbarster Nähe der Stadt zu besuchen.

Den uns gewordenen Aufträgen gemäß gingen wir am Montag den 9. nach Norsingen, einem Dorf auf der Chaussee nach Basel. Von dort begann unser wirklicher Vormarsch gegen das Wiesenthal. Am Dienstag rückten wir nach Müllheim, einem der bekanntesten radicalen Nester. Wir erhielten hier die Nachricht, daß in Effringen noch drei Geschütze seien; wir wollten sie uns gern holen, doch fehlten uns die Wagen der Eisenbahn, um rasch hinzukommen. Anderen Tags, als uns dieselben geschickt waren, fanden wir jene bereits verschwunden. Schon hier vernahmen wir, daß die Freischaren sämmtlich über den Rhein gezogen und dort entwaffnet seien; wie man ihre Geschütze nach Basel gebracht habe u. s. w.

Am Mittwoch ging's in's Gebirge. Erst in der Rheinebene von Müllheim bis Schliengen, dann links ab nach Kandern; unsere Seitendetachements griffen weit aus; das eine derselben erreichte schon an dem nämlichen Tage Lörrach. In Kandern empfing man uns mit Ehrenpforten und Schuljugend; zum Dank mußten wir den kleinen Ort ganz voll Einquartierung stecken. Vom Feinde war nichts zu sehen. Badische Soldaten, die von ihren Fahnen fortgegangen waren, meldeten sich zu Dutzenden als Aufgebot erster Classe; aber die Leute, die uns hätten Widerstand leisten wollen, und — wären sie nur einen Schuß Pulver werth — auch füglich hätten Widerstand leisten sollen, waren längst bei Rheinfelden und Säckingen über den Rhein gezogen. Ueberall aber auf dem Marsch hatten wir unsere größte Freude an der schönen Natur, und es war eine eigenthümliche Empfindung, sich hier an die fernsten Grenzen unserer deutschen Heimath nicht als Tourist, nicht als Vergnügling, sondern im Dienst seines Herrn und Königs, mit dem vollen Gewicht seiner Waffen versetzt zu sehen und die Marksteine zwischen deutschem und welschem Wesen zu erblicken, die dem Auge im Innern Deutschlands für das gewöhnliche Leben so weit entrückt sind. In unserem Hauptquartier, in welchem die größte Harmonie herrscht, ist, so viel ich weiß, kein Einziger, der nach dieser Richtung hin weitere Reisen unternahm. Unser erster Adjutant ist voll origineller Einfälle; der andere aber hat sehr viel Auge und Sinn für wirklich Schönes; es lebt sich prächtig mit ihnen. Der Ordonnanzofficier ist ein komischer kleiner Herr, den wir alle etwas verziehen, aber auch außerordentlich viel necken; er ist sehr flott und rasch zu Pferde. Auch die humoristischen Gestalten fehlen uns nicht. Unser Intendanturrath klammert sich ängstlich an sein nicht sehr zahmes Schlachtroß; sein Secretär, stumm und gerade wie eine Kerze, hält sich stets neben ihm; die Trainknechte des Generals, Gevatter Schuster und Handschuhmacher, in grauem Drell von oben bis unten gekleidet, bilden unsere Numidiergarde und geben unendlich viel Anlaß zum Lachen. Außerdem schließen sich uns auf dem Marsche der Compagniechef der Pioniere und derjenige der Artillerie an; der Erstere ist angenehm, der Andere ausgezeichnet. Die Husaren, die jetzt mit uns sind, kommandirt der Prinz Alexander Solms, der Stiefsohn des Königs von Hannover; auch er ist eine angenehme Zugabe, sobald er mit uns im nämlichen Orte cantonnirt. Wir hatten es uns herrlich ausgedacht, wie wir den Feind von allen Seiten einschließen und überfallen wollten. Weit waren die fünf Finger aufgemacht, wir brauchten sie nur zu schließen und Alles war zerdrückt. Indessen,

als wir die Hand schlossen, war Alles verschwunden! Schon seit sechs Tagen ist der Feind vollständig nach der Schweiz entflohen. — Unsere Truppen durften sich einen Ruhetag gönnen.

Es ist unsagbar, wie lieblich und freundlich dieses Thal ist! Die runden hübschen Formen des rothen Sandsteins, die den herrlichsten und dichtesten Baumwuchs tragen, begrenzen das üppigste und freundlichste Wiesenthal. Oberhalb werden die Berge immer colossaler und ballen sich zu den massenhaften Kerngruppen des Schwarzwaldes zusammen. Auf dem Marsche von Kandern im Wiesenthal nach Schopfheim passirten wir an dem Punkte vorbei, wo im vorigen Jahre der General von Gagern während der Aufstände fiel. Man hatte zum Gedächtniß an diesen Vorgang sorgsam einen Baum gepflanzt. Jetzt hatten ihn die Freischaren abgehauen, in mehrere Stücke zerhackt und diese umher geworfen; vom letzten Stamm waren Rinde und jedes Blättchen getrennt; wir weihten dem General die Gedanken der Theilnahme und der Anerkennung.

Ueberraschend schön war es, als wir die Höhe zwischen Schopfheim und Wehr erreichten; nicht allein der Schwarzwald lag weit um uns und zu unseren Füßen, über die Schweizergrenze jenseits des Rheins ragten auch die scharfen Spitzen und Rücken der Alpen herüber; mit Jubel wurden die hellleuchtendsten Firnen begrüßt. Von diesem Punkte aus stiegen wir am 13. in das fast das Wiesenthal an Schönheit noch übertreffende Wehrthal herab. Wir haben hier unser Quartier im Schlosse eines Baron von Schoenau. In unserem Wirth lernte ich hier den ersten Mann persönlich kennen, welcher, trotz Gefahr, trotz Verluste seine bestimmte Front, die eines alten Edelmannes, treu und gerade zu jeder Zeit zur Schau trug.

Wir sind gut aufgehoben, unsere Leute dagegen schlecht. Der Schwarzwald ist sehr arm. Dabei fehlt es unseren Soldaten an Beschäftigung. Bei unserer Abgeschlossenheit von der übrigen Welt bekommen wir nur wenige Zeitungen und diese noch verspätet. Dafür sehen wir aus den Fenstern des sehr schön gelegenen Schlosses die Spitzen der Alpen. Die Frau von Schoenau, eine geborene Schweizerin, ist sehr liebenswürdig und fein gebildet; wir fühlen uns in bester Gesellschaft. — Unsere Vorposten stehen am Rhein und üben die strengste Grenzpolizei; sie schließen sich links an die des Generals von Bechtold, der die bunte Avantgarde des von Peucker'schen Corps commandirt, rechts an die der zweiten Division, welche Basel beobachtet. Uns gegenüber halten Schweizer Truppen die Wacht. Herüber und hinüber wird Niemand gelassen, der nicht die zuverlässigsten Pässe aufweisen kann. Ich hatte gestern noch am Rhein zu thun und ritt nach Säckingen. Reißend stürzt sich dort der noch jugendliche Strom durch die engen Ufer; die Thalränder, sehr bewaldet, aber mehr einförmig gestaltet, lassen wenig Raum für die Thalebene.

So hätten wir denn nun den Feind verjagt; vernichtet haben wir ihn aber nicht! Er wird zu gelegener Zeit wiederkehren. — Hoffentlich wird sich Rastatt nun bald ergeben; uns fehlen alle neueren Nachrichten von dort. Die drei Ausfälle, welche die Besatzung gemacht hat, sind blutig zurückgewiesen worden. Die Todten waren mit Geld und allen Reiserequisiten versehen. Es scheint auf ein

Durchschlagen abgesehen gewesen zu sein. Es fehlt in der Festung an Salz, im Uebrigen ist sie wohl verproviantirt. Das Belagerungsgeschütz ist am 17. eingetroffen. Eine Batterie hatte schon vordem auf die Entfernung von 2400 Schritt mit Zwölfpfündern und Haubitzen gewirkt; glühende Kugeln und Granaten hatten an mehreren Stellen gezündet. Bürgerschaft und Infanterie sollen durchaus gewillt sein, die Uebergabe zu bewirken; die Artillerie und die fremden Führer terrorisiren die Stadt. Es wird die Uebergabe nur auf Gnade und Ungnade angenommen werden. Mit derselben wird eine ganz andere Aufstellung unserer Truppen erfolgen. Das Neckarcorps wird hinter den Neckar zurückgehen; die Bayern werden Mannheim räumen, und ganz Baden wird nur von Preußen besetzt bleiben. Wie man sagt, soll die Schweiz den energischen Forderungen Preußens im Allgemeinen nachgegeben haben. Der Prinz von Preußen, der bis jetzt in Freiburg war, wird nach Carlsruhe gehen.

Schoenau, den 21. Juli.

Vom 13. bis zum heutigen Tage hatten wir unser Quartier in dem Schoenau'schen Schlosse in Wehr, heute haben wir dasselbe verlassen. Unsere Truppen gehen in mehreren Colonnen nach Freiburg, so daß wir ganz allein unseren Ritt durch den schönen Schwarzwald machen. Wir passirten zuerst wieder Schopfheim, verfolgten dann das reizende Wiesenthal, bis wir hier landeten. Das Kriegshandwerk hat uns nicht stumpf gemacht, sondern wir gedenken noch des Gesanges und der Poesie; dieses entdeckten wir, als wir in Hausen, Hebel's Jugendheimstätte, welche wir durch einen kleinen Umweg erreichen konnten, von den Weinranken, die das freundliche Häuschen mit weitüberragendem Strohdach umzieht, Jeder ein Blättchen zum Andenken uns pflückten. Das Haus trägt die Inschrift: „Hebel's, des allemannischen Dichters, Heimathhaus." Die Leute, die aus den kleinen Fenstern sahen, freuten sich über uns.

Unser Aufenthalt in Wehr war eine Ruhezeit, welche uns gestattete, uns durch die schönsten Ausflüge zu erquicken. Unser Hauptspazierritt ging in das Wehra-Thal aufwärts, eins der schönsten Thäler, die ich gesehen; wild romantisch, mit 1200 und 1400 Fuß hohen Wänden, oft starre Felsen, oft das schönste Laubholz, wechselnder Baumschlag, malerische Gruppen, das Thal so eng, daß neben dem sich beständig windenden, wildbrausenden Wehrabach kaum die schmale neugebaute Straße Platz hat. — Eine weitere Tour führte uns nach Waldshut, zu dem dort commandirenden General von Bechtold. Bayern, Preußen, Hessen, Württemberger u. s. w. stehen unter seinem Befehl. Er selbst ist aus dem Großherzogthum Hessen gebürtig, ein älterer, freundlicher, sehr lebhafter und unterrichteter Mann. In einem von Weinranken durchwachsenen Gartenhäuschen fanden wir ein einladendes Frühstück bei ihm bereit. Unter uns wogte der Rhein, der sich mit der Aar, die er eben in sich aufgenommen, nicht vereinigen will; er möchte sein reines, durchsichtiges Gletscherwasser von der Berührung mit dem der schmutzigen Aar fernhalten. Durch Rebgelände hindurch blickten wir auf die fernen Alpenspitzen, und die Soldaten, aus so mancher Herren Land zusammengeschüttelt, fanden sich am schönen deutschen Flusse bald als gute Kameraden und ließen sich den Wein munden. Unter den Officieren aus der

Umgebung des Generals war namentlich sein Generalstabsofficier, ein hessen-darmstädtischer Hauptmann Becker, ausgezeichnet durch klare, ruhige Beurtheilung der Verhältnisse. Wir hatten einander viel zu erzählen, viel zu durchsprechen; es war ein sehr angenehmer Morgen. Mittags fuhren wir heim und erreichten Abends, nach längerem Aufenthalt unterwegs, unser Wehr wieder, wo währenddem vieles eingegangen war, was Erledigung erforderte.

Freiburg, den 1. August.

Wenige Tage, nachdem ich zuletzt schrieb, erhielten wir den Befehl, nach Freiburg und Umgegend zurück zu marschiren. Die dritte Division löste uns ab. Eine ganz andere Divisions-Eintheilung des Armeecorps trat ein. Man überwies uns Truppentheile, die wir bis dahin noch nicht kannten, und nahm uns solche, mit denen wir Mühen und Gefahren getheilt hatten. Mein General war sehr ungehalten darüber; aber was half's, man mußte sich fügen. Wir gingen wieder durch das prächtige Wiesenthal am Belchen, einem der höchsten Punkte des Schwarzwaldes, vorüber, in's Münsterthal nach Staufen, von wo wir am dritten Tage hier eintrafen. Auf einer Excursion haben wir jenen Berg bestiegen und eine der schönsten Aussichten in das Gebirge, über den Breisgau und das Elsaß und weit in die Schweiz hinein genossen. Unsere Truppen passirten in mehreren Colonnen den Schwarzwald und hatten dabei auf den meistens noch unvollendeten oder altgebauten Straßen mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Hier empfing uns der Befehl, uns zum Weitermarsche nach dem Norden des Großherzogthums bereit zu halten. Das Obercommando hatte sich, da das zweite Armeecorps anhaltend von Rastatt in Anspruch genommen war, eine Division des ersten Armeecorps zur Besetzung von Mannheim, Heidelberg und Umgegend zur Disposition stellen lassen, und hierzu hatte man die unserige hierher beschieden. — Der Fall von Rastatt machte eine Aenderung dieser Dispositionen nothwendig; weitläufigere Cantonnements sind bezogen worden, um überall die gesetzmäßigen Autoritäten wieder in Kraft und Ansehen zu setzen; wir gehen vorläufig einer Periode der Ruhe entgegen. —

Wir bleiben hier bis zum 14. d. Mts., an welchem Tage das Stabsquartier nach Lahr verlegt werden wird. Wie lange man uns dort lassen wird, ahne ich nicht. Die Verwickelungen hier im südlichen Deutschland werden von Tage zu Tage bedeutender und bedenklicher. Bayern concentrirt Truppen bei Aschaffenburg und bei Lindau; 10,000 Oesterreicher stehen, den letzteren ganz benachbart, in Bregenz. Die Schweizer haben eine ansehnliche Macht auf die Beine gebracht; sie knüpfen die Auslieferung des ärarischen badischen Eigenthums an die Bedingung einer den Flüchtlingen zu ertheilenden Amnestie, worauf man natürlich nicht eingehen wird. Die Freischaren hausen drüben meistens unentwaffnet — und nicht ohne Einverständniß mit der starken radicalen Partei. Wer weiß wie lange wir hier ruhig sitzen werden! es wäre unrecht, die Tage, die wir sicher haben, nicht mit aller Freude und mit allem Glücke auszustatten, welches man sich nur schaffen kann.

Lahr, den 20. August.

Wir sind auch hier wieder sehr freundlich aufgenommen; einer der reichsten hiesigen Fabrikanten, deren es in dem kleinen, äußerst gewerbthätigen Städtchen viele gibt, hat sich die Ehre ausgebeten uns bewirthen zu dürfen. Wir leben bei ihm ungenirt; man sucht unseren Wünschen fast mehr entgegenzukommen, als es den freundlichen Wirthen gegenüber angenehm ist. Lahr liegt, wie die meisten badischen Städte der Rheinebene, am Fuße des Gebirges. Fehlt unserer Umgebung das Großartige der Freiburger Gegend: das Freundliche und Liebliche des Schwarzwaldes, das ihm die dichte, schöne Bewaldung und die frischen Wiesen geben, hat sie in vollem Maße. Mein General hat sein Quartier bei einem der reichsten Leute des südwestlichen Deutschlands, einem Herrn von Lorbeck, in einer Schnupftabaksfabrik, die, wenn auch interessant, doch die ganze Umgebung, so unsere Officiere, zum beständigen Niesen reizt. Mein Wirth ist Cichorienfabrikant, was doch nicht so lästig ist. —

Gestern sind der General, seine beiden Adjutanten und ich von einem kurzen Aufenthalt in Carlsruhe zurückgekehrt, wohin uns der Befehl, dem Einzuge des Großherzogs beizuwohnen, geführt hatte. Die Feierlichkeit hatte etwas Wehmüthiges, fiel aber sehr angemessen und wohlthuend aus. Die Straßen der Stadt waren mit Laubgewinden, Kränzen und Teppichen so geschmückt, daß sie ein außerordentlich hübsches und freundliches Aeußeres boten. Die mit Menschen besetzten Fenster drapirten sich höchst geschmackvoll mit dem Grün der Kränze, und das freudige Willkommen, das von allen Seiten geboten wurde, war durchaus anständig und seine lauten Aeußerungen gemildert durch die Thränen, die in aller Welt Augen waren. So zog der wirklich brillante Zug, in dem unsere Generäle, eine große Anzahl badischer Officiere, desgleichen viele Officiere unserer Armee aller Truppengattungen, Hessen, Mecklenburger u. s. w. ritten, vom Thor nach der Kirche, und nach der Feier in derselben wieder nach dem Schloß; der Großherzog sprach dem Prinzen von Preußen öffentlich seinen Dank aus und überreichte ihm das Großkreuz des Militär-Verdienstordens. Die Rede gab den vollen Ausdruck der Empfindung und war deshalb so durchaus wohlthuend. Das vielleicht Drückende und Demüthigende, welches dieser Act so leicht für den Großherzog hätte haben können, verlor diesen Charakter vollständig durch die Haltung unseres Prinzen, der mit seinem bewundernswerthen Tacte und seiner anspruchslosen Bescheidenheit nur wie der General dastand und, in diesem Sinne antwortend, Alles abwies, was ihn hätte als den Thronerben jener Macht erscheinen lassen, die Baden eben unter ihre Fittige genommen. — Man eilte nunmehr wieder hinunter; die Parade begann.

In der sehr hübschen Localität, dem Schloßplatz, von Bäumen und Orangestöcken eng besetzt, nahm sich die Aufstellung der Truppen, sechs Bataillons Preußen, ein Bataillon Nassauer, eine preußische Batterie und vier Schwadronen Husaren, die Carlsruher Bürgerwehr und die badischen Dragoner, sehr gut aus. Der Prinz führte die Parade selbst vor. — Nach Beendigung derselben wurden Orden vertheilt. Um drei Uhr war großes Diner. Bei ersterer Gelegenheit speiste ich nicht mit, desto gründlicher bei der zweiten. Die Orden genossen

nur unsere Generäle und die Umgebung des Prinzen. Wir werden auch wohl noch daran kommen.

Auf der Rückfahrt von Carlsruhe hielten wir uns in Rastatt auf. Wir besahen zunächst das Schloß, welches außer manchem Interessanten ganz besonders schöne Geweihe birgt. Seine Räumlichkeiten sind imposant und von der Plattform des Schloßthurmes hat man eine vollständige Uebersicht über die vorliegende Gegend. Den Insurgenten kann auch keine unserer Bewegungen, können nicht die isolirtesten Tirailleurs in den Gefechten am 28., 29. und 30. Juni entgangen sein. Ein guter Plan orientirte uns in den Befestigungen.

Die neue österreichische Methode, die hier in Anwendung gekommen ist, hat manches Uebereinstimmende im Princip mit der unserigen. Man hat das alte Polygonalsystem wieder hervorgesucht und entweder durch Brechung der Polygonalseiten nach Innen sich dem Tenaillensystem genähert und ihm gemäß die bestreichenden Feuer und die innere Vertheidigung gegeben, oder durch starke vorgeschobene Steinbauten an den Polygonalwinkeln dasselbe bewirkt. Am stärksten ist die Seite, welche sich gegen Frankreich hinwendet. Das dort in der Enceinte gelegene Fort C hat an sich schon eine bedeutende Vertheidigungsfähigkeit. Ihm vor liegt ein Terrain, welches inundirt werden kann. Aber sowohl hier, wie auf der Seite gegen Carlsruhe hin begünstigt den Angreifer außerordentlich der vorliegende Wald, der, will man der Festung wirklich eine bedeutende Vertheidigungsfähigkeit geben, durchaus gefällt werden muß. Das eben erwähnte Fort C ist bis auf die Eindachung einiger massiven Werke vollständig fertig. Es ist gänzlich in sich geschlossen und ebenso gut gegen die Stadt, als gegen außen zu vertheidigen. Hätte man beim Ausbruch der Revolution in Rastatt bei den Truppen den Kopf oben behalten, man hätte sich mit den Treugebliebenen und mit den österreichischen Artilleristen in jenes Fort zurückziehen können und mit Entschlossenheit und Kraft die ganze Festung sich bald wieder unterthänig gemacht. Es scheint, als wenn den General, der in Rastatt war, der Vorwurf trifft, daß er nicht zu diesem Mittel schritt. Das Fort ist reich an bombenfesten Räumen; in diesem Augenblicke sind dort 1500 Gefangene wohl untergebracht. — Gegen Süden hin liegt das noch weniger fertige, aber ebenfalls schon vertheidigungsfähige Fort A; auch in der Enceinte gegen Carlsruhe hin das Fort B. Letzteres hat am wenigsten Intensität der Vertheidigung, es war berechnet im Zusammenhange mit einem vorgeschobenen verschanzten Lager, dessen Kernwerk es bilden sollte. Das verschanzte Lager ist der Kosten wegen gestrichen worden; das Fort blieb aber so. Dort ist auch noch am meisten zu thun. Bei einem Angriffe auf dieses Fort wirkt auch die Führung der Eisenbahn durchaus ungünstig, die nicht in die Stadt hinein, sondern an ihr her auf hohem Damm geführt ist und die beste erste Parallele von der Welt abgibt. Ueberhaupt sind auf dieser Seite eine Menge Localitäten, wie das Dorf Niederbühl, der Murgdamm, der diesen Fluß auf beiden Seiten einfaßt, Gräben, Gruben ꝛc., die den Angriff begünstigen. Dort war auch der unsrige beabsichtigt, wie denn dort auch, auf eine freilich enorme Entfernung

von 3600 Schritt von der Mitte der Stadt, der General von Scharnhorst seine Monstrebatterie etablirt hatte. Sie ist nicht zur Thätigkeit gekommen. —

Im Allgemeinen läßt sich die Befestigungsweise von Rastatt damit charakterisiren, daß man sagt: Man hat drei in sich geschlossene Einzelforts gebaut, A, B, C; ihnen die größtmöglichste Selbständigkeit nach allen Seiten hin gegeben; ihren Anschluß an einander und die äußere Enceinte so construirt, daß das Ganze dem neumodificirten Polygonalsystem entwachsen scheint. — Auch Rastatt selbst ist reich an bombenfesten Räumen und es ist so weit fertig und armirt, daß es eine förmliche Belagerung auszuhalten im Stande ist. Es wird der Bau jetzt nur mit geringen Kräften fortgesetzt. Von den Gefangenen sind bis jetzt 800 entlassen; gegen 5000 sind noch in den Kasematten. Das Todesurtheil wird nur gegen Anstifter der Meuterei und gegen Führer derselben vollzogen werden. —

In unseren Verhältnissen hat sich bis jetzt nichts fixirt. Von den Landwehren sind per Bataillon 200 Mann entlassen; damit möchte aber vielleicht gesagt sein, daß man die anderen desto fester halten will. Die Dinge in Württemberg scheinen sich arg verwickeln zu wollen. Die vollständig radikal und republikanisch ausgefallenen Wahlen zur revidirenden Versammlung machen die dortigen Conservativen höchst ängstlich. Wird man sich aber dort nicht den Bayern oder Oesterreichern in die Arme werfen? Die Antipathie gegen uns ist groß. —

Fast könnte man, namentlich bei dem ehrenwerthen Verhalten der Franzosen, hoffen, jetzt den anarchischen Bestrebungen der Revolutionärs einen festen Damm entgegen geschoben zu haben, wenn man nur auf die Eintracht der Cabinette rechnen dürfte; wenn Oesterreich und Rußland den doch gewiß nicht übertriebenen und ihm aufgedrungenen Ansprüchen Preußens in der deutschen Frage nachgeben wollten. Ein Kampf Oesterreichs mit Preußen würde ja ein Wühlen im eigenen Fleisch und Blut sein; Gott behüte uns davor! —

Unser Prinz sagte uns, als wir uns bei ihm in Carlsruhe meldeten, nachdem er über die unangenehmen Zwistigkeiten zwischen den Truppen der verschiedenen Mächte in Frankfurt sich ausgelassen hatte: „Ich werde nie dulden, daß unsere Mannschaften, wie sie dort gethan, zu Werke gehen; bis uns unsere Souveräne befehlen, den Degen zu ziehen, muß er in der Scheide bleiben.“ Die Möglichkeit des Ziehens gegen Oesterreich und Bayern schien ihm daher doch denkbar.

Lahr, den 7. October.

Am 29. v. M. mußten mein General und die Officiere seines Stabes schleunigst nach dem Oberrhein aufbrechen, weil die Nachricht da war, die Freischaren beabsichtigten einen Einbruch in das Badische, einen Uebergang über den Rhein, und weil es für den Augenblick an einem einheitlichen Befehle dort mangelte. Nicht ohne große Unbequemlichkeiten mußten wir über Lörrach, Schopfheim, Säckingen nach Waldshut, wo wir spät Abends eintrafen. Die Gerüchte über Beunruhigungen unserer Beobachtungstruppen waren übertrieben. Indessen war doch Manches anzuordnen, was durch den Abmarsch der Landwehr-

Bataillons nothwendig wurde. Am 3. ging der Befehl des Obercommando's ein, daß sämmtliche Commando-Verhältnisse mit dem 4. October als gelöst zu betrachten seien; der General von Brun möge indessen noch vorläufig in Waldshut bleiben, bis der ihn ablösende General von Koelln dort eingetroffen wäre. Mir dagegen wurde ein neuer Auftrag zu Theil, eine Recognoscirung bedeutender Straßenstrecken im Großherzogthum, sowie auch des Rheins von Basel bis Waldshut. Meine Pferde hatte ich in Lahr, ebenso Karten und alle nöthigen Requisiten; zugleich lag mir daran, am 4., dem letzten Tage, wo General von Hirschfeld noch in Freiburg war, mich diesem, sowie dem Major von Roon, unserem zeitigen Chef, zu empfehlen. Ich ging daher in der Nacht vom 3. zum 4. von Waldshut ab, konnte in Freiburg so viel Zeit einbringen, um die genannten Herren zu sehen, und war Abends in Lahr.

Ich hoffe, morgen meine Dienstreise antreten zu können und dieselbe in 10 bis 12 Tagen zu absolviren. Ich habe mich dann in Carlsruhe beim Prinzen abzumelden und hoffe, dort auch den General von Brun anzutreffen, bei dem ich mich verabschieden möchte. Da mit mir auch die anderen Divisions-Generalstabs-Officiere abcommandirt sind und ein zweiter Generalstabsofficier beim Generalcommando ja nicht die Selbständigkeit hat, welche mir meine Thätigkeit so interessant machte, so trat ich um so lieber in mein altes Verhältniß zum großen Generalstabe zurück, zumal da wir uns sehnen, die eigene Häuslichkeit zu genießen. —

Ich blicke auf die lehrreichste Zeit meines Lebens mit größter Befriedigung zurück und bin dankbar, daß mir Leben und Gesundheit erhalten blieb. —

Wagner's Parsifal.

Von

Louis Ehlert.

Ueber ein bedeutendes Kunstwerk der eigenen Zeit unmittelbar nach seinem Erscheinen urtheilen, hat immer einen Beigeschmack von Thorheit oder Voreiligkeit. Der vorliegende Aufsatz soll nichts sein, als solch ein thörichter Versuch, welcher nur das Recht des Irrens für sich in Anspruch nimmt und auf keinem Punkte unfehlbar sein will. Aehnlich dem Maler, der die Wirkung seines Bildes zu beurtheilen, von der Staffelei zurücktritt, will ich versuchen, eine künstliche Entfernung, eine Art zeitlicher Luftwelle zu schaffen, welche auf die frische Farbe die sänftigende Lasur legt, will ich versuchen, mir vorzustellen, wie dieses Werk wohl, abseits vom Lärm und Staub der Gegenwart, auf ein künstlerisch empfängliches Gemüth wirken möchte.

Der „Parsifal" Wagner's ist in seinem Stoff eine Rückkehr zum Mysterium; nur daß an die Stelle der Passion die Legende tritt. Der Mensch erscheint im Dienste einer höheren Wunderordnung der Dinge. Parsifal ist Werkzeug dieser Ordnung. Sein freier Wille ist nicht der freie Wille des modernen Menschen, welcher will, weil er frei ist und frei ist, weil er will. Parsifal ist prädestinirt. Daher macht sein Triumph über Kundry nur mittelbar den Eindruck des Sieges der Tugend über die Sünde. Unmittelbar ist es nur ein dramatischer Sieg. Parsifal ist der durch Wunderwillen zum Erlösungswerk Erkorene.

Wagner hat sich gewiß nicht über diesen Ring seines Dramas getäuscht. Dem Dichter kann es gleich sein, ob göttlicher oder menschlicher Wille die Figuren seines Dramas bewegt, wenn er sie nur bewegt und in ihrer Bewegung dramatisch wirken zu lassen vermag. Nach dieser Seite halte ich das Buch zum Parsifal für eins der glücklichsten, wenn nicht für das glücklichste Wagner's, wie ich das zu den Nibelungen für sein unglücklichstes halte. Ueber die Nibelungen sich heute noch zu täuschen, dazu muß man eigenthümlich begabt sein. Sie haben ihren Weg durch die Welt gemacht, ohne die Probe bestanden zu haben. Haben wir ein Verhältniß zu den Wagner'schen Göttern gewonnen? Nein. Und wir sind im Vergöttern doch nicht blöde. Aber wir wollen Fleisch und Blut, keine mythologischen Schemen; wir wollen auch keine Riesen, Zwerge und Drachen

mehr, es ist genug, wenn wir Schwan und Taube gelten lassen. Es ist ein Jammer um all die Kraft, welche Wagner an dies größte seiner Werke verschwendet hat, und es ist auf's innigste zu wünschen, daß er niemals einsehen lerne, wie wir beim besten Willen nur noch Bruchstücke davon genießen können. Die Figuren im „Parsifal" stehen auf dem geheimnißvoll leuchtenden Goldgrund der Gralssage; sie sind, selbst die bedenkliche Kundry's, ernste, faßliche, in sich begründete Individuen. Sie wirken allerdings mehr allegorisch und wie aus großer Entfernung; aber dieses für uns Entlegene verknüpft sich mit einem Reiz vertraulicher Superstition. Wagner hat das Wolfram von Eschenbach'sche Epos vielfach modificirt. Dieses Recht ist historisch. Von jeher haben die Dichter uralte Mythe in ihrem Geiste umgebildet und ihr neuen Athem eingehaucht. So die Dichter des Nibelungenliedes und des Faust. Ein schwieriges Unternehmen bleibt es für alle Fälle; denn eine Transfusion gelingt nur, wenn sie von der rechten Hand mit dem rechten Maß ausgeführt wird. Bringt man zu viel neues Blut in eine alte Ader, so entsteht, wie bei Hebbel's Judith, eine Gestalt, welche keiner Zeit gehört, weil sie aus zwei Zeiten zusammengesetzt ist. Wagner hat sich mit großem Geschick aus dem Dilemma gezogen, er hat so wenig wie möglich modernisirt. Er archaisirt lieber, als daß er zum Neologen wird. Vieles hat er, gegenüber dem alten Dichter, vertieft, wie die Schuld und Erlösung Kundry's. Wollte Gott, seine Verse wären auf derselben Höhe; aber dichterische Sprache ist dem Manne nur selten gegeben. Aus dem Gezierten, Dunkeln und Schwülstigen kommt er nur in Feierstunden heraus, obwohl er nach den Erfahrungen am „Tristan" und den „Nibelungen" vorsichtiger geworden ist.

Die Handlung im „Parsifal" ist in knappen Worten diese. Der Gralskönig Amfortas ist durch Minneschuld siech. Klingsor, der alte Zauberer, hat ihn in die Netze Kundry's gelockt, ihm den heiligen Speer geraubt und ihn damit unheilbar verwundet. Kundry hat einst den Heiland verspottet und ist dafür zu ewigem Lachen verflucht. Nur die Wiedererlangung der heiligen Lanze kann den König und mit ihm die Gralsgemeinde von der Noth befreien. Um die Wunderthat zu verrichten, bedarf es des „reinen Thoren", eines vollkommen unschuldigen und einfältigen Mannes, welcher „durch Mitleid wissend" wird. (Es ist eine eigenthümliche Begegnung, daß eine der Aristotelischen Wurzeln des Dramas, das Mitleid, hier zur Leuchte der Einfalt geworden, die sittliche Ordnung wiederherstellt.) Dieser Mann ist Parsifal. Vergebens versucht Klingsor ihn durch die ihm verfallene Kundry zu verführen. Kundry, von Klingsor im Schlummer verzaubert, nimmt die Gestalt des schönsten Weibes an und verdammt Parsifal zur Irre, weil er sich ihren Liebeskünsten entrissen hat. Durch Parsifal's Sieg ist Klingsor's Macht gebrochen und ihm der Speer entrissen. Am Charfreitag nach langer Wanderschaft betritt Parsifal wieder das heilige Gebiet des Grals, dem Kundry sich vorher schon büßend zugewandt hat. Der Speer heilt die alte Wunde und Parsifal wird Gralskönig. Die entsündigte Kundry stirbt nach der von Parsifal empfangenen Taufe, und nachdem sie vorher geweint hat, den Erlösungstod.

Die drei Hauptfiguren sind also Parsifal, Kundry und Klingsor. Amfortas

und der alte Gralshüter Gurnemanz stehen in zweiter, der spukhafte Titurel, Amfortas' Vater, in dritter Reihe. Auf keine Composition ist Wagner wohl stolzer, als auf die Kundry's. Sie ist ganz sein eigen. Ich nenne sie Composition, weil sie als organisches Wesen nicht zu denken ist. Wagner hat sie selbst mit Herodias verglichen, von der erzählt wird, daß sie den Täufer geliebt habe. Als sie das abgeschlagene Haupt auf ihrer Schüssel küssen wollte, soll es sie nach der alten Sage „angeblasen" haben. Herodias ist aber nur die eine Hälfte der Kundry; die andere ist Magdalena. Jeune coquette, vieille dévote! Sie geht den Weg von der Buhlerin zur Büßerin. In ihrer Liebe zu Parsifal büßt sie ihre Schuld und wird durch seine Taufe erlöst. Interessant und ergreifend ist dies gewiß; aber es bedurfte eines Dichters von Gottes Gnaden, um uns beide Seiten der Figur glaubhaft zu machen. Daß es schwer ist, das Reizvolle büßend darzustellen, hat schon Correggio bewiesen. Wir geben seiner Magdalena doch nur die Vergangenheit zu. Aber ich erkenne die geistreiche Absicht Wagner's, auch in der Figur Klingsor's. Dieser vertritt im Gegensatze zur Gralheiligkeit die heidnische Weltlust. Er hat sich entmannt, um den Versuchungen Kundry's zu widerstehen. Von der Gemeinschaft der Rechtschaffenen verstoßen, sinnt er auf Rache; die Zerstörung alles Guten ist seine Welt.

Ehe ich zur Partitur übergehe, erlaube man mir ein Wort über die thematischen Leitfäden. Ich kenne nur die von Herrn von Wolzogen und Alb. Heintz. Es gibt ihrer noch mehr. Beide Arbeiten sind mit der größten Gewissenhaftigkeit verfaßt: die erste bedeutender als literarischer, die zweite als musikalischer Commentar. Beide haben das Leitmotivgewebe der Partitur so scharf enträthselt, in jeder Masche desselben Kette und Einschlag nachgewiesen — ein Jäger, der hier auf den Anstand gehen wollte, bekäme nur noch gerupftes Geflügel zu schießen. Man erlaube mir eine Blumenlese aus dem ersten Aufzug nach von Wolzogen. „Liebesmahlspruch" (hierbei die Unterordnungen „Speermotiv" und „Elegische Figur"), „Gralsmotiv", „Glaubensthema", „Amfortas' Leidensmotiv", „Thorenmotiv" („durch Mitleid wissend, der reine Thor"), „Kundry's Rittmotiv", das eigentliche „Kundrymotiv", „Waldesrauschen", „Zaubermotiv", „Klingsormotiv", „Parsifalmotiv", „Herzeleidmotiv", „Glockenthema", „Heilandsklage". Man sieht vor Motiven den Antrag nicht.

Was ist das für eine sonderbare Kunst, die jedem Laut einen beschriebenen Zettel mitgeben muß? Wo bleibt die kindliche Spannung des Gemüthes, die auch dem größten Kunstwerk gegenüber zu Recht besteht? Wo sind die rauschenden Quellen, welche mich überraschen, fortreißen, erquicken sollen? Soll es in der Kunst denn gar keine Wildniß mehr voll Blumen und Kräuter geben, nur noch botanische Gärten, soll jeder Wellenschlag und jeder Windhauch seine abgezählten Tactstriche haben? Muß jeder leidenschaftlichen Regung nachgewiesen werden, unter welchem Längen- und Breitengrade des Leitmotivs sie steht? Gibt es ein Genießen ohne Freiheit, und ist es Freiheit, wenn ich mich in jedem Augenblick bis an die Zähne gewappnet auf die ästhetische Mensur stellen muß? — Man mag diese Leitfäden so ernsthaft lesen, wie man will: es wird schwer sein, dabei ernsthaft zu bleiben. Wie anders athmete es sich in einer Wagner'schen Partitur, wenn die Leitmotive darin nicht allen Sauerstoff verzehrten! Zuweilen

fühlt er dies selbst. Das sind die Augenblicke der Ventilation, bei denen alle Welt aufathmet, wo er seiner eigenen Manier überdrüssig wird und Mensch mit Menschen zu sein versucht. Wagner ist der am wenigsten naive unter allen großen Künstlern. Seine Werke werden immer mehr zu dialektischen Wundern: kein Wunder daher, wenn ihnen auch kein Erdenrest von Dialekt, von Mutteridiom geblieben ist. Wohin man blickt in Partitur und Buch, überall der übernächtige, gewaltthätige Geist des Mannes, welcher alles naiv Organische zerstört. Selbst Lenz und Wald, auf die er gern zurückkommt, sind im Grunde nur Verstandessecrete bei ihm. Nicht sie hauchen ihren frischen Athem in seine Seele, er bläst ihnen die seine ein. Er kann nur Schöpfer, nicht Geschöpf sein. Die Natur, wie sie ist, gefällt ihm nicht, er wagnerisirt sie. Bei diesem Mangel an Unterordnungssinn, an Natürlichkeit und Unbefangenheit, kann er auch ein natürliches und unbefangenes Publicum nicht brauchen. Er will nicht, daß man naiv, sondern präparirt sei. Und dafür sorgt er und sein Anhang nach Kräften. Vom ersten Keim durch alle Stadien des Werdens wird sein Werk öffentlich besprochen, präconisirt oder in die Acht erklärt, denn an Feinden fehlt es ihm natürlich nicht. Es erscheint das Buch, der Clavierauszug, der thematische Führer; die öffentliche Aufführung wird festgesetzt. Man muß ein so ungewöhnlicher Mensch wie Wagner sein, um beispielsweise in einer Zeit, wo das Buch schon in allen Händen ist, an der Partitur noch arbeiten zu können, unter solchem Maße einer auf sich gerichteten Aufmerksamkeit also nicht zu leiden. Möglich sogar, daß seine Phantasie dieses Anreizes bedarf. Alle Vortheile gelten bei ihm. Ich könnte mir denken, daß er seine halb fertig geschriebene Partitur auf öffentlichem Markte an der Sonne trocknete, wenn er sich von diesem Act irgend einen Vortheil für sie verspräche.

Gut vorbereitet also, wie zu einem Examen, wandeln wir endlich die Straße gen Bayreuth. Dort wartet unser ein unnachsichtiges Gericht. Man wird uns nachweisen, wie wir hier drei Noten Klingsor mit drei Noten Kundry verwechselt, dort eine der wichtigsten Anspielungen überhört haben. Die Bayreuther Kritik wirft uns zu den Todten. Und neben uns liegt vielleicht Jemand, der von dem, was Rafael's Schule von Athen vorstellt, nichts gewußt hat und doch mächtig von ihrer Composition ergriffen war.

Das neue Bühnenweihfestspiel („Mysterium" gefiele mir besser, als das anspruchsvoll schwülstige Wort) beginnt mit einem Instrumentalvorspiel von mäßiger Ausdehnung, welches einige der wesentlichsten Motive, das des „Liebesmahls", des „Grals" und des „Glaubens" bringt, feierlich ernst, fast düster, vorherrschend As-dur, dieselbe Tonart, in welcher das Werk auch schließt. Das Glaubensthema erscheint mir als das schwächste des ganzen Werkes. Ich finde das ganz natürlich. Welchen Ausdruck sollte ein Mann wie Wagner gerade für diese Empfindung haben? Namentlich beim ersten Auftreten im Unisono macht es einen dürftigen Eindruck. Die zweimalige Modulation nach der oberen kleinen Terz ist von Wagner, und später von Liszt, recht abgenutzt und macht nichts weniger als den Eindruck von Potenz, was der Glaube doch sollte. Es ist charakteristisch, daß das Liebesmahlmotiv so viel bedeutsamer und ergreifender ist, weil Wagner sich bei ihm etwas Zuständliches denken konnte, während der

Glaube ein Abstractum und ganz unzuständlich ist. Wagner muß immer Boden unter den Füßen haben, er kann nicht wie Beethoven aus seiner Einsamkeit heraus wie mit nackter Seele componiren. Er braucht das Costum, er kann nur illustriren und deshalb schreibt er in richtiger Erkenntniß seiner Natur Opern. Versucht er einmal, reine Instrumentalmusik zu schreiben, so wird sie, wie im Siegfriedidyll zur Opernreminiscenz, oder wie in der Faustouverture zum dramatischen Carton. Wenn man die Motive im „Parsifal" auf die Kraft ihres Profils untersucht, so wird man überall finden, daß diese Kraft mit der Situation steigt und fällt. Mozart und andere Leute haben oft die schönste Musik zu den insipidesten Worten geschrieben. Bei Wagner kann man den Satz so aussprechen: wo er schlechte Verse macht, macht er auch schlechte Musik, und wo er es mit einer langweiligen Situation, wie der zwischen König Marke und Tristan zu thun hat, macht er auch langweilige Musik. Wie er jede Situation beherrscht, so beherrscht sie auch ihn.

Beim Oeffnen des Vorhangs erblicken wir einen Wald im Gebiete des Grals. Posaunen von der Bühne intoniren das Liebesmahlmotiv. Gurnemanz, der alte Gralshüter, weckt die Knappen. Zwei Ritter, die dem siechen Amfortas vorangeeilt sind, besprechen mit dem Alten Bad und Heilkraut für den König. Da erscheint auf taumelnder Mähre Kundry. Wagner bezeichnet sie bei ihrem ersten Eintreten als „wild gekleidet, hoch geschürzt, herabhängender Gürtel von Schlangenhäuten, schwarzes in losen Zöpfen flatterndes Haar, tiefbraun-röthliche Gesichtsfarbe, stechende schwarze Augen, zuweilen wild aufblitzend, öfters wie todesstarr." Ein kleines Meisterwerk, dieses Porträt. Kundry übergibt Gurnemanz ein Balsamgefäß und wirft sich ermüdet zur Erde. Dieses erste Auftreten Kundry's, wie überhaupt die ganze Figur, trägt das Monogramm der Wagner'schen Löwentatze, denn auf's Dämonische und Finstere versteht er sich wie kein Zweiter. Was ihm dichterisch an ihr zu gestalten versagt war, sein musikalisches Genie hat es wieder ausgeglichen.

Amfortas wird nun auf der Bahre hereingetragen, der Balsam Kundry's ihm gereicht und das Bad für ihn bereitet. Die Treue Kundry's rührt ihn; aber er hofft nur noch auf den Tod oder den „reinen Thoren". Das Entzücken der Wagnerianer in der nun folgenden Scene ist der Contrast zwischen der überstandenen Schmerzensnacht Amfortas' und der „Waldesmorgenpracht" (das Wort ist von Wagner), die ihn vor dem Bad im heiligen See umfängt. Das bezügliche Motiv ist einschmeichelnd und angenehm nach allen herben Accenten, die wir vernommen haben, aber ich bleibe dabei, das ist wagnerisirte Morgenpracht. Der Morgen im Walde hat keine Doppelschläge, der Doppelschlag aber ist der Erbfeind der Wagner'schen Lyrik. Mit seiner süßlichen Manierirtheit stellt er sich gern da ein, wo Gefühle fehlen. Der Doppelschlag gleicht einer Schleife. Sie ist hübsch, wo sie hingehört. Was hat ein Wald aber mit Schleifen zu thun?

Ein Gespräch zwischen Gurnemanz und den Knappen, an dem die auf dem Boden kauernde Kundry jede Theilnahme abwehrt, bringt Aufschluß über Amfortas' und seiner Verfucherin Geschick. Man hat die Auseinandersetzung etwas lang gefunden, mir erscheint sie als Wagner's eigenstes Walten. Erstaunlich ist

dieses Talent im Sinfonisiren eines Vorgangs. Wie das aus scheinbar ungezählten Instrumenten zur Sache redet, gleich einer Parlamentsdebatte, wo Jeder vom Platze spricht! Wie die Motive, namentlich das „Zaubermotiv Klingsor's", ich möchte sagen phonographiren, daß man meint, nicht Töne, sondern bestimmte Worte zu hören! Lang mag das sein, langweilig nicht.

Hieran knüpft sich der große Moment, wo der verwundete Schwan hereinflattert, dem gleich darauf der von den Knappen ergriffene Parsifal folgt. Es wird Gericht über ihn gehalten, denn im Gebiete des Grals sind die Thiere heilig. Gurnemanz forscht nach Parsifal's Herkunft. Er hat auf alle Fragen nur sein „ich weiß nicht". Wagner hat eine Vorliebe für diesen Mangel an Personalacten seiner Helden. Kundry aber weiß von Parsifal und erzählt auch von seiner Mutter Tod. „Dich Thoren hieß sie mich grüßen". Parsifal springt ihr bei diesen Worten an die Kehle, wird aber von Gurnemanz zurückgehalten und verfällt in heftiges Zittern. Kundry holt Wasser und besprengt ihn. Während Parsifal in Gurnemanz' Huth zurückbleibt, zieht sich Kundry schlaftrunken hinter ein Gebüsch zurück. Die Scene, so trocken zu erzählen, ist mit der nervösesten Lebhaftigkeit componirt. Bei dieser Gelegenheit sei dem vortrefflichen Clavierauszug Joseph Rubinstein's ein Wort des Dankes gesagt. Er ist so durchsichtig und mit solcher Sorgfalt in der Angabe der Instrumentation gearbeitet, daß, wer das Wagner'sche Orchester kennt, mitten darin zu stehen vermeint.

Unterdessen kehrt Amfortas aus dem Bade zurück. Gurnemanz geleitet liebend Parsifal. Merkwürdig wegen des gut nachgeahmten sybillinischen Tons unseres größten Dichters ist folgende Stelle im Buch:

Parsifal.
Wer ist der Gral?
Gurnemanz.
Das sagt sich nicht;
Doch bist du selbst zu ihm erkoren,
Bleibt dir die Kunde unverloren. —
Und sieh'! —
Mich dünkt, daß ich dich recht erkannt:
Kein Weg führt zu ihm durch das Land,
Und Niemand könnte ihn beschreiten,
Den er nicht selber möcht' geleiten.
Parsifal.
Ich schreite kaum, —
Doch wähn' ich mich schon weit.
Gurnemanz.
Du siehst, mein Sohn,
Zum Raum wird hier die Zeit.

Die Bühne beginnt unter einer wunderbar phantastischen Musik sich allmälig aus dem Wald in eine Felsenwildniß und aus dieser in die Gralsburg, eine Säulenhalle mit Kuppelgewölbe, zu verwandeln. Der Graldienst beginnt und wird durch das Liebesmahl beschlossen. In dieser Hauptscene des ersten Aufzugs hat man das Erhabenste erkennen wollen, was Wagner's Kunst bisher geschaffen hat. Im Gegensatze dazu haben ängstliche Gemüther in ihr die Ent-

weihung eines allen Christen theuren Sacramentes erblickt. Zugegeben kann hier nur werden, daß eine heilige Handlung, welche auf der Bühne dargestellt wird, auf eine theatralische Wirkung nicht ganz verzichten kann. Die Frage ist also so zu stellen: darf ein Sacrament überhaupt auf die Bühne gebracht werden? Wie war es denn mit dem alten Passionsspiel, dessen letzten Ausläufer wir im Oberammergau erlebt haben? War das etwa keine Bühne und haben wir das Abendmahl auf ihr nicht dargestellt gesehen? Und was Lionardo malen durfte, warum sollte das Wagner nicht componiren dürfen? Der Unterschied zwischen beiden künstlerischen Absichten ist nur ein scheinbarer. Der Maler malt den intimsten Vorgang der christlichen Religion für die Kirche, der Musiker componirt ihn für das Theater. Muß dieses durchaus profan, jene durchaus heilig sein? Ich kenne nichts Heiligeres als die Osterscene im Faust, und nichts Profaneres als eine heilige Handlung in der Peterskirche. Man muß das gesehen haben, wenn man sich von kirchlicher Weltlichkeit einen Begriff machen will. Am Local liegt also nichts. Nur darauf kommt es an, welche Absicht den Künstler bei der Vorführung eines solchen Actes leitet, und ob seine Darstellungsmittel rein und würdig sind. Mich berühren alle kirchlichen Handlungen in Meyerbeer'schen Opern widerwärtig, weil sie nichts als Effekthascherei mit ehrwürdigen, für diese Zwecke ungeeigneten und darum verwerflichen Mitteln sind. Im „Parsifal" wird man vergebens nach etwas Unwürdigem suchen. Wagner ist ganz ernst in den heiligen Gedanken vertieft, und wie ernst er sein kann, davon ist der „Parsifal" das redende Zeugniß. Glocken und Knabenstimmen sind das Einzige, was er von ungewöhnlichen Mitteln heranzieht. Sie sind an sich durchaus zulässig und mit dem größten Geschick, wozu ich nicht an letzter Stelle das Maßvolle zähle, seinem Zwecke dienstbar gemacht. Der Glocken hat er vier. Sie sind in die Töne C, G, A, E gestimmt und zwar so, daß C der höchste Ton ist. Sie bilden für sich ein Motiv, das Wagner sehr genial als basso ostinato verwendet. Dieser eherne Grundbaß klingt wie die Stimme der Erde selbst. Er ist die vierfache Wurzel zum Satz von der Erlösung. Kurz vor dem Eintritt der Glocken intoniren Posaunen und Trompeten von der Bühne herab das Motiv des Liebesmahls, unter den feierlichen das feierlichste, weil ihm die Unendlichkeit der Sehnsucht innewohnt. Die Gralsritter beginnen die chorale Partie mit einem breit gesprochenen Unisono. Jünglinge aus der mittleren Höhe und Knaben aus der Kuppel herab nehmen alternirend daran Theil. Der Verlauf der Feier bis zur Vertheilung von Wein und Brod ist mit der Feder nicht zu schildern. Die Stimme Titurel's, „wie aus dem Grabe klingend", fordert zur Enthüllung des Grals auf, der endlich nach einem langen Kampf mit Amfortas zum Glühen gelangt. Ursprünglich schloß der Aufzug mit einer spöttischen Bemerkung Gurnemanz' gegen Parsifal. Wagner hat richtig empfunden, daß dieser Dissonanz eine Consonanz folgen mußte und läßt den Chor noch einige versöhnende Tacte singen. Auffallend ist in dem chorischen Grundriß die Goethe'sche Idee der sphärischen Ordnung der Stimmen. Dieses soll kein Vorwurf sein. Von wem soll man lernen, wenn nicht von Goethe?

Warum ich in diesem tiefsinnigen Stück, dessen Größe ich voll bewundere,

nicht die höchste Blüthe Wagnerischen Geistes erkennen kann, will ich versuchen jetzt, bei der Besprechung des zweiten Aufzugs, deutlich zu machen. Die höchste Blüthe einer Kunst ist nicht immer und nothwendig die höchste Kräfteansammlung. Sie hängt von ganz anderen Bedingungen ab. Die höchste Blüthe einer Kunst entsteht nur dann, wenn ein bestimmtes künstlerisches Individuum dasjenige Werk schafft, für welches es den bestimmtesten und ausschließlichen Beruf hat. In solchem Fall pflegt sogar eine gewisse Oekonomie der Triebkräfte wahrgenommen zu werden, weil kein Atom derselben verloren ging. So denke ich mir, daß der „Don Juan" geschrieben ist. Mozart hatte gewiß noch viele Pfeile in seinem Köcher, die er gar nicht verschossen hat. Das größte Genie jedoch kann sich selbst aufheben, wenn es sich vor falsche Aufgaben stellt. Als ich den zweiten Act des „Parsifal" zum ersten Male las, wollte mir das Wort nicht aus dem Kopf: „ich bin des trocknen Tons nun satt". Wagner's eigentliches Gebiet ist nicht der Gral, sondern der Kampf gegen diesen, nicht die himmlische, sondern die irdische Leidenschaft — mit einem Wort nicht die kalte, abstracte Tugend, sondern die „süße" Sünde. Wieviel talentvoller und lebendiger ist Ortrud als Elsa, der frevelnde Tannhäuser als der reuige! Wie langweilig ist die edle Fricka, wie geistreich und liebenswürdig der verschmitzte Loge! In der Partitur des „Parsifal" sind Kundry und Klingsor die uneingestandenen Lieblinge Wagner's. Der erste und zweite Act unterscheiden sich für mich wie künstlich erwärmte und naturwarme Luft.

Der zweite Aufzug spielt in Klingsor's Zauberschloß und Garten. Wie das im Vorspiel gleich hundert Füße regt, als ginge es nach der Kirche zur Kirchweih! Klingsor, auf einem Mauervorsprung vor einem Metallspiegel unter allerlei Zauberwerkzeug sitzend, erblickt Parsifal, welcher „kindisch jauchzend" dem Schlosse naht. Er entzündet Räucherwerk, denn ohne Dämpfe geht es in solchem Fall bei Wagner nicht her, und beschwört Kundry herauf, die „Urteufelin Höllenrose, Herodias". Kundry erscheint schlafend. Bei ihrem Erwachen stößt sie einen schrecklichen Schrei aus, der Schrei wird zum Klagegeheul und in seiner weiteren Abtönung zum bangen Wimmern: eine Aufgabe, an der sich die Interjectionskunst einer Schauspielerin erproben kann. Klingsor ruft ihr zu:

Sag', wo treibst du dich wieder umher?
Pfui! Dort bei dem Ritter-Gesipp',
Wo wie ein Vieh du dich halten läßt?

Kundry stöhnt. Ich mag die bedenklichen Stellen im weiteren Gespräch nicht citiren. Klingsor fordert Kundry auf, Parsifal zu verführen. Sie will nicht, aber sie muß; der Höllenzwang ist stärker. Unterdessen vertheidigen die von Klingsor gefangen gehaltenen und zum Kampf aufgerufenen Ritter die Burg und werden von Parsifal zu Paaren getrieben, worüber Klingsor schadenfroh wird.

— Sie weichen, sie fliehen:
Seine Wunde trägt Jeder nach heim! —
Wie das ich euch gönne! —
Möge denn so
Das ganze Rittergeschlecht
Unter sich selber sich würgen! —

Kundry geräth in ein immer extatischeres Lachen. Plötzlich ist ihre Gestalt verschwunden, das bläuliche Licht erloschen. Klingsor versinkt langsam mit dem Thurm, der Zauber beginnt. Ein feenhafter Garten steigt auf und erfüllt die Bühne mit tropischer Vegetation. Schöne Mädchen in „flüchtig übergeworfener Kleidung", wie aus dem Schlaf geschreckt, stürzen von allen Seiten herbei und suchen ihre Ritter. Parsifal blickt staunend von der Burgmauer auf das Getümmel. Von höchster Genialität ist der Contrast zwischen dem Waffentumult und dem nun folgenden Ensemble der Blumenmädchen. Auf den ersten Blick sieht dasselbe zwölfstimmig aus. Die Mädchen theilen sich nämlich in zwei Gruppen zu drei Sopranen und in zwei dreistimmige Frauenchöre. Sieht man genauer hin, so liegt die Erfindung wesentlich doch wieder im Orchester. Die Stimmen greifen heraus, was sich von kleinen sangbaren und leider auch unsangbaren Phrasen fangen läßt; oft behelfen sie sich mit bloßen harmonischen Noten. Ich verstehe nicht, wie Alb. Heintz von diesem Ensemble sagen kann: „wer die Augen nicht absichtlich schließen will für die Beobachtung dessen, was Wagner auf diesem Gebiete (er spricht von der Feinheit der Gruppirung der Solo- und Chorstimmen und ihrer dramatischen Wirkung) von den vorangegangenen Meistern, Seb. Bach eingeschlossen, gelernt hat, aber nun mit neuer Kraft für die Verwirklichung seiner Schule hervorzaubert, der muß hier staunen über das reiche formbildende Genie des Meisters". Ich schließe die Augen nicht absichtlich, ich schließe sie überhaupt nicht; aber gerade das Formbildende kann ich hier nicht wahrnehmen und nach dem Nachweis eines Studiums Bach's bei Wagner sehe ich mich auch vergeblich um. Wagner kann ausgezeichnet polyphon schreiben, wie er namentlich in den „Meistersingern" bewiesen hat; von Bach's Art finde ich aber nicht die Spur. Das Formbilden ist sicher nicht seine starke Seite. Er formt weniger, als er webt. Seine Partitur ist mehr Gobelin als Bild.

Die Scene, wie Parsifal in den Garten herabspringt, die Mädchen sich in lebende Blumen verwandeln und er mit ihnen verliebte Zwiesprache führt, ist reizvoll und verführerisch componirt. Eins der Motive erinnert an den Gesang der Rheintöchter in der „Götterdämmerung". Schlimm sind die Verse. Hier eine Probe.

Die Mädchen.

Bist du uns hold, so bleibe nicht fern;
Und willst du uns nicht schelten,
Wir werden dir's entgelten.
Wir spielen nicht um Gold,
Wir spielen um Minne's Sold:
Willst du auf Trost uns sinnen,
Sollst den du uns abgewinnen.

Das könnte der gewöhnlichste Operntextdichter geschrieben haben. Der Musiker muß hier wieder einmal den Dichter decken. Nach dem reizvollen, geistreichen und nirgends ermüdenden Ensemble tritt Kundry auf. Parsifal ist erstaunt, sich bei seinem Namen rufen zu hören. „So nannte träumend mich einst die Mutter". Bei Kundry's schmeichelndem „Ihr kindischen Buhlen weichet von ihm", wird gewiß Mancher mit mir an das „Soll ich lauschen" im Duett

des zweiten Actes von „Tristan und Isolde" erinnert werden. Solch ein Reminisciren an sich selbst läßt man sich gern gefallen, da Wagner eigentlich nie auf fremdem Acker erntet. Kundry erzählt Parsifal nun von seiner Herkunft, seinem Vater Gamuret und seiner Mutter Herzeleide, von seiner Geburt nach des Vaters Tode und wie die Mutter gebrochenen Herzens gestorben ist. Wagner bringt hier eins der frappantesten Motive, das er je erfunden hat. Heintz nennt es das „Motiv des Mutterschmerzes". Ich glaube, daß selbst das Notenbeispiel hier kaum eine Idee von dem seltsamen Reiz der musikalischen Erfindung geben würde. Ein völlig teuflischer Einfall Kundry's ist es, Parsifal den letzten Gruß der Mutter als ersten Liebeskuß ihrerseits zu bieten. Dieser Kuß bringt Parsifal die Erkenntniß. Es folgen nun Scenen von einem mystischen Hautgout, den nur die Feder des Wagnerianers in ihrer höchsten „Entrücktheit", um diesen Lieblingsausdruck des Meisters zu gebrauchen, schildern kann: Parsifal, der, die Gefahr begreifend, reuevoll auf die Kniee gesunken ist, wird jetzt unter dem vollen Aufgebot der Leidenschaft Kundry's gewissermaßen bildlich verführt. Man bedarf hier außer Auge und Ohr noch eines anderen Sinnes, um dieses parabolische Räucherwerk in sich aufzusaugen. Componirt ist dies alles mit jenem Genie, welches auf dem Gebiete der Allitteration von Sinnlichkeit und geistiger Ueberspannung das letzte Wort zu sprechen weiß. Selbst der gröbste Kunstverstand muß fühlen, wie hier Wagner's eigenste Welt lebt. Auf die noch zuckende Lust das Weihwasser sprengen, den Mutterkuß auf den Mund des Geliebten drücken, wer kann das außer ihm? Kundry erblickt in Parsifal den Heiland:

Seit Ewigkeiten — harre ich deiner,
Des Heilands, ach! so spät,
Den einst ich kühn verschmäht. —

Und weiter:

Laß mich dich Göttlichen lieben,
Erlösung gabst du dann mir.

Dazwischen heißt es dann wieder:

So war es mein Kuß,
Der welt-hellsichtig dich machte?
Mein volles Liebes-Umfangen
Läßt dich dann Gottheit erlangen!

Man sieht, wie dunkel das alles ist. Auf das Verlangen Parsifal's, ihm den Weg zu Amfortas zu weisen, geräth Kundry in Raserei und verflucht ihn zur Irre. In diesem Augenblick tritt Klingsor heraus und schleudert auf Parsifal seinen Speer, der über dessen Haupte schweben bleibt. Parsifal ergreift ihn und, die Gestalt des Kreuzes mit ihm zeichnend, ruft er:

Mit diesem Zeichen bann' ich deinen Zauber:
Wie die Wunde er schließe,
Die mit ihm du schlugest, —
In Trauer und Trümmer
Stürze die trügende Pracht!

Das Schloß versinkt, der Garten verdorrt, die Mädchen verwelken wie Blumen. Der zusammengebrochenen Kundry ruft der enteilende Parsifal zu:

Du weißt —
Wo einzig du mich wiedersiehst!

Auffallend ist die Wildheit der Modulation in der Musik. Ich stoße mich nicht an die unvermittelte Folge von Ges-dur und D-moll Dreiklang, wie Wagner sie zu den Worten: „es starrt der Blick dumpf auf das Heilsgefäß" gebraucht. Einmal paßt sie zu dem, was er ausdrücken will, und dann ist die Modulation auch nicht so abenteuerlich, als sie auf den ersten Blick erscheint. Man denke sich statt Ges-dur, Fis-dur. Von Fis-dur nach D-dur wäre kein so ungewöhnlicher Schritt, und die große Terz ist in die kleine bald verwandelt. Auch die vexirenden Ausweichungen bei „in höchster Noth wähn' ich sein Auge schon nah'" sind nicht ohne exotischen Reiz für mich. Mir scheint jedoch, daß Modulationen wie auf Seite 179 des Clavierauszuges vor Kundry's „Gelobter Held", wie sehr man dem charakteristischen Ausdruck auch Vorschub leisten will, das Maß des Erträglichen überschreiten. In dieser Ruhelosigkeit liegt ein Hauptgrund der Ermüdung, welche Wagner's Musik hervorruft. Hier, meine ich, fehlt es an dem rechtzeitigen Zurücktreten von der Staffelei, an der Rücksicht auf die menschliche Constitution und ihr Maximum von Receptivität. Daß bahnbrechende Musiker unser Ohr umbilden, daß sie nicht nur unseren akustischen Gesichtskreis, sondern auch unsere Sensibilität erweitern, ist gewiß wahr. Dissonanzen, vor denen der Mensch zuerst erschrak, als Bach und Beethoven sie schrieb, sind seitdem Gemeingut geworden, und es liegt der ästhetischen Annexion hier gewiß ein unübersehbares Gebiet offen. Der Aneignungstrieb kann wie jeder andere entwickelt werden; aber es ist nicht nöthig, ihn zur Vergewaltigung aufzureizen. Ich füge übrigens hinzu, daß der „Parsifal", verglichen mit „Tristan und Isolde" z. B., was Excentricität betrifft, von der vornehmsten Zurückhaltung ist. Es ist unglaublich, welchen Sieg Wagner in hohem Alter noch über seine Natur errungen hat.

Dem dritten und letzten Aufzug geht wieder ein Vorspiel voraus. Es münden hier viele Quellen, aus denen sich die Parsifalpartitur zusammensetzt und die motivische Feinkunst des Componisten verbindet sich mit seinem Genie für complementäre Farben im Orchester. Wenn sich, was wir Stimmung nennen, dem Grunde vergleichen läßt, der durch die krystallklar fluthende Welle heraufblickt, so schauen wir hier durch den Schleier der Musik auf den geologischen Grund der Dichtung. Nachdem sich die Bühne geöffnet, sehen wir Gurnemanz zum Greise gealtert, in einer anmuthigen Frühlingslandschaft. Es ist Charfreitagmorgen. Er hat einen Klageruf vernommen und entdeckt im Dornengestrüpp die erstarrte Kundry, die er zum Leben erweckt. „Dienen, dienen", sind die einzigen Worte, die wir von ihr zu hören bekommen. Sogleich schickt sie sich an, nützlich zu sein, begibt sich in die Hütte und geht, Wasser zu holen, zum Quell. In der Ferne sieht man einen Wanderer. Kundry deutet auf ihn hin. In schwarzer Waffenrüstung, geschlossenen Visiers und mit gesenktem Speer tritt er näher. Es ist Parsifal. Ich halte diesen Moment und das sich daran knüpfende Gespräch zwischen ihm und Gurnemanz für einen der schönsten der ganzen Partitur. Man fühlt, was in jedem der drei Menschen vorgeht, man fühlt den warmen Anschlag ihres Pulses. Man fühlt, was war, und wie der furchtbare Krampf jetzt sanft zum Ausschwingen kommt. Es ist, als ob die Hand, die dies geschrieben, einen funkelnden Stein am Finger trüge,

in dem sich Vergangenheit und Zukunft prismatisch berühren. Wagner hat die Inspiration gehabt, den gedämpften Violinen, Bratschen und Celli ein leise ausgehaltenes, eingestrichenes Cis anzuvertrauen, das wie aus anderer Welt herklingt. Gurnemanz berichtet nun die trostlose Lage des Grals, wie Titurel gestorben ist und Amfortas des heiligen Amtes nicht mehr waltet. Darüber droht Parsifal, sich seiner Schuld durch langes Irren bewußt, ohnmächtig zusammenzubrechen. Kundry will ihn mit Wasser benetzen; doch Gurnemanz, der den heiligen Speer in Parsifal's Hand wieder erkannt hat, leitet ihn zum heiligen See. Dort wird ihm die Rüstung abgenommen, Gurnemanz netzt sein Haupt und Kundry seine Füße, die sie mit ihren schnell gelösten Haaren trocknet. Sodann wird er von Gurnemanz gesalbt und Parsifal tauft die heftig weinende Kundry. An diesen Weiheact schließt sich eine der lieblichsten Erfindungen der Wagner'schen Muse, der „Charfreitagszauber". Er beruht auf dem poetischen Gedanken, daß an diesem Morgen die entsündigte Natur besonders reizvoll blühe, wie in heiliger Ungestörtheit. Ein breiter, durch keine scharfe Dissonanz gestörter Gesang erquickt hier, wie gesättigt von Blumenhauch, die Seele, und läßt sie voll ausathmen. Parsifal küßt Kundry sanft auf die Stirn. An dieser Stelle fühlen wir, daß uns Kundry nicht gleichgültig war; daß ihre Erlösung vom Fluch uns selbst wie von einem Alp befreit.

Leise Glockentöne bereiten die Schlußscene vor. Parsifal und Gurnemanz legen ihre Ordenstracht an. Die Gegend verwandelt sich allmälig wieder in das Felsgewölbe und aus diesem in die Gralshalle. Titurel's Leiche und Amfortas im Siechbett werden von verschiedenen Seiten hereingeleitet. Eine düstere, marschartige Trauermusik erklingt, erst vom Orchester allein, dann von den Rittern unisono vorgetragen. Die Contrabässe intoniren dazu ein eigenthümlich wuchtiges Thema. Die Ritter dringen auf die Enthüllung des heiligen Gefäßes. Amfortas, nur Todessehnsucht im Herzen, reißt sich das Gewand auf und zeigt die offene Wunde. Er bittet die Ritter ihm den Tod zu geben. Da tritt Parsifal hervor, streckt seinen Speer aus und berührt mit dessen Spitze Amforta's Wunde.

Nur eine Waffe taugt: —
Die Wunde schließt
Der Speer nur, der sie schlug.

Amfortas leuchtet in „heiliger Entzückung" auf. Parsifal öffnet den Schrein; der Gral erglüht. Titurel, für diesen Augenblick wieder lebendig geworden, erhebt sich segnend im Sarge. Aus der Kuppel schwebt eine weiße Taube herab und verweilt über Parsifal's Haupt. Kundry sinkt, auf den Gral blickend, entseelt zu Parsifal's Füßen. Gurnemanz und Amfortas huldigen dem neuen König. Chöre der Ritter, zu denen sich wieder Stimmen aus der mittleren und höchsten Höhe gesellen, schließen das Werk in feierlichem Verhallen.

Wie soll ich die Pracht des Orchesters in dieser und der Schlußscene des ersten Aufzuges schildern? Ein schwellender Klang, als wollte sich aus seinem Busen ein zweites gebären, rauscht es dahin. Wie edles Gestein sitzen die funkelnden Lichter der Messinginstrumente auf dem Brokat des Saitenchors. Wagner instrumentirt nicht wie andere Sterbliche, welche für ihre Ideen den Orchester-

ausdruck suchen. Er fängt mit der Partitur an. Sein erster Gedanke ist gleich mit dem Pinsel, nicht dem Bleistift hingeworfen. Niemals macht sein Orchestersatz, wie bei anderen Meistern, den Eindruck der gealterten und geschminkten Skizze.

Genug der Kritik. Wer aus dem Dunst der Thäler heraufsteigt auf die reine Höhe, wo kein Staub alltäglicher Gedanken mehr die Luft beschwert, der hat das Gefühl, der Gefangenschaft entronnen zu sein und ein neues Leben zu beginnen. Die Kunst kann eine ähnliche Feiertagsempfindung schaffen und ich meine, die diesmaligen Tage von Bayreuth werden an Wenigen ohne solche Wirkung vorübergegangen sein. Man mag über den „Parsifal" denken wie man will, darüber werden wohl Alle einig sein, daß nur ein Mensch von den ungewöhnlichsten Anlagen ihn schaffen konnte. Nie ist Wagner seinem Ideal, der Einheit von Drama und Musik, näher gekommen; nie hat er ein geschlosseneres, reiferes und maßvolleres Werk geschrieben. Die Proportionen sind bis auf geringe Ausnahmen durch den überlegensten Kunstverstand abgemessen. Die musikalische Phantasie zeigt kaum einen Schimmer von Ermattung. Der Stoff, gerade fremdartig genug, um zur Verwunderung aufzufordern, entbehrt nicht jener vertraulichen Wärme, welche Neigung erweckt. Dem „Parsifal" steht eine kleine Unsterblichkeit bevor; denn ganz unsterblich ist keine Musik, am wenigsten eine für die Bühne. Die Einbürgerung in die bestehenden Kunstverhältnisse kann mit Gewißheit vorausgesetzt werden, denn an die dauernde Coulisse des Fichtelgebirges glaubt wohl Niemand.

Bedeutende Werke haben eine Eigenschaft, die sie sogleich von der Allgemeinheit abhebt. Sie ruhen in sich. Es strömt jener Friede von ihnen aus, der über dem reifen Kornfeld liegt, das die Abendluft leise bewegt. Alles ist abgethan. Der Kampf des Werdens liegt wie eine versunkene Wetterwolke am Boden, welche nicht mehr droht, nur noch erinnert. —

Das ist die Mittelstimme der Empfindung, mit der ich diesmal Bayreuth verlassen habe.

Es bleibt mir noch ein Wort für Scene und Darsteller. Die Kunst des Decorationsmalers habe ich nie auf einer höheren Stufe, als in der Gralshalle und den beiden Waldlandschaften gesehen. Im Zaubergarten war das Blumendessein leider zu groß gerathen. Solch' riesige Blumenkelche sind selbst im Garten eines Hexenmeisters unwahrscheinlich. Der Reiz der Blume nimmt nicht mit ihrer Größe zu, wie wir von der Sonnenblume wissen. Die Blumenmädchen, deren Costum sehr an Grandville's „fleurs animées" erinnerte, haben ihre schwierigen Partien so rein gesungen und so unrein gespielt, wie es so artigen Geschöpfen in ihrem verführerischen Geschäfte möglich war. Der Gralsdienst mit seinen Chören und Aufzügen war das Würdigste und Stilvollste, was ich von ähnlichen Darstellungen auf der Bühne für möglich gehalten habe. Keine Spur von jenem fatalen Theaterkram, der Illusionen erwecken will und sie nur zerstört. Nie werde ich den Schrein tragenden Knaben in seinem zweifarbigen Gewand und dem blonden Engelsgesicht vergessen. Nicht Rafael wäre bei seinem Anblick ungerührt geblieben. Die Glocken wollten nicht recht stimmen; man war zu

allerlei Reductionen genöthigt, und die Contrabässe mußten ihren würdigen Commilitonen zu Hilfe kommen.

Die Besetzung der Rollen war eine mehrfache. Ich wohnte den beiden ersten öffentlichen Vorstellungen am 30. Juli und 1. August bei, in denen Parsifal von Winkelmann und Gudehus, Gurnemanz von Scaria und Siehr, Kundry von Frau Materna und Marianne Brandt, Klingsor von Hill, Amfortas von Reichmann gegeben wurde. Die bedeutendsten Leistungen waren die der Materna und Scaria's. Frau Materna gab die Scenen im ersten Act nicht zu wild, im zweiten decent, und im dritten mit einer Stimmungsgewalt, daß uns Hörenden der Athem stockte. Der fünfundvierzig Secunden währende Kuß — Kenner haben seine Dauer berechnet — war natürlich auch für sie eine Klippe. Ist es nicht merkwürdig, daß bei Wagner selbst der Kuß zu lang wird? Bezaubernd war die Fußwaschung und das erste lange Weinen. Die Meisten unter uns haben mitgeschluchzt. Amfortas, welcher seine Bahre fast nicht verläßt, kam in Reichmann's Darstellung auch geistig nicht recht zum Stehen. Winkelmann gelang in seinem Parsifal der Wildling besser als der Heilige. Hill's Klingsor hatte zu viel Modellpathos. Eine unglückliche Idee Wagner's war das Verharren Kundry's im blauen Licht, nachdem Klingsor sie heraufbeschworen. Das könnte viel poetischer gemacht werden, und Wagner wird das auch einsehen. Er ist nicht mehr so schroff wie früher. Scaria und Siehr als Gurnemanz, namentlich ersterer als hoher Greis im letzten Act, haben ihre Rolle nicht nur gespielt, sondern den Dichter ergänzt. Marianne Brandt kann Alles, aber verführen kann sie nicht. Ihr zweiter Act war eine malerische Unmöglichkeit. Im ersten und dritten hatte sie überwältigende Momente. Das Orchester unter Leitung von Levi erschien mir noch vollkommener, als das von 1876. Man hörte die Saiteninstrumente mehr. Die sinnliche Wirkung dieser mehr als hundert Instrumente, von den vorzüglichsten Musikern gespielt, kann nur ein Dichter schildern.

Auf die Wiederbelebung Titurel's im letzten Act hatte Wagner verzichtet. Er muß gefühlt haben, daß ein geschlossener Sarg beredter ist, als ein offener.

Zur Lage in Aegypten.

Das alte Land der Pharaonen zieht augenblicklich in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich. Nicht, daß dort wieder eine wichtige historische oder archäologische Entdeckung gemacht wäre, wie im vergangenen Sommer, wo man die Mumie Ramses des Großen, dieses Zeitgenossen Moses', endlich fand und an's Tageslicht zog — durch andere, gewiß nicht minder wichtige Ereignisse werden die Blicke Europa's auf Aegypten gelenkt. Endlich nach langer Zeit glaubt man die Möglichkeit der Consolidirung des gesegneten Nilthales vor Augen zu haben. Seit mehr als tausend Jahren besaß das unglückliche Land keine Selbständigkeit mehr. Die eigentlichen Bewohner Aegyptens, die Kopten und Fellachen, waren seit der Zeit der Ptolemäer Sklaven fremder Eroberer; freilich auch Sklaven unter ihren eigenen Herrschern, aber doch unter Herrschern von ihrem eigenen Blute. Die Ptolemäer, die Römer, die arabischen Kalifen, die Mamelukkenherrscher, die von den Osmanlis ernannten Pascha blieben stets Fremdlinge im Lande. In Aegypten kannte man bis jetzt ganz vorzugsweise nur Einen: den, welcher mit seinen Günstlingen verzehrte und genoß, während die Mehrzahl für ihn arbeitete und frohnte, damit er genießen könne. Die Lage wurde noch dadurch verschlimmert, daß, abgesehen vom fremdländischen Herrscherthum, seit der türkischen Oberherrlichkeit ein bedeutender Theil der Gelder als Tribut außer Landes ging. Kein Staat der Welt verstand es, in so raffinirter Weise Länder und Provinzen pecuniär auszubeuten, wie die Türkei. Ein solcher auf ausgeschöpftem Grund errichteter Staatsbau ist aber ein Kartenhaus, das, wenn es nicht umfallen soll, ängstlich vor Zugluft behütet werden muß.

Seitdem Großbritannien in Folge der Abtrennung der Vereinigten Staaten im Jahre 1783 zur Erkenntniß gekommen ist, daß auswärtige Besitzungen nur dann dauernd erhalten werden könnten, wenn man sie von Tributen, Zöllen und Abgaben an's Mutterland befreie, hat nicht eine einzige seiner zahlreichen Colonien auch nur versucht, sich von ihm abzulösen; immer neue sind vielmehr hinzugekommen.

Das türkische Reich ist aus der Hauptstadt und tributpflichtigen Provinzen zusammengesetzt. Unter letzteren muß man solche unterscheiden, welche für ihren Tribut irgend eine Gegenleistung seitens der Metropole oder der Regierung erhielten, z. B. Serbien, Moldau, Walachei ꝛc. Aber der Bevölkerung selbst dieser Staaten genügten diese Gegenleistungen nicht. Man empörte sich, und die ebengenannten Staaten sind heute frei. Andere Provinzen dagegen erhielten von der Metropole gar keine Gegenleistung, und zu diesen gehört Aegypten.

Seit jeher war dies Land viel trauriger daran, als alle übrigen Provinzen: es mußte Tribut zahlen, empfing aber dafür von der türkischen Regierung auch nicht das geringste Aequivalent. Die Unhaltbarkeit solcher Zustände fühlt Jeder heraus, besonders wenn man die geographische Lage Aegyptens in's Auge faßt. Längst schon würde das Land sich von jener drückenden Vasallenschaft befreit haben, wenn nicht Großbritannien stets mit eiserner Faust es unter das verhaßte Joch zurückgedrückt hätte.

Aegypten erhielt 1789 den ersten Anstoß zu seiner jetzigen Lage, als Bonaparte in Cairo einzog. Denn Mehemed Ali, dieser wahrhaft große Mann, der Gründer der jetzigen Dynastie, ist ein Geschöpf der französischen Expedition. Mit dieser kamen neue Ideen nach dem Nilthale, und wenn auch das eigentliche Volk, die Fellachen, noch lange nicht vom Kanonendonner der Schlachten bei den Pyramiden und bei Abukir erwachte, so hatte doch ein Mann seine Aufgabe erfaßt und begriffen: Mehemed Ali.

Aber trotz des Friedens von Kiutahia am 4. Mai 1833 und trotz des Sieges bei Nesib am 24. Juni 1839 konnte Mehemed Ali seine vollkommene Unabhängigkeit nicht erringen. Es war England, welches den ägyptischen Sieger dem constantinopolitanischen Oberherrn wieder auslieferte.

Im selben Jahre, als Mehemed Ali die Türken vernichtete, nahm Großbritannien Aden, das Gibraltar des persisch-arabischen Meeres. Von diesem Augenblicke an sind England seine Ziele klar vorgezeichnet, die es wohl manchmal aus den Augen zu verlieren *scheint*, auf die man es aber immer wieder zurückkommen sieht. Man macht Großbritannien, diesem riesigen, für die Bildung des ganzen Erdballes so wichtigen Reiche, den Vorwurf der Eigennützigkeit; man sollte lieber sagen, daß keine andere von den europäischen Nationen so zielbewußt denkt, wie die britische.

Von 1839 an kann das rothe Meer schon als ein britisches Gewässer betrachtet werden. England hatte seine indischen Eroberungen so ziemlich vollendet, es hatte festen Fuß in Australien gefaßt, und zehn Jahre später, 1849, war die Durchstechung des Isthmus von Suez eine beschlossene Sache. Wenn man jetzt erwägt, daß England fast alleiniger Besitzer der Actien der Suez-Canal-Gesellschaft ist, so drängt sich fast unwillkürlich der Gedanke auf, ob Palmerston wirklich ein ernstlicher Gegner der Anlage gewesen sei; ob er nicht vielleicht den Bau absichtlich durch Frankreich ausführen ließ, um nach gemachtem Experiment sich desselben zu bemächtigen. Das Canalunternehmen gelang vortrefflich, und anscheinend erfuhr die Palmerston'sche Politik dadurch ein Dementi. Aber, wie gesagt, in England denkt das ganze Volk, es gibt dort eine wirklich denkende Volksseele: 1875 kaufte England 176,602 Suezcanalactien auf Ein Mal. Damit war, wenn auch die Direction in Händen Lesseps's verblieb, der Canal britisch geworden.

Jedenfalls seit dem Besitze Adens und des Suez-Canals weiß der Engländer, daß er und kein Anderer Erbe des Pharaonenreiches sein wird.

Unter anderen Verhältnissen hätte die englische Regierung ein selbständiges Reich am Nil begünstigen müssen. Leben und Kraft war dazu genug vorhanden. Mehemed Ali gab den Beweis dafür. Und unter Ismaël erlangte Aegypten eine das übrige türkische Reich überragende Ausdehnung.

Aber seit der Eröffnung des Canals haben sich die Verhältnisse im Süden Europa's verschoben. Wenn Napoleon I. noch sagen konnte: „Der Besitzer von Constantinopel hält den Schlüssel zur Weltherrschaft in der Hand," so gilt heute dieser Satz nicht mehr so unbedingt wie früher. *Der Schwerpunkt der Macht concentrirt sich heute in Unterägypten.* Und diese Macht strahlt von Großbritannien aus. Gegen eine solche Thatsache läßt sich schlechterdings Nichts mehr einwenden. Ja, wir können sie neidlos betrachten; denn unsere Interessen gewinnen eher bei einer Anglisirung Aegyptens, als wenn das Land seine Mißwirthschaft unter türkischer Herrschaft fortsetzte.

Wir sind der Meinung, daß Großbritannien sich augenblicklich in der *Nothwendigkeit* befindet, sich des Canals und mithin Aegyptens bemächtigen zu müssen.

Aegypten ist seit 1879 in einer beständigen Krise. Den Ursprung der heutigen Schwierigkeiten muß man in der finanziellen Hilfslosigkeit suchen, in welcher der Chedive Ismaël sich befand, als an ihn die Nothwendigkeit herantrat, die nach dem russisch-türkischen Kriege überflüssig gewordenen Soldaten abzulöhnen. Es wurden auf einmal 6000 Soldaten entlassen, welche noch für dreißig Monate Sold zu fordern hatten, und 1600 Officiere aller Grade mit rückständiger Gage zur Disposition

gesetzt. Am 18. Februar 1879 fand die erste Zusammenrottung vor dem Finanzministerium in Cairo statt: Hunderte von Officieren, Tausende von Soldaten forderten Bezahlung. Und wenn man damals den Namen Ahmed Arabi's noch nicht hörte, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß er bereits mit an der Spitze der Meuterer stand. Eine Soldatenmeuterei ist gefährlich, gefährlicher die Nachgibigkeit. Und der Staat, d. h. der Chedive, gab nach. Er mußte nachgeben. Nicht nur die öffentliche Meinung, sondern auch sein eigenes Militär zwang ihn dazu. Aber als er nachgab, durfte er sein Recht zu strafen nicht versäumen. Die Gefangennahme der Haupträdelsführer gelang ihm. Statt sie erschießen zu lassen, wurden sie bald wieder auf freien Fuß gesetzt. Die Soldaten und Officiere erhielten ihre Bezahlung. Diese Straflosigkeit ist die erste Ursache aller späteren Revolten, bis zur Christenmetzelei vom vorigen 11. Juni.

Man muß bedenken, daß man es in Aegypten mit anderen Menschen zu thun hat, als bei uns. Nicht die schlechte Finanzlage, nicht seine Verschwendungssucht kostete dem Chedive Ismaël, wie man behauptete, den Thron, sondern die Straflosigkeit der meuterischen Soldaten. Wäre das Land damals wirklich am Rande des finanziellen Abgrundes gewesen, dann hätten sich die finanziellen Verhältnisse Aegyptens nicht so rasch bessern können: schon zwei Jahre darauf befanden sie sich im blühendsten Zustande. Der Versuch Ismaël's, die Interessen von sieben auf fünf Procent herabzumindern, erregte allerdings den Zorn der französischen und englischen Gläubiger auf's Höchste. Aber fanden derartige Conversionen nicht auch in anderen Ländern statt? nicht auch in der Türkei, in Spanien, in Italien? Aber man glaubte, daß durch die Abdankung Ismaël's allen Uebeln im Pharaonenlande Einhalt geschehe. Man wußte, daß Niemand zu seiner Vertheidigung hinter ihm stand. Auf die Armee konnte er sich nicht verlassen. Diese Armee fürchtete ihn nicht und liebte ihn nicht. Ismaël hatte ihr gegenüber zu viel Nachsichtigkeit geübt. Dazu kam, daß er seine Panzerschiffe der Türkei auslieferte; daß er seine Truppen der Türkei, ja selbst Frankreich zur Verfügung gestellt; daß er einen nutzlosen und für die ägyptischen Soldaten schmachvollen Krieg gegen Abessinien geführt hatte. Endlich zu seinem Unglücke begann er mit der Heranbildung der Officiere aus dem Stande der Fellachen. Während er früher die Officiere nur aus den Reihen der türkischen (tscherkessischen, bulgarischen ꝛc.) Efendis nahm, zog Ismaël das nationale Element heran, ohne daß er verstand, es an seine Person zu fesseln. Alles das hatte ihm die Armee vollkommen entfremdet.

Die Mächte, besonders Frankreich und England, wußten, daß Ismaël sich auf Niemand stützen konnte. Selbst auf Deutschland nicht, da Ismaël aus vollkommen nichtigen Gründen um die Entfernung des ihm früher mit gutem Rathe zur Seite stehenden deutschen General-Consuls, Herrn von Jasmund, bat, aber dafür einen viel schneidigeren und ihm kalt gegenüber stehenden neuen Diplomaten von Deutschland erhielt. Eine von der deutschen Regierung am 17. Mai 1879 eingereichte Note spornte jetzt die Westmächte zu mehr energischen Schritten an, und gleich darauf ertheilten sämmtliche Mächte dem Chedive den Rath, abzudanken. Verlassen von den unheilvollen, ihn umgebenden französischen und italienischen Schmarotzern, folgte Ismaël erst der Aufforderung der Pforte und zog sich am 25. Juni 1879 in's Privatleben zurück. Wie die Ratten ein sinkendes Schiff verlassen und sich auf ein neues begeben, so fielen nun alle Barone und Grafen vom alten Chedive ab, um mit ihren Rathschlägen seinen Nachfolger zu beglücken. Und somit endete der erste Act dieser Haupt- und Staatsaction und der zweite begann. Ein neuer Chedive betrat die Bühne.

Tewfik, geboren 1852, übernahm unter allerdings schwierigen Verhältnissen die ägyptische Regierung; aber da ihm keinerlei Verbindlichkeiten oblagen, erwartete man von ihm mit vollem Rechte die Schaffung gesicherter und geordneter Verhältnisse. Mehemed Tewfik war von seinem Vater, wenn auch nicht auffallend vernachlässigt, doch zurückgesetzt worden. Während seine jüngeren Brüder im Auslande zum Theil ihre Erziehung erhielten, Prinz Hassan z. B. eine Zeit lang in Berlin diente, durfte

Prinz Tewfik Aegypten nicht verlassen. Die übrigen Söhne Ismaël's bekamen schon frühzeitig Aemter oder thaten Dienst, Prinz Hussein z. B. 1874 im Kriegsministerium, Prinz Hassan sogar als Anführer der ägyptischen Truppen im türkisch-russischen und dann im ägyptisch-abessinischen Kriege, aber Tewfik kam nie aus Cairo, ja, nicht einmal aus dem Harem heraus. Erst 1881 besuchte er zum ersten Male Suez und befuhr zum ersten Male in Gesellschaft des Erbauers den Canal.

An der Spitze einer nunmehr errichteten Controlcommission standen ein Engländer und ein Franzose. Statt, wie Ismaël vorschlug, die Interessen auf fünf Procent zu reduciren, setzten sie dieselben jetzt auf vier Procent herab. Unter solchen Umständen und bei den reichen Hilfsmitteln des Landes, begünstigt durch einige vorzügliche Baumwollenernten, konnte die baldige Herstellung des Gleichgewichtes in Einnahme und Ausgabe nicht fehlen. Beging man auch den großen Fehler, daß man Nubar Pascha, diesen zwar ränkevollen, aber intelligentesten ägyptischen Diplomaten, des Landes verwies, und Scherif Pascha entließ, so begann das neue Regiment doch unter nicht ungünstigen Auspicien. Der drohende Bannspruch der Pforte, welche jetzt, nachdem ihr die Absetzung Ismaël's geglückt, eine größere Machtfülle glaubte anstreben, den Firman von 1873 aufheben und den von 1841 wieder zur Geltung bringen zu können, mußte auf Befehl der europäischen Mächte zurückgenommen werden.

Tewfik mischte sich so wenig wie möglich in die Regierung. Unschuldig wie ein Kind, ohne jede Erfahrung, bedurfte der gegenwärtige Chedive nur tüchtiger Minister, Männer, Charaktere: sie würden ihm über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen haben.

Wie wir erwähnten, pflegte der Vater des Chedive das nationale Element und machte namentlich den Fellachen, d. h. den Eingeborenen Aegyptens, die Militärcarrière zugängig: ein zwar principiell richtiges Verfahren, aber unter den gegebenen Verhältnissen und für Tewfik noch gewagter, als für seinen Vorgänger, dessen Autorität sich doch wenigstens auf eine langjährige Regierungszeit stützte. Das nationale Element, weise gepflegt und angewandt, konnte Großes bewirken. Aber die Neuerung kam zu plötzlich und war nicht vorbereitet. Von vorn herein und lange zuvor mußte man die Fellachen auch zu den höheren Aemtern heranziehen, statt ihnen nur die untere Carrière zu bewilligen. Aber daß noch immer jene türkischen Efendis oder ihre Nachkommen, oft nur Sklaven hoher türkischer Beamten, die höchsten militärischen Stellungen einnahmen; daß Eisenbahn- und Telegraphenverwaltung sich in Händen von Europäern befand, von denen manche eine mehr als zweifelhafte Vergangenheit hinter sich hatten; daß endlich die ganzen finanziellen Wirthschaftsverhältnisse in den Händen der Engländer und Franzosen lagen: alles das erbitterte die sogenannte Nationalpartei, welche jetzt mit einem Male ihr „Aegypten für die Aegypter!" ausrief. —

Es folgten nun offene Militärrevolten und bei allen hatte ein Officier, Ahmed Arabi, die Hand im Spiele. Obschon von Tewfik zum Obersten des vierten Garderegiments ernannt, eine für sein Alter — Arabi ist ungefähr vierzig Jahre alt — hohe Stellung, kannte er keinen Dank, sondern zeigte sich als der unversöhnlichste Gegner des Chedive. Die von ihm geleitete Militärrevolution am 2. Februar 1881, bei der er mit gezücktem Degen auf den Chedive losging, hatte einen Wechsel des Kriegsministers zur Folge. Und schon jetzt konnte man erkennen, daß Arabi auf nichts Geringeres zielte, als auf die vicekönigliche Würde selbst. Seine Ernennung zum Kriegsminister machte ihn factisch zum Herrn der Situation. Das kleine Intermezzo, die Verschwörung der türkischen und tscherkessischen Officiere, konnte Arabi in seiner Stellung nicht erschüttern. Als er nämlich eine größere Anzahl fellachischer Officiere zu Generälen beförderte, dabei aber ungefähr zwanzig andere Officiere, tscherkessischer oder türkischer Abkunft, überging, brach eine Revolte derselben aus, welche angeblich die Ermordung Arabi's bezweckte, aber so erfolglos blieb, daß er diese „Fremdlinge" zum Tode verurtheilte. Der Chedive unterschrieb indeß nicht, sondern unterbreitete die Sache seinem Suzerän, dem Sultan, welcher die zum Tode verurtheilten Officiere nach Constantinopel „verbannte", d. h. mit Rangerhöhung in die türkische Armee eintreten ließ. Daß Arabi darauf den Chedive absetzen wollte, was

die Notabeln jedoch nicht zugaben; daß Arabi Kriegsminister blieb und der Chedive nur noch nominell regiert; daß der Sultan mit Beiden sehr zufrieden, ersterem den Medjidieh erster Classe ertheilte und zu gleicher Zeit Tewfik eine Brillantdose in die Hand drückte: das ist Allen bekannt. Damit hätte eigentlich dieser zweite Act schließen können, wenn nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß, welches aber nothwendigerweise früher oder später kommen mußte, der Komödie den Stempel eines Trauerspiels aufdrückte.

Es war am 11. Juni dieses Jahres, als aus einem anfangs geringfügigen Streite zwischen alexandrinischen Mohammedanern und Griechen jenes Gemetzel entstand, welches Hunderte von Opfern forderte.

Die Aegypter sind nicht intolerant. Seit Mehemed Ali haben sämmtliche Regierungen darauf hingearbeitet, den religiösen Fanatismus auszulöschen und religiöse Unterschiede so viel wie möglich verschwinden zu machen. Namentlich können die Maßnahmen Ismaël's nicht genug hervorgehoben werden. Er europäisirte Cairo, Alexandria fast vollständig; und als eines Tages einige Theologen vor den von ihm errichteten Reiterstandbildern Mehemed Ali's und Ibrahim's ausspieen, ließ er sie auspeitschen.

Seit der Zeit stieß sich kein Muselman mehr an die Bilder und Statuen, obwohl sie in den Augen der Rechtgläubigen ein Greuel sind. Aber man gewöhnte sich allmälig daran, europäisch zu denken. Eine Wiederholung des Gemetzels von Djedda und Damaskus schien in Aegypten eine Unmöglichkeit.

Und doch haben wir ein solches erlebt, ja das Gemetzel vom 11. Juni hat eine Reihe verhängnißvoller Ereignisse hervorgebracht, deren Folgen und deren Ende noch gar nicht abzusehen sind.

Während einerseits Arabi mit trotzigem Eigenwillen fortfuhr, eigenmächtig den Alleinherrscher in allen ägyptischen Angelegenheiten zu spielen und den Chedive vollkommen zur Unthätigkeit verdammte, knüpfte er andererseits directe Verbindung mit Constantinopel an, um sein unabhängiges Verfahren vor dem Sultan zu rechtfertigen. Und als er am Tage nach dem Gemetzel einsah, daß dies nicht straflos Seitens Europa hingenommen würde, fing er an, das Feuer des religiösen Fanatismus zu schüren.

Jetzt wurde es klar, daß das, was Arabi unter „national" verstanden hatte, eigentlich durch „religiös" hätte ausgedrückt werden müssen. Wir können nur immer und immer wieder darauf hinweisen, daß es bei den Mohammedanern keine Nationen, sondern nur Glaubensgenossen gibt. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß wir an eine panislamitische „Macht" glauben. Aber nichts ist leichter für einen geschickten Agitator, als sich den religiösen Fanatismus dienstbar zu machen, besonders wenn er, wie Arabi, selbst aus den Trägern des Fanatismus, den Theologen, hervorgegangen ist. Arabi war eine Zeit lang Student an der el Asar-Universität. Er promovirte sogar zum Doctor der Theologie, denn er kann lesen und schreiben und weiß den Coran auswendig.

Wir haben mittlerweile den Anfang des dritten Actes erlebt: genau einen Monat nach der alexandrinischen Metzelei bombardirten die Engländer Alexandria. Mag man nun auch über die Art des Beschießens urtheilen wie man will, daß eine Sühne nothwendig war, ist unzweifelhaft. Daß gerade Großbritannien die erste handelnde Macht sein mußte, resultirt aus den staatlichen Verhältnissen dieses Reiches. Großbritannien, im Besitze von Ostindien, woselbst es über mehr mohammedanische Unterthanen herrscht, als der Sultan der Türken, durfte nicht ungestraft sich von einer Bande fanatischer Mohammedaner beleidigen lassen. Denn ein religiöser Aufstand in Indien hätte sonst folgen können. Arabi, dem englischen Worte trotzend, mußte gebeugt, der mohammedanischen Welt gezeigt werden, daß der britische Leu nicht ungestraft verspottet werden darf.

Vom ethischen Standpunkte aus soll hier nicht untersucht werden, ob die Beschießung Alexandriens, die Zerstörung der Forts gerecht war. Vom Standpunkte der britischen Nation war sie es. Wenn auch das Bombardement und die unver-

meidlich damit verknüpfte Zerstörung Alexandriens lauteste Mißbilligung in England selbst und besonders bei der Partei hervorgerufen hat, welche augenblicklich nicht am Ruder ist, so darf man nie vergessen, daß der Tadel und die Mißbilligung von einzelnen Individuen ausging, und daß, falls Salisbury oder Northcote morgen an's Ruder kämen, sie genau in denselben Bahnen wandeln würden, welche Gladstone eingeschlagen hat, ebenso wie Letzterer bis jetzt praktisch im großen Ganzen dieselben Ziele verfolgt hat, welche Beaconsfield vorschwebten.

Die Engländer als Nation handeln immer anders, als man vermuthen sollte nach Aeußerungen einzelner englischer Persönlichkeiten. Die Engländer als Individuen sind gewiß die selbstlosesten, philantropischesten Menschen von allen Nationen. Nirgends gelten humanitäre Bestrebungen so hoch wie in England. Aber als Volk befolgt England die selbstsüchtigsten Ziele und seine Politik ist die des Egoismus.

Die von allen, auch von vielen englischen Zeitungen verurtheilte Beschießung Alexandriens wird eigentlich nur deshalb verdammt, weil Landungstruppen fehlten. Aber der Admiral Seymour *mußte* zum Bombardement schreiten, um das stärkere Befestigen der Forts, das Legen von Torpedos ꝛc. ꝛc. zu verhindern. Daß nachträglich noch so viele beklagenswerthe Opfer fielen, daß in den einzelnen Städten Aegyptens *nach* der Beschießung Metzeleien stattfanden, haben sich die in Aegypten lebenden Europäer zum Theil leider selbst zuzuschreiben. Rechtzeitig gewarnt, hätte man denken sollen, daß gerade sie die Gefahr erkannt hätten. In unbegreiflicher Selbsttäuschung lebten sie dahin, obschon die unheimlichen, drohenden Mienen der Soldaten und Bürger ihnen sagen mußten, daß der „religiöse" Haß und Fanatismus entflammt sei. Vielleicht verstanden sie diese Zeichen nicht. Wie Wenige von den Fremden mögen Etwas von der Religion dieses Landes gewußt haben, welche ihnen ausschließlich — wie bei allen Mohammedanern — den Schlüssel zum Charakter der Bevölkerung gegeben hätte. Was kümmerte es sie, sich mit den Fellachen oder auch nur mit der niederen städtischen Bevölkerung abzugeben! Seit mehr als fünfzig Jahren war man gewohnt, die Aegypter als eine gehorchende Maschine zu behandeln, und wenn auch die Städter manchmal eine Bemerkung zu machen wagten, so wurden sie von ihrer eigenen Behörde zurecht gewiesen. Konnte nicht der „beschuhte" Fuß des Ungläubigen *jede* heilige Moschee und Anstalt in Cairo betreten und das zu einer Zeit, als dies selbst im französischen Algerien für die Christen noch unmöglich war?

Jetzt ist der Fanatismus erwacht, und England steht einem einigen Aegypten gegenüber, befehligt von einem Manne, welcher allerdings nach dem einstimmigen Urtheile Derer, die ihn kennen, zwar kein Muster der Tapferkeit ist, aber doch auch nichts verlieren kann, wenn er widersteht, so lang es ihm möglich.

Arabi ist religiös fanatisch, aber kein politischer Kopf. Alle seine Maßnahmen verrathen das. Seine ersten Erfolge verdankte er der Energielosigkeit des Chedive; seine späteren dem Zaudern der Briten. Denn daß er sich noch in der Nähe Alexandriens nach der Beschießung der Stadt festsetzen konnte, ist als ein Erfolg zu bezeichnen. Aber aufhalten wird Arabi das rollende Rad der Geschichte darum nicht. Wenn auch im günstigsten Falle türkische Truppen nach Aegypten kommen und zu ihm übergehen; wenn er auch Zuzüge aus Yemen erhält; wenn auch die Ulema von Cairo selbst Abd-ul-Hamid des Thrones verlustig und den Großscherif von Mekka als Chalif erklären; wenn auch in anderen mohammedanischen Ländern Revolten ausbrechen sollten — Arabi wird niemals ein Herrscher im Lande der Pharaonen werden! Er arbeitet für England. —

Anfangs August, 1882. Gerhard Rohlfs.

Stieler's Atlas.

Von

Prof. **Georg Gerland.**

So eben, gerade fünfzig Jahre nach dem Abschluß der ersten Ausgabe, ist das letzte Heft der neuen Lieferungsausgabe von „Stieler's Handatlas über alle Theile der Welt und über das Weltgebäude" (Gotha, Justus Perthes) erschienen. Schon einmal hat das Werk eine Jubiläumsausgabe erlebt: als solche ward von der Verlagshandlung selbst die des Jahres 1867 bezeichnet, welche fünfzig Jahre nach der ersten Lieferung des Atlas erschien. Auch die des Jahres 1875 kann man als solche nennen, denn sie erschien 100 Jahre nach der Geburt des Begründers des Werkes. Was aber der neuesten Ausgabe eine ganz besondere Bedeutung gibt, ist der gewichtige Umstand, daß der Atlas jetzt zum ersten Mal man kann wohl sagen alles Alte abgestreift hat. Er ist derselbe geblieben und doch ein ganz anderer geworden; er hat mit Beibehaltung des alten Geistes eine durchaus neue Form angenommen und steht jetzt als ein durchaus und streng einheitliches Werk in jedem Blatte auf der Höhe der modernen Forschung und Technik.

Es war im Jahre 1816, als der damalige gothaische Hofrath Stieler an Wilhelm Perthes, den Inhaber der Firma Justus Perthes, den Entwurf zur Herausgabe eines Handatlas einsandte. „Meine Idee", so schreibt er, „ist etwas dem Plane nach Beschränktes, aber in der Ausführung Ausgezeichnetes zu liefern". Er wollte 24—30 Blätter in zweckmäßiger Auswahl, möglichster Genauigkeit, Deutlichkeit und Schönheit herausgeben, „so daß sich die Karten auch dem verwöhnten Auge empfehlen, jede mit erläuterndem Text, der ein Buch für sich bilden, aber in innigster Beziehung zum Atlas stehen sollte". Perthes ging auf diesen Vorschlag ein und schon 1817 wurden die ersten Karten fertig; freilich nach einem etwas erweiterten Plan, denn die erste Ankündigung vom August 1816 verheißt 50 Karten. Diese waren bis 1822 in vier Lieferungen erschienen. Eine so rasche Vollendung war praktisch ungemein werthvoll. Innerhalb sechs Jahren war eine Grundlage geschaffen, die Interessenten befriedigt, der Atlas nicht gleich von Anfang an durch zu langsames Erscheinen veraltet. Doch schlossen sich gleich damals den ersten Karten in fünf Supplementlieferungen noch 25 andere Blätter an und so lag denn 1831 das Werk in 75 Karten vollendet vor. Die Karten vermehrten sich fortwährend; 1841 betrug ihre Zahl 83, in den sechziger Jahren wuchs sie auf 90, die jetzige Auflage enthält 95; rechnet man die Blätter mit hinzu, die im Lauf der Jahre ausgeschieden wurden, ohne später umgearbeitet oder ersetzt zu werden, so steigt die Gesammtzahl über 100. Der Atlas kostete 1831 19 Thaler, er kostet jetzt 60 Mark, also dasselbe — für ein Werk, welches 95 der sorgfältigsten, aufs feinste illuminirten Kupferstiche in nur guten Abzügen enthält, gewiß ein sehr niedriger Preis. Dazu kommt noch der

Text, der freilich gleich von Anfang an nicht nach Stieler's ursprünglichem Plan ausgeführt wurde. Er erschien in Quart als „Bericht zu Stieler's Handatlas" und enthielt in seiner ersten Gestalt zunächst Erläuterungen über Entstehung und Inhalt der einzelnen Blätter, dann aber eine Reihe von Beilagen, welche zum Theil noch heute Werth haben; so Stieler's ausführliche Commentare zur Karte von Griechenland und der Schweiz, letztere unter dem Titel „Die Berge der Schweiz, hydrographisch geordnet mit Angabe bekannter Höhen". Später ist dieser Text immer mehr beschränkt worden, die neueste Ausgabe bringt nur kurze Mittheilungen, allerdings auf acht enggedruckten doppelspaltigen Folioseiten.

Von den Gelehrten, welchen wir die erste Grundlage des Atlas verdanken, ist Adolf Stieler der bekannteste. Zu Gotha am 16. Febr. 1775 geboren, studirte er 1793 in Jena und Göttingen Rechtswissenschaft, war später in seiner Vaterstadt im Ministerialdepartement (als Legationsrath) angestellt und starb daselbst als geheimer Regierungsrath am 13. März 1836. Die Kartographie war ihm, der in sehr guten Verhältnissen lebte, Lieblingsbeschäftigung neben seinem eigentlichen Beruf. Er gab u. a. 1805 eine Karte von Deutschland nach dem Reichsdeputationshauptschluß vom 27. April 1803 heraus, sowie später eine andere größere in 25 Blatt, und von ganz unglaublicher Thätigkeit war er für den Atlas: 43 Karten der verschiedensten Theile der Welt waren von ihm, zu anderen gab er die Idee. Die meisten dieser Karten sind zwar jetzt veraltet und durch andere ersetzt; doch gehören einige derselben natürlich in zeitgemäßer Umarbeitung, dem Atlas auch heute noch an.

Der älteste Mitarbeiter Stieler's, ja Mitbegründer des Atlas, war der Hofrath Christian Gottlieb Reichard in Lobenstein, der namentlich bekannt ist durch seinen Atlas und seine Arbeiten zur alten Geographie. Stieler nennt ihn „bekanntlich einen unseren geschicktesten und ohne Zweifel der scrupulösesten genauesten Kartenzeichner"; er mußte zugleich Stieler's Karten, wie dieser umgekehrt die seinen, nach vollendeter Zeichnung revidiren. Doch ist von den 7—8 Karten, welche Reichard lieferte, im heutigen Atlas nichts mehr übrig. — Eine besonders merkwürdige Stellung nahm ferner Joseph Christoph Baer ein. Geboren 1790 in Molschleben bei Gotha von ganz niederem Stande, kam er jung als Hausbursche in Stieler's Haus; dieser aber, der in ihm ein nicht unbedeutendes Talent zum Kartenzeichnen entdeckte, zog ihn heran und benutzte ihn bald ausschließlich für seine kartographischen Arbeiten. Doch bis zum Tode Stieler's ließ es Baer sich nicht nehmen, das Zimmer desselben in Ordnung zu bringen und außer anderen Dienstleistungen namentlich den Weinkeller zu besorgen — Stieler sah gern Besuch bei sich, seine angeregt heiteren Gesellschaftsabende und seine vortrefflichen Weine waren berühmt. Baer hatte sich zum genauesten Kenner des Thüringer Waldes ausgebildet, seine Karte desselben in 1 : 200 000 galt lange als die beste; ebenso lieferte er die Karte der thüringischen Staaten für den Atlas, welche noch heute, freilich in der vortrefflichen Neuschaffung Karl Vogel's, dem Atlas zur Zierde gereicht.

Heinrich Hübbe's und Heinrich Berghaus' Thätigkeit für den Atlas war nicht sehr umfangreich; dagegen sollte Stieler den bedeutendsten Mitarbeiter an Friedrich von Stülpnagel[1]) gewinnen, welcher, aus einer altpreußischen Militärfamilie stammend, am 13. März 1781 zu Anklam geboren war. Schon 1802 trat er als Fahnenjunker in das Regiment Owstien ein und natürlich wurden die napoleonischen Kriege auch für ihn verhängnißvoll: nach dem Treffen von Lübeck wurde er mit dem Reste seines Regimentes gefangen und sollte nach Frankreich gebracht werden. Indeß gelang es ihm, auf dem Transport nach Berlin sich in Potsdam

[1]) Ueber diesen so thätigen und bekannten Kartographen ist, soweit mir bekannt, biographisches Material noch nicht veröffentlicht. Die folgenden Nachrichten (sowie die über Baer) verdanke ich der Güte Dr. Behm's, des rühmlichst bekannten Herausgebers von Petermann's Mittheilungen, der sie von einem Sohne v. Stülpnagel's empfing.

zu ranzioniren und dann von da bis nach Colberg durchzuschleichen; schon 1807 finden wir ihn als Lieutenant wieder im Owstien'schen Regiment an der Vertheidigung Colberg's sehr thätigen Antheil nehmend. Allein 1810 (in welchem Jahre er sich verheirathete) nahm er seinen Abschied; 1812 am Eintritt in russische Dienste verhindert, ließ er sich bereden in das badische Corps einzutreten, welches einen Theil des 9. französischen Armeecorps bildete. Mit diesem half er den Rückzug über die Beresina decken, kehrte aber dann, als sich das Corps in der allgemeinen Verwirrung gleichfalls auflöste, krank und elend nach Hause zurück, wo ihn ein Nervenfieber schwer darniederwarf. Genesen ward er April 1813 im zweiten pommerschen Reservebataillon eingestellt, mit welchem er beim Bülow'schen Corps in den Schlachten bei Großbeeren, Dennewitz, wo er das eiserne Kreuz erhielt, und Leipzig mitfocht. Von Leipzig zog Bülow nach den Niederlanden: Stülpnagel machte die Erstürmung Arnhems, Doesburgs, den Waalübergang und als Compagnieführer die Erstürmung des Forts St. Andree mit, wurde dann aber nach Westfalen commandirt und 1816 — am 1. August 1815 war er Premierlieutenant geworden — zum 32. Regiment versetzt. Wegen Schwerhörigkeit wurde er 1822 pensionirt, mit 225 Thalern Pension; 1832 erhielt er den Hauptmannstitel. Bei seiner Pensionirung (er war damals 36 Jahre alt) zog er nach Erfurt, später nach Wandersleben bei Erfurt. Seit 1823 am Atlas thätig, lieferte er schon für die erste Auflage sieben Karten; 1836, nach Stieler's Tod, ward er von Perthes mit 500 Thalern als Kartograph engagirt. Er siedelte jetzt nach Gotha über, wo er bis zu seinem Tode blieb; bei der Feier seiner goldenen Hochzeit 1860 ernannte ihn die Stadt Colberg zu ihrem Ehrenbürger, in dankbarer Erinnerung an die Vertheidigung von 1807. Er blieb bis kurz vor seinem Tode (18. October 1865) für Perthes thätig; eine seiner letzten Arbeiten war die Situationszeichnung zu Berghaus' bekannter „Chart of the World". Seine Hauptthätigkeit für den Atlas entfaltete er bei den späteren Umarbeitungen desselben. Ueber 50 Karten sind von ihm in den Ausgaben der vierziger und fünfziger Jahre, in der von 1876 allerdings nur noch 12; und wenn auch diese in der jetzt vollendeten Ausgabe durch Neubearbeitungen ersetzt sind, so gehört doch ohne Zweifel Fr. von Stülpnagel zu den Männern, welche um den Stieler'schen Atlas das größte Verdienst haben. Er hat die gleiche Kartenzahl geliefert wie August Petermann.

Drei ausgezeichnete Kartographen sind es vornehmlich, auf deren Thätigkeit der heutige Atlas beruht. In erster Linie August Petermann, dessen Karten der Vereinigten Staaten (Nr. 83—88), Südamerika's (90—95), Australiens (73—75), Afrika's (68—72), Irans, Indiens und Innerasiens (62—64), sowie Osteuropa's (50—55) — um nur einige seiner vorzüglichsten Arbeiten zu nennen — kartographische Leistungen vom ersten Range sind; der Weltruf, den Petermann genoß, war ein wohl begründeter. Sodann aber der gelehrte Kartograph Dr. Hermann Berghaus, der Neffe von Humboldt's Freund Heinrich Berghaus, der, seit 1852 am Atlas thätig, seit Petermann's Tod der Redacteur und Herausgeber sowohl des „großen" wie des „kleinen Stieler's" ist, jenes vortrefflichen Schulatlas, der soeben, vollständig neu von Berghaus bearbeitet, in 61. Auflage erschien. Außer einer Reihe von Landkarten, die Hermann Berghaus theils selbständig geschaffen, theils durch seine Umarbeitung völlig neu begründet hat, verdankt ihm der Atlas vornehmlich die vortrefflichen physikalischen Karten. So das „Gebiet der Sonne", ferner die Darstellungen der Luftströmungen und Niederschläge, des Luftdrucks, der Meeresströmungen, der Höhen und Tiefen der Erde u. s. w., welche Blätter wie zu den inhaltreichsten, so auch zu den schönsten des Atlas zählen. — Endlich C. Vogel, dessen Bearbeitungen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns (18—29), Frankreichs und Spaniens (33—43) vorzügliche Leistungen sind. Namentlich sind die Darstellungen Oesterreich-Ungarns und Spaniens als musterhaft hervorzuheben.

So sehen wir stets neu pulsirendes Leben auf dem weiten Arbeitsfelde des Atlas; scheidet ein Mitarbeiter aus, sofort tritt ein anderer an seine Stelle und stets hat sich

das Werk von Stufe zu Stufe emporgehoben. Es ist höchst interessant, die heutige mit der Ausgabe von 1831, noch interessanter, eine ganze Reihe von Ausgaben dieses merkwürdigen Werkes zu vergleichen. Denn diese Vergleichung zeigt uns den Entwickelungsgang der gesammten modernen Geographie. Zunächst gewährt der heutige Atlas eine größere Mannigfaltigkeit an Projectionen, deren meiste wir den Darstellungen von Hermann Berghaus verdanken. Und allerdings ist dies eine sehr wesentliche Bereicherung des Atlas, die den Werth desselben z. B. für Unterrichtszwecke außerordentlich erhöht.

Ferner hat die Bezeichnung des Reductionsmaßes, welche in den älteren Ausgaben noch auf den Pariser Fuß bezogen wurde, schon längst dem modernen Verfahren weichen müssen, nach welchem eine möglichst abgerundete Bruchzahl als Verhältnißzahl zu Grunde gelegt wird. Das frühere Normal- und Grundmaß des Atlas war das der Uebersichtsblätter der europäischen Staaten, 160 deutsche Meilen = 1 Fuß, welches dem Verhältniß 1 : 3,700,000 entspricht. Daher ist dies letztere auch im heutigen Atlas, in Uebersichtsblättern, in der Darstellung von Osteuropa und sonst vertreten. Nun zeigt sich aber in allen Darstellungen das Bestreben, die gegenseitigen Verhältnisse der Karten möglichst einfach und übersichtlich zu halten. So zeigt Oesterreich-Ungarn und Griechenland das Doppelte des Maßstabes von Osteuropa, die Nebenkarten stehen stets „in einfachem Vergleich zur bezüglichen Hauptkarte, zu deren Ergänzung sie dienen". Städtepläne haben meist das Verhältniß 1 : 150,000; die Specialkarten Deutschlands, Englands, Oesterreichs, Frankreichs, Dänemarks u. s. w. sind zehnmal kleiner dargestellt, Europa zeigt einen abermals durch zehn dividirten Maßstab, die meisten übrigen Maßstäbe bilden leicht zu berechnende Verhältnisse. Das Metermaß ist für die Höhen überall durchgeführt, mit Ausnahme der Länder, in welchen englisches Maß gilt. Auch die Meerestiefen sind meist in Faden angegeben. Ueberall dagegen sind metrische Scalen den Karten beigefügt und bei späteren Ausgaben wird das Metermaß ganz einheitlich durchgeführt werden. Das muß selbstverständlich geschehen, obgleich der Geograph bedauern mag, daß nicht lieber das englische Maß als internationales geographisches Maß angenommen ist.

Die politische und topographisch-statistische Correctheit und Reichhaltigkeit des Atlas soll nur kurz, aber desto nachdrücklicher hervorgehoben werden; er leistet nach dieser Seite hin Alles, was ein Handatlas, der keine topographischen, sondern Landkarten gibt, überhaupt leisten kann. Diese politisch-statistische Genauigkeit besaß der Atlas schon in seiner ersten Auflage.

Allein damals war er so gut wie nur ein politischer Atlas, wenigstens herrschte die Darstellung des politischen Elementes bei Weitem über die Darstellung des Terrains, der Naturbeschaffenheit vor. Oft schon aus dem einfachen Grunde, daß man vom Terrain noch überhaupt kein genaues Bild hatte. Nun aber ist in den letzten fünfzig Jahren die Erdkunde selbst eine andere geworden. Das Material, welches sie beherrscht, ist unendlich vermehrt, die eigenthümliche Naturbeschaffenheit der einzelnen Länder in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses getreten; die Erdkunde ist zur selbständigen Naturwissenschaft geworden, zur Naturwissenschaft des Erdballs und also auch der Erdoberfläche. Diesen Gang, den die Erdkunde, von ihrem Material fast unbewußt gezwungen, nach und nach immer entschiedener eingeschlagen hat, beweist und zeigt auch der Stieler'sche Atlas in seiner Entwickelung. Er ist aus einem topographisch-historischen ein naturwissenschaftlicher geworden. Zunächst sind ihm jene inhaltreichen physikalischen Karten, von denen wir schon sprachen, eingefügt; zugleich aber, und dies ist von besonderer Wichtigkeit, zeigen auch die Landkarten ein ganz neues Princip. Die ältesten Karten der neueren Zeit, von Apianus und Merkator an und so alle bis auf die im vorigen Jahrhundert so berühmten Homann'schen Karten, sind rein topographische Darstellungen, die Naturbeschaffenheit des Landes wird nur insoweit berücksichtigt, als die Topographie es erheischt. So werden die Gebirge angegeben ganz ohne Rücksicht auf ihre Art und Natur, grob materiell und doch rein schematisch, durch Einzeichnung verschiedener

Hügel von durchaus beliebiger, aber herkömmlicher Gestalt. Das Gebirg interessirte nicht als selbständiges geographisches Individuum, welches durch seine Form über seine Natur und Geschichte Aufschluß gibt, die Darstellung desselben nicht durch ein zu Grunde gelegtes künstlerisch-wissenschaftliches Princip: vielmehr interessirte das Gebirg als da oder dort vorhanden, als breit oder schmal, hoch oder niedrig, und so nicht etwa bloß die Zeichner, sondern auch die Geographen jener Zeiten. Erst durch der Cassini berühmte Landesaufnahme Frankreichs (1744—1793) entwickelte sich ein anderer Geist; ihre Karten sind, im Gegensatze z. B. zu den gleichzeitigen Leistungen der Homann'schen Officin, ganz von naturalistischem Sinn getragen: die wirkliche, naturgemäße, oroplastische Gestalt des Bodens soll wiedergegeben werden, und wird zum Theil mit solchem Glück wiedergegeben, daß auch für uns noch diese Blätter wenn nicht lehrreich, so doch jedenfalls erfreulich sind. Die Cassini'sche Karte beginnt eine neue Aera der Kartographie, ihr Einfluß war ein höchst bedeutender, und schon im Anfang dieses Jahrhunderts haben wir entsprechende topographische Leistungen auch in Deutschland, wie z. B. die schönen Blätter Le Coqu's (1805).

Dieser neuen naturalistischen Richtung gehört selbstverständlich auch der Stieler'sche Atlas an. Allein in der ersten Auflage tritt sie noch sehr hinter dem politisch-topographischen Element zurück und unleugbar gab es damals zwar nicht in Deutschland, wohl aber in Frankreich bessere und weit schönere Atlanten. So Brué's vortrefflicher „Atlas universel de géographie physique, politique et historique ancienne et moderne", der in Paris von 1822—27 erschien; so der noch hervorragendere „Atlas universel de géographie ancienne et moderne" von den beiden Lapie, Vater und Sohn (Paris von 1829 an); ja einige Karten von Stieler mögen von jenen Atlanten angeregt sein, wie sie selber wieder hier und da auf d'Anville's Atlas zu fußen scheinen. Allein jene Kartenwerke sind stehen geblieben (trotz eines modernen Versuchs, den Brué wieder neu zu beleben); Stieler's Atlas hat sich weiter entwickelt. Und diese Weiterentwickelung ist eben vor Allem nach der naturalistischen Seite hin gerichtet. Heute kommt es dem Atlas nicht mehr in erster Linie darauf an, den politischen Begriff England oder Frankreich, oder Deutschland oder die politische Eintheilung Europa's zu geben: in erster Linie will er das natürliche Wesen, die Naturgrundlage Deutschlands, Frankreichs, Europa's darstellen und auf dieser Naturgrundlage zeichnet er die politischen Grenzen, die Wohnorte u. s. w. ein, die ja natürlich nicht fehlen dürfen. Ueberall tritt das wirkliche Reliefbild der Erde, wie es uns die Natur kennen lehrt, als das Wichtigste, das eigentlich Beabsichtigte hervor. Man betrachte z. B. die herrlichen Karten der Vereinigten Staaten oder Südamerika's von Petermann! Jetzt erst erhält das „Kartenbild", welches Petermann (Mittheil. 1876, 2) als Endziel der Kartographie hinstellte, seine wahre Bedeutung.

Diese hohen Vorzüge können natürlich nur das Resultat sehr vielfältiger und sehr mühevoller Thätigkeit sein. Zunächst ist die Art der Darstellung hervorzuheben. Die Zeichnung und der Stich des Terrains sind gleich vortrefflich, und namentlich ist es die scharfe Wiedergabe der Gebirge, welche überall, auch bei der kleinsten Erhebung möglichst individuell gehalten ist und alles Schematische vermeidet. Es ist dies das Verdienst der trefflichen Zeichner und Stecher des Instituts, von deren erstern außer den schon angeführten Namen noch die Schüler Petermann's, die am Atlas thätig sind, und namentlich H. Habenicht genannt werden müssen. Zu den bewährtesten Stechern zählten früher Michaelis und Alt, gegenwärtig Eberhard und Kühn für Schrift, Weiler und Kramer für Terrain. Ferner ist der Atlas durchaus (wenn man von der Eisenbahnkarte Mittel-Europa's absieht) auf das eine rein geographische Ziel concentrirt. Die französischen Atlanten, so auch noch der neueste von Vivien de St. Martin, geben immer eine Reihe rein historischer Karten zugleich mit den rein geographischen, und auch in den ersten Auflagen Stieler's finden wir eine Karte des alten Griechenlands. Sehr mit Recht sind diese historischen Karten schon längst beseitigt; beruhen sie doch auf einem ganz anderen und wahr-

lich keinem geographischen Princip. Auch die statistischen Karten und Kärtchen, womit manche Atlanten prangen, finden in Stieler keinen Platz, ebenfalls hauptsächlich deshalb, weil sie einem ganz anderen Wissensgebiet als der Geographie angehören. Dabei ist aber auch nicht zu übersehen, daß solche statistischen Blätter eines Handatlas meist nur Spielereien, höchstens sehr schematisch rohe Gesammtdarstellungen bieten, mit welchen der Wissenschaft nach keiner Seite gedient ist; die nach etwas aussehen und nichts sind.

Die Hauptsache aber ist, daß der Atlas durch unabläßiges Eintragen aller neuesten geographischen Daten und Entdeckungen stets auf der Höhe des jedesmaligen Wissens gehalten wird. In das Perthes'sche geographische Institut fließen die Nachrichten, vielfach die Originalberichte und Karten der Reisenden aus allen Ländern zusammen; das Institut ist für Deutschland wenn nicht der erste, so doch einer der ersten Centralpunkte für unser Wissen von der Erdoberfläche. Die Mittheilungen aus demselben, früher von Petermann, jetzt gleich vortrefflich von C. Behm geleitet (die in ihrer Einrichtung für die geographischen Zeitschriften vieler Länder, so neuerdings auch für die Veröffentlichungen der Royal Geographical Society Englands das Muster abgegeben haben), bringen sehr rasch von allen Ländern die neuesten Forschungen, meist von den werthvollsten Karten begleitet. Dies so zusammenströmende Material wird nun unabläßig dem Atlas einverleibt. Denn der Atlas — und das ist eine seiner hervorragendsten wie merkwürdigsten Eigenschaften — steht nie still, er ist in beständigem Fluß. Er hat eigentlich keine neuen Gesammtausgaben: in jede Karte wird fortwährend, was von irgend bedeutenden neuen Forschungen bekannt wird, sofort eingetragen, so daß das einzelne Blatt am Ende des Jahres schon ganz anders aussehen kann, als zu Anfang desselben.

Natürlich ist ein solches Verfahren zwar höchst wichtig und günstig für die Geographen sowie für das gesammte Publicum, welches den Atlas kauft, denn jeder Käufer erhält stets eine Sammlung von Karten, deren jede ihm für ihr Gebiet den neuesten Stand der Forschung bietet. Aber selbstverständlich kann das nur durch große Kosten Seitens der Verlagshandlung geleistet werden: weit über 100,000 Mark werden alljährlich auf die Herstellung und Instandhaltung des Atlas verwendet. Die Kosten der ganzen ersten Auflage waren 1816 von der Firma auf etwa 11,000 M. berechnet — jetzt kostet der Atlas in einem Jahr mehr als 10mal so viel! Der Stich einer Platte ohne Terrain kostet 2—3000 M., mit Terrain 6000—7500 M. Die Zeit der Herstellung für eine Karte wie die des Deutschen Reiches von C. Vogel, die aus vier Platten besteht, beträgt nach Vogel's Mittheilungen von der Zeichnung bis zur Ausgabe der Karte volle vier Jahre, wenn mindestens drei Personen zugleich an ihr beschäftigt sind.

Das unaufhörliche Weiterschreiten, worin sich der Atlas vor allen übrigen Atlanten auszeichnet, ist ferner nur dadurch möglich, daß sämmtliche Karten in Kupferstich hergestellt sind; denn nur der Kupferstich läßt ein unaufhörliches Nacharbeiten und Nachtragen zu. Während früher das betreffende Stück aus der Platte herausgeschlagen, ein anderes eingesetzt, verglättet und dann die neue Zeichnung eingetragen wurde, hat man jetzt an der Galvanoplastik ein bequemeres Hilfsmittel. Auf der gestochenen Platte wird galvanisch eine Reliefkarte niedergeschlagen, auf dieser dann der Fehler abgeschabt, dann ein neuer galvanischer Niederschlag auf die corrigirte Platte bewirkt und endlich auf der so gewonnenen neuen Tafel das Richtige oder Neue eingestochen. Ferner wird jeder Originalstich sofort galvanoplastisch vervielfältigt, die einzelne Kupferplatte aber mit einem äußerst feinen Stahlniederschlag überzogen und so dafür gesorgt, daß die Abdrücke, welche in den Buchhandel kommen, stets gleichmäßig gut sind.

Auch hinsichtlich der äußeren Erscheinung, für welche der Kupferstich ja die beste Grundlage ist, steht der Atlas jetzt auf sehr hoher Stufe und unendlich über seiner ersten Erscheinungsform. Diese war durch äußerliche Schönheit nicht sehr ausgezeichnet; wenn ihm aber von französischer Seite noch 1875 der Vorwurf einer

gewissen „überrheinischen Geschmacklosigkeit" gemacht wurde[1]), so war dieser Vorwurf schon damals absolut gegenstandslos. Die Farben sind, wo nicht schöner und harmonischer, doch mindestens ebenso schön wie in den besten gleichzeitigen Atlanten, auch den französischen, z. B. in den bisher erschienenen Lieferungen des gewiß vorzüglichen Atlas von Vivien de St. Martin. Wird doch auch auf die Herstellung der Farben des deutschen Atlas die größte Sorgfalt verwendet. Sie werden alle durch Handmalerei vermittels Schablonen auf das vorsichtigste aufgetragen; und da zu einem einzigen Blatt nicht selten bis an 20 und mehr Schablonen gehören, so ist natürlich die Herstellung eines solchen — in der Vortrefflichkeit, wie sie die Firma liefert — eine äußerst mühevolle Arbeit. Und hinsichtlich der Naturwahrheit des Bildes stehen die Stieler'schen Karten über denen von Vivien de St. Martin. Man vergleiche z. B. die Karten der britischen Inseln: die individuellere, genauere Darstellung zeigt die Karte von Petermann gegenüber der verallgemeinernden, ja eher schematischen Art bei Vivien, obwohl beide Kartenblätter wahre Muster eleganter Darstellung sind. Doch wird allerdings das Auge eines fachmännischen Geographen sofort durch diesen ausgleichenden Schematismus bei Vivien nicht ganz angenehm berührt.

In Folge aller dieser Vorzüge ist der Stieler'sche Atlas über die ganze Welt verbreitet; so viel ich weiß, besitzt er von allen Atlanten die weiteste Verbreitung. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie sich die Benutzung desselben vertheilt. Von dem Gesammtabsatz der jetzigen Lieferungsausgabe kamen auf das deutsche Reich 44 Procent. Während nun auf Oesterreich 13, auf die Schweiz 11, auf Amerika (Verein. Staaten) 9, auf Frankreich 8, auf die übrigen kleineren europäischen Staaten fast 17 Procent kommen, beträgt derselbe in Rußland nur $1\frac{1}{2}$, in England nur $\frac{3}{4}$ Procent. Die auffallend geringe Verbreitung in England beruht zum Theil auf der fremden Sprache des Atlas, sodann und namentlich auf der Selbstproduktion Englands, endlich aber auf dem verschiedenen Geschmack auch in der Kartographie.

Stieler's Atlas ist ein Nationalwerk, dem in Deutschland selbst sich nur der große Kiepert'sche Atlas zur Seite stellen kann und der, in steter Fortarbeit, den Wunsch Petermann's verwirklichen helfen wird, daß auch in Deutschland ein einheitlicher Kartenstyl, von nationalem Gepräge, sich immer mehr ausbildet und fest stellt.

---

[1]) Explorateur 1875, nach Behm's Bericht Peterm. Mittheil. 1876, S. 61.

Literarische Rundschau.

Caroline und ihre Freunde.

Caroline und ihre Freunde. Mittheilungen aus Briefen von G. Waitz. Leipzig, S. Hirzel. 1882.

An Caroline erinnert zu werden, ist immer angenehm, auch wenn man sie nicht vergessen hat. „Sie ist der Goethe unter den deutschen Frauen", sagte ein Gelehrter und Schriftsteller, der sich zuweilen unter dem Namen eines „Alten aus der stillen Gemeinde", d. h. der Goethe-Gemeinde, verbirgt. Wenn wir auch nicht so weit gehen, seinen Satz zu unterschreiben, so stehen wir doch nicht an, Caroline für eines der größten Brief-Genies zu erklären, welche Deutschland hervorgebracht hat. Die zwei Bände ihrer Correspondenz, welche Waitz 1871 herausgab und in denen sie meist das Wort hat, bilden einen wahren Schatz — nicht gerade für das Haus, aber für den literarischen Feinschmecker; und es ist schwer, genau zu sagen, worin ihr Reiz eigentlich bestehe: weshalb diese Frage in gegenwärtiger bescheidener Notiz auch nicht abermals erörtert werden soll. Die vorliegende neue Publication von Waitz interessirt uns weniger durch die Briefe, die sie von Caroline oder an Caroline, als durch die Aeußerungen, die sie über Caroline enthält. „Welch eine Frau", heißt es S. 41; „ihre echt genialische Art, Werke der Kunst in's Auge zu fassen, ihr freier von allen Fesseln des Schulzwanges entfesselter Geist, der feine Tact im Einzelnen, verbunden mit dem festen Ueberblick des Ganzen, und dabei die Grazie der Weiblichkeit, die sich über alles verbreitet, was sie sagt und thut, macht sie mir mit jedem Tage schätzbarer." Die weniger schmeichelhaften Porträts, welche Therese Heyne oder Dorothea Veit von ihr entwerfen, wird man S. 15 und S. 67 gern noch einmal finden. Besondere Sympathie dürfte Mutter Schlegel erwecken, die hier zum ersten Mal auftritt und z. B. S. 77 über ihren Sohn Friedrich und seine „Lucinde" schreibt: „Fritz hat sich mir schon durch seinen Roman als einer gezeigt, der keine Religion und keine guten Grundsätze hat. Ich wollte lieber, daß er ein ganz ordinärer, aber guter und nützlicher Mensch wäre, als so." Mutter Schlegel wird dem Leser so lieb, daß er sich unwillkürlich und mit vollem Mitgefühl ausmalt, wie schmerzlich sie die Nachricht von Wilhelm Schlegel's Scheidung berührt haben muß: denn ihre Briefe aus der Zeit sind nicht erhalten. Wilhelm wird ihr die Sache so spät als möglich, mit so guter Art als möglich und mit so viel Schonung für Caroline als möglich beigebracht haben. Sie aber mag die Stimmung des Verzeihens schwer in sich aufgebracht und ihm ungefähr erwidert haben, wie sie S. 87 schreibt: „Lieber Wilhelm, Du mußt Geduld haben mit meinem Alter und mit meinen eingeschränkten Einsichten; eine Person, die nichts als ein bischen natürlichen Verstand hat, kann sich in die Denkungsart des Genies nicht hineindenken." —

Die französischen Jugendbriefe Carolinens, mit denen der Band eröffnet wird,

waren schon einmal in den „Preußischen Jahrbüchern" und zwar dort vollständiger mitgetheilt. Sie enthalten unter Anderem amusante Notizen über die Fürstin Gallitzin und ihre frühgewagte griechische Tracht (S. 8), welche Georg Jacobi 1770 zwar für wünschenswerth, aber nicht für möglich erklärt hatte. Wenn nach S. 4 im Jahre 1778 eine Dame auf der Redoute als Gabrielle de Vergy erscheint, so belegt das die Popularität eines ritterlichen Stoffes, den zwei Franzosen kurz vor Goethe's „Götz" dramatisch bearbeitet hatten. Carolinens früher Goethe-Cultus tritt wiederholt hervor. Aus S. 11 erfahren wir, daß im Anfang October 1781 zu Gotha Goethe's „Geschwister" von Dilettanten aufgeführt wurden. Carolinens Freundin, Louise Gotter, spielte die Marianne. Friedrich Nicolai, der dieser Aufführung beiwohnte und Caroline davon erzählte, traf damals mit Goethe zusammen, der ihm in sein Stammbuch die lakonischen Worte schrieb: „Vtile dulci | Gothae d. 5 Octbr 1781 | Goethe". — Caroline ahnte wohl nicht, daß sie in der Literaturgeschichte einmal neben den großen deutschen Classikern genannt werden würde, wie Madame de Sévigné neben den französischen, und daß sie siebzig oder achtzig Jahre nach ihrem Tode ihre stille Gemeinde von älteren und jüngeren Herren haben würde, die sich von Zeit zu Zeit vor ihrem Bilde versammeln und, eine zerdrückte Trauerthräne im Auge, ihr einen verschwiegenen Cultus widmen, von dem die betreffenden Frauen nichts merken dürfen: denn die Sympathien der Damen hat sich Caroline nach ihrem Tode so wenig wie im Leben zu erwerben gewußt. Sch.

Fontane's Wanderungen.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Theil. Spreeland. Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow. Von Theodor Fontane. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1882.

„Mit diesem IV. Bande nehm' ich — wenigstens in meiner Wanderer-Eigenschaft — Abschied vom Leser", sagt der Verfasser im Schlußwort seines nunmehr in stattlicher Vierzahl vor uns stehenden Werkes; und auch uns ergreift eine Art von Abschiedsstimmung. Denn wir sind gerne mit Fontane gewandert an den Flüssen und Seen, durch die Haiden und Kiefernwälder, die seitab gelegenen Dörfer und Landstädtchen der Mark Brandenburg. Er war ein guter Geleitsmann, der Gegend kundig, Einer, der mit den Leuten, Bauern und Fischern, Kutschern und Kossäthen in ihrer eigenen Sprache zu reden verstand, und ohne pietätlos zu sein, doch „den Humor davon" begriffen hatte. Mit einer leichten Dosis Schalkhaftigkeit, die ihn vor Uebertreibungen bewahrte, verstand er seinen Gegenstand zu behandeln; ein stets willkommener Gast in den alten Herrensitzen und bemooften Pfarrhäusern, wußte er denselben in der angenehmsten Weise von der Welt ihre Geheimnisse zu entlocken und diese mit so viel Anmuth und Gutherzigkeit weiter zu erzählen, daß Niemand Verdruß und Viele Vergnügen davon hatten. Manches hat er in seine Blätter gerettet, was in der Wirklichkeit nicht mehr ist. Die kleinen Feldsteinkirchen unserer märkischen Dörfer, neuerdings restaurirt oder renovirt, leben mit ihrem Dreizehnten-Jahrhundert-Aussehen in seiner Schilderung fort; und manch' ein Stück Dorfgeschichte, derb, zuweilen grob und immer drollig in der Fassung, aber zumeist von ernstem und nicht selten von tragischem Inhalt gibt er aus den Kirchenbüchern. Manch' ein ergreifendes Menschenschicksal liest er von den überwachsenen Grabsteinen. Heldenhafte Charaktere lernen wir kennen und opferwillig entsagende Frauen. Wir blicken in das innerste Herz eines weiten, ursprünglich dürftigen Culturgebiets, dessen Bewohner wenig der begünstigenden Natur, fast Alles der eigenen Thätigkeit verdanken; der Boden Sand und Sumpf, ohne Festigkeit, ohne Zusammenhalt, aber mitten hineingestellt ein

Menschenschlag, stark und entschlossen, jeder Einzelne kämpfend um die Scholle, die Grenzen vertheidigend und erweiternd — der Einzelne das Prototyp des Ganzen. Der Fremde, der jetzt nach Berlin kommt, und unsere macadamisirten Straßen, unsere Paläste, das Brandenburger Thor, den Thiergarten und den Königsplatz bewundert, der weiß es nicht. Aber wir, die wir, nicht zwei Stunden weiter, unsere Dörfer besuchen, die Nichts von der niedersächsischen oder westphälischen Opulenz, Nichts von der fränkischen Heiterkeit, der alemannischen Zierlichkeit haben; die wir an den Waldrändern und Flußufern tief im Sande waten, um irgend einen Hügel zu erreichen, bei dessen Besteigung der Weg hinter uns sich zu verschütten scheint: wir wissen es. Und doch — wer möchte, wenn er es einmal kennen gelernt — das mühsame Vergnügen einer solchen Wanderung missen? Wer liebte diese Landschaft nicht, die kaum einen Reiz hat außer ihrer Schwermuth? Wer hielte nicht gerne Rast unter dem Lindenbaum vor irgend einem Dorfwirthshaus in dem bescheidenen Gärtchen, mit grün angestrichenen Bretterbuden statt der Lauben, mit dem Blick auf ein steriles Ufer gegenüber, an welchem Nichts wächst, nicht einmal Unkraut, oder auf die benachbarte Gemarkung, durch deren dünnen Haferstand überall der Sand durchschimmert?

Wir verstehen Fontane sehr wohl, wenn er uns erzählt, daß ihm vor langen Jahren, in Schottland, da wo aus dem blauen Loch Leven das alte Douglas-Schloß sich erhebt, zuerst der Gedanke gekommen sei, Wanderungen in der Mark zu machen. Freilich gibt es da keine Schlösser und Seen, wie die schottischen, nicht steilaufragende Klippen, nicht waldesgrüne Felsenschlucht, nicht Rauschen des Bergwindes, hier voll vom Salzgeruch des Meeres, dort voll vom süßen Duft der blühenden Haide. Tapfere Männer hat die Mark gehabt, welche mit dem Hohenzollernhaus auf Tod und Leben rangen, dann gebändigt, ihm wacker halfen, seine Macht zu befestigen und zu vermehren; kräftige Frauen walteten immerdar auf diesen Edelhöfen. Aber für das nüchterne Leben war dies ein Land, nicht für das Abenteuer, nicht für die Tragik der Leidenschaft, nicht für die herzberückende Melodie der Sünde, nicht für die grandiose Poesie des Verbrechens. Trocken wie der Sand und geschäftsmäßig wie der Charakter ihrer Bewohner ist die Geschichte und selbst die Sage der Mark; ein neuer Beweis dafür, daß man mit Prosa weiter kommt, als mit Poesie. Kein Macbeth und keine Maria Stuart, Gott sei Dank, und kein Prinz Charlie; doch auch kein Robert Burns und kein Walter Scott. Was war es denn nun, das den Wandrer in Schottland plötzlich ergriffen und einen Wanderer durch die Mark aus ihm gemacht hat? Die Liebe zur Heimath, in welcher der Märker, der Brandenburger Niemandem nachsteht, keinem Schotten, keinem Schweizer. Ein solcher Märker ist Fontane, gebürtig aus Neu-Ruppin, wo man die schönen Bilderbogen macht, nicht weit von Fehrbellin, wo der Große Kurfürst seine Schlacht geschlagen und von Rheinsberg, wo Friedrich der Große seine geniale Jugend verlebt hat. „Und so fuhr ich denn", sagt er, „in meine specielle Heimath, in's Ruppin'sche hinein, und begann in seinen Luch- und Bruchdörfern umherzuwandern, den Rhin und die Dosse hinauf und herunter"; sein erster Band „Die Grafschaft Ruppin" erschien 1861 (dritte vermehrte Aufl. 1875), der zweite „Das Oderland" folgte 1863 (dritte vermehrte Aufl. 1880), der dritte „Ost-Havelland" 1873 (zweite vermehrte Aufl. 1880), und der vierte, der das Werk abschließt, „Spreeland", liegt heute vor — es ist unser Land, fast noch mehr als das an Havel und Oder; dasjenige, welches vor den Thoren Berlins und rund um Berlin sich ausdehnt. Hier verläßt uns der Wanderer, nachdem er in zweiundzwanzigjähriger Arbeit sein Vorhaben ausgeführt und uns eine Heimathkunde geliefert hat, wie sie treuer und ergreifender gewiß kein anderer deutscher Landstrich besitzen mag; und hier, wo scheinbar unsere Wege sich trennen, geziemt es sich wohl, daß wir ihm unseren Dank aussprechen und mit einem herzlichen „Glück auf!" von ihm scheiden.

Es ist nicht einfache Beschreibung oder systematische Geschichtserzählung, welche Fontane gibt; innerhalb der großen Grenzen, welche die Natur durch die Flußläufe gezogen und die Hand des Menschen in Krieg und Frieden fixirt hat, folgt er mehr

seinem Herzen und seinem Auge, als irgend einem vorbestimmten Plan. Aber es ist ein Herz voll Liebe zur Heimath und das Auge des Poeten, welches auch dem Kleinen und Unscheinbaren seinen Reiz abzusehen versteht. Darum ruht es wie warmer Sonnenschein über diesen Schilderungen; es ist etwas Zauberisches um die Stimmung, welche uns hier in eines jener Landstädtchen versetzt, schläfrig und schlummernd am hellen Mittag, während rechts und links die Welt vorüberhastet; oder in eine jener traulichen Pfarrwohnungen, mit der Studirlampe hinausstrahlend in die Winternacht und den Schnee; oder auf den Dorfplatz, an einem Sommerabend, die rothen Tücher der Tänzerinnen intensiver gefärbt durch die feurig niedergehende Sonne; oder in die Frühlingsnacht eines herrschaftlichen Parkes, oder in den Mondesdämmer einer einsamen Haide. Nicht, als ob es an sehr positiven Elementen fehlte; die markvollen Gestalten unserer Hohenzollern bewegen sich beständig im Hintergrunde. Manchmal treten sie auch ganz in den Vordergrund, wie in jener rührenden Herzensgeschichte der lieblichen Julie von Voß. Aber es sind immer nur die Nebenwege der Geschichte, die wir geführt werden und das Individuelle herrscht vor. Wir sehen die Markgräfin von Bayreuth im Pavillon von Königs-Wusterhausen. Wie durch eine Bildergalerie von zwei Jahrhunderten wandeln wir in den Räumen des Schlosses zu Cöpenick. Wir kommen in das Land der Schlabrendorfs: die Männer Kriegshelden, Staatsmänner, excentrische Originale; das gräfliche Haus in unseren Tagen aussterbend mit zwei Damen, den edelsten ihres Geschlechts, im Auslöschen noch den verklärenden Schimmer echter Menschenfreundlichkeit über eine lange, ruhmvolle Vergangenheit werfend. Reich an Anekdoten aus erster Hand, an charakteristischen Erinnerungen ist dieses Buch. Kein mittelalterlicher Rest in jenen kleinen, ehemals befestigten Städten auf der Grenze zwischen Mark und Lausitz entgeht dem Blick Fontane's; keine zurückgebliebene Spur aus fernen Tagen, bis zu jenen fernsten, wo die Slaven, die Wenden, immer mehr vor der deutschen Cultur weichend, in ihren Spreewaldwinkel getrieben wurden, wird übersehen. Aber stets ist der Hauptgesichtspunkt der künstlerische, der dichterische; man begreift noch einmal, wie gerade hier, aus dem Lande, welches nach landläufigen Begriffen nichts weniger als „romantisch" war, die romantische Schule hervorgewachsen ist, aus dem Eckhause der Roßstraße zu Berlin, in welchem Ludwig Tieck geboren worden.

Noch auch ist die Kunst des Gesanges jemals ausgestorben im Spreeland; und zu einigen Heimstätten desselben führt uns der Wanderer. Bescheidene Heimstätten, bescheidener Gesang; bescheiden wie diese Landschaft, aber auch eigenartig wie sie. Wenn man an diese Dichter denkt, so fällt Einem gleich zuerst Goethe's Spottlied ein; und fast wie Schiller's Verdict auf der Weser, ruht dasjenige seines großen Freundes auf der Spree. Vielleicht hat es Schmidt von Werneuchen nicht besser verdient, obgleich auch für ihn Fontane ein gutes Wort zu sagen hat, und gewiß nicht mit Unrecht. Er gab (1796) einen „Kalender der Musen und Grazien" heraus, in welchem sich so schöne Dinge finden, wie das folgende:

Die Küchlein ziepen; Nestvögel piepen
Im Fliedergrün, und Frauen ziehn
Mit Milch in Kiepen
Barfüßig hin zur Städterin.

Worauf Goethe's „Musen und Grazien in der Mark" sich noch expliciter ausdrücken:

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist.

Aber von einer feineren und inhaltvolleren Dichtart in der Mark legen die „Nebenstunden" des Freiherrn von Canitz (1654—1699) Zeugniß ab — eines märkischen Edelmannes von hohen Meriten als Diplomat im Dienst des großen Kurfürsten, und als Dichter, in jener verwahrlosten Zeit, „das erste Muster besserer Poesie"

gebend, um das Urtheil Fontane's hier durch ein Wort Vilmar's zu bestätigen. Er würde fortleben, auch wenn er nur jenes schöne „Abendlied" gedichtet hätte, welches sich in Wackernagel's Sammlung findet:

Wenn heut mein Ziel der Jahre,
Mein letzter Abend ist,
Wohlan! wann ich nur fahre
Wo du, mein Vater bist.
Doch, soll ich länger leben,
So laß den festen Schluß
Mir stets vor Augen schweben,
Daß ich einst scheiden muß.

Er sollte nicht länger leben; dieses Lied, in seiner letzten Krankheit gedichtet, war sein letztes. Er starb, noch nicht 45 Jahre alt.

Der größte dieser alten märkischen Poeten, und einer, der zugleich seinen festen Platz und hohen Rang in der deutschen Dichtung überhaupt hat, ist Paul Gerhardt (1606—1676). Fontane zeigt ihn uns als Propst in Mittenwalde (1651—1657), zwischen seinem Diaconat an der Nikolaikirche zu Berlin, wo er als Gegner der Union suspendirt ward, und seinem Pfarramt in Lübben, wo er starb. Hier in Mittenwalde, mitten im Teltow und links von der Spree, in dem ehemaligen Propstei-Garten, der nunmehr zwischen zwei Nachbarsgärten verödet daliegt, dichtete Paul Gerhardt „das große Trost- und Vertrauenslied": „Befiehl du deine Wege"; hier auch, nach der Melodie des Liedes „Innsbruck, ich muß dich lassen", welches allabendlich vom Thurme geblasen ward, das herrliche „Nun ruhen alle Wälder". Diese geistlichen Lieder aus der Mark sind Eigenthum des ganzen deutschen Volkes geworden. Aber es ist noch ein weltliches da von Paul Gerhardt, welches die Landschaft der Mark schildert, und anders als Schmidt von Werneuchen; ein echtes und rechtes „Sommerlied", beim frohen Ausmarsch zu singen, und darum wohl geeignet, diesen „Wanderungen durch die Mark" gleichsam als Reisesegen mitgegeben zu werden:

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

— — —

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täubchen fleugt aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder.
Die hochgelobte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Noch immer, überall in der Mark und sogar im Thiergarten von Berlin, singt, sobald der Frühling gekommen ist, „die hochgelobte Nachtigall". Der Lärm der Charlottenburger Chaussee, das Geklingel der Pferdebahn hat sie nicht vertrieben; nur um so lauter und lieblicher schmettert sie, zum Zeichen, daß wenn die Prosa unser Loos, doch das bischen Poesie uns nicht ganz verlassen will. J. R.

α. **Aus Aegypten's Vorzeit.** Von Dr. F. J. Lauth, Professor der Aegyptologie in München. Berlin, Theodor Hofmann. 1881.

Professor Lauth's Bedeutung als Chronologe ist nicht nur für die ägyptische, sondern für die gesammte alte Geschichte so außerordentlich groß, daß eine, die wesentlichen Thatsachen seiner Funde resumirende Darstellung im höchsten Grade beachtens- und dankenswerth ist. Bekanntlich sind die Daten der alten Geschichte bis in die ersten Jahrzehnte des gegenwärtigen Jahrhunderts ziemlich ausschließlich nach der Gründung Roms, dem Anfang der ersten Olympiade und der Geburt Christi bestimmt worden. Seitdem diese Zahlen erschüttert sind, droht das letzte Jahrtausend vor Christus in Unordnung zu gerathen, während es um die vorhergehenden Zeiten noch übler stand. Professor Lauth, die ungewöhnliche Verbindung von astronomischen und historischen Kenntnissen besitzend, welche, wie schon Goethe sagt, zur Chronologie erforderlich, aber selten in einer Person vereint sind, hat eine Anzahl älterer und späterer ägyptischer Daten absolut zu bestimmen vermocht, die nun als ebensoviele Ankerpunkte im Meere der Zeiten für Aegypten sowohl, als für die gesammte alte Welt maßgebend geworden sind. In ihrer Gesammtwirkung laufen diese durch ebenso scharfsinniges Hieroglyphenlesen, wie durch weit zurückgreifende astronomische Berechnungen ermöglichten Entdeckungen auf die Wiederherstellung des Sothisbuches des Manatho und die Feststellung der Hundsternsperioden hinaus.

Der Werth von Prof. Lauth's obgenanntem Werk ist durch die fortlaufend und ungemein anziehend erörterte Chronologie indeß nicht erschöpft. Es ist vielmehr eine pragmatische Geschichte des alten Aegyptens, von den Denkmälern und Papyren copirt und mit Vergleichung der classischen Literatur kritisch gesiebt, und allgemein verständlich aufgefaßt. Auf das Zuständliche ist weniger eingegangen; doch ist auch in dieser Beziehung das Wesentlichste für die Ausfüllung des klar und übersichtlich gezeichneten Rahmens gethan.

γ. **Aus meiner Wandermappe.** Novellistische Herzens- und Länder-Studien von Karl Böttcher. 2. Auflage. Dresden, R. v. Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhandlung. 1882.

Weit umgethan hat sich der Verfasser vorliegender Skizzen in aller Herren Ländern, diejenigen eingerechnet, die wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika gar keinen Herrn haben. Er hat das Meer gesehen, wo es sommerlich und blau schimmert im Golfe von Neapel und er hat den Donner des Niagarafalles gehört; er kennt die großen Städte des Continentes und weiß von Allem lebendig und anschaulich zu erzählen, sei es, daß er uns ein Idyll vorführt oder eine Geschichte mit tragischem Ausgang. Offenbar ist der Verfasser noch jung, sein flotter, frischer, kecker Ton und sein Optimismus, der immer und überall die Sonne scheinen sieht, verrathen es. Möge diese freudige Welt- und Menschenbetrachtung ihm erhalten bleiben; denn wir haben genug von dem Pessimismus, welcher Leben und Dichtung mehr und mehr in seine grauen Schleier verhüllt. Das schließt nicht aus, daß mit zunehmender Erfahrung auch das kritische Selbsterkennen reift, welches den Verfasser veranlaßt haben würde, solche minderwerthige kleine Sachen wie z. B. „Eine Nacht im Schlafwaggon" oder „Moderne Liebe" nicht einer Sammlung einzuverleiben, die sonst des hübsch Ersonnenen, anmuthig Unterhaltenden so Vieles enthält. In einem warm empfundenen Einleitungsgedicht spricht sich die Liebe des Weitgewanderten zu seiner deutschen Heimath aus und in der That, wenn der Reichthum des draußen Erschauten und Erlebten seiner Phantasie zu gute kommt, so hat er doch auch in der Fremde sich das deutsche Gemüth erhalten, welches in jeder seiner Schilderungen und Erzählungen uns sympathisch anmuthet.

ρ. Von den **Baedeker'schen Reisebüchern** (Leipzig, Karl Baedeker. 1882) liegen uns in neuen Auflagen vor:

Südbaiern, Tirol und Salzburg, Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland. Mit 25 Karten, 12 Plänen und 7 Panoramen. 20. Auflage.

Süd-Deutschland und Oesterreich. Mit 27 Karten und 39 Plänen. 19. Auflage.

Schweden und Norwegen. Nebst den wichtigsten Reiserouten durch **Dänemark.** Mit 10 Plänen und 25 Karten. 2. verbesserte und vermehrte Auflage.

Baedeker's „Handbücher für Reisende" bedürfen einer Empfehlung nicht; wer einmal mit solch einem rothen Buch in der Hand eine Reise gemacht hat, wird sich niemals einen besseren, treueren und zuverlässigeren Begleiter wünschen. Aber für denjenigen, dessen angenehme Pflicht es ist, die neuen Auflagen dieser ausgezeichneten Collection anzuzeigen, wird der Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Herausgeber an der Vervollkommnung derselben arbeitet, immer ein Gegenstand der Anerkennung bleiben. Unaufhörlich wird der Inhalt bereichert, die Zahl der Karten und Pläne vermehrt, die sorgsam bessernde Hand ist überall zu gewahren. In dem Reisehandbuch für „Süd-Deutschland und Oesterreich" ist die Beschreibung der großen Städte und ihrer Kunstschätze mehr in den Vordergrund gerückt, während die eigentlich touristischen Abschnitte mit größerer Ausführlichkeit in dem Buch über „Südbaiern" und die österr. Alpenländer zu finden sind; ersterem ist ein trefflicher Aufsatz „Zur kunsthistorischen Orientirung" von Prof. Anton Springer neuerdings vorangesetzt worden, und in beiden haben namentlich die Pläne durch Herstellung in Farbendruck ungemein gewonnen. — Das Handbuch für „Schweden und Norwegen" wird nicht wenig dazu beitragen, jene schönen Länder im Norden immer mehr zu einem beliebten Reiseziel zu machen, deren Bevölkerung durch Abstammung, Sprache, Cultur uns so nahe steht und in Kunst und Dichtung so sympathisch ist. Text, Karten und Pläne (erstere um 8, letztere um 6 Blätter in dieser neuen Auflage vermehrt) sind von bewährter Vorzüglichkeit und die Einleitung ein Muster gedrängter, und dennoch vollständiger Information. —

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bain. — James Mill. A biography. By Alexander Bain. London, Longmans, Green, and Co. 1882.

Bain. — John Stuart Mill. A criticism with personal recollections. By Alexander Bain. London, Longmans, Green, and Co. 1882.

Balbi. — Adrian Balbi's allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. 7. Aufl. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. Lfg. 2—5. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Ballestrem. — Violet. Roman von Eufemia Gräfin Ballestrem. Breslau, S. Schottlaender. 1883.

Bauer. — Der Magus des Nordens. Novelle von Dr. Edgar Bauer. Leipzig, E. Grimm. 1882.

Boas. — Der Sturm und das Wintermärchen, zwei Shakespeare'sche Dramen in ihrer symbolischen Bedeutung von Felix Boas. Stettin, H. Dannenberg. 1882.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 28—33. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Camoens. — Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von Wilhelm Storck. IV. Bd.: Buch der Canzonen und Idyllen. Paderborn, F. Schöningh. 1882.

Chaillu. — Im Lande der Mitternachts-Sonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. du Chaillu frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Ansicht von Stockholm und Karte. Lfg. 13—15. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. Bd. 26. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. 2. Bd. (1798—1805.) Eingeleitet und revidirt von R. Borberger. — Bd. 27. Die Miesenbacher. Ein Culturbild aus dem bayrischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, W. Spemann.

Dietrichs-Parisius. — Bilder aus der Altmark von Hermann Dietrichs und Rudolf Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten (aus der Xylographischen Anstalt von J. F. Richter in Hamburg). Lfg. 1. Hamburg, J. F. Richter. 1882.

Diez. — Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur näheren Kenntniss des Mittelalters von Friedrich Diez. 2. verm. Aufl. von Karl Bartsch. Leipzig, J. A. Barth. 1882.

Dreher. — Der Darwinismus und seine Consequenzen in wissenschaftlicher und socialer Beziehung. Von Dr. Eugen Dreher. Halle, C. E. M. Pfeffer. 1882.

Erckmann-Chatrian. — Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau. Lfg. 7—12. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung. 1882.

Findel. — J. G. Findel's Schriften über Freimaurerei. 1. Band. 2. Heft: Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben. Leipzig, J. G. Findel. 1882.

Flemmich. — Sang und Klang. Lieder zum Componiren und andere poetische Kleinigkeiten von Heinrich Flemmich. (Percival.) Freiburg i. B., Ad. Kiepert, Hofbchh. 1882.

Freundschafts-Album. Aeltere und neuere Dichtersprüche in Poesie und Prosa ausgewählt von Elise Polko. Leipzig, Licht & Meyer.

Gartner. — Viaggi Ladini. Fatti e narrati dal Dr. Theodoro Gartner. Con un saggio statistico ed una carta geografica. Linz, G. Wimmer. 1882.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 20. Jahrg. Heft 8. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Glasenapp. — Richard Wagner's Leben und Wirken. In sechs Büchern mit Supplement 1876—1882. Nebst einem Register über das gesammte Werk. Neue vermehrte Ausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Goeler von Ravensburg. — Rubens und die Antike. Seine Beziehungen zum classischen Alterthum und seine Darstellungen aus der classischen Mythologie und Geschichte. Eine kunstgeschichtliche Untersuchung von Frdr. Frhrn. Goeler von Ravensburg, Dr. phil. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Jena, H. Costenoble. 1882.

Goethe. — Goethe's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 4. 5. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).

Grenander. — Sur les conditions nécessaires, selon le droit des gens, pour avoir, en guerre le droit d'être considéré et traité comme soldat par B. Kr. Grenander. Paris, A. Marescq Ainé. 1882.

Hagen. — Die Bedeutung des Morgenweckrufes in Richard Wagner's Bühnenweihfestspiele „Parsifal". Erörtert von Edmund von Hagen. Berlin, Th. Barth. 1882.

Haeger. — Sirenen. Lustspiel in 3 Acten von Albert Haeger. Berlin, Vogel & Jensen.

Hart. — Sedan. Eine Tragödie in 5 Acten. Von Heinrich Hart. Mit einem Prolog. Leipzig, Otto Wigand. 1882.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VI. Jahrg. Heft 11. August 1882. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hochzeits-Album. Wittenberg, R. Herrosé. 1882.

Hohenhausen. — Berühmte Liebespaare. Dritte Folge von Fr. von Hohenhausen. Leipzig, B. Schlicke. 1882.

Jagdmaler-Album, deutsches. Original-Holzschnitte von 26 der besten deutschen Jagdmaler, den Mitarbeitern des „Waidmann". Blätter für Jäger und Jagdfreunde. Erste illustrirte deutsche Jagdzeitung. Mit begleitendem Text und Charakteristik der betreffenden Künstler in deutscher, französischer und englischer Sprache. Andenken an Cleve. Leipzig, P. Wolff. 1881.

Jahresbericht der königlich bayerischen landwirthschaftlichen Centralschule Weihenstephan pro 1881/82. Freising, F. P. Datterer. 1882.

Kanitz. — Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860—1879. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 3 Bände. Mit 30 Illustrationen im Texte, 10 Tafeln und einer Routier-Karte. Von F. Kanitz. Leipzig, Renger'sche Buchhdlg. 1882.

Kern. — Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien. Eine Darstellung der Lehren und Geschichte der Buddhistischen Kirche von Heinrich Kern, Professor an der Hochschule zu Leiden. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von Hermann Jacobi, Professor an der Akademie zu Münster i. Westf. I. Bd. 1. Theil. Leipzig, Otto Schulze. 1882.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 21—23. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Köhler. — Die Kinder des Hauses. Ein Trauerspiel von G. Köhler. Straßburg i. E., M. v. Wilmowski. 1882.

Kompert. — Leopold Kompert's gesammelte Schriften. 1. Band: Aus dem Ghetto. Berlin, L. Gerschel's Verlagsbuchhdlg. 1882.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 48—51. Stuttgart, J. Engelhorn.

Lindau. — Wintertage. Drei Erzählungen aus Frankreich von Rudolph Lindau. Inhalt: Im Park von Villers. — Hans der Träumer. — „Souvenir". Breslau, S. Schottlaender. 1883.

Litteraturdenkmale, deutsche, des 18. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heft 6. Hermann von C. M. Wieland. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882.

Machiavelli. — Mandragola. Komödie in fünf Aufzügen von Niccolo Machiavelli. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Albert Stern. Mit dem Bildniß Machiavelli's. Leipzig, Otto Wigand. 1882.

Mariager. — Aus Hellas. Fünf antike Erzählungen von Peter Mariager. Vom Verfasser des dänischen Originals unter Mitwirkung von Eugen Liebich veranstaltete, einzig berechtigte deutsche Ausgabe. Leipzig, B. Schlicke. 1882.

Medicus. — Was sich mit einem Menschenmagen bei Nacht und Tage zugetragen. Nicht nur den Magenkranken, sondern der ganzen Schar von Hypochondern zu medicinischem Genuß erzählt von Dr. Medicus. Hamburg, K. Grädener. 1882.

Medicus. — Unsere eßbaren Schwämme. Populärer Leitfaden zum Erkennen und Benützen der bekanntesten Speisepilze von Dr. Wilhelm Medicus. Mit 23 naturgetreuen feincolorierten Abbildungen. Kaiserslautern, A. Gotthold's Buchhdlg. 1882.

Meyer's Sprachführer für Reisende. Italienischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Moldenhauer. — Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von C. F. Theod. Moldenhauer. Lfg. 13. 14. Köln, E. H. Mayer. 1882.

Münchmeyer. — Unbefangene Betrachtungen über die deutschen Gerichtskostengesetze, die Gebühren-Ordnung für Gerichts-Vollzieher und die Novelle vom 29. Juni

1881 vom praktischen Standpunkte. Für die Staatsbürger im Deutschen Reiche von G. F. Münchmeyer, Amtsrichter in Reinhausen. Grünberg i. Schl., Friedr. Weiß Nachf. Verlag (H. Söderström). 1882.

Neumann's geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. Mit Ravenstein's Specialatlas von Deutschland, vielen Städteplänen, statistischen Karten und mehreren hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen. Lfg. 1. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Niemann. — Bachen und Thyrsosträger. Roman von Aug. Niemann. 2 Bde. Leipzig, F. Wilh. Grunow. 1882.

Norrenberg. — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. 2. Band. Lfg. 3. 4. Münster, Adolph Russell's Verlag. 1882.

Perrot-Chipiez. — Geschichte der Kunst im Alterthum. Aegypten — Assyrien — Persien — Kleinasien — Griechenland — Etrurien — Rom. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. — Aegypten. Mit ungefähr 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Lfg. 3. 4. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Ploß. — Ueber das Gesundheitswesen und seine Regelung im Deutschen Reiche. Von Hermann Ploß, Dr. med. Leipzig, G. Gräbner. 1882.

Reime eines Unbekannten. Wien, M. Perles. 1882.

Revue, ungarische. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy. Heft 6. 7. Budapest, Fr. Kilian. 1882.

Richter. — Bilder aus der deutschen Culturgeschichte v. Albert Richter. II. Bd. Lfg. 2. Leipzig, F. Brandstetter.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 11. Wien, A. Hartleben. 1882.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 77. Die deutschen Colonien in Syrien. Von Theodor Hermann Lange in Dresden. Prag, Verlag des Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 1882.

Schrattenthal. — Die Pflegerinnen der nordisch-germanischen Götterfage. Den deutschen Frauen und Jungfrauen gewidmet v. Karl Schrattenthal. Münster i. W., R. Gierke. 1882.

Schweiger-Lerchenfeld. — Die Adria. Von Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt (wovon 40 Vollbilder, theilweise auf Cartons), 6 Plänen und einer großen Karte des Adriatischen Meeres und seiner Gestadeländer. Lfg. 5—10. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustr. Lfg. 11—13. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Schwizer-Dütsch. — Heft 5. Aus dem Kanton Zürich. 1. Heft. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Sutermeister. — Heft 6. Aus den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden. 1. Heft. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Zürich, Orell Füßli & Co. 1882.

Stamford. — Die Feldzüge der Regimenter Ufm Keller und von Hornumb von Hessen-Cassel in dem Reichskriege gegen Schweden auf Schonen und auf Rügen 1677 und 1678. Ein Beitrag zur Hessischen Kriegsgeschichte wie zur Geschichte der hessischen Kriegsverfassungen von C. v. Stamford. Mit 6 Anlagen. Cassel, A. Freyschmidt, Hofbuchhdlg. 1882.

Steub. — Sängerkrieg in Tirol. Erinnerungen aus den Jahren 1842—1844. Von Ludwig Steub. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. 1882.

Stieler. — A Hochzeit in die Berg'. Dichtungen in oberbayerischer Mundart zu Hugo Kauffmann's Zeichnungen von Karl Stieler. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1882.

Studien, philosophische, herausgegeben von Wilhelm Wundt. I. Band. 3. Heft. Leipzig, W. Engelmann. 1882.

Tittmann. — Weibliche Unabhängigkeit. Novelle von C. G. Tittmann. Breslau, S. Schottlaender. 1882.

Tormin. — Bühnengeheimnisse. Der Königliche Commissionsrath und Theater-Agent Louis Fränkel in Berlin. Ein Wort der Aufklärung über Deutsche Theater-Verhältnisse an alle Freunde der dramatischen Kunst von Ludwig Tormin, Schauspieler. Berlin, E. Medlenburg.

Treutler. — Fünfzehn Jahre in Süd-Amerika an den Ufern des Stillen Oceans. Geschenes und Erlebtes von Paul Treutler. Mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Plänen in Lichtdruck, nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Band II. III. Leipzig, Weltpost-Verlag. 1882.

Turgeniew. — Vier Erzählungen von Iwan Serg. Turgeniew. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übertragen von E. St. Inhalt: Tuck! Tuck! Tuck! — Sonderbare Geschichte. — Die Uhr. — Die Erzählung des Vaters Alexei. Leipzig, Otto Wigand. 1882.

Universal-Bibliothek. Nr. 1624. Der rothe Graf. Preisgekröntes Schauspiel in 3 Acten nebst Vorspiel von Giuseppe Giacosa. Deutsch von Konrad Telmann. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Unterrichts-Wesen, das ungarische, am Schlusse des Schuljahres 1879—80. Im Auftrage des königl. ung. Ministers für Cultus und Unterricht. Nach amtlichen Quellen dargestellt. Budapest. 1882.

Vischer. — Altes und Neues. Von Friedr. Theodor Vischer. Heft 3. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1882.

Wanderbilder, europäische. Nr. 28. Pyrmont. Illustrirt und beschrieben von Robert Geissler. Mit 12 Illustrationen und einer Karte. — Nr. 29. Villach in Kärnten und seine Umgebung. Von Heinrich Noé. Mit 10 Illustrationen von J. Weber und einer Karte. Zürich, Orell Füssli & Co.

Wanderbilder, europäische. Nr. 34. 35. Görbersdorf. Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke von R. Ortmann. Mit 26 Illustrationen von Blätterbauer und einer Karte. Zürich, Orell Füssli & Co.

Weber. — Allgemeine Weltgeschichte von Georg Weber. 2. Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. Lfg. 5. 6. Geschichte des Morgenlandes. Leipzig, W. Engelmann. 1882.

Weltgeschichte, illustrirte, für das Volk. Unter besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte in zweiter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin, L. F. Dieffenbach, Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. Otto Kaemmel, Dr. E. Lammert, Prof. J. G. Vogt 2c. Pracht-Ausg. Mit ca. 2000 Abbildungen, 40—50 Tontafeln, Karten 2c. Lfg. 78—94. Leipzig, O. Spamer.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. 1882. II. Jahrg. Heft 6—9. Leipzig, Weltpost-Verlag.

Wichert. — Peter Munk. Volksschauspiel in vier Aufzügen und einem Vorspiel von Ernst Wichert. Leipzig, E. Reißner. 1882.

Wildenradt. — Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. Von Johann von Wildenradt. 2. Aufl. Hamburg, O. Meißner. 1881.

Wissen, das, der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. II. Band. Allgemeine Witterungskunde nach dem gegenwärtigen Standpunkte der meteorologischen Wissenschaft. Für das Verständniß weiterer Kreise bearbeitet von Dr. Hermann J. Klein. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich. — III. Band: Geschichte des dreißigjährigen Krieges in drei Abtheilungen von Anton Gindely. II. Abthlg.: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's 1622—1632. Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich. Leipzig, G. Freytag. 1882.

Woordenboek, middelnederlandsch, van wijlen Dr. E. Verwijs en Dr. J. Verdam, Hoogleeraar te Amsterdam. 1. Aflevering. 's-Gravenhage. M. Nijhoff. 1882.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XVII. Band. Heft 3 u. 4. Mit Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band. IX. No. 6. 7. Berlin, Dietrich Reimer. 1882.

Zeitschrift, historische. — Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge, zwölfter Band, erstes Heft. Jahrg. 1882. Heft IV. Inhalt: I. Die Prinzessin von Ahlden. Von A. Köcher. Erster Artikel. — II. Das politische Testament Karl's V. von Lothringen von 1687. Von R. Koser. — Literaturbericht. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1882.

Zeit- und Streit-Fragen, deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. v. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt, herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. XI. Heft 166. Sonntagsfeier in Deutschland. Von A. Lammers. Berlin, C. Habel. 1882.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING LIST APR 1 1935

AP
30
D4
Bd.32

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY